

Literaturblatt.

Jahrgang 1855.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart.

In Commission bei Paul Neff.

Register.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 1. 3. Januar 1855.

Neujahrsgedanken.

Wie die Erde leise und unmerklich unter unsern Füßen sich bewegt und Tausende von Meilen durchmißt, während wir festzustehen wähnen, und wie eine Jahreszeit langsam und unscheinbar in die andere übergeht, so gibt es auch einen Fortgang in den Meinungen und Stimmungen der Völker, der am mächtigsten ist, wenn man ihm keine Beachtung schenkt und der nicht selten das gerade Gegentheil vom sogenannten Fortschritt ist, indem er denselben weit hinter sich läßt und einem ganz anderen Ziele zulenkt.

Diesen geheimen und stillen Zug der Zeit zu belauschen, hat uns schon seit vielen Jahren Freude gemacht und Trost gewährt unter mancherlei Unfug derer, die ausschließlich Weltgeschichte zu machen sich einbildeten, indeß die wahre Geschichte sich immer anders gestaltete, als sie gewollt und geträumt hatten. Im Allgemeinen war es die subjective Auffassung der Dinge, die früher vorherrschte, und die nun allmählig der objectiven weichen muß. Es war ein verstocktes Sichverschließen gegen Gottes Offenbarung, Gebot und Verheißung, ein hoffärtiges Alleingeltendmachen des menschlichen Willens und Verstandes, ein trotziges Sichverlassen auf die Selbsthülfe und Eigenmacht des menschlichen Geistes und der menschlichen Vermögen, endlich eine den Gottesdienst ersetzen sollende Selbstanbetung, durch welche die Menschen sey es ein goldenes Weltalter in der Zukunft aus eigenen Mitteln schaffen, oder doch die Gegenwart beherrschen und ausnutzen wollten. Dem ist nun wieder ein mehr kirchlicher Sinn, eine Hingebung an Gott, oder wenigstens ein gewisser Fatalismus gefolgt, der die Abhängigkeit des Menschen vom großen Gange der Dinge erkennt und der Eitelkeit nicht gern mehr Vorschub leistet. In der That haben sich die Stimmungen mächtig geändert. Noch in frischem Andenken und dennoch schon wie längst vergangen ist die Zeit, in welcher die Philosophie den Offenbarungsglauben gleichsam austrocknen oder auffaugen, nach und nach dem Volke entziehen wollte, in welcher die politische Doctrin und die Pädagogik die gesammte Menschheit nach ausschließlichen Vernunftgesetzen zum idealen Bürgerthum erziehen wollte, und in welcher endlich die schönen Geister in den mannigfaltigen Gebieten des Geschmacks nach der Vergötterung strebten und den berühmten „Kultus des Genius" an die Stelle der christlichen Kirche bringen wollten. Ganze Generationen setzten ihre Kraft an die Erreichung der bezeichneten Ziele und schwelgten auch wohl eine Zeit lang in der Illusion, sie hätten etwas erreicht. Aber in Wahrheit erreichten sie nichts. Ein Meister der Philosophie verdrängte den andern, bis man sie alle satt hatte. Ein politisches Experiment verdrängte das andere, und keines reussirte. Ein vergötterter Poet, Sänger und Schauspieler verdrängte den andern und alle kamen aus der Mode.

Wenn man sich gegenwärtig in der Literatur wie im Leben orientirt, so fällt im Vergleich zu den früheren Perioden unserer Bildung das Darniederliegen der Philosophie am meisten auf. Ein ganzes Jahrhundert nannte man mit Stolz das philosophische. Einen der größten Könige und Helden glaubte man noch mehr zu ehren, indem man ihn den Philosophen auf dem Thron nannte. Nach der Auszeichnung der Philosophin strebte sogar die russische Katharina. Der Umgang und die Correspondenz mit Philosophen war eine Modesache der gekrönten Häupter. Fast die gesammte studierende Jugend theilte sich in philosophische Partheien oder huldigte einstimmig irgend einem Denker im Zopf, der Alles und Alles allein wußte. Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel waren Souveraine in der Geisterwelt. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt man für keinen loyalen Staatsbürger noch irgend wissenschaftlich gebildeten Menschen, wenn

man nicht die Hegel'sche Lehre eingenommen hatte. Es kam so weit, daß die philosophische Staatsschule für ausreichend erkannt werden wollte, die Kirche zu ersetzen. Man rühmte sich laut, die Kirche durch Philosophie überwunden zu haben. Aber all dieser philosophische Dunst ist zerronnen, die Kirche, das ganze Getriebe der Welt, sammt der Natur sind stehen geblieben. Nichts ist so unpopulär jetzt und langweilig, als der philosophische Jargon und die philosophische Dünkelhaftigkeit. Alles hat sich wieder der Kirche zugewandt und den praktischen Interessen, dem erfahrungsmäßigen Wissen. Alle philosophischen Systeme sind wie Kartenhäuser umgefallen und die jungen Privatdocenten, die hie und da eins wieder aufbauen möchten, erregen Mitleid. Die Verachtung der Philosophie herrscht bei allen praktischen Menschen dergestalt vor, daß sie ungerecht wird. Aber es konnte nicht anders kommen, sofern die Philosophie bisher in reiner Negation verharrte und ausschließlich der menschlichen Eitelkeit und Hoffahrt gegen Gott und gegen die wahre Bestimmung des menschlichen Geschlechts diente.

Das eng mit der Philosophie des vorigen Jahrhunderts zusammenhängende Princip der menschlichen Selbstbestimmung im Staatsleben ist nicht weniger um den Credit gekommen. Seit Rousseau den besten Staat aus einem bloßen Willensact der Bürger hervorgehen lassen wollte und zugleich ein Erziehungssystem empfahl, dem die besten Bürger, wie die Küchlein dem ägyptischen Brutofen entnommen werden sollten, haben politische und pädagogische Theorien gewetteifert, die Menschheit in Anspruch zu nehmen. Da man hier nicht bei Collegien und Compendien stehen blieb, sondern die Sache ins Leben führen wollte, erschütterte man die Grundlagen der Gesellschaft, zerstörte Stände, Staaten, Kirchen, stürzte Thron und Altar. Aber es wollte niemals gelingen, die Menschen besser und vernünftiger zu machen. Der beste Staat kam nicht zu Stande. Der Revolutionsraserei entwuchs der gemäßigte Fortschritt wie einer im Tollhaus umgekommenen Mutter ein ehrbarer Sohn. Weil aber dieser Redliche wieder nur eine philosophische Schablone hatte, so gelang es auch ihm nicht, das vielgestaltige Menschenvolk in dieselbe einzupressen. Wie gut er es meinte, wie viel Nützliches er auch im Einzelnen leistete, er hatte nun einmal die fixe Idee von der Selbstbestimmung vernünftiger und in den Staatsschulen wohlerzogener Staatsbürger, und verstand nichts von der Wirklichkeit des Volks, seinem Glauben, seinen socialen Bedürfnissen, seinen kirchlichen, ständischen, Gemeinde- und Familieninteressen, nichts von seiner Arbeit, nichts von seiner Armuth, nichts von seiner Naivetät und Unfähigkeit, philosophisch zu denken. Die Rotteck-Welckerschen Menschen waren nur Holzständer, um daran politische Lieblingsbegriffe zu hängen. Fast keines ihrer Stichwörter traf den rechten Fleck, wo es dem Volke Noth that. Der Luxus von Wahlrechten, Verfassungsparagraphen, sthenographischen Weisheitsacten und papiernen Bürgschaften aller Art hat dem Volk weder Brod noch Arbeit, weder Frömmigkeit noch Sittenzucht, weder Macht und Ehre nach Außen, noch Ruhe und Zufriedenheit im Innern gebracht. In der Paulskirche hat sich dasselbe eitle Experiment mit den Grundrechten und der Reichsverfassung wiederholt und hier zeigte sich der Misgriff am grellsten. Das politische Paragraphendrechseln und die Gesetzmacherei sind in der deutschen Welt zum äußersten Extrem gediehen und nicht nur der kleinste Staat, sogar der kleinste lokale Verein leidet darunter, denn auch hier, wenn nur Statuten gemacht sind, glaubt man, sey alles gewonnen. Wie unendlich viel Realität wird dieser Form, wie viel Leben diesem Schatten geopfert! Wenn man das Unrecht der früher künstlich geschaffenen Rechte und das Unpraktische der aus falscher Schultheorie, aus einseitigen Parteiinteressen und aus unvernünftigen Gesetzgeberwahlen hervorgegangenen Gesetze einsieht, so überläßt man es einer eben so paragraphenseligen Reaction, sie wieder durch eben so viele neue Gesetze von eben so kurzem Lebensathem zu ersetzen. Allein endlich und endlich wird man doch auch von diesem Leiden genesen. Dem Zuge nach praktischer Vereinfachung, der durch die Welt der Gewerbe und des Verkehrs geht, wird zuletzt auch die Gesetzgebung nicht widerstehen können. Die Wahrheit, daß man nicht aus der ersten besten Schul- und Bureauweisheit heraus alles neu machen, sondern sich den natürlichen Lagen und Bedürfnissen der Menschen, Stände und Berufsarten anschließen müsse, wird je mehr und mehr Anerkennung finden. Vielleicht kommt es auch noch dazu, daß man den ungeheuren Misgriff der Staatsschule einsehn und in den Schulen, aus denen nach wie vor und bis ans Ende der Welt nur Bauern, Handwerker und Arbeiter in niederen Berufskreisen hervorgehen werden, nicht mehr Diesterwegsche Mustermenschen und Musterbürger, d. h. anmaßliche Halbwisser und freche Religionsspötter wird erziehen wollen.

Der stille Zug der Zeit hat merkwürdigerweise die alten Vorurtheile viel eher im Volk beseitigt, als bei den Höherstehenden und Regierenden. Diese halten noch zäh an manchem Palladium der Bureaukratie fest, das seinen Zauber doch bereits verloren hat. Der Staat sieht neben sich die Kirche von neuem Leben, von neuem Geist durchdrungen und versteht diesen Geist nicht. Er kann nicht umhin, zu beobachten, daß die Kirche eben

dadurch im Volke an Ansehen ungemein gewonnen hat, und er beneidet die Kirche, merkt aber nicht, daß der Geist auch auf ihn Anspruch macht, auch bei ihm leise und freundlich anklopft um Einlaß, und daß es nur ganz der nämliche stille Zug der Zeit ist, der ihn erfassen will, wie er schon die Kirche erfaßt hat.

Wir bezeichneten im Eingang unter den Verkehrtheiten, von denen man allmählig zurückkommt, auch die schöngeistige Eitelkeit, die Vergötterung von Modehelden im Gebiete des Geschmacks. Es wäre ungerecht, die schönen Talente verunglimpfen zu wollen, an deren Productionen sich das vorige Jahrhundert und auch noch das gegenwärtige erfreut haben. Wie viele edle Gemüther schwärmten da nicht für würdige oder wenigstens unschuldige Traumgestalten, die ihnen eine häßliche Wirklichkeit ersetzten oder vergessen machten. Und wie berechtigt waren die Grazien und Musen, wenn auch in fremder Form und Manier, der im Vaterland, in der verwilderten Kirche, in der seit dem dreißigjährigen Kriege fast verthierten Gesellschaft und in Sprache und Literatur eingerissenen Rohheit entgegenzuwirken! Allein die neue Classicität impfte sich doch eigentlich nur als Schmarozerpflanze auf die verwitterte deutsche Eiche ein, war dem Volk fremd, schmeichelte nur der Aristokratie der Gebildeten und trat direkt feindselig in Gegensatz gegen die dem Volk noch heilige Kirche. Sie pflegte daher in Verbindung mit der Philosophie wieder nur jene leidige Subjectivität, die sich über alle Pflichten gegen Gott und Natur, gegen Volk und Geschichte hinwegsetzte, und eine unermeßliche Eitelkeit. Während Deutschland an Macht und Ehre immer ärmer wurde, unter dem härtesten Druck kleiner einheimischer Tyrannen und ihrer Maitressen litt, endlich ganz unter französische Gewalt und Herrschaft kam, beschäftigte sich das gebildete Publikum mit nichts als Versen, bekränzte die Büsten seiner unsterblichen Dichter und pries die Gegenwart als ein goldenes Zeitalter. Mehr als Einer behauptete, in Göthe allein seyen dem deutschen Volke alle seine Verluste reichlich ersetzt. Man träufelte damals poetisches Gift in die Wunden des Volkes und verbreitete, insbesondere von der Bühne aus, eine Lüderlichkeit der Gesinnung, daß man nur mit Erröthen das gebildete Publikum eines Kotzebue und die eifrigen Leser der Wahlverwandtschaften mit dem ehrlichen und frommen Bauer in Tirol vergleichen konnte, der zu derselben Zeit ruhmvoll für Gott und Vaterland blutete. Es trat hier ein Gegensatz zu Tage zwischen dem wahren Volk und dem Literaturvolk, der nicht greller gedacht werden kann und bei dem alle Schatten lediglich auf das letztere fielen. Es war aber der Gegensatz der alten Objectivität im Volk, das sich einer großen Sache treu und ganz hingab, und der Subjectivität egoistischer Geister, die überall und noch mitten unter den schwersten Leiden des Vaterlandes nur an Befriedigung ihrer Genußsucht und ihrer persönlichen Eitelkeit dachten.

Die Vergötterung der Dichter, selbst unedler und mittelmäßiger, ersetzte beim gebildeten Publikum lange Zeit den wahren Gottesdienst. Auch heute noch hat dieser Aftercultus zahlreiche Anhänger. Aber die Meisten müssen sich genügen lassen mit der Anbetung eines Damencirkels und mit der Bewunderung befreundeter Journale. Die allgemeine Theilnahme, der große Erfolg fehlt. Die Welt hat anderes zu thun und achtet nicht mehr auf sie. Nur das Theater bietet noch, so weit seine Lampen leuchten, große Erfolge dar, ja die Abgötterei mit dem Liszt, der Jenny Lind rc. hat allen Wahnsinn übertroffen, der früher in dieser Beziehung vorkam. Aber auch das Theater hat seinen alten Einfluß, wir möchten fast sagen seine Weltstellung verloren. Es ist Liebhaberei der Müßigen und Reichen, aber es ist weit entfernt, eine edle Jugend noch in liebenswürdige Schwärmerei zu versetzen, wie in Schillers Jünglingsjahren. Der stille Zug der Zeit hat von der Spielerei zum Ernst, von der Vergaffung in subjective Weltanschauungen zur Würdigung der wirklichen objectiven Welt zurückgeführt.

Viel auch hat die Concurrenz mitgewirkt. Es melbeten sich zu viele zur Vergötterung. Wenn eine Nation so glücklich ist, in hundert Jahren einen einzigen ausgezeichneten Dichter hervorzubringen, so kann sie zufrieden seyn. Wenn sich aber in jedem Jahr hundert Dichter zum Verehrtwerden herbeidrängen, so ist das lächerlich.

Die Vervielfältigung ist der Tod alles Großen, Adeligen und Ausgezeichneten in der Welt. Die Schlachtschitzen in Polen sind Edelleute, aber wer sie sieht, kann nicht zweifeln, daß ganz gemeine Schweinehüter darunter sind. Auf einem einzigen Feigenbaum in Sicilien nehmen nach einem beliebten Sprichwort zweiundzwanzig Markgrafen ihre Mittagsmahlzeit ein. Es sind Bettler, die kaum ihre Blöße zu decken wissen. Ganz so die Epigonen Göthes, Schillers rc. in Deutschland. Referend hat seit etwa dreißig Jahren nur alle lyrischen Sammlungen, die seitdem in deutschem Verlag erschienen sind, aufbewahrt. Es sind ihrer mehr als zweitausend.

Die Subjectivität, die dem Menschen eine Ehre und eine Macht vindicirt, die nur Gott gebührt, hat mit aristokratischen Geistern angefangen, die sich wirklich über die Massen erhoben, aber sie hat sich nach und nach vertheilt in die Massen, sie ist demokratisirt worden und indem sich dadurch ihre ganze Unnatur offenbarte, lag

darin zugleich das Heilmittel. Die philosophischen, die parlamentarischen und die ästhetischen Eitelkeiten haben sich alle abgenutzt durch Vervielfältigung.

Eine der widerwärtigsten Erscheinungen der Neuzeit muß unter diesem Gesichtspunkt billiger beurtheilt und entschuldigt werden. Wir meinen die Anmaßung der Buchhändler, von sich aus zu bestimmen, was gedruckt werden soll und die Schriftsteller nur noch als ihre Fabrikarbeiter zu behandeln, bei denen sie Arbeit bestellen, welche sie wollen. Nichts in der Welt ist unnatürlicher und lästerlicher, als ein beschränkter Kopf, der ohne allen innern und äußern Beruf nur nach dem jedesmaligen Modebedürfniß Literatur macht, als ob Bücher Tücher wären und kein sittliches Moment dabei in Frage käme. Andrerseits ist es aber vernünftig und natürlich, daß einsichtsvolle Verleger in die subjective Willführ der Literaten maßgebend eingreifen und die sich zersplitternden und ans Unnützeste sich verschwendenden Kräfte wieder dem großen Object der Welt dienstbar und nützlich machen.

Dieses große Object wird jedenfalls den Sieg davon tragen über die immer mehr auseinanderfahrenden, immer dünner abreißenden Subjecte. Der stille Zug der Zeit führt dahin, allmählig alles wieder zusammenzufügen, herzustellen und zu verjüngen, was durch die Macht der Subjectivität seit der Auflösung der alten Kirche und des alten Reichs, hauptsächlich aber im letzten Jahrhundert destruirt worden ist. Mit der Kirche fing die Zerstörung an, mit ihr beginnt auch wieder der Aufbau. Der Staat, zwischen Principien schwankend, die alle aus der Subjectivität entlehnt und darum unhaltbar sind, wird erst wieder aus der Kirche und aus dem Volksleben restaurirt werden, wenn das letztere sich je mehr und mehr aus innerer Heilkraft verjüngt. Viele Aerzte der Staatskrankheit fangen wenigstens an, nicht mehr das Eisen des Despotismus oder das Feuer der Revolution als einzige Heilmittel zu empfehlen, sondern vielmehr der Natur zu vertrauen und nur Erleichterung für dieselbe zu fordern, Hinwegräumung der Hemmnisse, die den Umlauf der Säfte und die Stärkung der Nerven und Muskeln künstlich verhindert haben.

Es hat keine Eile. Die Zeit nimmt sich Zeit. Aber sie rückt in der bezeichneten Richtung vor, das ist außer Zweifel. Je mehr und mehr fallen die Vorurtheile des vorigen Jahrhunderts von den Generationen des gegenwärtigen ab, wie unbequem gewordene oder nur noch in Fetzen hängende Kleider. Dazu schwindet das Gedächtniß des falschen und unverdienten Ruhms und ein glückliches Vergessen reinigt die Seelen der Jüngern, damit sie besserem Glauben und Vertrauen zugänglich werden. Je ängstlicher sich nämlich die Literarhistoriker abquälen, ja keinen der tausend kostbaren Namen von modernen und allermodernsten Geistern zu verlieren, um so gleichgültiger gleitet das Auge der unbefangenen Jugend an dem allzudicken Ruhmeskranze vorbei und gibt sich nicht mehr die Mühe, darin spezieller zu botanisiren. Es ist eine ganze Armee von Göttern. Wer kann da noch Andacht haben? Der Sinn der Jugend strebt instinktartig nach Vereinfachung, nach wenigen großen Ideen und Namen. Der weitläuftige chinesische Schlafrock mit tausend Zeichen und Figuren belästigt sie, sie will die Arme frei haben. Das ganze Verhältniß der gegenwärtigen Schule zur immer regelloser anschwellenden Literatur ist so ungeheuer unnatürlich, daß es bald unmöglich werden wird. Der Staat wird sich endlich entschließen müssen, nicht mehr zu dulden, daß der ganze Augiasstall der Literatur in die Schule ausmünde.

Große Katastrophen, die uns vielleicht bevorstehen, Kriege, dabei entweder Niederlagen und Noth oder Sieg und dessen reiche Früchte, alles wird, wenn es nur groß und gewaltig ist, die alternde Macht jener uns so verderblich gewesenen Subjectivität vollends brechen helfen und die durch kleinliche Schulmeisterei und systematische Abrichtung zur Geisteseitelkeit demoralisirten Generationen durch immer gesündere, kräftigere und mehr dem Objectiven hingegebene ersetzen. Verweichlichte fürchten das Herannahen einer neuen Barbarei. Wir fürchten sie nicht. Indem wir sehen, daß unser Volk wieder kirchlicher wird, können wir nur wünschen, daß es auch wieder kriegerischer werde und in großen welthistorischen Kämpfen entscheidend mitwirke. Nichts vermag unser Volk kräftiger zu stählen und ihm eine bessere Zukunft zu bereiten. So lange das deutsche Ideal der fromme Held war, stand es gut um Deutschland. Als das deutsche Ideal der von Gott und Kirche abgefallene, nur eigener Hoffahrt fröhnende Schreiber wurde, war es mit Deutschlands Größe, Tugend und Ehre zu Ende. Wir würden selbst eine kleine Uebergangsperiode wirklicher Barbarei nicht scheuen, wenn darin wie in einer Sündfluth unterginge, was des Untergangs werth ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonniert durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 2.** 6. Januar 1855.

Geschichte.

Geschichte der deutschen Hansa. Von Dr. F. W. Barthold. Drei Theile. Leipzig, T. O. Weigel, 1854.

Ein ausgezeichnetes Werk. Herr Barthold hat schon früher vortreffliche Gemälde aus dem städtischen Leben Norddeutschlands und sonderlich der Hansa herausgegeben und ist des Gegenstandes vollkommen Meister. Im vorliegenden Werk gewährt er den großartigsten Ueberblick über die Verhältnisse Norddeutschlands im Mittelalter überhaupt.

Vor allem führt er die übertriebenen Vorstellungen von der Nautik der alten Skandinavier auf ein bescheideneres Maaß zurück, um zu zeigen, wie es möglich war, daß die deutsche Hansa so viel darin hat leisten können. „Ungeachtet der Schimmer der Romantik ihre abenteuerlichen Thaten umkleidet, erkennen wir doch an ihnen das Gepräge des Unfruchtbaren, einer leidenschaftlichen Unruhe, welche mehr zerstörte, als sich selbst zum Genusse aufbaute; zwar einen instinktmäßigen, scharf witternden Verstand, der gleichwohl das zufällig Gefundene nicht als Eigenthum veredeln, geistig verwerthen konnte. Raub, Mord und Verwüstung folgen überall den Zügen der See- und Schiffskönige; nirgend knüpfen sie wohlthätige Bande an. Ruheloser Drang, Verkümmerung ungebändigter Freiheit daheim, der Zufall führte die beutespähenden Verstoßenen erst an Islands Küsten, dann an Grönlands lockendere Gestade, an die südlich prangenden Ufer des Festlandes Amerikas. Ein Deutscher, welchen wundersame Abenteuer in die Mitte der Entdecker des heutigen Massachussets verschlagen, erkennt an der edlen Frucht der Rebe den Werth des Gefundenen; aber was die Söhne des traurigen Eislandes entdeckt haben, das lockt sie nicht weiter, und ihre armen Ansiedlungen gehen der Kunde der Menschen, der Wissenschaft spurlos verloren. Denn nicht der combinirende Geist, nur die Unruhe, der Zufall hat ihre planlosen Unternehmungen geleitet. Ihre waghalsige Geschicklichkeit in der Seefahrt förderte die Nautik nicht; wer glaubt an das Alterthum jener Abbildung des Compasses auf den zwei steinernen Wachthürmen, die St. Olav im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts am Helgesunde erbaut haben soll? Ihre Seemannstugend blieb todesmuthiger Trotz gegen die Natur, welche sie nicht zu überlisten verstanden. Zwar bauten sie ihre Fahrzeuge größer und stärker, mit hohen Kastellen, und versahen sie gut mit Waffen, der Schiff[illegible] und der Schiffschmiedt stand in hohen Ehren; bunte Segel, Vergoldung, phantastische Malerei und Schnitzkunst schmückten die stattlichen Borde, den Stern und die hohe Spitze; mochte auch Bequemlichkeit im Innern mangeln, wie denn König Harald auf der Rückkehr von der Kaiserpfalz die behagliche Einrichtung, die gesonderten Gemächer auf dem Fahrzeuge seines geistlichen Begleiters, dem Geschenke des Erzbischofs von Köln, neidisch bewunderte. Den nordischen Schiffen, mit dem Namen wilder, fabelhafter Thiere, deren Bild in krausen, seltsam verschnörkelten Umrissen Vorder- und Hintertheil zeigten, fehlte der allgemeine Gebrauch der geistigsten Geschicklichkeit, das eigentliche Leben. Nicht alle und nicht zu allen Zeiten verstanden sie beim Winde zu segeln, nur vor dem Winde zu gehen. Als Other, der wißbegierige Norweger, dessen Mittheilungen Alfred den Stoff seiner schätzbaren Kenntniß des europäischen Nordens verdankt, auf Biarmien seinen Lauf richtete, ‚so weit in den Norden, als seiner Zeit noch kein nordmännischer Wallfischfänger gekommen,‘ mußte er, gemäß den Küstenwendungen, tagelang bald auf Westwind, bald auf vollen Nordwind harren. — Auch waren die Schiffe der Normannen nicht von einerlei Größe und

Bauart; die große Anzahl derselben, welche bei einzelnen Unternehmungen genannt wird, z. B. in der Bravallaschlacht mehre Tausende, ihr Einlaufen in die Mündung eben nicht tiefer Flüsse, in das seichtere Bette hinauf, selbst in Gewässer, die heut zu Tage kaum schiffbar sind; endlich der vielfach verbürgte Umstand, daß die Räuber, wenn sie sich zu tief ins Land hinein gewagt hatten und ihnen die Rückkehr versperrt war, ihre Fahrzeuge viele Meilen über das Trockene, über unwegsame Gegenden schleppten, lehren augenscheinlich, daß die Verwegenen, nach Plan und örtlichen Verhältnissen, auch winzig kleine Schifflein, Holke, die aus einem Stamme gehölten Tröge gebrauchten. Die Gefäße, welche die fränkischen Normands, die freilich in vier bis fünf Geschlechtern die Fertigkeiten des Stammlandes vergessen hatten, zur Eroberung des angelsächsischen Reichs hinübertrugen, kennen wir aus den Schilderungen auf den berühmten Tapeten der Kathedrale von Bayeux. Männer, mit den Beinen halb im Wasser, schleppen an Stricken noch mastenlose, niedrige, galeerenartige Fahrzeuge ins Meer, zum Zeichen, daß man damals in der Normandie die künstliche Vorrichtung der Werfte nicht kannte. In der Darstellung der Fahrt selbst sehen wir große und kleine Schiffe, Männer und Pferde tragend, mit geschwellten Segeln dahin gleiten. Die Form ist eigenthümlich, die hohen Vorder- und Hintertheile laufen in Spitzen mit greulichen Thierfratzen aus; das Steuer befindet sich an der Seite; der Mastbaum niedrig, mit einer langen Querstange und schmalem Segel, dessen Ende der Steuermann in der Hand hält. Doch mögen die kunsterfahrenen Stickerinnen dieser Tapeten, obgleich Zeitgenossen, mehr symbolisch eine Flotte bezeichnet haben als die treue Beschaffenheit derselben. Was haben nun diese Söhne des Nordens, von deren Heldenthaten die Sagas, von deren Zerstörungswuth die Chroniken so voll sind, für die Ausbildung der europäischen Schifffahrtskunde, des Seewesens, für den Handel und die Länderkunde geleistet? Andere germanische Stämme vervollkommneten das Segelschiff zum Meisterstücke; Compaß und Sternwinkelmesser ersannen andere Völker; die Wege des Seeverkehrs, die weltveredelnden Bahnen des Handels, fanden friedlich und wehrhaft überlegene Nachbarn; erst diese schafften das barbarische Strandrecht ab. Island versank fast wieder in Nebel; Biarmien so wie die Fahrt um das Nordcap mußten spät Britten wieder aufsuchen; Grönland, Helleland, Vinland verschwanden dem Bewußtseyn der Enkel ihrer Entdecker, und Christian I. brauchte einen hansischen Piloten, um die schandbar vergessene christliche Colonie in Grönland wieder zu erspähen."

Sodann verfolgt der Verfasser die ersten schwachen Spuren des deutschen Handels im zehnten Jahrhundert. Damals schon hatte England den „Leuten des Kaisers" dieselben Rechte bewilligt, wie den einheimischen Handelsleuten und blühten Handel und Verkehr sonderlich zu Brügge in Flandern. Aber es gab nur einen Nordseehandel, die Ostsee war noch verschlossen, weil an ihren Ufern überall noch Heiden wohnten und die Dänen Schleswig, den einzigen deutschen Hafen an der Ostsee, absperrten.

Aus einem uns glücklicherweise erhaltenen Actenstück lernen wir die Orte des Verkehrs und die Naturalzölle jener Zeit kennen. „Eine Rolle des Zolls, welcher schon vor 1042 (nach 1018) am Ehrenbreitstein oder in Koblenz zu Gunsten des Erzbischofs erhoben wurde, lehrt uns die Heimath und Art der Waaren, wie der Abgaben kennen. Die Bürger von Huy an der Maas, welche wir bereits in Aethelreds II. Tagen an der Themse fanden, waren wegen ihrer Metallarbeiten berühmt und gaben von jeder Ladung einen ehernen Kessel, zwei Becken und zwei Maas Wein, gleichwie die von Namur und allen Orten an jenem Fluß; die von Lüttich außerdem noch zwei Ziegenhäute. Schiffe aus Vländern gaben eine Bockshaut, zwei Maas Wein und einen Käse; so auch die von Antwerpen, von Bommel. Die von Tiel und der Umgegend entrichteten für jede Schiffslast einen Salmen und Wein wie die anderen; die von Daventer und von Utrecht zwischen Fastnacht und Ostern je 120 Heringe; in der anderen Jahreszeit Aale, Salmen und Wein. Die von Duisburg, Neuß und Deutz Tafeln Wachs und Wein; die von Köln vier Pfennige und Wein; im Herbste noch von je einem Schiffe eine Tafel Wachs. So frühes Vorkommen des Wachses als Verkehrsartikels niederrheinischer Orte setzt eine Verbindung derselben mit dem slavischen Osten voraus; selbst wenn diese Zollbestimmungen erst i. J. 1104 bei ihrem urkundlichen Ausweis vermehrt wurden. — Oberländische Städte bis Konstanz und Zürich hinauf waren entweder auf Geld oder Wein, oder auf beides gesetzt: jedes Schiff mit Kupfer befrachtet zahlte sechs Pfennige und Wein obenein; ähnlich die Würzburger, die von Trier und von Tull. Auch Schwerthändler kommen schon vor und gaben das zehnte Schwert; auf jeden käuflichen Jagdfalken standen vier Pfennige. Wir bedauern, nicht ähnliche Heberollen von den kaiserlichen Zollstätten zu besitzen, etwa die von Tiel, oder Bardewiek, um auch den Stromverkehr auf der Elbe, sobald dieselbe wieder frei geworden, zu würdigen."

An der Ostsee gab es wendische (slavische) Handelsplätze, deren Größe und Pracht jedoch von der Sage

über alles Maaß übertrieben worden sind. Der Verfasser beseitigt die Fabel von Vineta. Dagegen rettet er die Ehre jener slavischen Ostseebewohner, indem er nachweist, daß das Einsalzen der Heringe nicht erst spät, wie man bisher glaubte, von einem Holländer, sondern schon in der heidnischen Periode zu Kolberg erfunden worden ist, daher Kolberg das „salzige" genannt wurde. (Theil I. S. 88.)

Das deutsche Bürgerthum war noch in seiner ersten Entwicklung. Die Hingebung, mit welcher sich die Wormser Bürger gegen Papst und Bischof des verfolgten König Heinrich IV. annahmen und die ihnen dafür von diesem ertheilten Privilegien im Jahr 1074 dürfen als Anfangspunkt der Städtefreiheit angesehen werden. Es dauerte jedoch außerordentlich lange, bis an die Stelle der alten Schöffen der neue Stadtrath trat und dann wieder die Aristokratie im letztern durch die demokratischen Elemente aus den Zünften ersetzt wurde. Es währte geraume Zeit, bis die Städte die Autonomie sey es von städtefreundlichen Fürsten erhielten oder von den Bischöfen ertrotzten. Nirgends aber ist ein Gleichmaaß erkennbar. Städte von derselben Seelenzahl geriethen in ganz verschiedene Stellungen, die eine wurde freie Reichsstadt, die andere blieb bischöflich oder fürstlich.

Für Norddeutschland sind hier besonders zwei Erwägungen wichtig, einmal, daß die Hohenstauffen sich der bürgerlichen Freiheit feindlich bezeugten und so viel an ihnen war, den Aufschwung des norddeutschen Lebens hemmten; sodann, daß die Welfen ihrerseits, unter heftigem Widerstreben der Hohenstauffen, jene Vortheile für Norddeutschland zu erringen suchten. Heinrich der Löwe, der berühmte Gegner des großen Barbarossa, erscheint hier in einer sehr günstigen Beleuchtung. Heinrich nämlich verfolgte allgemeine deutsche Interessen. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Ostsee dem deutschen Handel zu öffnen und die Wenden jenseits der Elbe deutschem Einfluß dauernd zu unterwerfen. Deshalb lag ihm alles daran, durch Erbauung der Stadt Lübeck an der Mündung der Trave den ersten deutschen Hafen an der Ostsee zu gewinnen und von da aus dieses große Gewässer allmählig der deutschen Flagge zu unterwerfen. Die Concurrenz des dänischen Schleswig war nicht mehr zu fürchten, weil die Dänen, tief in Rohheit versunken, nichts für den Handel thaten, vielmehr die russischen Kaufleute, die von Nowogrod nach Schleswig fuhren, treulos ausplünderten. Heinrich der Löwe fand aber in Deutschland selber Hindernisse, indem der Holsteiner Graf die Trave nicht öffnen lassen wollte und die Waarenzüge nach Lübeck nicht durchließ. So schwer war es damals schon, die deutschen Fürsten für einen Nationalzweck zu einigen. Inzwischen setzte Heinrich seinen Plan doch durch und gewährte seiner Schöpfung Lübeck in dem berühmten lübischen Recht einen fruchtbaren Schatz von bürgerlicher Freiheit, wuchernd in weite Zukunft hinaus. Kaiser Friedrich Barbarossa dagegen, aus andern Gründen gegen diesen Heinrich eingenommen, überzog ihn mit Krieg, überwand, vertrieb ihn und zerstörte seine schöne Schöpfung, so weit es möglich war. Seit dieser Zeit mußte Norddeutschland darauf verzichten, durch eine weltliche Fürstengewalt zusammengehalten zu werden. Es wurde unter Bischöfe und kleine Fürsten zerstückelt und was Heinrich der Löwe in Bezug auf die norddeutsche Seemacht gewollt, wurde nur von den Städten unter Anführung seines geliebten Lübeck in der Hansa ausgeführt, nicht unterstützt, sondern angefeindet und vielfach gehemmt von den Fürsten. Heinrich der Löwe förderte das Städtewesen und stützte darauf seine Macht, die spätern Fürsten Norddeutschlands schwächten sich selbst, indem sie die Städte schwächten.

Aber der Sturz Heinrichs des Löwen förderte indirekt die überseeischen Plane desselben. Herr Barthold macht darauf aufmerksam, wie viel die Unzufriedenheit des Volks mit der Vielherrschaft der Bischöfe und kleinen Dynasten, an die des Löwen großes Besitzthum zerstückelt worden war, zur Auswanderung beigetragen habe, zu jener stillen, aber großen Völkerwanderung, die über Lübeck gehend und auf lübischen Schiffen Preußen und Livland colonisirten.

Die Mißstimmung des norddeutschen Handelsstandes gegen die Politik der Hohenstauffen gibt sich auch in der besondern Gunst zu erkennen, welche die Kölner Kaufleute dem aus dem Kerker der Stauffen endlich heimkehrenden Richard erwiesen. „Als König Richard Löwenherz, aus Oestreichs Gefangenschaft befreit, durch Köln reiste, erhielt er dort solche Förderung beim Aufbringen des hohen Lösegeldes, daß er zum Dank seinen ‚geliebten Bürgern' am 6. Februar 1196 zu Löwen einen Freibrief ertheilte, in welchem er ihnen die jährliche Rente von ihrer Gildhalle zu London und alle anderen Königsgefälle, die in ganz England von ihren Personen und Waaren gezahlt wurden, gänzlich erließ. Zwar trug Richards Nachfolger, Johann, lange Bedenken, dieses ausgedehnte Privilegium zu bestätigen: allein die engen Beziehungen seines Neffen, des Sohnes Heinrichs des Löwen, Ottos, römischen Königs, zu den Kölnern, die dem Nebenbuhler des Hohenstauffen Philipp hohe Dienste erwiesen, verpflichteten den Oheim zu thätigem Danke, und nachdem er einige Jahre gezögert, den hohen Freibrief seines Bruders zu bestätigen, gleichwohl mehrmals das sichere Geleit verbürgt, dasselbe auch wohl

über andere Kaufleute des deutschen Niederlands ausgedehnt hatte, entschloß er sich endlich i. J. 1213 jene Vergünstigung urkundlich anzuerkennen."

Indem aber die Hohenstauffen so übel an Norddeutschland handelten, führte die Zerstückelung des welfischen Besitzthums zu einer Uneinigkeit und Schwäche der norddeutschen Bischöfe und Dynasten, die den Dänenkönigen eine große Usurpation und Eroberung erleichterten. Sie unterwarfen die wendischen Uferstaaten, das deutsche Holstein und die kaum aufgeblühten Städte. Lübeck wurde dänisch im Jahr 1200 und Kaiser Friedrich II. überließ im Jahr 1215 dem Dänenkönig Waldemar alle seine Eroberungen in Norddeutschland durch feierliche Abtretung. Solche ungeheure Misgriffe der Hohenstauffen erklären zum großen Theil die Unpopularität und das Unglück dieses Hauses. Trotz jenes schändlichen Vertrages und also nicht nur ohne Hülfe vom deutschen Kaiser, sondern auch sogar im Widerspruch mit ihm befreiten sich die Norddeutschen von der dänischen Tyrannei. Und die Seele der Unternehmung war ein Rathsherr von Lübeck, Alexander von Soltwedel. Im Jahr 1227 brachen die Holsteiner, Lübecker und Dithmarschen das dänische Joch in der blutigen Schlacht bei Bornhövede und machten sich selber frei. Kaiser Friedrich II. — wer sollte es glauben — ärgerte sich darüber und verbot den Lübeckern in der kleinlichsten Weise, in ihrer Stadt ritterliche Turniere zu halten, ja nur eine Mühle zu bauen, ohne Zins an den Kaiser. Darf man sich nun wundern, daß in Norddeutschland keinerlei Sympathie für die Stauffen herrschte und daß von dorther Niemand sie retten wollte, als sie ins Unglück kamen?

Ein großer Seesieg der Lübecker über die Dänen im Jahr 1234 vollendete die Befreiung der deutschen Flagge in der Ostsee und öffnete ihr die Wege des Ruhms. Im Gegensatz gegen die unklugen Hohenstauffen bemühte sich die Kirche in aller Weise, den deutschen Handel zu fördern. Die Colonisation war zugleich Mission der Kirche. Riga, das Kind von Lübeck, war zugleich Sitz eines Erzbisthums. Die Kirche wandte allen ihren Einfluß an, um in Skandinavien das Strandrecht abzuschaffen, das roheste Erbtheil des Heidenthums. Die Kirche war damals in regem Bunde mit der Kaufmannschaft. „Sehr bezeichnend führte das fromme und kluge Lübeck im Stadtsiegel ein Schiff mit hohem Borde, auf dem Maste die Kreuzfahne. Ein greiser Steuermann lenkt mit der Linken das Fahrzeug durch die Wellen, die Rechte wie zur Belehrung gehoben. Ihm gegenüber sitzt ein Jüngling, welcher eifrig das Tauwerk handhabt, und mit der Rechten auf den Beistand des Himmels weist."

Je ausgedehnter der Handel wurde, um so näher lag es auch für die Kaufmannschaft, sich durch Zusammenhalten zu verstärken. Man rechnet den eigentlichen Beginn der Hansa vom Jahr 1255, in welchem Lübeck sich mit Hamburg auf drei Jahr gegen die Seeräuber verband. Die Idee zu einem Städtebunde war schon früher im Süden des Reichs gefaßt und ausgeführt worden. Allein die rheinischen Städte, zu weit von einander getrennt, und ohne Meer im Binnenlande zerstreut, sahen ihr Bündniß bald wieder aufgelöst durch übermächtige äußere und innere Feinde. Das herrliche Cöln selbst wurde von seinem Erzbischof geknechtet und die Freiheiten seines Hauses in London wären untergegangen, wenn nicht Lübeck und die Oesterlinge, d. h. die Städte in Osten, sie erhalten und auf die Gesammtheit deutscher Kaufleute übertragen hätten. Die englische Urkunde darüber vom Jahr 1260 wird mit Recht als eine weitere Entwicklungsstufe der Hansa bezeichnet. Gemeinsame Verabredungen der Städte scheinen zwischen 1252—1262 gepflogen worden zu seyn. In die Jahre 1266 und 1267 fallen die Gelöbnisse zahlreicher Fürsten, sich des Strandrechts zu enthalten, was ohne Zweifel durch gemeinsamen Antrag vieler Städte veranlaßt war. Der formelle Bund bildete sich jedoch erst sehr allmählig aus.

In die erste Zeit der Ostseeschifffahrt fällt der interessante Verkehr mit dem russischen Nowogrod. Ja es sind schon Deutsche dahin gelangt und haben dort Ansehen genossen, ehe Lübeck das Emporium des deutschen Ostseehandels wurde. Das beweisen unter andrem die berühmten von einem deutschen Meister in Erz gegossenen Thüren zu Nowogrod. Wie zu London, so erhielten die deutschen Kaufleute auch schon frühe zu Nowogrod (Naugarten) ein eigenes hochprivilegirtes Haus. Das Symbolum dieses Hauses war ein Lilienbouquet und eine Sage leitet von den Lilien (Susa, Susanna) auch den Namen der Stadt Soest her, in der vor Lübeck der sächsische Handel am lebhaftesten war. Man darf dabei an die Uebersiedelung der Lilien aus ihrer Heimath Persien auf dem Handelswege nach Deutschland denken. Eine ähnliche Rolle haben bekanntlich später die Tulpen im holländischen Handel gespielt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, | № 3. | 10. Januar 1855.

Geschichte.

Geschichte der deutschen Hansa. Von Dr. F. W. Barthold. Drei Theile. Leipzig, T. O. Weigel, 1854.

(Schluß.)

Nach dem tragischen Ende der Hohenstauffen und nach Ausgang des Interregnums hoffte man vergebens von dem neuen Kaiser Rudolf von Habsburg etwas mehr Theilnahme für Norddeutschland. Rudolf hatte Italien aufgegeben, um sich ganz dem deutschen Reiche zu widmen. Wie hätte er da nicht dem deutschen Norden alle Aufmerksamkeit widmen sollen? Allein er that es nicht, er dachte nur für sein Haus Oestreich zu erwerben und bekümmerte sich um Nord- und Ostsee so wenig wie vorher die Stauffen. Sein Sohn und zweiter Nachfolger, Kaiser Albrecht I., adoptirte geradezu die Politik Friedrichs II. und übergab den Dänen abermals die Lehensherrschaft über Nordalbingien, im Jahr 1304. Lübeck, anfangs noch davon ausgenommen, mußte doch auch bald dänisches Schutzrecht annehmen. Inzwischen war Dänemark nicht mehr im Stande, es lange zu behaupten. Die Städte wuchsen an Macht. Die zur Hansa verbundenen Oesterlinge trotzten den Westerlingen in Flandern einen regelmäßigen Verkehr ab. Bisher folgten die vlämischen Städte, Brügge an der Spitze, zu denen jährlich eine Flotte aus Venedig mit Waaren aus dem Orient kam, in Verbindung mit Bremen einer Sonderpolitik. Jetzt vereinbarten sie sich. Zudem gedieh die große Colonie in Livland zusehends. Lübeck blieb der Vorort der Hansa und schrieb die Hansatage zu gemeinsamen Berathungen aus, wenn sie auch in einer andern Stadt gehalten wurden. Welche Stadt dem Vereine zuwiderhandelte, die wurde verhanst, d. h. geächtet. So namentlich Braunschweig, als hier die alte Aristokratie durch die Zünfte der Handwerker gestürzt wurde.

Im vierzehnten Jahrhundert wechselten die Gewalten in fast allen süd- und mitteldeutschen Städten, indem die aristokratischen Stadträthe den Handwerkern weichen mußten. Hier waren die Stadträthe überall aus „Geschlechtern", erblichen Patrizierfamilien gewählt, und die Hoffahrt und anmaßliche Beschränktheit dieser alten Familien konnten der jugendlichen Kraft, der Zahl und dem Verdienst und Talent der Zünftigen nicht länger widerstehen. Ein ganz anderes Verhältniß fand aber Statt in den norddeutschen Hansestädten. „Die Städte des lübischen Rechts, also die kräftigsten Bestandtheile des Hansabundes, unterscheiden sich dadurch merkwürdig von allen deutschen Schwestern, daß sie einerseits grundsätzlich den Anmuthungen der niedern Zünfte die entschlossenste Gewalt entgegenstellten und nie auf die Dauer das Obsiegen derselben duldeten; andrerseits dagegen nie eine entschiedene Rathsaristokratie, ein Patriziat aufkommen ließen. Ihr eigentlichstes Wesen war gegründet auf das Statut Heinrichs des Löwen, welches den jährlichen Wechsel der Rathsglieder aus der Mitte derselben vorschrieb, und die Handwerker von demselben ausschloß. So folgerechten Staatsmaximen lag die Sorge für das materielle Interesse des Kaufmannsstandes zu Grunde, welcher die politischen Schritte des Gemeinwesens nicht von der Leidenschaftlichkeit eines großen armen Haufens abhängig machen durfte, der wenig oder nichts verlieren zu können schien. Dennoch hatten Rechtsgefühl und besonnene Rücksicht überall in lübischen Städten den Einfluß der Vorsteher der vornehmeren Gilden zur Geltung kommen lassen, und war im stillen Einverständniß als allgemeines Princip anerkannt, daß, so wie die Bürgermeister in wichtigen Fragen nichts ohne die Billigung der Glieder des neuen und alten sitzenden Raths beschließen dürften, so auch bei höheren und den höchsten

Angelegenheiten, in Betreff der Steuern, des Wechsels der Herrschaft, die Beistimmung der ganzen Gemeinde unerläßlich sey. War darum die Verfassung dieser Städte in ihrem innersten Zusammenhalte eine Volksherrschaft, so blieb die äußere Form derselben eine aristokratische; mit zähester Kraft widerstrebten die regierenden Kaufherren aller Einmischung der Zünfte in die eigentliche Verwaltung, so unentbehrlich dem Handelsstaate die willigen und freudigen Leistungen und die Zufriedenheit gewisser Gewerbszünfte erscheinen mußten, deren Wohlstand mit dem ihrigen Hand in Hand ging. Der niederen Bevölkerung konnte jedoch ein ausschließliches Rathsregiment um so leidlicher dünken, als kaufmännischer Reichthum nach der Unbeständigkeit menschlicher Dinge sich nicht vererbte; einst hervorragende Familien, in Armuth versunken, Emporkömmlingen und klugen Abenteurern Platz machten, und der jährliche Wechsel der Aemter einer großen Zahl strebsamer Männer den Zutritt offen ließ." Das diente wesentlich zur Stärkung der Hansa.

Auch begreift sich leicht, wie Volk und Kaufherrn in den Hansestädten in einem Geist und Interesse verschmolzen, wenn man erwägt, wie viele tüchtige Gesellen und Diener der Kaufmann brauchte und wie gut sie hinwiederum von ihm bezahlt wurden; wie leicht es dem tüchtigen Gesellen war, wenn sein Principal keine Söhne hatte, in Geschäft und Erbe einzurücken. Die zahlreichen Faktoreien im Ausland, die Seefahrten, das umfangreiche Handelsgeschäft erforderten eine Menge junger Leute von Geschick und Thatkraft, die dann auch im Leben vorwärts und zu Ehren und Aemtern kamen. In den Hansestädten erwuchs alle Vornehmheit und alle politische Macht aus dem Handel heraus.

Die Glanzzeit für die Hansa begann mit dem großen dänischen Kriege, der im Jahr 1370 mit der gänzlichen Niederlage Dänemarks und dem für die Hansa glorreichen Frieden von Stralsund endete. Seitdem war die Hansa alleinige Gebieterin der Ostsee und gleichsam Vormünderin der nordischen Königreiche.

Und jetzt erst erinnerte man sich im deutschen Reich, daß es eine Hansa gebe. Kaiser Ludwig der Bayer hatte sich ein einzigesmal, mitten in der Noth seiner anderweitigen Geschäfte, der norddeutschen Dinge annehmen wollen und der Reichsstadt Lübeck eine Einladung zum Reichstag geschickt. Ein Bote war auch von dort gekommen, unterwegs aber von einem Ritter der Habsburgischen Partei gefangen gesetzt worden. Seitdem kümmerte sich das Reich nicht mehr um die Hansa, die Hansa nicht um das Reich. Als aber lange nachher Kaiser Karl IV. von den großen Siegen der Hansa vernahm, wollte er doch als deutscher Kaiser auch eine Ehre davon haben und reiste nach Lübeck, im Jahr 1373. Indeß blieb die Hansa nach wie vor sich selber überlassen und von einer kaiserlichen Politik, welche die Sache der Hansa ein für allemal zu der des Reichs gemacht hätte, war nicht die Rede.

Die Hansa wurde vom Reich nicht nur verlassen, sondern sogar angefeindet und zu Grunde gerichtet. Die Macht der Bürger erweckte den tödtlichsten Haß und Neid bei den benachbarten kleinen Fürsten und beim Adel. In fast ununterbrochenen Fehden mußten die Hansestädte mit ihren nächsten deutschen Nachbarn kämpfen, anstatt durch dieselben in ihren auswärtigen Unternehmungen unterstützt zu werden. Da ermuthigten sich auch die gedemüthigten Könige der drei nordischen Reiche wieder und verbanden sich theilweise mit norddeutschen Fürsten gegen die Hansa. Auch die Westerlinge ließen sich wieder von ihrem Sonderinteresse allein beherrschen, statt gemeinsam mit den Oesterlingen die Seeherrschaft zu theilen. Und, um das Uebel voll zu machen, war auch in den mitteldeutschen Städten kein Sinn für die große Politik, sondern nur für kleine demagogische Umtriebe vorhanden. Von hier aus wurde durch theoretischen Liberalismus und ehrgeizige Agitationen die Kaufmannsregierung in den Hansestädten selbst angegriffen und geschwächt. Als ob für freieres Bürgerthum je etwas hätte gewonnen werden können durch Isolirung und innere Schwächung der Hansestädte! Die demokratische Opposition in diesen Städten arbeitete nur den bürgerfeindlichen Fürsten in die Hände.

Wenn die Hansa nicht so heimtückisch von Deutschland selbst aus im Rücken angegriffen und geschwächt worden wäre, so würde sie ganz Skandinavien dem deutschen Einfluß dauernd unterworfen und die Ostsee zu einem ausschließlich deutschen Meere gemacht haben, so würde nicht England, sondern die Hansa heute noch alle Meere beherrschen. „In Folge der Uebersiedelung zahlloser deutscher Bürger in die Städte der nordischen Könige, durch den gebieterischen Einfluß deutscher Ueberlegenheit auf die fremdländischen Handelsorte, war aber das deutsche Leben so weit über seine räumlichen Grenzen vorgedrungen, daß es in Dänemark und Schweden das skandinavische Wesen im Adel und Bürgerthume fast verzehrte, wenigstens stellenweis die Staatskraft jener Reiche lähmte. In den größten Städten saßen deutsche Gemeinden mit bürgerlicher und kirchlicher Bevorrechtung; ja sie bildeten, wie früh in Wisby und später in Stockholm, in Kalmar, in Malmö, zumal in Bergen, durch ihren Einfluß auf die Rathsbesetzung den Kern des Gemeinwesens, und machten, im Wider-

spruch mit den Zwecken der Staatsregierung, entfremdet den natürlichsten Interessen des Volks, unter welchem sie weilten, die wichtigsten Verkehrsorte, wenn auch nicht urkundlich, zu hansischen. Wie unmöglich war es darum selbst den einsichtsvollsten, thatkräftigsten Kronenträgern des Nordens, so zähe Umstrickung zu zerreißen, den Feind ihrer staatlichen Wohlfahrt zu erdrücken, der fort und fort sittliche und materielle Kräfte aus ihrem selbsteigenen Boden sog! Darum hat nicht das Einigungswerk von Kalmar, sondern nur eine ganz umgestaltete Weltlage, die Veränderung aller inneren und äußeren Verhältnisse des deutschen Volks, allmählig der hansischen Herrschaft über den Norden ein Ende gebracht." Nicht Skandinavien war stark genug, das Joch der Hansa zu zerbrechen, nur die Unvernunft in Deutschland, die anstatt die Hansa zu stärken, sie zu zerstören beflissen war, konnte Skandinavien befreien.

Nur langsam zwar, aber unvermeidlich war das Sinken der Hansa im 15. Jahrhundert, während die Westerlinge unter dem Hause Burgund mehr emporkamen und die nordischen Reiche seit der Union von Calmar sich emancipirten. Zur Zeit der Reformation kam noch einmal ein großer Aufschwung in das Bürgerthum und die Hansa fand in dem Bürgermeister von Lübeck, Jürgen Wullenweber, ein ganz für die Zeit und Lage passendes Haupt. Abermals wurde Dänemark den Waffen der Hansa unterworfen und wenn es möglich gewesen wäre, daß Fürsten, Adel und Bürger Norddeutschlands damals zusammengehalten hätten, so würde die Seeherrschaft im Laufe des Jahrhunderts nicht an Holland und England gekommen seyn. Allein Deutschland vereinigte sich, seinen großen Admiral dem Ausland zu opfern und schlachtete ihn ab im Angesicht seiner hohnlachenden Feinde. Ohne eine Ahnung dessen, was Deutschland damals verscherzte, sah das Volk den Kopf des edeln Helden unter dem Henkerbeil fallen. Der Kaiser, Karl V., hatte kein Interesse für die Oesterlinge, weil er als Erbe der Niederlande nur das Sonderinteresse der Westerlinge im Auge hatte. Alle deutschen Fürsten sammt dem Adel freuten sich, die stolzen Bürger demüthigen zu können. Und so wurde das wunderbare Schauspiel aufgeführt, der letzte große Hanseate, der Gründer und siegreiche Führer der letzten meerbeherrschenden und ländererobernden deutschen Flotte fiel als Opfer fremdländischer Interessen unter Zustimmung des deutschen Kaisers auf dem Blutgerüst und die Execution übernahmen deutsche Fürsten. Dänemark triumphirte. Die Hansa erholte sich nie wieder, ihr Siechthum endete im dreißigjährigen Kriege. Zu spät erkannte jetzt erst der Kaiser, wie unbesonnen Karl V. gehandelt hatte, indem er die Hansa opferte. Kaiser Ferdinand II. bemühte sich, als sein Feldherr Wallenstein die Nord- und Ostseeküsten beherrschte, eifrigst, die Hansa herzustellen, um eine Flotte gegen die Holländer, Engländer und Schweden herzustellen. Aber es war zu spät. Hätte man Wullenweber zum Herzog erhoben, statt ihn zu köpfen, so hätte Deutschland seine Flotte nie eingebüßt.

Somit ist die Geschichte der Hansa, während sie eine großartige Entfaltung deutscher Kraft bekundet, doch zugleich die Geschichte nationaler Unvernunft. Jahrhunderte lang blühte die Hansa zur Machtvermehrung, zur höchsten Ehre Deutschlands und gleichwohl that Deutschland alles nicht für, sondern wider dieses herrliche Institut.

Seelenkunde.

Wahrheiten im Volksglauben nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus. In Briefen von Dr. Herbert Mayo. Nach der dritten englischen Original-Auflage deutsch von Dr. Hugo Hartmann. Mit einer Tafel. Leipzig, Brockhaus, 1854.

Eines von den vielen Werken, in denen die Thatsache einer geheimnißvollen und wunderbaren Fernwirkung und Sympathie zugegeben und versucht wird, dieselbe als in der Ordnung der Natur begründet zu praktischen Zwecken der Heilkunst zu benutzen. Der Verfasser ist ein Liebhaber des thierischen Magnetismus wie der neuen Odlehre des Herrn von Reichenbach. Er bringt in seinem für Engländer bestimmten Buche manches, was wir aus deutschen Büchern schon wissen. Seine Raisonnements möchten wir ihm schenken. Was in allen Büchern dieser Gattung allein einen Werth hat, sind Aufzeichnungen beglaubigter Thatsachen. Daran läßt es nun aber auch Herr Mayo nicht fehlen, sondern theilt Krankheitsgeschichten und außergewöhnliche Erfahrungen mit. Unter andrem auch von Ahnungen, Visionen, Geistererscheinungen.

Hier einige Proben. „In einem durhamer Blatte von der vergangenen Woche war ein Bericht über das Verschwinden eines Mr. Smith, Gärtners des Sir Clifford Constable, enthalten, welcher allem Vermuthen nach in den Teesfluß gefallen war, da sein Hut und Stock dicht am Ufer gefunden waren. Sofort wurde der Fluß bis zum letzten Freitage täglich mit Schleppnetzen untersucht; allein alle Bemühungen, den Körper des Vermißten aufzufinden, waren fruchtlos. In der Nacht

vom Donnerstage zum Freitage träumte einem Manne von Little-Newsham, einem kleinen, ungefähr vier Meilen von Wycliff gelegenen Dorfe, Namens Awde, daß Smith unter einem, etwa dreihundert Yards unterhalb Whorlton-Bridge befindlichen, den Bewohnern der Umgegend wohlbekannten Felsen läge, und daß sein rechter Arm gebrochen sey. Awde ging am Freitag Morgen zu früher Stunde aus, und sein Traum hatte einen so lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, daß er beschloß, an der ihm im Traume bezeichneten Stelle zu suchen. Er machte sich demnach auf den Weg, erwähnte aber, aus Furcht, verlacht zu werden, gegen seine Nachbarn Nichts davon. Als er jedoch zum Boothause kam, und vom Fährmanne gefragt wurde, zu welchem Zwecke er das verlangte Boot benutzen wolle, eröffnete er ihm die Sache. Er ruderte zu der Stelle hin, und zog merkwürdiger Weise gleich bei dem ersten Versuche mit dem Bootshaken den Körper des unglücklichen Mannes, dessen Arm wirklich zerbrochen war, hervor. — (Herald, December 1848.)"

„Ein junger Mann, welcher erst kürzlich von Oxford abgegangen war, erzählte dem Verfasser, daß als er eines Abends mit einigen Bekannten zu einem Souper zusammengewesen, ein gemeinsamer Freund, von der Jagd zurückkehrend, eingetreten sey. Derselbe war zwar bereits erwartet, Alle aber waren von seinem Aussehen betroffen; so blaß und aufgeregt kam er ihnen vor. Auf ihre dringenden Fragen theilte er ihnen die Ursache seines Zustandes mit. Auf seinem Heimritte sey er von einem Manne zu Pferde begleitet worden, welcher ganz gleichen Schritt mit ihm gehalten habe; Roß und Reiter seyen ganz getreu Abbilder von ihm selbst und dem Hengste, welchen er geritten, gewesen, sogar bis auf die Copie eines neu erfundenen Zaumzeugs, welches er an diesem Tage zum erstenmale geführt habe. Er hatte seinen ‚Doppelgänger', sein Gespenst gesehen, und dies hatte seine Nerven etwas sehr erschüttert. Seine Freunde riethen ihm, sich an den Director des College zu wenden; dieser gab ihm auch manchen guten Rath und sprach die Hoffnung aus, daß die Warnung nicht unbeachtet an ihm vorübergehen möchte. Der Gewährsmann des Verfassers, welcher die Sache von einem sehr ernsten Gesichtspunkte aus aufgefaßt hatte, und zu der Ansicht geneigt war, daß der überirdische Besuch nicht umsonst gewesen sey, fügte hinzu, daß derselbe den Geisterseher, wenigstens auf eine Zeit lang, zu einem vernünftigeren und besseren Menschen gemacht habe." Es ist auch aus vielen andern Werken bekannt, daß das Sichselbstsehen gewöhnlich entweder den Tod oder eine wesentliche Veränderung des Lebenden vorbedeutet.

Recht gute Schilderungen gibt der Verfasser von den Exaltationen und ekstatischen Zuständen, die in England und Amerika so häufig mit der Sektirerei verbunden erscheinen und in neuerer Zeit in den Meetings noch mehr überhand nehmen. Die ältesten Ketzersekten bieten schon verwandte Erscheinungen dar, wie auch der heidnische Kultus des Alterthums, und noch jetzt der indische, das Schamanenthum rc. Die künstliche Aufregung der Nerven ist dabei weniger auffallend, als die Ansteckung vorher ganz unbefangener Individuen. Von den Wiedertäufern in Münster, von den Convulsionärs in Frankreich zur Zeit der Cevennenkriege, von de Läsare in Schweden rc. wird berichtet, wie Einer den Andern angesteckt habe und selbst Personen, die vorher nicht davon geträumt hätten, in die heftigste Exaltation gerathen seyen, z. B. bei den Wiedertäufern adelige Damen. Das nämliche zeigt sich im modernen Sektenwesen. „Ich habe, sagt Leroi-Sunderland (Zions Watchman, Newyork, 2. Oct. 1842), oft selbst gesehen, wie Individuen bei Versammlungen auf freiem Felde und an andern Orten, bei denen eine große religiöse Aufregung sich kund gab, ihre Stärke verloren, wie sie es selbst nannten, und zwar geschah dies nicht allein bei Personen von bekannter Frömmigkeit, sondern auch bei solchen, welche gar keine Religion hatten. Im Jahr 1824 war ich, als mich geistliche Geschäfte zu Dennis, im Staate Massachusets, aufhielten, Augenzeuge, wie mehr als zwanzig Menschen auf diese Weise afficirt wurden. Zwei junge Leute, Gebrüder Crowell, kamen eines Tages in eine kirchliche Versammlung. Sie blieben anscheinend ungerührt, aber daheim wurden sie plötzlich ganz starr und steif. Man schickte sogleich zu mir, und als ich kam, fand ich sie durchaus gelähmt — (der Berichterstatter meint, im beginnenden ekstatischen Schlafe, vielleicht auch kataleptisch afficirt)." Das ist eines der einfachsten Beispiele. Hier ist das vorher gleichgiltige Individuum nur erst afficirt, gespannt, seiner Selbstbestimmung beraubt, ohne noch in Agitation zu gerathen, die schon einen höhern Grad dieses, wie sollen wir sagen? dämonischen Zaubers oder der odischen Affection bezeichnet. Sollte nicht der Teufel ein wenig im Spiele seyn? Je mehr die altkluge Wissenschaft ihn wegdemonstrirt, je mehr duftet es nach ihm in der gelehrten Luft. Mit dem Od ist nicht zu spaßen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1^{2}/_{3}$ Thaler.

Sonnabend, N° 4. 13. Januar 1855.

Englische Literatur.

Vermischte Schriften von Sr. Eminenz, Nicolaus Cardinal Wisemann, Erzbischof von Westminster. Erste Abtheilung. Köln, Bachem, 1854.

Auch als zweites Bändchen der „Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur" ausgegeben.

Cardinal Wisemann besitzt einen Scharfsinn und einen Styl wie unser Lessing, nur wendet er seine Waffen nicht wie Lessing gegen Offenbarung und Kirche, sondern zu deren Vertheidigung an. In den beiden ersten Abhandlungen spricht er über Spanien und entwirft eine höchst interessante Schilderung der dortigen kirchlichen Zustände. Er nimmt dabei speziell Beziehung auf das Werk von Barrow, seinem Landsmann. Barrow benützte die Feindseligkeiten, welche in Spanien von Seite des Staats gegen die Kirche geübt wurden, um als protestantischer Missionär durchs Land zu reisen und Proselyten zu machen. Sein Werk über Spanien strozt von Lügen und Aufschneidereien. Wisemann widerlegt ihn und weist ihm die Absurdität seiner Behauptungen in vielen schlagenden Fällen nach. Er macht dabei die Bemerkung, es sey eine Nachläßigkeit und Sorglosigkeit unter den Touristen eingerissen, die sich gar nicht mehr die Mühe nehmen, nach der Wahrheit zu forschen und die den ersten besten eignen Einfall als Wahrheit auftischen; denn wovor sollten sie sich schämen, da, wenn ihr Vortrag nur antikatholisch ist, ihre Leser ihnen unbedenklich auch das Unglaublichste glauben. Diese Bemerkung trifft auch in Bezug auf die deutsche Presse zu. Wir haben noch neulich im badischen Kirchenstreit auf Seite der protestantischen Eiferer die fabelhafteste Ignoranz erlebt. Schien doch diesen Beamten, diesen Zeitungsredacteuren und Correspondenten nicht nur jede Kenntniß des katholischen Dogma und Ritus abzugehen, sondern verriethen sie zugleich eine totale Unkenntniß ihrer eigenen protestantischen Lehre. Mit stierer Wuth sahen wir sie über einen katholischen Bischof herfallen, weil er nicht die Todtenmesse lesen wollte für einen Protestanten, und keiner von ihnen dachte daran, daß im Heidelberger Katechismus steht: die Messe ist verfluchtes Teufelswerk. Wenn der Erzbischof eigenmächtig die Todtenmesse gelesen hätte, so würden alle Protestanten ein Recht gehabt haben, sich über ihn zu beschweren, daß er auf die Leiche eines Protestanten Ceremonien anwende, die nach protestantischem Glauben verwerflich, ja diabolisch sind. Der Erzbischof war mithin protestantischer als die Protestanten selbst.

Es ist beschämend, krasse Unwissenheit, dumme Wuth und boshafte Verstocktheit jetzt überall auf Seite derer zu finden, die sich für die gebildetsten und freiesten Geister halten. So steht gegenwärtig der mishandelte, verbannte, tiefverarmte Clerus in Spanien mit seinem Wissen, seiner Tugend, seiner echt christlichen Kraft und Demuth der dummen Hoffahrt englischer Touristen in einer so siegreichen Weise gegenüber, daß gewiß kein Protestant von einigem natürlichen Sinn und von Wahrheitsliebe zu erröthen unterlassen kann, wenn er die englischen Tiraden liest. Es sind indeß mehr als Tiraden. Die englische Politik geht darauf aus, Spanien sittlich zu ruiniren wie China, um es desto sicherer zu beherrschen. Was das Opiumgift in China, das ist der revolutionäre und irreligiöse Geist in Spanien, der jetzt zur äußern Herrschaft gelangt ist. Espartero ist Todfeind der spanischen Kirche und Nationalität. Er will Spanien voltairisiren. Sein System war und ist noch, die Kirche auszuhungern. Diesen modernen Diocletian verfügt keine blutige Verfolgung, sondern setzt den gesammten Clerus einfach unter die finanzielle Luftpumpe und saugt ihn aus. Clerus und Volk leisten

nur passiven Widerstand und das letztere hängt so treu am ersteren, daß die Armuth doch nie zum eigentlichen Hungersterben kommt.

Wir haben unlängst in unsern Blättern die interessanten Briefe der Charitas Pirkheimer besprochen, die, eine Schwester des berühmten Nürnberger Willibald Pirkheimer (eines Freundes von Luther) einem Nonnenkloster vorstand. Als die „Volkspartei" in Nürnberg die Klosterpforten sprengte und ein „Volksbeglücker" mit hohem Pathos den Nonnen verkündigte, ihre Leiden hätten nun ein Ende, sie seyen frei und dem Abgrund papistischer Lasterhaftigkeit und Greuel entrissen der Menschheit zurückgegeben, schüttelten die frommen Tauben alle die Köpfe, keine wußte etwas von Leiden, von Zwang, von Lastern, alle wollten in ihrem geliebten Kloster bleiben. Ganz dieselbe Erscheinung hat sich in dem letzten Jahrzehnt in Spanien wiederholt. Regierungscommissäre kündigten sich in den aufgesprengten Klöstern als Retter und Befreier an, aber die Nonnen begriffen nichts von den hohlen Declamationen oder hörten sie mit Verdruß an. Die Tyrannei und das Laster war bei den Befreiern, nicht bei den Befreiten. In den Klöstern wohnte Tugend, Unschuld, Frieden, während die schändlichste Unzucht nur unter den von der modernen Bildung ergriffenen spanischen Schülern Voltaires eingerissen war, die in den Cortes und in der Regierung saßen. Cardinal Wisemann hätte sich nach der Statistik des Buchhandels erkundigen sollen, der von Frankreich aus irreligiöse und obscöne Schriften, Uebersetzungen des Voltaire, Crebillon, Parny 2c. in ungeheuren Massen nach Spanien und insbesondere auch nach dem spanischen Amerika verbreitet hat.

Was von Kirchenschätzen in Spanien die französischen Räuber unter Napoleon, Soult namentlich, übrig gelassen, das hat Espartero und haben seine Gesinnungsgenossen nachgeholt. In Spanien war die Kunst aufs innigste mit der Kirche verbunden, eine wahre „Tochter der Religion." Um so widriger erscheint hier das Herausreißen der Bilder aus den Kirchen. Der Verfasser macht eine sehr gute Bemerkung darüber: „In der neuen Bildergallerie zu Sevilla — ein Kloster mit seiner Kirche, welches schlecht dazu sich eignet, ist dazu eingerichtet — ist ein Saal, der achtzehn Gemälde von Murillo enthält, die größtentheils, wenn nicht alle, aus dem Capucinerkloster stammen. Die Capuciner waren arme Bettelmönche, sie konnten für schöne Gemälde kein Geld ausgeben, und doch hatten sie eine Sammlung, die eines Kaisers würdig gewesen wäre. Eine solche Macht übten diese Orden über die Künste aus, und wie? Eins dieser Gemälde mag es uns sagen; es ist die Perle der ganzen Sammlung. Murillo war mit den guten Capucinern sehr befreundet, und liebte es, mitunter einige Tage in geistlicher Zurückgezogenheit bei ihnen zuzubringen; er wohnte dann auf dem Krankenzimmer, wahrscheinlich dem einzigen für die Aufnahme eines Gastes geeigneten Zimmer des Hauses. Als er einmal, nachdem er sein frugales Mahl eingenommen hatte, weggehen wollte, bat ihn der gute alte Laienbruder, der ihn bediente, ihm eine Madonna für das Krankenzimmer zu malen. ‚Sehr gern,' antwortete Murillo, ‚aber ich habe jetzt keine Leinwand dazu.' ‚Taugt diese nicht dazu?' fragte der alte Mönch, indem er auf die Serviette zeigte, die er gerade vom Tische wegnahm. ‚Warum nicht?' antwortete lächelnd der Maler. Die Serviette wurde aufgespannt und Murillo hatte bald sein liebliches Bild fertig; es heißt davon Nuestra Sennora de la servilleta, ‚Madonna von der Serviette.' Er hätte das nicht für einen Grafen gethan, der ihn prächtig bewirthet; aber er that es für den demüthigen Laienbruder. Und wer wollte nun wohl nicht gern eine weite Strecke darum gehen, um das schöne Bild an dem Orte zu sehen, an welchen sich diese Legende knüpft? — in dem Zimmer, worin er mit seinem Freunde über die Sache sprach, wo man im Geiste den edlen Künstler sah, lächelnd an seinem Bilde arbeitend, und den einfältigen alten Mann mit seinem langen weißen Bart, wie er andächtig jeden schönen Zug beobachtete, der unter dem Pinsel des Meisters entstand, und bald seine Verwunderung, bald sein Entzücken äußerte, und endlich seinen Triumph, als er seine grobe Serviette in ein Bild verwandelt sah, welches so viel werth war, wie das halbe Kloster und dabei so lieblich, so ansprechend, und welches nun für immer in seinem Krankenzimmer hangen sollte. Ach nein, nicht für immer, — nur so lange, bis eine rohe Hand, geleitet von einem kalten Herzen, es von seinem Platze wegnahm und an der Wand eines Museums aufhing, wo sich keine Geschichte und keine Erinnerungen daran knüpfen, es doppelt anmuthig zu machen, sondern wo es unter den Trophäen einer Macht figurirt, wie sie auch ein Vandale besitzt." — Von wie vielen andern Bildern, die nur in Kirchen gehören, die oft nur auf den bestimmten engen Raum einer Capelle berechnet waren, muß man beklagen, daß sie jetzt am ungehörigsten Ort in Galerien hängen, vermischt mit antiken Nuditäten der Renaissancezeit oder mit Viehstücken.

Erwecken die beiden Abhandlungen über Spanien die ernstesten Betrachtungen, so erquickt die folgende durch den köstlichsten Humor. Cardinal Wisemann wendet sich in Briefform an John Poynder, um dessen

Werk „das Papstthum im Bunde mit dem Heidenthum" ad absurdum zu führen. Poynder gehört zu den ganz gemeinen Polterern gegen die katholische Kirche, die nur schimpfen und verleumden, ohne etwas von dem, was sie sagen, zu verstehen, aber des Beifalls ihrer Parthei dennoch gewiß sind. Es gereicht dem Protestantismus gewiß zum größten Nachtheil, solche Vorkämpfer zu haben und von katholischer Seite wird die Jämmerlichkeit solcher Gegner mit Recht gegeißelt.

Der Cardinal geht ganz auf den Gedankengang Poynders ein, schilt ihn, daß er noch viel zu wenig gesagt habe, und weist ihm noch in Gott weiß wie vielen alten Heidenreligionen und heidnischen Culten erzkatholische Dinge nach, welche die gottlosen Pfaffen alle natürlicherweise nur aus dem Heidenthum entlehnt und fälschlich für Christenthum ausgegeben hätten. Dann aber bedauert er den guten Poynder, daß die reformirte Kirche in England das priesterliche Chorhemd, sogar die entschieden heidnische Dreieinigkeitslehre &c., kurz in Dogma und Ceremoniel eine Menge von jenem alten heidnischen Plunder doch auch beibehalten habe. Endlich aber apostrophirt er ihn auf die geistreichste Weise mit der Londoner Paulskirche: „Wir haben dem Heiden Gelegenheit gegeben, in eben der römischen Kirche, die Sie gewählt haben, seine alte Religion und Moral zu entdecken, wenn er kann, und haben ihm die Lehren erklärt, die dort vorgetragen werden. Ich will ihn nun in den einzigen prachtvollen Tempel in England führen, worin die katholische Religion nie geübt ist und darum keine Spuren ihrer Wahrheiten und Gebräuche zurückgelassen hat. Ich führe ihn, nachdem wir unser Eintrittsgeld bezahlt haben, in die St. Pauls-Kathedrale, und bitte ihn, die Religion zu errathen, welcher dieselbe angehöre. Wird nicht seine erste Frage seyn: ‚Gehört sie überhaupt irgend einer Religion an? ist sie überhaupt ein gottesdienstliches Gebäude?' Kein Altar, keine Capelle, kein Emblem irgend eines heiligen Gedankens ist zu erblicken; kein Punkt, wohin sich, als nach dem Mittelpunkte des Heiligthums, die Menschen wenden; kein Anzeichen, wem der Tempel geweiht ist; keine Beter und keine Besucher, die eine religiöse Ehrfurcht an den Tag legen; Niemand der beim Ueberschreiten der Schwelle seine Seele zum Gebete bereitet oder daran denkt, vor Gott hintreten zu wollen. Er sieht, wie Leute, mit dem Hute auf dem Kopfe, wie auf offener Straße hin- und hergehen und das Gebäude nur als ein Wunder der Baukunst besehen. Sie sind durch ein Gitter von dem Hauptschiffe getrennt, weil sie so wenig Ehrfurcht an den Tag legen, daß sie dasselbe unbedenklich profaniren würden, wenn es offen wäre. Die Unterhaltung der verschiedenen Gruppen dreht sich um muntere Scherze, um den Stand der Börsencourse oder um die chronique scandaleuse des Tages. Sollte unser Heide wohl auf den Gedanken kommen, er sey in einer christlichen Kirche? Könnte ihn nicht die Orgel zu dem Glauben veranlassen, es sey eine Halle für Festlichkeiten? Werden nicht die modernden Banner, die er über sich wogen sieht, ihn auf den Gedanken bringen, er sey in der Curie, in dem Sitzungssaale des Senates der Stadt? Nur ein Umstand könnte ihn vielleicht zu einer bestimmten Ansicht bringen: er sieht, wie ein Theil des Gebäudes, und zwar gerade sein cella, abgetrennt und für die Blicke und Tritte der Profanen verschlossen ist. Das hat er in der katholischen Kirche nicht gesehen, es entspricht aber genau der Form seiner Tempel; er ist also vielleicht in einem heidnischen Tempel? Während er aber so in Ungewißheit darüber ist, welcher Religion wohl dieser Tempel angehöre, würde ich seine Aufmerksamkeit auf etwas Anderes hinlenken, ihn ersuchen, die Grabmäler und prächtigen Monumente zu besehen, die ihn umgeben, ob er dort vielleicht Andeutungen finde, welcher Gott hier verehrt wird und welche Tugenden hier gepredigt werden. Er sieht dort allerdings Embleme genug, aber nicht das Kreuz, die Taube oder den Oelzweig, wie auf den altchristlichen Gräbern, sondern die Trommel und die Trompete, den Enterhaken und die Kanone. Und wer ist es, dessen Thaten und Bilder für geeignete Verzierungen dieses Tempels gehalten werden? Männer, die mit dem Schwerte in der Hand eine Bresche stürmen, oder fallen, indem sie ein feindliches Schiff entern, Helden, wenn man will, und Wohlthäter ihres Vaterlands, aber sicher keine Zierden der Religion. Von dem Einen heißt es, er sey gestorben, wie ein Römer hätte zu sterben gewünscht, während er das Schiff des Feindes an das seinige festgeentert und die Zerstörung des einen oder beider unvermeidlich gemacht hatte; die Grabschrift des Andern besteht aus einem Satze des Schlachtberichts seines Generals, die eines Dritten aus den Worten eines Beschlusses des Unterhauses: kein Wort von einer einzigen christlichen Tugend, von einem Gedanken an Gott, von Hoffnung auf den Himmel, keine Andeutung, daß einer derselben sich zu irgend einer Religion bekannt hätte. Wird sich der Heide nicht freuen, einen Tempel gefunden zu haben, wo der Muth der 300 Fabier, oder die Selbstaufopferung der Decier, oder die Tugenden der Scipionen so offen gelehrt und den Menschen zur Bewunderung und Nachahmung vorgehalten werden? Und wie wird seine Freude steigen, wenn er die Embleme näher besieht, unter welchen diese Tugenden oder ihre Umstände dargestellt werden. See- und Flußgötter mit

ihren feuchten Kronen und Wasserurnen, der Ganges mit dem Fisch und der Kalabasse, die Themse mit den Genien ihrer Nebenflüsse, der Nil mit der Sphinx; ferner die Victoria, geflügelt und gegürtet wie in alten Zeiten, indem sie den Lorbeerkranz auf die Stirn der fallenden Helden drückt, die Fama mit ihrer Trompete, die ihre Heldenthaten ausposaunt, und Klio, die Tochter des Apollo, welche ihre Geschichte aufzeichnet; daneben auch noch neu geschaffene Götter und Göttinnen: die Rebellion und der Betrug, die Tapferkeit und Empfindsamkeit, und Britannia, das treue Abbild seiner alten geliebten Roma; — dabei sind einige mit einer so unziemlichen Sparsamkeit gekleidet, wie sie sich mehr für einen alten, als für einen modernen Tempel schickt. Diese Versammlung von Göttern, als die einzigen Symbole, aus denen das Auge zu lernen hat, werden gewiß seine Ansicht bestätigen, daß seine alte Religion mit ihren Emblemen und ihren sittlichen Grundsätzen entweder nie aufgehoben oder in der letzten Zeit wiederhergestellt seyn müsse. Es würde nicht viel fruchten, wollte man ihm auseinandersetzen, hinter jenem Gitter werde, einmal in der Woche vor einigen wenigen Leuten, und vor leeren Bänken alle Tage, aus einem heiligen Buche vorgelesen, welches die Menschen lehre, den Götzendienst zu verabscheuen und Gott im Geiste anzubeten; auch trügen gelehrte Männer dort Homilien vor über die Verwerflichkeit der Abgötterei und über die Unzulässigkeit von Symbolen beim Cultus. Das Alles würde ihn, glaube ich, noch mehr verwundern. Wenn ihr gar keine Bilder machen oder in eueren Tempeln haben dürft, würde er sagen, warum verletzt ihr denn dies Gesetz blos zu Gunsten von Kriegern und Flußgöttern?"

In der vierten Abhandlung wird von den Frauenklöstern in England gesprochen, an denen jede Verleumdung abprallt. Nichts spricht so sehr zu den Gunsten der wiedererrichteten Frauenklöster, als daß dieselben von den Protestanten nachgeahmt werden. Ist es nicht ein wunderbares Zeichen der Zeit, daß gleichzeitig barmherzige Schwestern katholischen und protestantischen Glaubens nach dem Orient eingeschifft worden sind?

Die letzte Abhandlung betrifft die Madiais. Der Verfasser weist „des Pudels Kern" in diesem großen Dunst- und Nebelprozesse nach. Die evangelische Mission wurde nicht ohne Zuthun der früher schon von Graf Fiquelmont so klar bezeichneten Politik des Lord Palmerston für die Mazzinisten, für das junge Italien in Anspruch genommen und misbraucht. „Betrachten wir nun kurz, wie eine italienische Regierung diese ganze Sache ansehen mußte. Sie sieht eine klare und einfache Thatsache: eine Conspiration zwischen dem englischen Protestantismus und dem italienischen Liberalismus, um gemeinsam gegen den Frieden ihrer Staaten und für den Sturz sowohl des Thrones als des Altars Krieg zu führen. ‚Kommt Italien zu retten,' ruft der Verein seiner sogenannten Freunde dem Fanatismus des Landes zu, ‚von der Tyrannei des Papstthums, der Priesterherrschaft, dem Jesuitismus und der Inquisition. Sendet dorthin eure Bibeln und eure Prediger. Wenn ihr das aber thun wollt, so müßt ihr Mazzini und den andern Patrioten helfen, die Revolution im ganzen Lande anzuschüren und alle bestehenden Regierungen zu untergraben.' ‚Tretet in meine Reihen,' ruft Mazzini aus, ‚und ich verspreche euch als Lohn die Zerstörung der päpstlichen Auctorität und volle Freiheit, zu predigen, zu lehren und Bibeln zu vertheilen.' Und während dieser Vertrag offen abgeschlossen, während laut verkündet wird, daß Revolution und Protestantismus in Italien correlativ sind, während der revolutionäre Verein sich rühmt, daß er ‚Geistliche von allen Confessionen' zu seinen Mitgliedern zähle, während bloß in seinem Vorstande wenigstens 24 Mitglieder den Titel ‚Hochwürden' führen, — sieht die Regierung zwei verschiedene Thätigkeiten, welche den beiden verbündeten Mächten entsprechen, gleichzeitig nebeneinander. Während Mazzini in seinen Reden rühmt, daß eine geheime Druckerei in Toscana beschäftigt sey, brandstifterische Placate und Schriften zu veröffentlichen und daß eine Post so organisirt sey, daß revolutionäre Nachrichten so sicher von einer Stadt zur andern befördert werden können, wie Briefe in jedem andern Lande mit der gewöhnlichen Post, ist eine heimliche und verstohlene Thätigkeit bemerkbar, den Protestantismus auszubreiten durch sein Lieblingsmittel, das Einschmuggeln und Vertheilen von Bibeln." Hiebei theilt der Verfasser den ganzen Plan Mazzinis, die katholische Kirche in Italien zu untergraben und zu zerstören, nach dessen eignen Worten mit.

Die Revolutionspartei hoffte durch Herbeiziehung der protestantischen Sympathien in Italien so glücklich zu reussiren, wie während des Sonderbundkriegs in der Schweiz. Da in beiden Fällen die protestantischen Philister von den Radikalen und diese wieder von Lord Feuerbrand inducirt waren, ist es schätzbar, gegen den letztern einen englischen Landsmann mit so viel Offenheit und Freimuth auftreten zu sehen, wie es hier von Cardinal Wisemann geschieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 5. 17. Januar 1855.

Länder- und Völkerkunde.

Die Krim und Odessa von Prof. Dr. Karl Koch. Leipzig, Lorck, 1854.

Eine sehr gute Schilderung des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes. Herr Koch hat die Krim bereist und entwirft hier ein Gemälde derselben, was in jeder Beziehung befriedigt. Denn er charakterisirt die Lage und Beschaffenheit der Halbinsel, ihrer Steppe und ihres gebirgigen Südrandes, ihre Städte und neue Kultur, ihre sehr verschiedenartige Bevölkerung und deren Art und Sitte.

In Bezug auf die südrussische Steppe überhaupt unterscheidet der Verfasser viererlei Wüstengattungen, 1) Steppen, 2) Wiesen, 3) Pampas, 4) Salzwüste. Die Steppe ist eine große Unkrautwiese mit holzartigen Kräutern (hauptsächlich hohen Disteln), die Pampas sind Wiesen, die in der heißen Jahreszeit gänzlich verdorren und absterben. In Südrußland herrscht die eigentliche Steppe vor, nur an den Grenzen zeigen sich auch Pampas und Salzwüsten. Von der Steppe haben wir früher schon durch Kohl (in seinem Werk über Südrußland) eine sehr anziehende Schilderung erhalten. Herr Koch macht auf eine Bestimmung der berühmten Tumuli der Steppen aufmerksam, an die man bisher noch nicht gedacht zu haben scheint. Die Steppe ist vollkommen eben. „Wer nicht einen guten Ortssinn, ich möchte sagen Instinkt besitzt, kann sehr leicht die Wege und damit die Richtung verlieren und sich den größten Gefahren aussetzen. Reisen im Winter, zumal wenn Schnee gefallen ist, sind im südlichen Rußland an und für sich mit Gefahren verbunden. Bei den großen Entfernungen der Dörfer von einander kann man diese leicht verfehlen; aber selbst wenn man in ihrer Nähe ist, kommt es häufig vor, daß man die niedrigen Häuser, die zum Theil in der Erde liegen und von den Russen deshalb Semljanken, d. h. Erdhütten, genannt werden, ganz übersieht. Fürst Woronzoff hat sich deshalb ein großes Verdienst erworben, daß er in kurzen Zwischenräumen, wenn ich nicht irre, von einer Werst zur andern, bis 12 Fuß hohe weiße Steinpyramiden aufführen ließ, die die Richtung des Weges genauer bezeichnen. Ich bin geneigt zu glauben, daß auch die sogenannten Grabhügel oder Tumuli (Mohilli oder Kurgan bei den Eingebornen) und die steinernen Steppenbilder bei den frühern hier wohnenden Völkern zum großen Theil einen gleichen Zweck gehabt haben. Auf der Nordküste des Schwarzen Meeres fand ich immer, daß Tumuli und Steppenbilder eine bestimmte Richtung hatten, die sich von Osten nach Westen erstreckte. Da ich einmal die Tumuli erwähnt habe, will ich noch eine Eigenthümlichkeit anführen, die unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande ist. Bisher hatte man geglaubt, daß nur die in solchen Grabhügeln gefundenen Steine aus weiter Ferne stammten, nach den Untersuchungen eines Mannes, der viele Jahre in jenen Gegenden lebt, scheint es aber auch, als wenn ein großer Theil der Erde, die zu dem Hügel verwendet war, wenigstens nicht in der nächsten Nähe aufgefunden, sondern aus weiter Ferne hieher geschafft wurde. Sollte die noch bei den Don'schen Kosaken allgemeine Sitte, etwas vaterländische Erde in einem Beutelchen auf der Brust zu tragen, um diese, im Fall eines plötzlichen Todes mit in das Grab zu nehmen, nicht ebenfalls derselben Pietät zu der Scholle, auf der man geboren, zuzuschreiben seyn?"

Nicht minder eigenthümlich wie die Steppe ist das Meer. Wie in der Steppe plötzliche Schneestürme, Steppenbrände oder das Heranjagen der Steppenhexe (kugelförmige Ballen von ausgedorrten Steppenblumen) die Hirten und Heerden erschrecken, so im schwarzen Meere die unregelmäßigen Winde und Wellen, die einander entgegengesetzt plötzlich zusammenstoßen. Das sind die „gehackten Wellen". „Wehe den Schiffen, die deren

verderbenden Einflüssen ausgesetzt sind. Die Fälle sind ferner auch gar nicht selten, wo eine ungeheure Welle, welche bereits das Schwarze Meer in seiner größten Breite durchlaufen hat, sich mitten in den Hafen wälzt und sich über die dort liegenden Schiffe ergießt. Glaubwürdige Männer, die auf dem Boulevard wohnten und oft genug Zeuge gewesen waren von solchen einstürzenden Wellen, konnten mir das Getöse und Krachen, unter denen dieses geschieht, nicht arg genug schildern. Es ist selbst vorgekommen, daß Schiffe, welche noch in keinem der beiden sicheren Häfen eingelaufen waren, von dem zurückprallenden Wasser aus der Rhede fortgerissen und im offenen Meere einer neuen Schlagwelle entgegengeführt wurden. Man begreift wohl, daß unter solchen Umständen das Schiff meist rettungslos verloren war. — Die hiesigen Winde sind um so schlimmer, als sie fast nie eine gleiche Richtung haben. Nicht allein, daß sie plötzlich umspringen und dann oft von der entgegengesetzten Seite kommen; die Fälle sind sogar nicht selten, wo zwei Winde grade von entgegengesetzten Seiten heftig blasen. Die fürchterlichsten Verheerungen kommen da vor, wo sie zusammentreffen."

Der größte Theil der Krim ist noch Steppe, noch unbebaut, noch von nomadisirenden Tartaren durchzogen. Eben so das weite Gebiet im Norden der Krim und das große Thal des Don. In diesem alten Flußgebiet des Tanais waren einst unsre Väter zu Hause, von da kam Odin mit den Asen nach dem Norden. Jetzt wohnen hier die bekannten donischen Kosaken, wenig zahlreich. Der große Fluß hat an seinen Ufern nur erst Anfänge von Städten, die weit auseinanderliegen. Man begreift aber, wie unüberwindlich die Macht Rußlands werden müßte, wenn es nach und nach den weiten Rahmen seines Reichs mit Menschen ausfüllen und wenn das Gebiet des Don so bevölkert würde, wie es das der Donau ist. In der Mitte und im Westen Europas ist jeder Fleck Erde schon angebaut, das Maaß voll. Deshalb können hier die nationalen Bevölkerungen nicht mehr wachsen. Nur der Russe hat noch Raum, und wenn man ihm diesen unermeßlichen Raum nicht jetzt noch, da es noch Zeit ist, beschränkt, so werden unsre Enkel nicht mehr im Stande seyn, sich seiner Enkel zu erwehren, denn Frankreich wird nie viel über 30, Deutschland nie viel über 40 Millionen Seelen zählen, wenn Rußland, welches heute schon 60—70 zählt, bis auf 2—300 angewachsen seyn wird.

Die Krim hatte lange Zeit eine gothische Bevölkerung. Professor Maßmann steht im Begriff, die Geschichte derselben ans Licht zu ziehen. Ihr Rest scheint sich bis tief in die christliche Zeit erhalten zu haben und erst im muhamedanischen Sturm untergegangen zu seyn. Die muhamedanischen Tartaren stellen heute die alte, rechtmäßige Einwohnerschaft der Krim dar. Auch sie wurden wieder stark gelichtet durch die russische, von großer Härte und Grausamkeit begleitete Eroberung. Herr Koch gibt den Tartaren übrigens das beste Zeugniß, sie sind die saubersten, sittlichsten, ehrlichsten und fleißigsten Leute und bilden einen höchst ehrenvollen Contrast gegen das nichtswürdige Judengesindel, was sich auf russischen Befehl hier hat ansiedeln müssen. Der letzte Sproß der ehemaligen Tartarchane der Krim hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. „Von dieser Dynastie, die ihre Abstammung von Dschingiß-Chan selbst ableitet und den Namen Ghirei führt, lebt nur noch ein Glied in der Krim. Sahin-Ghirei, der letzte von den Russen eingesetzte und in seiner Stellung erhaltene Chan, war endlich der innern Streitigkeiten, die dem Lande und Volke großes Unheil brachten, müde und übergab seine Herrschaft auf gleiche Weise, wie später Georg XIII. in Grusien sein Königreich, mehr durch die Umstände gezwungen als freiwillig, der Katherina II.; aber trotzdem mußten die Russen das Land Schritt vor Schritt erobern. Der arme Sahin-Ghirei fand keine Ruhe mehr im eigenen Lande und zog sich nach Konstantinopel zurück. Dort wurde natürlich der frühere Vasall sehr ungnädig empfangen und nach der Insel Rhodus, wohin gewöhnlich in Ungnade gefallene hohe Würdenträger gehen, verwiesen. Nach kurzer Zeit erhielt der Unglückliche als besondere Gnade die seidene Schnur, d. h. nach türkischem Ritus war er gezwungen, sich damit selbst das Leben zu nehmen. Der frühere Gegenchan Selim-Ghirei floh mit allen Großen des Reiches nach Tscherkessien und trug viel dazu bei, die alte Feindschaft und den Haß der Bewohner dieses Landes gegen Rußland zu erhalten. Nur ein Glied der herrschenden Familie blieb, wie bereits gesagt, zurück; dessen Sohn lebt noch daselbst, aber in großer Zurückgezogenheit. Er ist an eine Engländerin verheirathet und läßt nun seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen. Eine seiner Töchter war 1844 in Begriff, sich mit einem Herrn von Gersdorf, wenn ich nicht irre, einem gebornen Schlesier, aber in russischen Diensten, zu verheirathen. Sonderbares Geschick! Die letzte der fanatischen Dschingiß-Chaniden, der Erbfeinde der Christenheit, die mehr als einmal allen Christen Vernichtung drohten, selbst Christin und zwar, umgeben von Anhängern der allein seligmachenden russisch-griechischen Kirche, Protestantin und verheirathet an einen Protestanten!" Herr Koch knüpft daran den Wunsch: „Möchten die verbündeten Mächte das alte Tartarenreich

in neuer christlicher Gestalt wieder aufrichten und einem der jetzigen protestantischen Nachkommen Dschingiß-Chans ihr Erbe zurückgeben! Das wäre wenigstens eine Ausgleichung, bei der die Herrscher Frankreichs und Englands deutlich an den Tag legen könnten, daß nur das allgemeine Wohl und nicht Sonderinteressen sie zu diesem Kampfe bestimmt hätten." Wird nicht zur Ausführung kommen.

Ueber die Juden sagt Herr Koch: „Man hat der russischen Regierung bei uns oft den Vorwurf der Härte und Grausamkeit gemacht, daß sie die Juden zwang, ihre alten Sitten und Gebräuche abzulegen, und später sie selbst in unwirthbare Gegenden übersiedelte. Ich kann meinerseits durchaus nicht in den Vorwurf einstimmen, so hart auch eine unfreiwillige Versetzung seyn mag. Wer in Polen, Litthauen und den übrigen russischen Provinzen, wo Juden sich aufhalten, eine längere Zeit gewesen ist und ihr Treiben beobachtet hat, wird mir sicher beistimmen. Die russische Regierung ist den nicht jüdischen Bewohnern jener Provinzen schuldig, sie gegen die vielseitigen Quälereien und Bedrückungen von Seiten der Juden in Schutz zu nehmen. Man findet in genannten Provinzen höchst selten eine jüdische Familie, die sich durch ihrer Hände Arbeit und durch ihren Fleiß ernährt, denn mit wenigen rühmlichen Ausnahmen scheuen sie die Arbeit wie das Feuer und hängen sich wie Blutegel den übrigen bessern Bewohnern an, um von deren Fleiße sich auf leichtere Art zu ernähren. Da die Juden die einzigen sind, die baares Geld haben, so sind die Bauern, wenn sie dieses bedürfen, auch gezwungen, zu einem Juden ihre Zuflucht zu nehmen. Sie müssen Zinsen zahlen, die an das Unglaubliche gehen, oder treten schon auf mehre Jahre hin ihren Ertrag an Getreide oder Vieh ab. Dabei sind die Juden gewöhnlich auch die Pächter der Branntweinschenken und tragen durch diese wiederum direct zur Entsittlichung des Volkes bei." Uebrigens machen in der Krim die Koraim, die der Talmud niemals anerkannt hat, eine ehrenwerthe Ausnahme, sie sind fleißig, ehrlich, reinlich und ganz verschieden von den Parasiten, die andre Völker durch bloßen Betrug aussaugen.

In Sebastopol war es Herrn Koch vergönnt, die Befestigungen und Batterien zu besehen, die jetzt so großen Lärm in der Welt machen. „Es wurde uns erlaubt, die Nikolaus-Bastei näher zu besichtigen. Mir war das Herz ganz wehmüthig, als ich hier nichts als Mordinstrumente sah. Die genannte Bastei bildet einen etwas flachen Halbmond und besitzt drei über einander liegende Etagen. Wie man sich denken kann, war das ganze Gebäude bombenfest. Ich wunderte mich, daß man den weichen Steppenkalk von Inkjermann zum Bau benutzt hatte, da dieser, Wind und Wetter ausgesetzt, schneller verwittert als Granit und anderes plutonisches Gestein, was man, namentlich außerordentlich harten Grünstein (Diorit), in der Nähe hätte haben können. Vielleicht ist aber grade weiches Gestein am besten geeignet, Bomben zu widerstehen."

Von der Bucht von Balaklawa ist er überzeugt, sie und keine andre sey gemeint, wenn es in der Odyssee heißt:

Als zu dem trefflichen Port wir gelangten, welchen der Felsen
Rings umher aufstarrend an jeglicher Seit' emporsteigt,
Aber die vorgestreckten Geklüfte sich gegen einander
Vornhin drehn an der Mündung; ein enggeschlossener Eingang:
Lenkten sie hinein alle die zwiefach rudernden Schiffe.
Sie umlagen im Raum des umhügelten Portes befestigt,
Nahe gereiht, denn nie stieg einige Well' in dem innern,
Weder groß noch klein. Rings schimmerte heiteres Gewässer.
Aber ich selbst hielt draußen allein das dunkele Meerschiff,
Dort am Ende der Bucht, und knüpfte die Seil an den Felsen.

Dieser Schilderung des Lästrigonen-Hafens kommt allerdings die Bucht von Balaklawa merkwürdig gleich. Sie war unlängst in vielen Prospecten in den London news abgebildet.

Zum Schluß die Schilderung der reizenden Ufer der Krim im Süden. Hier liegen die Paläste der russischen Großen, die zauberischen Gärten und Weinberge, die das Entzücken schon so vieler Reisenden gewesen sind, unter denen dem polnischen Dichter Mickiewicz der Kranz gebührt. Am meisten wird bewundert Alupta, der Palast und Garten des Fürsten Woronzow; Maharasch, der Landsitz des Fürsten Gallizin; Oranda, das kaiserliche Schloß. Klein-Oranda, Livadia, Jalka (mit einem Schlosse des Grafen Potozki) ꝛc.

Geschichte.

Die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China. Dargestellt von Dr. Biernatzki. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1854.

Eine Zusammenstellung der englischen Nachrichten über die große Revolution, die gegenwärtig China durchwühlt. Nicht erschöpfend, aber doch klar und somit zur Orientirung behülflich.

Den Anstoß hat der englische Krieg gegeben. „Die folgenreichste Begebenheit in China während der letzten Jahre, der Krieg mit England, hatte die Masse der Bevölkerung namentlich in den Südprovinzen mächtig erschüttert. Das Vertrauen auf die Allgewalt des Kaisers war gewichen, die Schäden der verknöcherten Staatsverwaltung waren offenkundig geworden. Nur durch entehrende Nachgiebigkeit — so äußerten sich wenigstens Viele

— und durch bedeutende Opfer wurde der Friede mit England erkauft. Ueberall sah man mit Sehnsucht einem Wechsel auf dem Thron entgegen, wenn auch mit verschiedenen Erwartungen von den Folgen desselben. Die Einen knüpfen daran die Hoffnung, daß das alt-chinesische System vollständiger Abschließung gegen alles Fremde wieder zur ausgedehntesten Geltung kommen werde. Die Andern wünschten Reformen, nicht auf dem Wege der Umkehr zum Alten und Hergebrachten, sondern im Sinne der Verkehrserweiterung mit den westlichen Völkern. Die bei dem Kaiser Taokuang in hohen Ehren stehenden Rathgeber Miutschangeh und Kijing galten für die Vertreter der letzteren Richtung, für Freunde der ‚Barbaren'. Als der jugendliche Kaiser Hienfong den Thron bestieg, ward am Hofe der Kampf der Parteien durchgekämpft und entschieden. Die alt-chinesische Partei siegte, das junge China unterlag. Alle Reformen unterblieben, aller Einfluß der Fremden ward, so viel als möglich, fern gehalten und beseitigt. Als Prinz Yeitschu war der Thronerbe kaum zu zügeln gewesen, als Kaiser wurde er gesetzt und nachdenklich, ein großer Liebhaber von Festlichkeiten und Prunk, daneben außerordentlich abergläubisch. Er entließ die erprobten Rathgeber seines Vaters, Miutschangeh und Kijing, zum Theil weil sie den Fremden günstig gesinnt waren, und umgab sich meistens mit Mandschu, einem Menschenschlage, der wegen Hartnäckigkeit und heftiger Leidenschaftlichkeit wohl bekannt ist. Es steht gegenwärtig zur Frage, ob diese Mandschu-Regierung durch und durch als Siegerin aus dem Bürgerkriege hervorgehen wird."

Die Opposition bildete sich im Süden des Reichs, in demjenigen Theile, in welchem die Mandschus noch am wenigsten tief eingedrungen waren und das alte Chinesenthum seine Stärke hatte. Miswachs und Hungersnoth hatten die Bevölkerung zur Verzweiflung gebracht und den Revolutionsgeist genährt. Die Unzufriedenen fanden ein Haupt, welches, wie es scheint, eine bedeutende Persönlichkeit ist und durch tüchtige Kräfte, namentlich durch das Wirken geheimer Gesellschaften unterstützt wurde. „Hung Siu-tsiuän, so ist der Name des Mannes, der an der Spitze der Bewegung steht, scheint, den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge, in Hwahien, einem Bezirk des Departements Kwangtscheu, in der Provinz Kwangtung, geboren zu seyn. Im Jahr 1846, also noch ehe die Ruhestörungen in den Südprovinzen ihren Anfang genommen hatten, kam er nach Canton und besuchte den amerikanischen Missionar Roberts in der Absicht, von ihm Belehrungen über christliche Wahrheiten zu empfangen. Diese waren ihm schon damals zum Theil nicht ganz unbekannt." Daher die christliche Färbung des Aufstands, die durchaus rationalistisch zu seyn scheint, entsprechend dem altheidnischen Rationalismus der echten Chinesen, der sich schon lange im Widerspruch befand mit dem Götzendienst.

„In der Mitte des Jahres 1850 fing die Regierung in Peking zuerst an, von der Bewegung im Südreich öffentlich Notiz zu nehmen. Es dauerte noch länger, ehe die in China ansäßigen Fremden der Sache einige Aufmerksamkeit schenkten, daher die Nachrichten über die Ereignisse der ersten Jahre uns sehr spärlich zu Gebote stehen. Wahrscheinlich war es auch um diese Zeit, daß das Oberhaupt der Bewegung sich zum Kaiser proklamirte und den Namen ‚Tienti', d. h. himmlische Tugend, annahm. Dadurch, daß er sich für einen Nachkommen der Ming-Dynastie ausgab, und die Mandschu als fremde Usurpatoren bezeichnete, machte er seine Erhebung in den Augen seiner Landsleute zu einer legitimen, und es ist bis jetzt noch nicht erwiesen, ob dies nur Erfindung sey, oder ob es sich wirklich so verhalte." Der Aufruhr machte reißende Fortschritte, die kaiserlichen Heere wurden überall geschlagen, wobei Verrath mitwirkte. Durch die geheimen Gesellschaften war der Abfall überall vorbereitet. Im Jahr 1853 kam Nanking, die Hauptstadt im Süden, in die Gewalt Tientis.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser den Begebenheiten nicht bis auf die neueste Zeit gefolgt ist und von dem Widerstande, den der Aufruhr in der Nähe von Peking im Norden gefunden hat, noch nichts mittheilt. Nach so raschen Erfolgen muß diese neueste Stockung auffallen. Der Verfasser gibt nur noch die Berichte einiger Engländer, die mit den Rebellen verkehrt haben, und Einiges über die Literatur des „jungen China". „Ihrem wesentlichen Inhalte und vorwiegenden Charakter nach lassen sich die bis jetzt bekannt gewordenen Schriften in politische und religiös-moralische klassificiren. Die ersteren stellen vornämlich die gegenwärtige Mandschu-Herrschaft als eine unberechtigte, über alle Maaßen grausame, dem Volke in jeder Hinsicht verderbliche dar, während die der zweiten Klasse angehörenden auf Abschaffung des Götzendienstes und sittliche Besserung des Volkes durch Einführung der Anbetung eines Gottes und einer demgemäß veränderten Staatsverwaltung bringen." Auch den Kalender hat Tienti reformirt und nach dem gregorianischen umgeändert mit Weglassung alles alten heidnischen und abergläubigen Wustes.

Am Schluß sind die englischen Quellen angegeben, was sehr löblich ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 6. 20. Januar 1855.

Naturkunde.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 5. Leipzig, Abel, 1854.

In diesem ausgezeichneten Werke findet man die neuesten und wichtigsten Entdeckungen der Naturkunde in durchaus faßlicher Weise vorgetragen. Ungefähr wie in dem berühmten annuaire des verstorbenen Arago, nur in noch größerer Mannigfaltigkeit, bequemerer Kürze und wesentlich auf das Praktische, auf den Gebrauch im Leben berechnet.

Der vorliegende fünfte Band handelt zuerst vom Brode und seinen Stellvertretern und macht es sich zur Aufgabe, dem Wahnsinn und Betrug in Anpreisung von Brodsurrogaten entgegenzutreten. Neue Vorschläge zur Brodbereitung aus allen möglichen Stoffen überschwemmen den Büchermarkt. „Die Unwissenheit und Scheu der großen Menge vor dem Selbstdenken gibt den Buchhändlern und den Leuten von der Feder neue Veranlassung zu Razzias auf den Geldbeutel der Leichtgläubigen, so daß die Naturwissenschaften heut zu Tage geradezu genothzüchtigt werden. Auch in den Tagesblättern jeglicher Art — Unterhaltungsschriften und Zeitungen — die alle in Naturwissenschaften machen, herrscht auf diesem Gebiete eine wahrhaft ägyptische Finsterniß. Die geringfügigsten Dinge sind hier so unbekannt, wie das Innere von Afrika und Australien. Auf diesem Fahrwasser treiben sich eine solche Menge von Enten umher, daß es eine Herkulesarbeit wäre, wollte man alle widerlegen oder berichtigen. Selbst die besseren bilden keine Ausnahme, und namentlich die illustrirte Zeitung leistet das Mögliche." Der Verfasser zeigt ferner, wie selbst sehr berühmte Naturforscher sich im Humanitätseifer haben verleiten lassen, ganz ungenießbare Stoffe ins Brod zu mengen, die nur dessen Quantität vermehrt, aber keinen Nahrungsstoff geliefert haben. „Im Allgemeinen müssen wir sagen, daß sie meistens viel Wasser enthalten, außerdem wohl Stärkemehl oder Zucker in beträchtlichen Mengen, daß sie aber mit stickstoffhaltigen Substanzen, auf die es doch bei der Ernährung wesentlich ankommt, nur auffallend sparsam versehen sind. Nur die Unkenntniß mit den Grundsätzen der Ernährung hat sie als Stellvertreter des Brodes empfehlen können." Die Kritik der einzelnen Surrogate muß man im Buche selber nachlesen.

Es gibt, sagt der Verfasser, nur ein einziges Mittel, das Brod zu vermehren, nämlich die Verbesserung des Ackerbaus und die gehörige Benutzung des Bodens. „Die Chemie gibt Mittel an die Hand, den Ackerbau einträglicher zu machen; aber wie wenig ist diese Erkenntniß bis jetzt noch in das Fleisch und Blut unserer Landjunker übergegangen. — Ferner ist es nicht die Aufgabe der deutschen Landwirthschaft, Fusel zu brennen und Zucker zu kochen, sondern Getreide zu bauen. Der erstere wird freilich für die Hebung der Landwirthschaft als durchaus nothwendig angesehen, aber England beweist uns schlagend, daß an der Hand der Wissenschaft dem Boden andere Schätze abzugewinnen sind als durch den Geist des Fusels."

Zum Schluß noch ein lehrreiches Kapitel über die Mehlverfälschungen: „1837 wurden in England 1407 Säcke Mehl, die zur Ausfuhr nach Spanien und Portugal bestimmt waren, confiscirt, weil dem Mehle ein Drittel Gyps und gemahlene Knochen beigemischt waren. Der Eigenthümer wurde mit einer Strafe von 1000 Pfd. St. belegt. 1843 ertappte man in Marseille eine Mehlladung für Algier bestimmt, die 6 Proc. Sand enthielt. 1847 stand vor den Schranken des Gerichtshofes zu Orleans ein reicher Mehlhändler, dessen Mehl sogar keine Spur von Mehl enthielt. Sein Gemisch

bestand aus 66 Th. Stärke, 4 Th. Sand, 6 Th. Oelkuchen und 12 Th. der schlechtesten Kleie. Die Gefangenen zu Clairveau erhielten durch fast 3 Jahre hindurch ein bitteres, schlecht ausgebackenes, festes, schwerverdauliches Brod, das nach der Aussage der Zeugen den Magen und die Eingeweide verbrannt hätte. Ganz öffentlich wird seiner Aussage nach die Verfälschung des Mehles mit Stärke in Frankreich betrieben." Solche Dinge werden viel zu gelinde bestraft. Wer das öffentliche Vertrauen in dieser Weise missbraucht und ganzen Menschenmassen die Nahrung verfälscht oder vergiftet, sollte als der schwerste Verbrecher behandelt und ohne Gnade mit dem Tode bestraft werden.

In der zweiten Abhandlung wird die Einwirkung der Atmosphäre auf die Erdoberfläche oder die Verwitterung besprochen und gezeigt, in welchem Umfange dieselbe in früheren Erdperioden Statt gefunden habe. „Im ausgedehntesten Umfange und als das wichtigste Product der Verwitterung tritt die Thonerde auf. Trotz der anscheinenden Festigkeit und der Krystallgestalt der zahlreichen Feldspatharten und verwandten Gesteine — Verbindungen von Kieselsäure, Thonerde und Alkalien, welche letztere oft ganz oder theilweise durch Kalk und Bittererde ersetzt sind — unterliegen sie dennoch den unausgesetzten Angriffen der Kohlensäure und des Wassers; die Alkalien und deren Stellvertreter werden mit einem Theil der Kieselsäure entführt, die regelmäßige Krystallgestalt zerstört und die Kieselsäure und Thonerde bleiben in einem sehr fein vertheilten Zustande zurück, dem die Thone — denn dies sind im Allgemeinen die Zersetzungsproducte — ihre Bildsamkeit, die Eigenschaft mit Wasser einen Teig zu bilden, der einerseits weich genug ist, um sich selbst in die feinsten Vertiefungen einer Form eindrücken zu lassen, andererseits aber durchaus keine Elasticität besitzt, so daß er jeden einmal empfangenen Eindruck treu bewahrt, verdanken." Die Untersuchung führt nun auf die feinste Thonerde und deren praktischen Gebrauch z. B. als Porzellan.

Da wohl den wenigsten unserer Leser die in Schlesien entdeckte „blaue" Höhle bekannt seyn wird, so theilen wir hier die schöne Schilderung derselben (aus S. 107 f.) mit: „In neuester Zeit hat uns der thätige Mineraloge Glocker in Breslau bei Gelegenheit der Aufräumung eines uralten Gold- und Silberbergbaues in der Gegend von Zuckmantel in Mähren, auf der Straße von Breslau nach Gräfenberg, mit einem Seitenstück der blauen Grotte auf Capri bekannt gemacht. Schlägt man von der Stadt aus eine verödete Straße ein, die zwischen dichter und dunkler Waldung den 2843 Fuß hohen Querberg hinaufführt, und biegt man nach Verlauf einer Stunde rechts ab, so gelangt man zu einem Stollen mitten im Dickicht am Abhange des Berges, der aus dem 15. Jahrhundert herrührt. Bei seiner Oeffnung im Jahre 1848 bot er in seinem Innern eine prachtvolle Erscheinung dar. Wände, Decke und Sohle waren wie mit himmelblauem Sammet ausgekleidet und im Grunde floß ein Wasser, durch welches ein ebenso schönes Blau hindurchschimmerte. Das Gestein, welches diesen Farbenzauber übte, ein sehr feiner Allophan — Thonerdehydrat mit etwas Kupfer — zog sich in den wunderbarsten, treppen- und dachziegelförmigen, über einander hervorragenden, hochblauen Gebilden, abwechselnd mit tropfsteinartigen, abgerundeten Zapfen von glatter Oberfläche an den Wänden und Wölbungen empor. Dazwischen erschienen Stellen mit zelligen Formen und scharf hervortretenden schmalen Zellenwänden, die oft ziemlich tiefen Zellenräume mit feintraubigen Kügelchen von derselben blauen Farbe bekleidet. Der sich regelmäßig wiederholende Schatten, den die Beleuchtung zwischen den bald schwach, bald stark herausragenden blauen Wänden und Stalaktiten warf, brachte einen unnachahmlichen Wechsel von Hell- und Dunkelblau hervor, weit reizender, als wenn das Blau eine ununterbrochene einfarbige Ebene gebildet hätte. In der Sohle, sowohl auf dem Grunde des Stollenwassers selbst, als zu dessen beiden Seiten, hatte sich der Allophan als der feinste Schlamm von etwas lichterer blauer Farbe abgesetzt. Auch die dachziegelförmigen und stalaktitischen Gebilde hatten an ihrer Oberfläche einen weicheren, feinerdigen Ueberzug. Wenn man eine Weile in der Farbenpracht, die schon an den kleinen Proben einer Mineraliensammlung das Auge entzückt und immer wieder zurückruft und hier, so massenhaft festgebannt, im Totaleindruck wirkte, fortgewandert, so ging der Stollen in doppelter Richtung auseinander, deren eine Strecke 200, die andere 150 Klaftern Länge mißt, beide von vielen Seitengängen gekürzt, die viel gekrümmt und meist so schmal in das Gestein hineinlaufen, daß kaum ein Mensch sich durchzuwinden vermag. Am Ende der beiden langen Strecken, wo man den Bergbau jetzt wieder aufgenommen hat, zeigt sich das Erz in großen Massen; da schimmert zwischen dem Quarzschiefer, in dem feine Glimmer- und Talkblättchen glitzern, Bleiglanz, Magnetkies und Zinkblende, Kupferkies, Schwefelkies, hier und da durchzogen von Brauneisenstein, Braunspath, Kalkspath, Feldspath rc. Leider ist das schöne Schauspiel der Unterwelt nur wenigen Sterblichen zu Gesichte gekommen. Denn der Zutritt der Luft verbleicht die hochblaue, stellenweise bis ins Spangrüne gehende Farbe des Alophans und die Aufdeckung des Erzes

zertrümmert über dem Suchen nach Gewinn auch hier das Schöne."

Die dritte Abhandlung untersucht den Dampf und zwar vorzugsweise in Bezug auf seinen Gebrauch im Hauswesen, in der Küche. Hier wird auf die unsägliche Holzverschwendung hingewiesen, die noch immer in unsren Küchen Statt findet. „Billig müssen wir erstaunen, wenn wir den kolossalen Aufwand von Mitteln betrachten, der hier vergeudet wird, um einen an sich sehr armseligen Effect zu erreichen, der darin besteht, wenige Quart Wasser zum Kochen zu bringen. Durch unzählige Generationen hindurch hat sich hier das Vorurtheil vererbt, ‚viel helfe auch viel.‘ Diese Ansicht ist aber ein großer Irrthum, der uns theuer zu stehen kommt. Freilich kann man durch ein starkes Feuer, indem man eine größere Menge von Wärme einer Flüssigkeitsmenge in kürzerer Zeit zuführt, das Kochen früher herbeiführen und dadurch auch die Dampfbildung beschleunigen, aber das letztere ist ja durchaus nicht die Aufgabe, die man in der Küche zu lösen hat. Hier handelt es sich nur um das Kochen, d. h. dem Wasser die höchste Temperatur zu geben, die es unter den obwaltenden Umständen annehmen kann. Legen wir auch noch so viel Feuer unter den Kochtopf, die Temperatur seines Inhaltes wird nicht heißer, auch nicht um das Geringste, da alle Wärme jetzt eben nur zur Dampfbildung verwendet wird, deren Erzeugung hier durchaus nicht Aufgabe ist. Im Gegentheil wirkt dieser Umstand sehr oft nachtheilig, das Wasser verflüchtigt sich sehr schnell und paßt man nicht gut auf, so kann das Gericht leicht anbrennen und verderben. Ist einmal das Kochen eingetreten, so kann man das Feuer bedeutend vermindern, da alle Wärme von jetzt eben nur zur Dampfbildung verwendet wird und dazu reicht ein sehr mäßiges Feuer aus." Bei diesem Anlaß wird auch von der öffentlichen Kocherei, z. B. der berühmten Knochensuppe für die Armen, gehandelt und das Nichtige dieses Treibens (wie das mit den Brodsurrogaten) nachgewiesen. „Ein langjähriger und hartnäckiger Kampf mußte geführt werden, um zu zeigen, daß mit dieser wohlfeilen Barmherzigkeit nichts gewonnen sey. Die Wunder, welche man der Knochensuppe nachsagte, waren gewaltige, daher mußte auch eine außerordentliche Kraftanstrengung aufgewendet werden, um ihre Nichtigkeit an den Tag zu bringen. Es bedurfte einer jahrelangen Arbeit einer von der Pariser Akademie eingesetzten Commission, um darzuthun, daß die Knochensuppe kein ‚krafterseßender, lebenbeladener Bouillon sey, der die Masse der öffentlichen Gesundheit vermehre, das Leben verlängere, die Plagen der Theuerung und des verzehrenden Krieges vermindere‘, — sondern eitel Leim, der auch nicht den geringsten Ernährungswerth habe."

Eine sehr praktische Bemerkung wird S. 155 über die uralten Misbräuche unseres Fleischverkaufs gemacht. „Dem Reichen, dem bessern Kunden, werden vom Schlächter die besten Fleischstücke aufbewahrt, für jenen, weil er selten mehr als ein einzelnes Pfund kaufen kann, bleibt das, was der Reiche zurücklegt und mit demselben Preise bezahlt er nicht allein eine schlechtere, weit weniger Nahrungsstoff enthaltende Waare, sondern das Verhältniß des völlig Ungenießbaren — der Knochen — zu dem Nährenden ist hier noch ein viel ungünstigeres wie dort. Proust meint: ‚es wäre ein Geschäft, das die Aufmerksamkeit einer Akademie verdiente, eine Einrichtung der Schlächtereien anzugeben, die weniger drückend für den Armen wäre. Gemeinhin kann man auf 4 Pfund Fleisch ein Pfund Knochen rechnen und es ist eben so wenig recht Knochen für Fleisch zu verkaufen, als es dem Bäcker erlaubt seyn würde, mit einem 4pfündigen Brode ein Pfund Stroh als Beilage zu geben, unter dem Vorwande, daß beides zusammen gewachsen sey.‘ England ist es allein, wo man bis jetzt einen vernunftgemäßen Fleischverkauf eingerichtet hat; je nach seinem Werthe muß hier das Fleisch aus verschiedenen Theilen des Thieres mit einem verschiedenen Preise bezahlt werden. Bleibt auch hier das schlechtere für den Armen, so bezahlt er es doch gleichzeitig auch bedeutend billiger."

Die vierte Abhandlung erörtert „Leidenfrosts Versuch", das berühmte Phänomen, daß ein Wassertropfen in einem glühenden Löffel nicht schmilzt, sondern rund herumtanzt. Dieser Versuch ist erweitert worden und hat zu neuen schönen Ergebnissen geführt. „In neuester Zeit machte Schnauß in Jena, der möglichst große Wassermassen (bis zu ½ Zoll Durchmesser) in einer flachen Schale rotiren ließ, wieder auf einen Gegenstand aufmerksam, der schon früher von Böttcher und Baudrimont bemerkt worden war. Diese großen Tropfen nehmen nämlich unter gewissen Verhältnissen eine sehr schöne regelmäßige Figur an, erzeugt durch eine vom Mittelpunkt ausgehende Wellenbewegung. Bringt man den tanzenden Tropfen durch Hineinhalten eines Drahtes zur Ruhe, so bemerkt man bald, daß sich um diesen concentrische Kreise bilden, wobei ein eigenthümliches Summen durch das Gefühl in der Hand oder durch das Ohr wahrgenommen wird. Zieht man nun den Drath heraus, so geräth plötzlich der ganze Tropfen in eine hüpfende Bewegung, gleichsam in das heftigste Tanzen, wobei er die schönsten Formen — Sterne oder Rosetten — annimmt. Die Zahl der strahlenförmigen Hervorragungen ist stets eine gerade und hängt von der Größe

des Tropfens, mehr aber noch von der Schnelligkeit der Bewegung und diese wiederum von der Temperatur ab. Streut man Pulver in den rotirenden Tropfen, so bedeckt sich die Oberfläche mit zahllosen Erhöhungen und Vertiefungen und sie gewinnt das Ansehen von gewissen kleinen Seeigelschaalen. Bringt man zu einem solchen rotirenden Sterne neues Wasser hinzu, so steigert sich die Umdrehungsgeschwindigkeit und nun steigen aus dem Innern große Blasen auf, die viele kleine Tröpfchen in die Höhe werfen. Kerkhoff nennt daher einen solchen Tropfen einen mikroskopischen Vulkan. Die Aehnlichkeit der Erscheinung mit den bekannten Klangfiguren ist auffallend und wird durch das zwar schwache, aber jedesmal bemerkliche Summen im Augenblicke des Entstehens der Figuren noch vermehrt. Seyffer in Tübingen wurde dadurch auf den Gedanken gebracht, ob diese Wärmefiguren auch durch Schwingungen, die man dem mit einer Glasplatte in Verbindung gebrachten heißen Platinbleche durch Anstreichen der ersteren mit einem Violinbogen mittheilen könne, hervorzubringen seyen. Bei langsamen Schwingungen, die nur ein Geräusch, nicht aber einen bestimmten Ton angaben, nahm der Wassertropfen augenblicklich die schönsten Formen an, wie man sie vorher nie erhalten hatte. Die Wärmefiguren scheinen also einen gleichen Entstehungsgrund wie die Klangfiguren zu haben; wie sich aber in den Schwingungen des Wassertropfens solche Knotenlinien bilden, wie in dem Sande der Glasplatte, muß noch näher untersucht werden."

Fünftens wird von der „Dampfelectricität" d. h. von der Electricität gehandelt, die sich im Dampf entwickelt und durch die uns das Gewitter am Himmel anschaulicher gemacht wird, als durch die trockene Electrisirmaschine.

Zuletzt eine Uebersicht über „die Säugethiere der Vorwelt". Hier wird die Ansicht bestritten, nach welcher früher die ganze Erde ein heißeres Clima gehabt haben soll. „Daß die Heerden von Nashörnern und Mammute auch in dem kalten Sibirien ausreichende Nahrung fanden, hat der Inhalt ihres Magens dargethan, daß sie das rauhe Klima und die empfindliche Kälte vertragen konnten, beweist ihr dichter Wolfspelz. Woher sollte denn aber auch während der tertiären Epoche die Hitze gekommen seyn? Aus dem Erdinnern wahrlich nicht, denn die feste Erdkruste war schon damals so dick, daß sie nicht mehr Wärme als heute aus dem glühenden Kern durchstrahlen ließ und mit der Annahme einer unveränderten Neigung der Erdachse gerathen wir in ein absolutes Dunkel." Desgleichen wird die Ansicht bestritten, nach welcher die vorweltlichen Thiere fremdartig und von den noch jetzt existirenden wesentlich abweichend gewesen seyen. „Worin besteht das Fremdartige, Eigenthümliche und Wunderbare der älteren Säugethiere? Nur darin, daß sie die Charactere in sich vereinigen, welche gegenwärtig auf verschiedene Gattungen und selbst Familien vertheilt sind. Zwar zeichnen sich einige Gestalten der Vorwelt außerdem noch durch überraschende Eigenthümlichkeiten aus, die uns bei dem ersten Anblick in Staunen und Verwunderung setzen; allein dieselben berühren die innere Organisation nicht, sondern betreffen nur äußere, minder wesentliche Organe wie die herabgebogenen untern Stoßzähne des Dinotherium, die Doppelhörner des Rhinoceros, den Pelz dieses und des Mammutes. Die Größe der vorweltlichen Säugethiere, die so häufig angestaunt wird, verliert bei einer ruhigen vorurtheilsfreien Vergleichung alles Wunderbare. Das riesigste aller Säugethiere ist der lebende Finnfisch, der hundert Fuß Länge erreicht. Es ist bis jetzt kein vorweltliches Säugethier von diesen Dimensionen bekannt. Die größten Landbewohner der Gegenwart sind der Elephant und die Giraffe, die plumpesten, Flußpferd und Rhinoceros. Die vorweltlichen Giraffen waren eher kleiner als größer, das Sivatherium gewiß viel niedriger, das Mammut und der Riesenmastodon waren nicht colossaler als der größte asiatische Elephant."

Als die ältesten Säugethiere werden die Beutelthiere bezeichnet: „Die durch ihre Frühgeburten ausgezeichnete Gruppe der Beutelthiere hat sich durch ihr hohes geologisches Alter ein ganz besonderes Interesse erworben. Gegenwärtig bewohnen die Beutelthiere ausschließlich Südamerika und Neuholland und theilen sich je nach ihrer Lebensweise in drei Familien, in die Fleischfresser oder Sarkophagen, in die Fruchtfresser oder Carpophagen und in die Wurzelfresser oder Rhizophagen. Jede derselben hatte ihre Repräsentanten in der Vorwelt. Die Beutelratzen sind die ältesten Säugethiere auf der Erde. Thylacotherium und Phascolotherium lebten während der mittleren Juraepoche, als noch Amphibien die Thierwelt beherrschten."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 7. 24. Januar 1855.

Biographie.

Erinnerungen aus meinen Feldzügen in den Jahren 1809—1815 von Friedrich Mändler, k. bayr. Hauptmann. Herausgegeben von Dr. Schneidawind. Nürnberg, Lotzbeck, 1854.

Ein kleines Buch von nur 169 Seiten, worin sich viel Anziehendes und Bemerkenswerthes findet. Mändler, der als gemeiner Soldat und Unteroffizier diente und erst nach Beendigung des russischen Feldzugs zum Unterlieutenant befördert wurde, erzählt eine Menge Einzelfälle, die man in größeren Kriegsgeschichten nicht findet und die doch den Krieg sehr gut charakterisiren, besonders Gefährlichkeiten und Unglücksfälle, an die man im Frieden nicht denkt, auch wunderbare Zufälle und Naturspiele z. B. in Verwundungen. In der Schlacht bei Abensberg, der ersten, die der Verfasser mitmachte, wurde der bayrische Junker Leoni durch die zum Glück breite und dicke Säbelkuppel in die Schulter geschossen und kam davon. Als er aber einige Zeit nach seiner Heilung auf einem Balle zu viel tanzte und sich erhitzte, brach die Wunde auf und er mußte sterben. Die damalige Soldateska des Rheinbundes war in ihren niederen Elementen ziemlich verschrien; Mändler, mitten unter diesen Elementen, führt jedoch viele Züge von Gutmüthigkeit und Humanität an. Nur einmal berichtet er die Rohheit eines gemeinen Bayern, der einen feindlichen Reiter noch erschossen habe, nachdem derselbe sich schon zum Gefangenen ergeben hatte. Allein der Thäter wurde von seinen eigenen Kameraden dafür bestraft und entging kaum ihrem echt militairischen Zorn. Im Uebrigen trägt es nicht wenig zur frischen und treuen Färbung seiner Bilder bei, daß der Verfasser noch ganz im Geist und Geschmack jener Zeit nur als Soldat spricht, an dem Morden deutscher Stammgenossen im Dienst eines fremden Tyrannen nicht den mindesten Anstoß nimmt und in den Tirolern heute noch nur dumme, durch Uebelgesinnte verführte Bauern und strafwürdige Insurgenten sieht.

Der Verfasser befand sich unter den Truppen, die, nachdem sie die ersten Siege Napoleons bei Abensberg, Regensburg und Landshut mit hatten erfechten helfen, nach Tirol geschickt, dann noch einmal wieder an die Donau zur Schlacht bei Wagram gerufen und endlich abermals unter dem Herzog von Danzig nach Tirol geschickt wurden. Von diesem blutigen Feldzug erzählt er hübsche Einzelnheiten. Er selbst rühmt sich der Erste gewesen zu seyn, der den Strubpaß erstieg. Auch war er mit bei Schwaz und sah den Brand dieser Stadt mit an. Einem bayrischen Major Palm wurden zwei Finger weggeschossen und dieselbe Kugel fuhr hinter ihm seinem treuen Bedienten durch den Bauch; da rief er aus: ich gäbe gern noch einen Finger her, wenn nur mein Schmitt (so hieß der Bediente) geheilt würde (er wurde geheilt). Nach der Schlacht bei Wagram war die Hitze fast unerträglich. Ein gemeiner Bayer, der seinen Kameraden einen Eimer Wasser brachte, gab ihn nicht her, obgleich unterwegs ein Offizier ihm einen Napoleonsd'or dafür bot. Einmal fanden die marschirenden Soldaten reife Kirschen auf den Bäumen und kletterten hinauf, um sichs wohl schmecken zu lassen, wurden aber plötzlich von feindlichen Kugeln heruntergejagt und zum Theil heruntergeschossen. Auf dem zweiten Feldzug in Tirol hatten sie kein Brod; als endlich, nachdem die Waffenruhe schon hergestellt war, Brod in Menge ankam, warfen es die unzufriedenen Soldaten den Berg hinunter, indem sie riefen: „wir wollen uns die Mühe ersparen, den Bauern noch Brod ins Haus zu tragen.“ Mändler wurde nach Beendigung des Kampfes eine Zeit lang ins Passeyer gelegt und kam täglich ins Haus der damals in der tiefsten Trauer be-

findlichen Sandwirthin, von der er mit der größten Achtung spricht.

Der russische Feldzug hatte schon von Beginn an für den Soldaten einen ungeheuerlichen Styl und Charakter. Von 30000 Bayern, die ausmarschirt waren, kam nur die Hälfte in Poloczk an, wo sie an der Düna ihre Stellung zu nehmen hatten. Die übrigen gingen schon im Sommer unterwegs, ohne einen Feind gesehen zu haben, nur an Strapazen zu Grunde. Schon in Lithauen fand Mändler die Straßen mit todten Pferden bedeckt, einen Hohlweg ganz mit todten Pferden angefüllt, die in der Hitze einen unerträglichen Gestank verbreiteten und die aus dem Wege zu schaffen Niemand einfiel. In der Stellung von Poloczk war die bayrische Armee fortdauernd unerhörten Entbehrungen ausgesetzt. Drei Monat lang sah der Soldat kein Brod und trank kein Wasser, außer das trübe der Düna, in der stets Leichen schwammen. Die von der Feldschlächterei weggeworfenen Thiergedärme wurden von den Soldaten eifrig gesucht und waren ein Leckerbissen. Als eine Marketenderin einmal von weiter Ferne her Brod brachte, wurden für einen Laib 3—5 Gulden bezahlt und Uhren und alles, was man an Werth hatte, danach ausgestreckt. Die Menschen starben haufenweise, noch ehe die zweite Schlacht von Poloczk die Reihen lichtete. Mancher, der von dem noch nicht angekommenen Kreuz der Ehrenlegion wenigstens schon das rothe Band trug, kam um, ohne je das Kreuz zu sehen. Mändler wurde von einer feindlichen Kugel an beiden Beinen in der Kniegegend verwundet und fand die abgeprallte Kugel in seinem Stiefelrohr. Der Rest der Bayern mußte sich endlich zurückziehen und mit der großen von Moskau her geflohenen Armee vereinigen, deren Anblick alles an Schauderhaftigkeit übertraf, was der Verfasser bisher gesehen hatte. Die Bayern waren, trotz ihres Elendes, noch die am besten zusammengehaltenen Truppen und deckten noch in rühmlichen Gefechten den Rückzuck. Einst trafen sie zwei französische Geldwagen an, in deren Gold und Silber zugleich Freunde und Feinde wühlten. Die Kosaken in allzu großer Gier nach dem Gelde, balgten sich an den Wagen mit Franzosen und Deutschen herum, welche letztere insgesammt gefangen zu nehmen ihnen leicht gewesen wäre. Einmal suchte der Verfasser in einer gräßlich kalten Nacht vergebens nach Holz zum Feuern, da stieß ein Kamerad von ihm auf einen Holzstoß, als er aber ein Scheit ablangen wollte, fand er, es seyen erfrorene Leichen. Mit zwei treuen Freunden, alle drei Unteroffiziere, kam Mändler zu Fuß glücklich von Wilna nach Königsberg, und von da bis in die Gegend von Plock, hier aber überfiel ihn das Nervenfieber. Wir wollen ihn selbst reden lassen: „Zwischen dem letzten Nachtquartier und Plock, etwa 4 Stunden von letzterer Stadt, überfiel mich plötzlich unterwegs das Nervenfieber in einem so hohen Grade, daß ich an dem ganzen Körper wie gelähmt war und nicht mehr weiter marschiren konnte. Meine beiden Kameraden wollten mich führen oder bei mir bleiben, bis sich eine Gelegenheit, mich weiter zu bringen, zeigen würde; allein ich gab weder das Eine noch das Andere zu, sondern erklärte, hier sterben zu wollen, setzte mich auch am Rande der Straße auf den Schnee und sagte meinen Kameraden, daß sie in Gottes Namen fortgehen und sich wegen meiner nicht der Gefahr aussetzen sollten, gefangen zu werden. Sie wollten immer nicht weiter gehen, allein auf mein wiederholtes Bitten und Mahnen gaben sie endlich nach und verließen mich. Ich habe nachher in Plock, sowie später in Sachsen und Bayern, ungeachtet meiner vielen Nachforschungen, nie wieder etwas von Fischer und Walter vernommen, nie über das Schicksal dieser braven Unteroffiziere etwas erfahren können. Wahrscheinlich wurden Beide, wie so viele Andere in Plock, auch vom Nervenfieber befallen, kamen dort in das Lazareth und starben dort oder in der Gefangenschaft. Die Frau des Korporals Walter, die schon erwähnte Marketenderin bei uns, kam jedoch glücklich aus Rußland zurück, ging nach Tirol und kassirte dort die Posten ein, welche ihr die Unteroffiziere rc. bei Poloczk schuldig geblieben waren. Ich war auch dieser Frau für verabreichte Lebensmittel und für baares Darleihen 70—80 fl. schuldig, hatte jedoch schon von Poloczk aus meinen Eltern von dieser Schuld Nachricht gegeben, daher erhielt Frau Walter ohne Anstand diese Summe nach Innsbruck von denselben zugeschickt. — Ich erreichte das Dorf und kehrte in dem ersten besten Krug (Wirthshaus eines Juden) ein. Ich verlangte nichts, als Stroh zu einem Lager, und bat den Wirth, dafür Sorge zu tragen, daß ich am anderen Morgen auf einem Fuhrwerke nach Plock gebracht würde. In Polen und Rußland sprechen die meisten Juden gut deutsch und waren gewöhnlich unsere Dolmetscher. Den anderen Morgen wurde ich auf einem mit Hornvieh bespannten Leiterwagen nach Plock gefahren, kam jedoch erst Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr dort an, obgleich das Dorf von Plock höchstens nur drei Stunden entfernt war. Die Ursache der späten Ankunft in Plock ist mir unbekannt; ich lag meist im Delirium und besann mich auf nichts. Ich wurde in Plock zum Stadt-Kommandanten gefahren; der Erste, der an meinen Wagen trat, war Hauptmann Paul von Passimon, der sich meiner freundlich annahm und mir auch sogleich bekannt machte,

daß ich seit 29. November 1811 zum Lieutenant im Bataillon befördert sey. So sehr mich diese Nachricht zu einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen gefreut haben würde, so gleichgültig war mir dieselbe bei meinen damaligen Krankheitszuständen. Hauptmann v. Vassimon führte mich in die Wohnung des Stadt-Kommandanten, welche, wenn ich nicht irre, ein Gast- oder Kaffeehaus war, ließ mir daselbst eine Tasse Kaffee reichen, ging unterdeß zum Kommandanten selbst hinauf, besorgte mir bei ihm eine Anweisung zur Aufnahme in das Krankenhaus für die Offiziere, begleitete mich selbst dahin und lieh mir auch Geld, welches ich sehr nothwendig bedurfte. Ich werde dieses menschenfreundliche und edle Benehmen des damaligen Hauptmanns, jetzigen pensionirten Obersten v. Vassimon gegen mich nie vergessen. Als ich in dem Krankenhause ankam, war das größere Zimmer überfüllt und ich mußte deßhalb in ein etwas abgelegenes kleineres Zimmer gebracht und einzeln gelegt werden. Daß mir, außer einem allgemein verordneten Gerstentrank, irgend eine Medizin in diesem Krankenhause gereicht worden sey, erinnere ich mich nicht. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft erhielten die Bedienten der kranken Offiziere die Weisung, am anderen Morgen frühe sich auf einem ihnen näher bezeichneten Platze einzufinden, um die Wagen zum Transport der kranken Offiziere abzuholen. Da ich keinen Bedienten hatte, überdies von den übrigen Offizieren abgesondert lag, blieb mir diese Weisung ganz unbekannt. In der Frühe, 8 Uhr, fuhr der Transport mit den kranken Offizieren von Plock ab, nur ich blieb ganz allein zurück. Gegen Mittag kam zufällig ein Fourier, der, so viel ich weiß, noch etwas in dem Offiziers-Krankenhause zu besorgen hatte, in mein Zimmer und war sehr darüber erstaunt, mich noch hier zu treffen. Er sagte mir, daß die kranken Offiziere diesen Morgen um 8 Uhr von Plock abgegangen, keine Bayern mehr anwesend und die Russen nur noch drei Stunden entfernt seyen. Er lief sogleich fort, brachte in kurzer Zeit ein Fuhrwerk, welches er, wie er sagte, von der Post geholt hatte, lud mich auf dasselbe und fuhr mit mir über die zugefrorene Weichsel dem Krankentransporte nach. Es thut mir sehr leid, den Namen dieses braven und edeldenkenden Fouriers, sowie den des Regiments, dem er angehörte, nicht mehr zu wissen, um demselben, dem ich meine Freiheit und vielleicht selbst das Leben zu verdanken habe, für sein menschenfreundliches und uneigennütziges Benehmen gegen mich meinen innigsten Dank nominel und hier öffentlich aussprechen zu können. Ob und wo wir die kranken Offiziere eingeholt haben, weiß ich nicht anzugeben, überhaupt erinnere ich mich, wegen meiner schweren Krankheit, öfterer Sinnesabwesenheit rc., über diese Marschtour und ihre Details gar wenig, eigentlich so viel wie nichts. Nur taucht aus meiner schwachen Erinnerung auf, daß ich acht Tage und noch länger vielleicht kein lautes Wort sprechen konnte, daß ich über heftiges Seitenstechen und über Durst klagte, und daß meine Begleiter mir öfters Branntwein zu trinken gaben. Nach einer dreiwöchentlichen Fahrt, wie man mir sagte, während welcher ich keinen Tropfen Medizin erhalten hatte, kam ich in Bautzen an."

Nach demselben Bautzen aber kam er genesen im Sommer wieder zurück, um die Schlacht mit zu schlagen. Später war er auch mit bei Dennewitz und gibt einige sehr gute Bilder von diesem schrecklichen Schlachfelde. „Nicht weit von der Straße rechts, im Walde, saß ein preußischer Landwehrmann, dem eine Kartätschenkugel seinen rechten Arm am Ellenbogen zerschmettert hatte, auf dem Boden und rauchte sein Pfeifchen Tabak. Unsere Aerzte untersuchten seine Wunde, und da die Ambulance bei der Hand war, amputirten sie den Verwundeten in der Mitte des Oberarmes. Ich sah dieser Amputation zu und war über die Gewandtheit und Schnelligkeit unserer Aerzte wirklich erstaunt, denn es dauerte keine 8—10 Minuten, so war die ganze Operation vorüber, und während derselben rauchte der Preuße sein Pfeifchen fort, ohne den mindesten Schmerz zu äußern." Auf der Flucht hatten die Bayern ihre Noth, die Franzosen abzuwehren, die völlig aufgelöst sich in die noch geschlossenen Reihen der Bayern flüchten wollten. Im Spätjahr zog Mändler auch wieder mit nach Hanau und hatte unter andrem einmal 500 gefangene Franzosen zu transportiren, von denen binnen 24 Stunden 200 blos aus Schwäche, Krankheit und gänzlicher Erschöpfung starben. Nach den Feldzügen stieg der Verfasser bis zum Hauptmann und beklagt schließlich, daß ihm nie ein Orden zugeflossen sey, obgleich er denselben verdient zu haben glaubte. Er ist vor kurzem gestorben.

Altdeutsche Literatur.

Zur deutschen Literaturgeschichte. Drei Untersuchungen von Prof. Dr. Franz Pfeiffer. Stuttgart, Franz Köhler, 1855.

Zuerst eine Abhandlung über Bliker von Steinach, einen deutschen Dichter des Mittelalters, der von Gottfried von Straßburg ungemein gerühmt wird, daher wir den Verlust seiner Werke sehr zu beklagen haben. Inzwischen besitzen wir noch einen Rest davon in einer

früher schon von Mone herausgegebenen Handschrift. Das Gedicht, von dem leider nur ein kleines Bruchstück vorliegt, heißt der „Umbehang“, so viel als die Tapete, auf diese Tapete sind aber Bilder aus dem Alterthum gestickt und zwar noch Ovids Heroiden. Der Werth der Dichtung beruht mithin nicht in der Erfindung, sondern in der Gluth, Lebendigkeit und Schönheit der Sprache. Es ist das Verdienst Herrn Pfeiffers, den Dichter ermittelt zu haben.

Zweitens enthält das vorliegende Schriftchen eine kurze Nachricht über Konrad Fleck, den Bearbeiter von Flore und Blanfflos, und des unvollendeten Clies.

Die dritte und wichtigste Abhandlung betrifft den Freidank. Herr Pfeiffer widerlegt die von Wilhelm Grimm aufgestellte Ansicht, nach welcher die „Bescheidenheit“ des Freidank, eine Blumenlese von Sinnsprüchen aus sehr verschiedenen Dichtern, ein Werk des berühmten Walthers von der Vogelweide seyn soll. Er weist nach, daß Freidank vieles aus Walther entnommen habe wie anderes aus andern Dichtern, und daß ein solches Werk ganz gut für einen unproductiven Sammler, doch viel zu gering für einen großen Dichter, wie Walther, sey. Kurz er macht es aus den mannigfachsten inneren wie äußeren Gründen wahrscheinlich, daß die Bescheidenheit nicht von Walther unter dem falschen Namen Freidank, sondern ganz einfach von Einem verfaßt worden sey, welcher wirklich Freidank geheißen habe und dessen Grab in Treviso aufgefunden wurde. In der Grabschrift desselben heißt es charakteristisch genug: „der je sprach und nie sang,“ was ihn als bürgerlichen Spruchsprecher ausdrücklich von den adeligen Sängern unterscheidet. Ohne ins Einzelne der Untersuchung hier einzugehen, bemerken wir nur, daß sie von Herrn Pfeiffer mit gewohnter Gewissenhaftigkeit und großem Scharfsinn geführt ist.

Biographien.

Reformatoren und Märtyrer der evangelischen Kirche in England. Nach ihrem Glauben, Leben und Ende dargestellt von J. Fr. Mürdtner. Mit einem Vorwort von Decan Lechler. Heidelberg, Karl Winter, 1854.

Die Geschichte von sieben Doctoren, einem Lord, einem Master und einer Frau, die in den Reformationskämpfen Englands Opfer des inquisitorischen Fanatismus wurden. Wenn der Herr Vorredner bemerkt, solche Erinnerungen seyen heilsam für unsre Zeit, weil „eine neue Feuerprobe für unsere evangelische Kirche nicht allzuferne seyn dürfte“, so sieht er doch wohl zu schwarz. Die Aufgabe unserer Zeit und der Zukunft ist eine Annäherung, Wiederversöhnung der getrennten Kirchenparteien und nicht eine Wiederanzündung des alten Hasses und der längst ausgebrannten Scheiterhaufen. Wie möchten wir uns der vorgeschrittenen Bildung rühmen, wenn uns die Wiederkehr der Zustände im 16. und 17. Jahrhundert in Aussicht stünde?

Der Verfasser hat das Seinige gethan, um die ganze äußere Abscheulichkeit und innere Verruchtheit der katholischen Glaubensrichter und die Standhaftigkeit, Treue und Heiligkeit der reformirten Opfer in eine so partheiische Beleuchtung als immer möglich zu stellen. Aber was würde er sagen, wenn es irgend einem katholischen Verfasser einfiele, das theatrum crudelitatum haereticorum, Antv. 1588 wieder abdrucken zu lassen oder zu übersetzen? Es war eine furchtbare Zeit, jene der Reformation bis zum Ausgang des dreißigjährigen Krieges und an Grausamkeit und roher Mißhandlung der Gegner hat es keine der beiden Partheien fehlen lassen. Beide beriefen sich auf ihr alleiniges Recht und in beiden gab es gleich viel unbarmherzige Henker und gleich viel standhafte Dulder. Das ist Thatsache der Geschichte, darüber sollte man jetzt endlich einig seyn.

Was England insbesondere betrifft, so sind daselbst ungleich mehr Katholiken in der langen Zeit der reformirten Alleinherrschaft ausgeplündert, gemordet und mehr als physisch, auch moralisch geschändet und zu morden versucht worden, als umgekehrt Reformirte in der kurzen Zeit, in welcher die spanische Maria herrschte. Man braucht nur an Irland zu denken, wo der physische und moralische Mord der Katholiken bis auf unsere Tage fortgedauert hat. Wir sind nicht der Meinung, daß es heutzutage irgend einer Confession zu Gute kommt, solche schaurige Erinnerungen zur Schau zu stellen und dadurch die andere Confession zu ähnlichen Demonstrationen herauszufordern. Die Weisheit und Erfahrung unserer Tage soll über den Leidenschaften einer wilden Vergangenheit stehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, № 8. 27. Januar 1855.

Geschichte.

Die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern. Von W. Krafft, Prof. in Bonn. Erster Band, erste Abtheilung. Berlin, Hertz, 1854.

Das bekannte Werk von Rettberg hat zwar über die ältesten Kirchenstiftungen auf deutschem Boden ein reiches Material zusammengetragen, ist aber so geschrieben, daß man die Geduld verliert, sich mit einem Gegenstande zu befassen, der den Autor selbst gelangweilt zu haben scheint und dem er wenigstens nirgends ein warmes Interesse abzugewinnen wußte. Da ist keine Spur von Freude an der Bekehrung des deutschen Volks, keine Andeutung jenes ungeheuren Gegensatzes von heidnischer Nacht und christlichem Licht, von heidnischer Herzensverhärtung und christlicher Liebe, weder eine Kenntniß des Heidnischen überhaupt, noch eine Begeisterung für das Christliche. Ein wärmeres Interesse scheint bei Rettberg nur zu erwachen, wo er auf die Ausbildung der deutschen Heiligenlegende zu sprechen kommt und er inquisitormäßig überall Pfaffentrug wittert und in den Acten nach Beweisen spürt, daß es mit der zarten Poesie der Legende und des Volksglaubens nichts sey, daß, was man für den Regenbogen halte, nur nasser Nebel sey.

Wir nahmen nun das neue Werk des Herrn Krafft mit der Hoffnung in die Hand, er werde den so höchst interessanten Gegenstand, die Bekehrung der heidnischen Deutschen zum Christenthum, mit mehr Liebe und Geist behandeln als Rettberg. Und in dieser Hoffnung sind wir auch nicht betrogen worden, obgleich die Ausführung noch viel zu wünschen läßt. Das ganze Werk zeugt von einer gewissen Begeisterung des Verfassers, von großer Liebe zum Gegenstande, von ernstem Bestreben, das Rechte zu finden und zu sagen. Aber es scheint uns, Herr Krafft habe mit der Herausgabe zu sehr geeilt. Um seinen Hauptgedanken durchzuführen, nämlich „die Prädisposition der deutschen Völker für das Christenthum" nachzuweisen, hätte er das deutsche Heidenthum viel genauer kennen müssen. Dazu genügen seine Auszüge aus den Werken von Grimm, Simrock ꝛc. wahrhaftig nicht. Dazu hätte er eigene Forschungen anstellen müssen und gerade sein Gesichtspunkt hätte ihn vielleicht mehr als manchen Andern in den Edden, bei Saxo ꝛc. erkennen lassen. Denn gewiß muß der Blick ins Heidenthum sich schärfen, wenn man das in demselben ins Auge faßt, was mit dem Christenthum am meisten contrastirt.

In alledem, was Herr Krafft viele Bogen hindurch vom altdeutschen Heidenthum und von dem Göttersystem der Edda beibringt, ist weder etwas Neues enthalten, noch gerade das, was hier nöthig war. Der Hauptgedanke der Odinslehre ist Herrn Krafft auf merkwürdige Weise entgangen. Odin ist nämlich 1) ein blos provisorischer Gott, der nur die Zeitlichkeit beherrscht, mit derselben aber schmählich untergehen muß; oder mit andern Worten ein Demiurg; 2) ein Gott lediglich der Praxis und des Erfolges, indifferent gegen das Sittliche, ja wo das Sittliche sich geltend zu machen strebt, in direkten Gegensatz gegen dasselbe tretend. Und doch war dieser Gott anerkanntermaßen der Hauptgott der Deutschen, und andere Götter von reinerem sittlichen Charakter standen gegen ihn in der Minorität, und die Möglichkeit einer besseren Welt wurde in die Ewigkeit verwiesen hinter der Zeitlichkeit. Da sollte der reine schöne Baldur wiederaufleben, um ewig in Liebe und Frieden zu regieren, nachdem Odin und seine böse Welt längst versunken und vernichtet seyn würde. Hier ist nun allerdings eine Prädisposition zum Christenthum nachweisbar, sowie auch kaum ein Zweifel walten kann, daß die Deutschen bei dem „weißen Christ", den man

ihnen vorzupredigen anfing, zunächst an den wiedergebornen reinen Baldur gedacht haben mögen. Aber gerade die Nachweisung dieser Dinge vermissen wir in dem vorliegenden Werke, das vom wahren Charakter des heidnischen Hauptgottes der Deutschen gar nichts zu ahnen scheint und ihn immer noch in der herkömmlichen vagen Weise auffaßt, als ob er eigentlich ein guter Gott gewesen und von den alten Deutschen selbst dafür gehalten worden wäre. Das ist nie der Fall gewesen, alle Quellen stimmen im Gegentheil überein, in der Edda redet Odin von sich selbst als von dem durchtriebenen schlauesten, keck durch Recht und Sittlichkeit durchfahrenden Geiste. Das stimmt auch genau mit der Geschichte überein, das erklärt die berüchtigte Treulosigkeit der Franken, die Greuel in allen deutschen Königshäusern, die sich von Odin abzustammen rühmten, die rücksichtslose Barbarei der deutschen Eroberer, Seeräuber, Freischaaren. Der gemeine Mann hing, wie die nordischen Geschichten beweisen, mehr an dem ehrlichen biderben Thor als an Odin, welch letzterer vorzugsweise Gott der Herren war. Eine sittliche Opposition gegen Odin bildete auch die göttliche Mutter, wie die deutsche Frauenwelt überhaupt der Männer Wildheit zähmt. Unbestritten aber walteten durch die ganze Völkerwanderung hindurch jener schreckliche Cultus des einäugigen Schelm im Himmel, des Patrons und Protektors aller Räuber und unbarmherzigen Eroberer, jene odinische Praxis, die Heiligung des Faustrechts. Die Geschichte der Völkerwanderung, der deutschen Eroberungen im römischen Reiche, der damaligen deutschen Dynastien läßt sich in keinem milderen Lichte betrachten. Es wäre ein falscher Patriotismus, gegen die Wahrheit hier das Auge verschließen zu wollen.

Deshalb war nun aber gerade das Christenthum ein unschätzbares Heil für die von blindem Uebermuth und häßlicher Habgier umnachteten Völker. Gerade erst unter diesem Gesichtspunkt lernt man den Werth und die wahre Bedeutung der deutschen Bekehrung würdigen.

Herr Krafft legt großen Werth auf diejenigen Nachrichten, nach welchen die Deutschen durch ihre größere Moralität dem Christenthum, das unter den ganz entsittlichten Römern zu verderben drohte, die wichtigsten Dienste geleistet haben. Der Dichter Commodian sieht in den noch heidnischen Gothen schon Rächer des Christenthums, weil diese Gothen wenigstens keine Götzenbilder hatten, sondern nur einen unsichtbaren Gott anbeteten und in ihrer gesunden und sittlichen Volksthümlichkeit Bürgschaften lagen, die sich in der Römerwelt nicht mehr vorfanden. Salvianus, der berühmte Bischof von Marseille, weiß die deutschen Eroberer nicht genug zu preisen in Vergleich mit den besiegten Römern und Galliern. Das Ergebniß der Forschung ist: „Wohin wir auch im Westen des römischen Reichs unseren Blick richten, überall zeigen sich unter den gleichen oder ähnlichen Bedingungen dieselben Symptome inneren Verfalls des kirchlichen Lebens der alten christlich-römischen Welt. Das Heidenthum war von der alten christlichen Kirche nicht überwunden worden. Heidnisches Wesen war vielmehr in die Kirche eingedrungen und hatte, wie das Unkraut unter dem Weizen, über die gute Saat die Ueberhand gewonnen. Und als die Zeit gekommen war, wo das Maaß des Verderbens der alten christlichen Völker, wie die Missethaten der Cananiter, voll geworden und die Fülle der göttlichen Langmuth erschöpft war, da traten neue Völker, die germanischen Stämme, auf, die als das Israel des neuen Bundes, auf den Trümmern des weströmischen Reichs neue christliche Staaten gründeten, in denen das, was Aechtes und Dauerhaftes an der alten christlichen Civilisation war, erhalten und veredelt in der Zukunft wieder aufleben sollte."

Das ist sehr wahr und dürfen wir Deutsche uns desfalls die Ehre nicht nehmen lassen. Jedoch sollen wir auch in unsern Ansprüchen nicht zu weit gehen und weder das römische Element in der Entwicklung des Christenthums unterschätzen, noch auch verkennen, was für minder edle Elemente unter den Deutschen sich geltend machten. Gegenüber der ungeheuern Lüderlichkeit der Römerwelt war allerdings größere Sittenstrenge, Keuschheit und überhaupt gesunde Natur bei den Deutschen; diese Vorzüge waren aber entstellt durch eine nicht zu leugnende ungeheure Rohheit im Volk und durch nicht geringes Raffinement bei den neu entstandenen Dynastien und Höfen. Was sich heute noch bewährt, die überwiegende Corruption im Verhältniß beider Geschlechter bei den Südländern und die überwiegende Rohheit, Grobheit, Unmäßigkeit und Unflätigkeit bei den Nordländern, das ging damals noch mehr ins Extreme. Dem Satz des Herrn Krafft, die Römer hätten das Christenthum ohne die Deutschen nicht tragen können, steht ein eben so wahrer gegenüber, die Deutschen hätten es ohne die Römer nicht vermocht.

Die junge deutsche Kirche befand sich mit ihrem Arianismus auf dem gefährlichsten Irrwege. Sie wäre unfehlbar Staatskirche und das Werkzeug kleiner Könige geworden, wenn nicht Rom die Einheit der vom Staat unabhängigen Kirche gerettet hätte. Wir Deutschen selbst wären im Mittelalter nie zu einem großen weltlichen Reich gediehen, wenn es die römische Kirche nicht zusammengehalten hätte.

Sehr interessant ist, was Herr Kraft über Ulphilas,

m berühmten gothischen Bischof, sagt, der so tief in e Bekehrungsgeschichte der Gothen eingriff. Herr Krafft eifelt nicht, daß sich Ulphilas bei seiner eigenthümen Auffassung des Arianismus einigermaßen von äl- Vorstellungsweisen seines deutschen Heidenthums leiten lassen. Er sagt: „Die heidnische Kosmogonie kannte einen Götterahnen, den Vorahnen Odins, Buri, den Erzeuger der weltbildenden Götter (von goth. bairan, gebären), dessen Sohn, Bör, der Erzeugte (unigenitus), der Vater Odins war; aber Buri ist nicht ingenitus, sondern durch das Lecken der Kuh Audumbla (d. h. reichthumfeuchte) aus den Salzsteinen, der Würze des unorganischen Stoffs, entstanden. Solchen Vorstellungen gegenüber, die wir auch bei den Gothen voraussetzen können, bezeichnet Ulfila den höchsten Urheber nach der christlichen Offenbarung als deum ingenitum, increatum, substantia incorporalem, inindigentem. Von diesem Begriff Gottes, der erhaben über der Welt steht, seines Wesens ewig, einig, untheilbar und unmittheilbar ist, ausgehend, mußte Ulfila zwischen Gott und der Welt ein Mittelwesen annehmen, das die Kluft zwischen dem Unendlichen (interminatum, inmensum) und Endlichen ausfüllt und von Gott aus dem Nichts erschaffen und gezeugt, selbst wieder schafft und zeugt, Schöpfer (creator creationis) ist. Der complicirten Kosmogonie des Heidenthums stellt er die einfache christliche entgegen, der Weltbildung aus dem Chaos die Weltschöpfung aus Nichts. Der unigenitus deus bildet den Anfangspunkt für die folgende Reihe der geistigen Wesen, von denen er sich durch die ihm anerschaffene Macht und Herrlichkeit unterscheidet, so daß er keinen ihm Aehnlichen, also einzige Würde hat: als secundus deus oder magnus deus steht er diesem Weltlauf vor, daher Gesetzgeber, Erlöser und Richter. Wie Ulfila den über die Zeitgötter unendlich erhabenen Gott verkündigt, so läßt er an die Stelle dessen, der an der Spitze der Zeitgötter, der Bildner und Regierer (regin) der Welt stand, den wahren Weltschöpfer treten. Diesen Gott predigte Ulfila seinen Gothen als den wahren Herrn der Welt und in seinem Testament nennt er den eingeborenen Sohn Gottes ‚unsern Herrn und Gott'. Der heilige Geist kann demnach als der dritte in der christlichen Trias, der nach Ulfila von dem eingeborenen Gott erschaffen ist und auf dritter Stufe steht, weder Gott noch Herr genannt werden, sondern er ist Christi Diener, der als der Erleuchter, Heiliger, Lehrer, Erzieher u. s. w. Christi Werk treibt. Der Rückfall in den Polytheismus, und zwar in einen Tritheismus, läßt sich hier nicht verkennen. Er liegt viel offener zu Tage als in der Lehre des Arius, des Eunomius und andrer Arianer, die wiederholt von den Kirchenlehrern Athanasius, Basilius, Ambrosius, des Polytheismus beschuldigt werden. Isidorus von Hispalis beschuldigt die Gothen, daß bei ihnen drei Götter nach heidnischer Weise verehrt würden. Der Grund dieses Rückfalls liegt darin, daß die Lehre für die Gothen faßlich dargestellt werden sollte und daher auf bereits vorhandene religiöse Vorstellungen Rücksicht genommen wurde. Ulfila ist sich der vielen Widersprüche bei dieser Darstellung gewiß nicht bewußt gewesen und die nachtheiligen Consequenzen, die daraus für das christliche Erlösungsbewußtseyn gezogen werden konnten, sind ihm nicht aufgefallen. Er glaubte den Monotheismus strenger als die Nicäner gewahrt und dadurch die einzige Würde, die er Christo im Unterschied von der Creatur beilegte, den Glauben an die Erlösung durch Christum nicht beeinträchtigt zu haben."

Wir sehen mit lebhaftem Interesse der Schilderung entgegen, welche Herr Krafft von den folgenden Jahrhunderten und namentlich von der Bekehrung auf deutschem Boden entwerfen wird.

Alterthümer.

1) Der Fund von Lengerich. Beschrieben von Fr. Hahn. Mit 2 Tafeln in Steindruck. Hannover, Hahn, 1854.

Der Herausgeber erinnert an die große Niederlage des Varus und findet es auffallend, daß von der damaligen gewiß sehr ansehnlichen Römerbeute sich so wenig oder nichts erhalten hat. „Bemerkenswerth ist es, daß alle diese römischen Münzen der späteren Kaiserzeit angehören, während aus der früheren Periode der Varusschlacht und der Züge des Drusus und Germanicus, welche doch gerade Veranlassung gaben, daß die römischen Schriftsteller sich so vielfach und ausführlich mit unserer nordischen Region befaßten, bis jetzt noch kein Fund von Bedeutung zu Tage gekommen ist. Es werden allerdings einige Fälle genannt, wo einzelne Münzen dieser Periode in unserer Gegend gefunden sind, doch ist nur einer derselben mit Gewißheit constatirt. Dagegen scheinen der bei Börry gefundene römische Feldkessel, dessen Verzierungen im archaistischen Style gearbeitet sind, und die bei Salzhausen gefundene römische Patella,*) deren Fabricationsstempel P. CIPI. POLIBI

*) Beide Gegenstände befinden sich in der Sammlung des historischen Vereins für Niedersachsen.

durch die ältere Form des Genitivs einen frühen Ursprung documentirt, in diese Periode zu gehören."

Aus einer spätern Zeit hat sich ein sehr bedeutender Fund erhalten. „Im Frühjahr 1847 fand ein Ackermann zu Süderweh im Kirchspiel Lengerich, Amts Freren, auf einer Anhöhe, an der sich auf der einen Seite ein Tannenholz hinzieht und die den Namen Wallage führt, unter großen Feldsteinen einen reichen Schatz an römischen goldenen und silbernen Münzen und ausgezeichnet schönen goldenen Schmucksachen." Leider wurde ein großer Theil dieser kostbaren Sachen verschleppt und eingeschmolzen, ehe es dem Pastor Lodtmann in Freren gelang, wenigstens noch einen bedeutenden Rest zu retten. Der Bauer läuft sogleich zum Goldschmidt oder zum Juden. Uns sind viele solche Fälle bekannt. Er hegt gegen alle Beamten und wissenschaftlichen Männer Verdacht und verheimlicht lieber den Fund, ehe er ihn denen gibt, die den besten Gebrauch davon zu machen wissen.

„So weit sich die Entdeckung dieser Sachen noch ins Einzelne verfolgen ließ, so wurden dieselben aufgefunden, als große Feldsteine, die auf der bezeichneten Anhöhe lagen, anderweitig benutzt werden sollten. Bei der Fortbewegung des einen derselben fand man eine größere Quantität römischer Silbermünzen, welche im reinen Sande, bedeckt von einer kleinen Bronzeschale, lagen. Dieses unerwartete Ereigniß gab nun Veranlassung, zwei große Steine, die in der Richtung nach Osten hin lagen, ebenfalls wegzubewegen, welche Nachsuchung durch das überraschendste Resultat belohnt wurde, indem unter dem zweiten Steine Schmucksachen von Gold und einige Goldmünzen, die unter künstlich zusammengehäuften kleinen Steinen niedergelegt waren, und unter dem dritten Steine mehre Silbermünzen sich fanden, welche mit den Bruchstücken einer flachen silbernen Schale (Patera) bedeckt waren. So merkwürdig nun dieser Fund schon an sich ist, so erhielt derselbe durch seine Bestandtheile noch ein ganz besonderes Interesse, indem es sich herausstellte, daß die Münzen des ersten Steins durchaus nur aus den Zeiten der Antonine herstammten, indem die älteste derselben dem Kaiser Trajan (96—117 nach Christi Geb.), die jüngste aber dem Kaiser Septimius Severus (193—211) und damit dem Schlusse des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt angehören. Die Goldmünzen des zweiten Steins sind dagegen von Constantinus Magnus und dessen Söhnen, daher bis zum Jahre 361 n. Chr. gehend, in welche Zeit auch die Silbermünzen des dritten Steins fallen, da selbige von dem Gegenkaiser Magnentius geschlagen wurden. Auch die Goldsachen stammen unbestritten aus dieser späteren Periode. Zwischen den Münzen der Antonine und denen des Constantius liegt aber ein Zwischenraum von mehr als hundertfunfzig Jahren." Noch ist anzufügen, daß schon lange im Volk die Sage ging, auf jener Anhöhe, wo die Steine lagen, sey ein Schatz verborgen.

Aus dem Umstande, daß die meisten *Goldmünzen* vom Kaiser Magnentius geschlagen und noch wie neu sind, und aus der Nachricht bei Zosimus, daß im Heere des gedachten Kaisers, als er mit Constantin dem Großen kämpfte, sich Franken und Sachsen befunden haben, zieht der Scharfsinn des Herausgebers den Schluß, das Geld sey als Bestechungs- oder Werbegeld einem sächsischen Häuptling ausgezahlt und von demselben, vielleicht ehe er den Römern die bedungene Hülfe leistete, vergraben worden.

2) Ueber die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken bei den Griechen. Eine Festgabe von Prof. Chr. Petersen. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke, 1855.

In dieser kleinen Schrift wird nachgewiesen, daß die zahllosen Vasen, die man in altgriechischen Gräbern findet und die den Begrabenen während ihres Lebens zum Geschenk gemacht worden waren, in ihren Bildern größtentheils nur Bezug nehmen auf persönliche Verhältnisse des Beschenkten. Es sind Geschenke für Neugeborene, für Mannbarerklärte, für Braut und Bräutigam, für Freunde und Freundinnen, für Gastfreunde, Ehrengeschenke für Patrone, für Sieger in Kampfspielen und Geschenke aus besondern Anlässen. Wohl sehr mit Recht behauptet Herr Petersen, die persönlichen Beziehungen seyen überwiegend, so zwar, daß *sehr oft* der Name des Beschenkten die im Vasenbild *gewählte* Mythe bedinge, sofern er dem Namen *eines* Gottes oder Heroen geglichen habe. Auch glaubt er mit Recht, die vielen s. g. Mysterienbilder dürften sich auf häuslichen oder Familiencultus beziehen.

Am Schluß erfahren wir, „Göthe habe Winckelmann für würdig gehalten, nach ihm das Jahrhundert zu bezeichnen." Solche Pedantereien sollten doch endlich aus der Mode kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, № 9. 31. Januar 1855.

Philosophie.

Kritik der Günther'schen Philosophie von Prof. Dr. Michelis. Paderborn, Schöningh, 1854.

Die Günther'sche Philosophie ist eine interessante Zeiterscheinung, einmal weil sie nach Jahrhunderten wieder ein erster Versuch war, das philosophische Bewußtseyn zur Offenbarung zu führen, das Denken dem Glauben zu conformiren, und zweitens, weil sie die einzige Philosophie war, die im laufenden Jahrhundert im Oestreichischen Kaiserstaat zum Vorschein kam und einige Geltung gewann.

Wir sind mit dem Verfasser der vorliegenden Schrift vollkommen einverstanden, daß zwar der Günther'sche Versuch das Ziel noch nicht getroffen hat, weil Günther immer noch zu tief „im einseitig subjectiv-abstracten Denken" befangen ist, daß aber Günthers Intention alle Anerkennung verdient.

Auch insofern theilen wir die Ansicht des Herrn Michelis, als derselbe den langen Entwicklungsprozeß der Philosophie in ihrem Gegensatz gegen Offenbarung und Kirchenglauben für eine im ganzen geistigen Entwicklungsgange der letzten Jahrhunderte gleichsam naturgemäß oder nach welthistorischem Gesetz begründete und unvermeidlich gewesene Erscheinung hält, deren Periode nunmehr aber abgelaufen sey, um einer neuen christlichen Philosophie Raum zu geben.

Schon im Mittelalter neigte sich nach und nach die Scholastik, wenn auch unter Vorbehalt aller kirchlichen Dogmen, zu einer Verstandeshoffahrt hin, die der Kraft und dem Scharfsinn des Beweises mehr Werth beilegte, als dem Object, welches bewiesen werden sollte. Der Abfall von der alten Kirche und der Streit über die ewigen Wahrheiten, die in den neugegründeten Kirchen stehen oder nicht stehen bleiben sollten, verbunden mit dem großen Einfluß, den die classischen Studien und insbesondere die der griechischen Philosophie gewannen, führte bald zu einer förmlichen Mündigkeits- und Unabhängigkeitserklärung des subjektiven Denkens oder der menschlichen Vernunft, die allein noch als letzte Instanz Geltung haben sollte und alle bisherigen Glaubenssätze vor ihren Richterstuhl zog, um sie nach und nach alle zu verwerfen. Der berühmte Satz „ich bin, weil ich denke" wurde gesteigert zu dem eben so berühmten Satz „nur das ist, was ich denke". Es kam so weit, daß in Frage gestellt wurde, ob es überhaupt etwas außer dem denkenden Ich geben könne. Erst Schelling führte wenigstens zur Anerkennung eines außer dem denkenden Ich für sich bestehenden und selbstständigen Naturobjectes zurück, aber die Subjectivität errang einen neuen glänzenden Triumph in der Lehre Hegels, die nicht zufrieden mit den bisherigen das Object ausschließenden Ansprüchen des Subjekts dem letztern alle Attribute des höchsten Wesens zuschrieb und den Menschen Gott selbst seyn ließ.

Man wird sich denn doch in künftigen Zeiten wundern, daß zur Zeit der Zöpfe und der schwarzen Fracks die Unnatur der gebildeten Welt bis zu dem Wahnsinn gehen konnte, der von philosophischen Kathedern herab behauptet und mit Bewunderung begrüßt wurde. „Ich, der Herr Professor, bin die Quelle aller Wahrheit. Ich bin ich und außer mir ist nichts. Ich schaffe euch erst die Welt. Die Natur ist entweder gar nicht, oder sie ist, was ich daraus machen will. Gott ist, was ich ihm erlaube oder vorschreibe zu seyn, und wenn ich euch die ganze Wahrheit sagen soll, so wäre die Vorstellung eines Gottes außer mir nur eine Concession an das dumme alte Vorurtheil der Welt und indem ich dieses Vorurtheil vernichte, declarire ich mich hiemit feierlich selbst zum höchsten Wesen und sage: ich bin Gott und außer mir ist keiner." Das wagt das Geschöpf dem Schöpfer und seiner großen Welt zu bieten. Die Sterne

ziehen im unermeßlichen Raum ihre ewigen Bahnen; die Geschicke der Völker auf Erden erfüllen sich in großartigen Wechseln, Erschütterungen, Kriegen; die Massen von vielen Millionen Menschen arbeiten sich durch des Lebens tägliche Noth hindurch. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen ist unter der Härte des Naturgesetzes niedergedrückt und hat noch nicht einmal den Trost der Offenbarung. Ein einziger umfassender Blick nur auf den Rücken unseres Planeten geworfen, geschweige in das Universum, überzeugt uns von dem Walten einer hoch über uns gebietenden Allmacht, in deren Wesen neben der schrecklichen Gerechtigkeit auch die Liebe zu erkennen durch das Evangelium, unser höchstes Erdengut ist, und vor alldem steckt der Professor seinen Kopf ins Buch, sieht und hört nichts und faselt uns von seiner eigenen Göttlichkeit vor. Und auf einem Flächenraum, der nicht den tausendsten Theil der Erdoberfläche einnimmt, gab es ein durch die herrschende heidnische Schule verzogenes s. g. gebildetes und gelehrtes Publikum, das bei dem Auskramen der wahnsinnigsten Professoreneitelkeit entzückt und fanatisirt das Maul aufsperrte und durch ihn die höchste Weisheit gelernt zu haben träumte. Noch sind nicht zwei Jahrzehnte vergangen, seitdem die Junghegelianer Christenthum und alles Alte in Abgang declarirt und eine neue Aera, eine die ganze Menschheit umfassende Umgestaltung proklamirt haben.

Die Thoren haben nicht begriffen, wie sehr sie das Vorrecht der Bildung verscherzt, welchen frevelhaften Misbrauch sie mit dem reicheren Maaß von Unterrichtsmitteln getrieben haben, was zumal den norddeutschen und protestantischen Staaten zugeflossen ist. In elender, erbärmlicher Eitelkeit ist all der Geist aufgegangen, mit dem sie zur Ehre Gottes und zum Wohl der Menschen hätten wirken können und sollen. Wenn es wahr ist, daß der kleine deutsche Staatencomplex, in welchem die Philosophie ihren Spielraum gefunden, an Bildung allen andern Staaten in der Welt voranleuchtet, so hätte er auch etwas Besseres, Nützlicheres, Edleres und Würdigeres hervorbringen sollen als eben diese thörichte Philosophie. Anstatt auf minder gebildete Völker fruchtbar und erfreulich wirken zu können, hat diese in ihrem sittlichen Kern verfaulte eitle Verstandesbildung nur eine naturgemäße Reaction gegen sich hervorgerufen. Und man muß sagen, zum Glück waren noch ungebildete Menschenclassen und Völker da, um vom Christenthum zu retten, was jene Gebildeten schon aufgegeben hatten. Der Schwerpunkt des Geistes ist von diesen Regionen der Bildung schon verrückt und liegt jetzt wieder wo der Glaube bewahrt geblieben und aus altem bemoostem Stamme neue wunderbare Blüthen hervorbrechen, der philosophischen Eiswüste gegenüber ein warmer sonnenheller herzerfreuender Frühling.

Eine Ahnung dessen, was kommen mußte, hat manchen Geist bewegt, der sich in die Philosophie seit Kant vertiefte. Schon in Schelling ist eine merkwürdige Wendung nicht zu verkennen, aber er vermochte sich aus den Banden der Subjectivität doch nicht loszuwickeln. Herr Michelis charakterisirt ihn in Folgendem. „Das Ding an sich, d. h. der abstrakte, bestimmungslose Begriff des objektiven Seyns, das einzige, was Kant theoretisch von der Objektivität hatte bestehen lassen, (denn daß er die höheren Begriffe Gottes, des Geistes 2c., die er theoretisch verloren hatte, praktisch wieder postulirte, können wir allerdings seinem sittlichen Bewußtseyn zur Ehre anrechnen, theoretisch ist es eine Inkonsequenz, die uns hier nicht kümmert) nahm Fichte in den dialektischen Proceß mit auf und indem er es als das Nicht-Ich, nur als ein Moment des Bewußtseyns setzte („das Ich setzt sich selbst, das Ich setzt das Nicht-Ich sich entgegen . . das Ich setzt sich als bestimmt durch das Nicht-Ich und umgekehrt") stellt er blos das in abstracto vollendete System des subjektiven Idealismus dar. Da aber indessen die Naturforschung in dem immermehr in seiner Gesammtheit in die Erkenntniß tretenden Organismus des Naturlebens dem gewissermaßen nur durch die Energie des individuellen Willens in Fichte in abstracto vollendeten Idealismus eine unmöglich wegzudemonstrirende objektive Realität entgegenwarf, so mußte sich das subjective Denken mit ihr in Ausgleichung setzen, woraus sich der weitere Fortschritt erklärt, den die Dialektik in Schelling that, indem er der ideellen Macht, welche im geistigen Bewußtseyn liegt, gegenüber die Natur als ein Reales anerkennt (nicht die Natur, das Objective, als eine Position des Ich, wie Fichte, ansetzt), den absoluten Charakter des Denkens aber dadurch rettet, daß er das Ideale und Reale als ihrem Wesen nach identisch und nur in der Reflexion als geschieden ansetzt. Wir haben schon früher erinnert, daß die Schellingsche Philosophie mit Unrecht den Namen der Identitätsphilosophie führt, und mit Recht nur als Indifferenzphilosophie bezeichnet werden könnte, indem der Begriff der Identität zweier verschiedener Principe als des realen Aufgehobenseyns des Gegensatzes in einem höheren Dritten mit Nothwendigkeit ein über und hinter beiden stehendes Seyn erfordert, durch Anerkennung dessen aber Schelling die Bahn des absolut subjectiven Denkens hätte verlassen müssen. Wollte das subjective Denken aber auf diese Bahn des Glaubens nicht einlenken, so blieb nur noch eine und zwar die extremste Konsequenz übrig, daß nämlich das Denken (und also auch das denkende Sub-

ject) sich selbst als diese Realität des absoluten Gegensatzes von Idealem und Realem (Geist und Natur) d. h. sich selbst als das Absolute, in dem und durch das alles Seyn seine Realität hat, d. h. sich selbst als Gott setzt, wobei denn, weil schon dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dieser improvisirte, nicht Gottmensch, sondern Menschgott allergnädigst geruhen muß, mit der Einbildung sich zu beruhigen, als ob die Dinge durch ihn würden, weil er den in ihnen sich offenbarenden Gedanken des Schöpfers nachzudenken im Stande ist. Diesen letzten Schritt hat, während Schelling im unstäten Schwanken zwischen dem Principe der absoluten Philosophie und dem Glauben unterging, bekanntlich Hegel gethan. Er vermochte es nur dadurch, daß er die zur reinen Scholastik gewordene Dialektik auf die absolut höchste Spitze trieb und den Satz Seyn = Nichts an den Anfang seiner Philosophie setzte. Indem er dieses that, vermochte er freilich die drei wesentlichen Momente alles Bewußtseyns (die Idee in ihrem an sich = Geist, Idee in ihrem Andersseyn = Natur, Idee in ihrem zu sich Gekommenseyn aus dem Andersseyn = Mensch; wobei man, um des sophistischen Spieles inne zu werden, sich nur die Frage stelle, was denn die Idee in ihrem an sich seyn solle?) in seinem dialektischen Proceß zu zerflößen und dadurch ein System zu gewinnen, welches nach der einen Seite hin als ein vollständiges Gegen- (und Zerr-) Bild der christlichen Wahrheit erscheint, und nach der andern so viel von der empirischen Wahrheit in der Natur und Geschichte in seine ideale Construction aufzunehmen vermochte, als überhaupt das Denken, so lange es auch nur scheinbar die Form des Denkens, die, wie wir gesehen haben, in der Sprache objectiv gegebene Logik, respektirt, mit der realen und wirklichen höheren Wahrheit, mit der Metaphysik, die in der Natur und in der Geschichte ist, gemein hat; und in diesem Scheine der idealen Reconstruction, die aber in Wirklichkeit nirgends der Kritik der Empirie Stand hält, und die in ihrer vollen Wahrheit, wie wir andeutend wenigstens bewiesen zu haben glauben, von christlichem Standpunkte aus einzig und allein möglich ist, von hier hätte geleistet werden sollen und wird geleistet werden, liegt die, jetzt freilich auch schon gebrochene Zaubergewalt, die das Hegelsche System über seine Zeit ausgeübt hat."

Der Verfasser fügt hinzu, daß Günther die Aufgabe, die von Schelling fallen gelassen worden, mit sichtbarem Hinblick auf den Kirchenglauben zu lösen gesucht habe. „An und gegen Hegel hat Günther sich entwickelt, um, nachdem die rein subjectiv seyn wollende protestantische Philosophie ihren nothwendigen Kreislauf abgeschlossen, die allein auf katholischem Boden mögliche, aber bis dahin selbst von der Scholastik auf ihrem Höhepunkte, über den hinaus eine umfassende und durchschlagende kirchliche Philosophie sich nicht geltend gemacht hat, nur ganz in abstracto zu Stande gebrachte wahrhafte und ersprießliche ideale Reconstruction zu vollziehen. Daß er dieses Ziel in einer für die Zukunft beruhigenden Weise nicht erreicht hat, indem er wie Idee und Begriff, so die katholische Wahrheit mit dem Wesen der rein subjectiv seyn wollenden Philosophie weder recht scheidet noch recht verbindet, glauben wir gezeigt zu haben."

Ohne Zweifel werden noch mancherlei Versuche gemacht werden, ehe einer gelingt. Es scheint uns eigentlich nicht die Aufgabe zu seyn, Wissen und Glauben in philosophischer Form zu einigen, sondern vielmehr durch den Glauben das Leben zu läutern und zu heiligen. Die blos denken, kommen schon noch hinterdrein.

Aus demselben praktischen Grunde würden wir auch empfehlen, einmal eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, in der die praktischen Consequenzen der Systeme, wie sie nach einander gewechselt haben, berücksichtigt würden. Man hat bisher die Geschichte der Philosophie behandelt, wie Neander die der Kirche als bloße Dogmengeschichte; man soll sie einmal behandeln, wie Gfrörer seine Kirchengeschichte geschrieben hat, als Geschichte einer großartigen weltumgestaltenden Praxis in allen ihren Wirkungen auf das politische und sittliche Leben.

Biographie.

Der ermländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius. Vorzüglich nach seinem kirchlichen und literarischen Wirken geschildert von Dr. A. Eichhorn. Zwei Bände. Mainz, Franz Kirchheim, 1854.

Eine sehr ausführliche Biographie, die auf die Ereignisse in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zur Zeit des Tridentiner Concils helles Licht wirft.

Hosius war in Krakau geboren, zeichnete sich als junger Priester durch Geist und Gelehrsamkeit aus, wurde Sekretair des polnischen Königs Sigismund I. und unter dessen Nachfolger Sigismund II. Bischof von Kulm (später von Ermland) und königlicher Gesandter an den katholischen Höfen Europas. Es war nämlich die bewegte Zeit der Reformation, von der auch Polen erschüttert wurde. Insbesondere ging von den deutschen

Landschaften, die damals unter polnischer Hoheit standen, der Impuls aus. Daher sich der Hochmeister des deutschen Ordens selber bewogen fand, den lutherischen Glauben anzunehmen und sich zum weltlichen Herzog von Preußen zu erklären. Das deutsche Reich machte auf die alten Ordenslande als Reichsland Anspruch, Polen aber behauptete seine Lehnsherrlichkeit. Die Sache war sehr heikel. Um Preußen im Verbande zu behalten, mußte der katholische König von Polen über die preußische Reformation ein Auge zudrücken. Sigismund II. war kein sehr eifriger Katholik. In allen deutschen Städten war die Mehrzahl der Bürger lutherisch gesinnt und wimmelte es von Emissären der neuen Lehre. Ein Theil des polnischen Adels schlug sich dazu und bildete die große Partei der s. g. Dissidenten. Unter den katholischen Bischöfen und Pfarrern Polens war wie überall viel Lüderlichkeit und Bauchdienerei eingerissen. Es gehörte also nicht wenig Umsicht und Eifer dazu, um unter solchen Umständen das Ansehen der katholischen Kirche in Polen zu behaupten. Hosius war derjenige, der diesem schwierigen Werke sein ganzes thätiges Leben widmete. Er miskannte den tiefen Verfall des Clerus keineswegs, er schrieb selbst in diesem Sinn, aber er wollte nicht, daß aus der nothwendigen sittlichen Reformation eine unnothwendige Trennung im Glauben werde. In der Wahrheitsliebe und Milde suchte er Heilung für die kranke Zeit und gehörte zu den Eifervollsten unter denen, die Kaiser Ferdinands I. friedliche Bemühungen unterstützten. Uebrigens darf nicht verkannt werden, daß wenn ihm die deutschen Städtebürger in ihrem einseitigen Fanatismus für den neuen Glauben, wozu sich nicht selten auch politischer Radicalismus gesellte, und ein Theil des polnischen Adels die größten Schwierigkeiten machten, doch das Landvolk in seiner ungeheuren Mehrheit seinen conservativen Gang gut hieß und mit seiner vis inertiae unterstützte.

Wir verfolgen hier zwei Bände hindurch die Thätigkeit des Hosius in dreifacher Weise, als die eines großen Diplomaten, als eines großen Landesbischofs und als eines Mannes, der zugleich mit der Feder thätig war in Abfassung von lehrreichen Streitschriften rc. Als Gesandter des polnischen Königs kam er an den Wiener Hof und wurde mit den höchsten Personen vertraut, später nach Rom, wo er das Vertrauen mehrerer Päpste nach einander in so hohem Grade genoß, daß er Legat, Cardinal und zuletzt poenitentiarius major, der höchste geistliche Würdenträger nach dem Papste wurde. Er spielt daher auch eine vorragende Rolle beim Tridentiner Concile. Er theilte die Hoffnung, die damals noch nicht überall erstorben war, die Einheit der abendländischen Kirche unter der Bedingung einer ehrlichen Reform herzustellen. Bekanntlich verlangte diese Reform der Kaiser selbst und war nicht abgeneigt, sich mit den Protestanten auszusöhnen. Sein Sohn Maximilian war selber schon halb Protestant. Hosius war unter andrem auch bei dem Plan betheiligt, den jungen Erzherzog Karl mit der jungen Prinzessin Elisabeth von England zu vermählen. Aber alle diese Hoffnungen und Versuche scheiterten an dem Mißtrauen und Haß der Partheien. Der Riß war schon zu tief und weit aufgerissen. Es war nicht mehr möglich, eine Brücke darüber zu schlagen. Inzwischen ist die Geschichte der Vermittlungsversuche jener Zeit äußerst interessant und bisher noch nicht so vollständig ermittelt und pragmatisch behandelt, wie die unmittelbar vorhergehende Periode der Reformation bis zum ersten Religionsfrieden. Es ist wohl der Mühe werth, den Stand der Partheien um jene Zeit und die vielen redlichen und einsichtsvollen Männer kennen zu lernen, die sich damals, wenn auch vergeblich, um die Aussöhnung und um Herbeiführung eines wahren und gesunden Friedens anstatt des falschen und faulen bemüht haben. Die Zeit dieser Bemühungen reicht bis zum Ausbruch des blutigen Kampfes in den Niederlanden.

So oft Hosius nicht in Rom, Trient, Wien oder auf diplomatischen Reisen war, kehrte er nach seinem Bisthum zurück und betheiligte sich bei allen polnischen Synoden und Reichstagen, mit unermüdeter Geduld die oft sehr stürmischen Angriffe der Dissidenten parirend. Es gelang ihm, zu Braunsberg ein Collegium und Seminar zu gründen, an welches er Jesuiten berief, die Einzigen, die den lutherischen Predigern und Schulmännern gegenübergestellt werden konnten. Damals wurde Mörlin, einer der verrufensten Zänker, zum (protestantischen) Bischof von Samland ernannt. Man kann sich nun denken, zu welchen gehässigen Ausfällen die Nachbarschaft führte. Wenn man in diese von Haß und Vorurtheil vergiftete Zeit kirchlichen Zankes hineinsieht, so kann man sich eines Ekels und Schauders vor der Wiederkehr derselben nicht erwehren.

Hosius starb in der Nähe von Rom auf dem Lande und wurde zu Rom in S. Maria Trastevere beigesetzt, im Jahr 1579.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **Nº 10.** 3. Februar 1855.

Naturkunde.

Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen von Karl Freiherrn von Reichenbach. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1855.

Ueber den ersten Band referirten wir in Nr. 70 und 71 unserer vorjährigen Blätter. In der Vorrede zum zweiten weist der Verfasser mit aller Energie die Angriffe des Prof. Vogt zurück, der die ganze neue Odwissenschaft simplement für Unsinn erklärt hat. Wir haben sie nie für Unsinn erklärt, sondern ihr von Anfang an zugestimmt. Uebrigens wiederholen wir, es würde der Lesewelt angenehmer und der Verbreitung des Buches selbst förderlicher seyn, wenn es weniger weitläuftig und umfangreich wäre.

Die meisten Versuche wurden in der „dunkeln Kammer" gemacht, weil sich hier allein die Lichterscheinungen des Od genügend beobachten ließen. Das Od ist ein sichtbares, fühlbares, riechbares, in seltenen Fällen und geringem Maaß auch hörbares Fluidum, das sich aus dem odreichen Körper in die Luft ergießt, die Luft mit sich ladet und in electrischen, magnetischen, vorzüglich aber vitalen Prozessen zum Vorschein kommt. Wie deutlich man es wahrnehme, hängt von dem höheren oder geringeren Grade der Sensitivität im Wahrnehmenden ab. Stark sensitive Personen beobachteten nun in der dunkeln Kammer eine Menge der interessantesten Oderscheinungen, das Odlicht, die Odpolarität 2c. Wir können hier nur einige der interessantesten Proben aus vielen hunderten und tausenden mittheilen (das Buch hat 2951 Paragraphen).

In §. 1731 f. wird das odische Leuchten des Menschen im Finstern beschrieben. Die ganze Figur glänzt in dunkeln Umrissen mit mattem Licht, gewöhnlich colossal, etwa wie ein Schneemann; doch zeigen sich auch flammende Bewegungen und Rauch. Herr von Reichenbach glaubt daraus manche angebliche Gespenstererscheinung erklären zu können. — Am Kopf zeigt sich das Leuchten am stärksten, daher sich förmliche Heiligenscheine um ihn bilden. Der Verfasser erklärt daraus die kirchlichen Heiligenscheine ein wenig frivol. „Der Heiligenschein ist nicht blos aus der Phantasie religiöser Schwärmerei geschöpft, — er ist in der Wirklichkeit vorhanden, jeder Mensch trägt ihn beständig mit sich herum; er ist nur zu fein, um dem gewöhnlichen Auge sichtbar zu werden." Hier hätte Herr von Reichenbach Gelegenheit gehabt, vom Einfluß der Seele auf das Od zu sprechen und die stärkere Ausströmung des Od, wie Görres in seiner Geschichte der Mystik viele Erscheinungen der Extase, aus tieferer Quelle zu erklären. Allein er liebt es, sich ganz im Profanen zu halten und die Anklage, als sey seine neuentdeckte Wissenschaft mystisch, durch recht breit zur Schau getragenen Rationalismus zu entkräften.

Das Leuchten ist polar. Die rechte Seite des Menschen leuchtet blau, die linke roth. Referent kann das aus eigener Erfahrung bestätigen.

Das leuchtende Od strömt in andere Körper über. Wenn es von vielen Individuen zugleich ausströmt, so concentrirt es sich auf eigenthümliche Weise und reflectirt sogar. Das zeigt sich am merkwürdigsten beim Tischrücken. Ueber diesen Modeartikel äußert sich der Verfasser §. 1910 also: „Die für die Jetztzeit bei weitem interessanteste Odverladungserscheinung mit Lichtentwicklung ist jedoch die beim Tischrücken sich ergebende. Sobald ich von dieser merkwürdigen Erscheinung Kunde erlangte, mußte es mir in die Augen springen, daß hier das Od eine große Thätigkeit übernimmt. Alle die vielen Hände und Finger, welche auf einen Tisch gelegt werden, können nicht anders, als aus eben so vielen Springquellen Od in die Tischplatte ergießen.

Was dann daraus weiter wird, das war nun Aufgabe der Untersuchung. Hier, wo ich von der Verladung des Odes und seinen Lichterscheinungen handle, liegt mir ob, mitzutheilen, was von der Sache in diesen Zweig meiner Arbeit fällt. Ich ließ es einen meiner ersten Versuche seyn, das Tischrücken in der Dunkelkammer zu veranstalten. Hier konnte ich den Gang der Odbewegungen durch sein Leuchten beobachten und der verborgenen Ursache um ein Bedeutendes näher rücken, als alle jene, welche das Tischrücken nur am Tage vornahmen. Eines Abends versammelte ich in der Dunkelkammer den Hrn. Anton Müller, seine Frau Josephine Müller, Hrn. Tschick und seine Frau, meinen Sekretär Hrn. Rohonczy und Frl. Zinkel, hielt sie zwei Vorbereitungsstunden in der Finsterniß, und als die Sensitiven gut Odlicht sahen, setzte ich mich mit ihnen um einen runden, polirten, einfüßigen Tisch. Von ihnen allen konnte ich versichert seyn, daß keine Versuchsverfälschung statt haben wird; der Erfolg hat dies auch bewährt, denn obgleich wir anderthalb Stunden lange um den Tisch harrend in Nacht herumsaßen, so bewegte er sich dennoch nicht und wir gaben den Versuch als fehlgeschlagen auf. Nichts desto weniger diente er dazu, odische Hergänge, namentlich Lichterscheinungen zu beobachten. Sowie die Hände mit ausgespreizten Fingern auf dem Tische lagen, sahen Frau Müller, Frl. Zinkel und Hr. Müller von jedem Finger in gerader Richtung von demselben einen leuchtenden Streif ausgehen, der unmittelbar auf der Tischplatte auflag und die Breite jedes Fingers besaß, von dem er ausging. Diese Lichtstreifen waren mehr als doppelt so lange als die Finger. Rings um jede Hand herum war eine allgemeine Leuchte auf dem Tisch verbreitet, und da 14 Hände ziemlich nahe beisammen im Kreise herumlagen, so bildete sich auf dem Tische nach seiner Peripherie zu ein leuchtender Ring von vollständigem Zusammenhange, aus welchem die Fingerlichtstreifen wie 140 sich kreuzende leuchtende Stäbe hervorragten. In der Mitte der Tischplatte erschien ein großer heller Fleck, den die Sensitiven rund und beiläufig einen Fuß im Durchmesser groß schilderten. — Während wir nun so saßen, machte sich der leuchtende Ring breiter und schritt vor nach der Mitte des Tisches hin; der leuchtende Fleck in der Mitte vergrößerte sich ebenfalls und rückte gegen die Peripherie vor. Gleichzeitig wurden die Fingerstreifen breiter, flossen theilweise in einander, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte sich alles so vergrößert, daß Ring, Streifen und Mittelfleck einander nahe kamen, ineinanderfließend sich erreichten, und eine vereinte Leuchte über den Tisch hin bildeten, der nun auf seiner ganzen Fläche weißleuchtete. Jetzt sah ihn auch Hr. Tschick, seine Frau, endlich Hr. Rohonczy; ich allein vermochte nichts zu erkennen und blieb verurtheilt zur Blindheit. Während dies auf der Tischfläche vorging, erhob sich der Lichtfleck im Mittel über die Fläche, erst so hoch wie eine Melone, mit der er verglichen wurde, dann höher, nach und nach ellenhoch, endlich aber so hoch, daß er eine leuchtende Säule bildete, die bis zum Plafond des Zimmers aufstieg und da einen leuchtenden Fleck erzeugte, fast so groß als die Tischplatte selbst, alles untermischt mit tausenden von Fünkchen, die Hr. Müller, seine Frau, Frl. Zinkel erblickten. Ich konnte dies nicht begreifen und harrte der weitern Entwicklung. Mittlerweile gewahrten die Sensitiven, daß auch die Ausläufer der Tischsäule, seine Fußpratzen leuchteten. — Dies führte zur Vermuthung, daß auch die odischen Ausströmungen der Füße und Fußzehen, die concentrisch unter und um den Tisch versammelt waren, nicht indifferent sich verhalten, sondern an den odischen Erscheinungen ihren Antheil in Anspruch nehmen würden. Sobald ich hierauf geleitet war und zwar namentlich erst durch die Frl. Zinkel, kam ich auf die Muthmaßung, daß die leuchtende Säule auf der Tischmitte eine odische Fortsetzung der Tischsäule seyn könnte, und zwar in Folge der Ladung, die ihr von den Füßen zu Theil würde. Dies zu erforschen, ließ ich meine Gesellschaft ihre vierzehn Füße alle vorschieben so weit, daß sie alle den Tischfuß berührten; der Erfolg war, daß die Lichtsäule sogleich doppelt bis dreifach so leuchtend und dick wurde. Nun ließ ich alle Füße gänzlich zurückziehen und so weit als möglich unter die Sessel eines jeden Theilhabers nach hinten schieben: hierauf hatte ich die Genugthuung zu vernehmen, daß die Lichtsäule erblaßte und in wenigen Sekunden ganz verschwand. Eine mehrmalige Wiederholung mit abwechslungsweise vorgeschobenen und zurückgezogenen Füßen gewährte volle Bestätigung dieses Ergebnisses. Außerdem fand noch am Plafond des Zimmers die gewöhnliche Erhellung von den Köpfen statt; jeder machte vertikal über sich einen hellen Fleck an der Decke, so daß während des Sitzens um den Tisch ein Kranz von lichten Flecken am Plafond sichtbar war, der dort von Frau Müller, Frau Tschick und Frl. Zinkel wahrgenommen wurde. Die Sensitiven hatten gut ausgehalten, so lange bis der Tisch gleichförmig leuchtend geworden war; von da an beklagten sich Herr und Frau Müller, mehr noch die sensitivere Frl. Zinkel über Unbehaglichkeiten."

Bei einem zweiten Experiment kam der Tisch zum rücken und rollen: „Als der Tisch im Laufe war, entfernte ich alle weiblichen Theilnehmer und ließ nur

männliche Hände darauf; die Platte leuchtete fort, aber etwas schwächer. Darauf ließ ich die Männer abtreten und nur weibliche Hände auflegen; die Leuchten wurden heller und eine kurze Zeit über so helle, daß Frl. Beyer und Zinkel die Physiognomien der weißen weiblichen Gesichter unterschieden und die Personen erkannten, die von Kopf bis zu Fuße in lauter ebenso weißen Gewändern erschienen. In diesem Momente der größten Steigerung des Herganges zeigte sich bei den höher Sensitiven farbiges Odlicht in Gestalt eines Kreisregenbogens, der auf der Tischplatte nächst den Fingerspitzen rings herumlag. — Gleichzeitig leuchtete der Tischfuß, und, was bemerkenswerth genug ist, der Tisch erzeugte auf dem Zimmerboden, der aus gewichsten eichenen Parquetten bestand, leuchtende Streifen auf dem ganzen Wege, über welchen er fortglitt, so daß die Leute mit ihren Füßen in die leuchtenden Flächen hineinzutreten kamen, indem sie dem rollenden Tische folgten. Hiezu mag die Reibung des Tischfußes auf dem Holzboden durch Entwicklung von Reibungsod (Tribod) das Ihrige beigetragen haben. — Weit stärker sahen beide Sensitiven, Beyer und Zinkel, die Leuchten jedesmal dann, wenn sie selbst an der Tischbelegung theilnahmen und beide Hände auf den umlaufenden Tisch legten. Dies war wohl nur Folge soretischer Rückwirkung, die der odisch geladene Tisch auf sie ausübte und damit ihr Sehvermögen erhöhte. — Ließ ich auf den Tisch lauter rechte Hände legen, mit Hinwegnahme aller linken, so wurden die Lichterscheinungen mehr graulich bis blaulich gesehen; wenn ich dagegen die rechten alle abnehmen und lauter linke Hände auf die Platte bringen ließ, so wurde die allgemeine Leuchte verstärkt, die Helle gewann an Intensität, die graublaue Tinte verschwand und gelblichröthliche Färbung sämmtlicher Odlichterscheinungen griff Platz."

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen ist der Doppelschatten. Sensitive Personen sehen, wenn sie des Nachts an einer Wand vorübergehen, rechts von sich ihren Schatten und links wieder, der rechte aber ist schwarz, der linke licht (§. 2065). „Fräulein Zinkel war früher oftmals von Wien zu Fuße nach Nußdorf in ihr elterliches Haus gegangen und damit bisweilen Abends in die Finsterniß gerathen. Wenn sie auf offener Landstraße ihres Weges dahin ging, sah sie sich beständig von zwei Schatten begleitet, um so deutlicher, je tiefer die Finsterniß war, rechts von einem schwarzen, links von einem lichten. Am deutlichsten sah sie dies, wenn die Straße trocken und staubig war. Die Straße selbst sah sie beständig in einer schwachen Helle." §. 2082.

Prachtvolle Erscheinungen zeigen die Krystalle in der dunkeln Kammer. Sie strömen reichlich Odlicht aus, ja selbst ihr durchsichtiges Innere ist voll Bewegung. Eine sensitive Dame machte folgende Beobachtungen: „Unzählige kleine Lichtquellen, die in ewiger Bewegung und Wechselwirkung unter einander stehen, sah sie vor sich in dem Krystallkörper und in Regenbogenfarben hin- und herwogen. Eine nähere Schilderung konnte zu nichts führen. Ich bewog sie dann, eine Zeichnung davon zu versuchen. Sie beschäftigte sich viele Nächte lang damit, und brachte auch eine Zeichnung von denjenigen innern Leuchten hervor, welche einigermaßen stabil blieben. Ich bewahre sie noch jetzt, nachdem ich sie zehen Jahre besitze; es kann aber bis nun kein Gebrauch davon gemacht werden, da die Kenntniß des odischen Krystalllichtes noch lange nicht genug vorgeschritten ist, um eine wissenschaftliche Deutung der gezeichneten Figuren möglich zu machen." §. 2109. Prachtvoller als an jedem andern Steine soll das Leuchten der Turmalin seyn. §. 2097. Das verdiente eine genauere Untersuchung. Der Turmalin bietet auch dem gewöhnlichen Auge die merkwürdigsten optischen Spiele dar.

Sehr merkwürdig ist folgendes Phänomen am Krystallicht. „Eine sonderbare Beobachtung kann ich nicht übergehen, die ich mit Frau Kienesberger über den Einfluß gemacht habe, den menschliche Annäherungen auf Wandlichtgebilde nehmen können. Ich ließ den Odrauch des negativen Krystallsäulenpoles mit einem weißen Schilde auffangen, wie ich schon oben erzählt habe. Es hatte sich darauf eine Iris gebildet, deren Farben horizontal geschichtet über einander lagen. Als die Sensitive aber in die Nähe derselben trat, kehrten sich die Farben um einen Quadranten und stellten sich in vertikale Richtung. Ging sie wieder davon hinweg, auf Abstand einer Klafter, so legten sie sich wieder in horizontale Aufeinanderfolge. — Da mir dies zweifelhaft vorkam, so nahm ich später denselben Versuch mit Frl. Zinkel wieder vor. In der That fand auch sie, daß das auf den Schild projicirte Spectrum in liegender Richtung geordnet war, wenn sie sich klafterweit davon entfernt hielt. Wenn sie sich ihm aber bis auf 1½ bis 1 Fuß seitwärts näherte, so drehte es sich und stellte sich vertikal auf. Ging sie zurück, so legte es sich wieder horizontal, näherte sie sich wieder, so stellte es sich abermals. — Der Grund hievon kann in nichts anderm liegen, als in der Latitudinalaxe des sich nähernden Menschen, welche entlang vom Kopfe bis zu den Füßen aus ihm wirkt, also in gewissem Betrachte wenigstens, vertikal nach außen wirksam seyn muß. Da sie aber viel kräftiger ist, als ein Rauchspectrum, so unterwirft sie sich auf noch nicht ganz klare Weise das auf dem

Schilde liegende Spectrum und den ihn erzeugenden Odausfluß und dreht ihn in die Richtung ihrer eigenen Stellung. — Um zu einiger Erklärung dieser überraschenden Erscheinung zu gelangen, müssen wir an die Erinnerung anknüpfen, daß alle Spectern, wie ich an vielen Orten gezeigt habe, immer so auftreten, daß die rothe Farbe derselben unten und die blaue oben sich befindet; mochte ich das odische Spectrum bilden, wie ich immer wollte, vertikal oder horizontal, immer und von jedem Pole war sein positives rothes Ende unten, sein negatives blaues oben." §. 2159.

Odisches Licht strömt reichlich aus in den Schallwellen, wenn Töne erzeugt werden. „Herrn Enter zeigte ich in der Dunkelkammer eine gerade zur Hand stehende Luftpumpenglocke, hielt sie frei in der Luft beim Knopfe und schlug mit einem Schlüssel vorsichtig daran. In der That ward die Glocke beim ersten Anschlag sogleich leuchtend und dies um so stärker, je stärker der Schall war, und verlor sich langsam mit den verhallenden Schwingungen der Glasglocke. Nun nahm ich erst einen kleinen, dann einen großen armlangen, einblättrigen Hufmagnet, hing ihn im Knie auf und schlug ihn mit einem Hammer an. So wie er erklang, sah ihn Hr. Enter ohne Vergleich leuchtender werden, als er zuvor gewesen und in prachtvolles Licht treten, wie er sich ausdrückte, das massig von ihm nach oben und nach unten ausströmte. Ich brachte eine Violine herbei, von welcher Hr. Enter nichts wahrnahm. So wie er aber den Fidelbogen über die Saiten strich, wurden erst diese sichtbar und bei längerem Fortstreichen bald die ganze Geige. Sie hüllte sich in einen vollen Lichtnebel, der handbreit das Instrument umgab, wie eine leuchtende Atmosphäre." Eine Metallglocke zeigte noch folgendes: „Frl. Martha Leopolder sah die Substanz der Glocke stark odglühend werden, mit einem weiten leuchtenden Schein umfangen, um so mehr, je stärker und schneller ich anschlug. Ein heller Rauch stieg davon vertikal auf und erhob sich bis zum Plafond der Dunkelkammer, wo er einen weiten leuchtenden Fleck erzeugte. Als ich emsig fortfuhr, an die Glocke zu schlagen, sah sie stufenweise eine solche Helle im Zimmer eintreten, daß sie alle vier Wände desselben und die darin befindlichen Gegenstände zu unterscheiden vermochte. So wie ich aufhörte anzuschlagen, versank Alles wieder in Nacht, nicht plötzlich, sondern mit dem Verhallen des Glockenklanges. Die Glasglocken waren bei weitem nicht auf diese Höhe des Leuchtens zu bringen. — Fr. Hek sah die Glasglocken viel minder stark leuchten, als die Metallglocken." §. 2370 f.

Metall ist so empfänglich für das Odlicht, daß es dasselbe durchläßt. In der dunkeln Kammer vermögen Sensitive das Sonnen- und Mondlicht durch die dicken Blech- und Kupferplatten zu sehen, mit denen die Fenster verdeckt sind, natürlich nur das Odlicht, das im gemeinen Sonnenlicht enthalten ist. Die Empfänglichkeit des Metalls dafür geht so weit, daß Sensitive sogar bei Nacht, wenn der Mond nicht einmal auf die Metallplatten schien, sondern nur am Himmel stand und sein Licht von andern Gegenständen aus auf die beschatteten Metallplatten reflectirte, es die sensitiven Personen innerhalb der dunkeln Kammer deutlich wahrnehmen konnten. §. 2385.

Mittelst eines Drahtes wurde das bereits durchs Prisma in das Spectrum zerlegte Sonnenlicht in die dunkle Kammer geleitet. „Sonnen- und Mondstrahlen, durch das Prisma zerlegt, liefern ein Spectrum, das einen metallenen odischen Leitungsdraht nicht blos einfach bescheint, sondern auch Odstrahlen auf ihn wirft, die am Draht fortgeleitet und an ihm bis in die Dunkelkammer geführt werden können; daß diese Odstrahlen in so innigem Connex mit dem Lichte stehen, daß sie, ausschließlich mit einzelnen Farben den Draht bescheinend, diese Farben am festen Drahte mit sich fort in die Dunkelkammer führen und dort als Odgluth, Odflaumhülle, Odflamme und Odrauch sichtbar zum Vorschein kommen, und daß diesen auf so eigenthümliche Weise erzeigten Farbenerscheinungen odische Gefühlserscheinungen zur Seite gehen, welche ihren Wirkungen auf sensitive Nerven nach genau übereinstimmen mit jenen Gefühlen, welche die Farben des unmittelbaren Spectrums auf den sensitiven Nerv erzeugen. Für die Physik aber entheben wir diesen Untersuchungen die nicht unbedeutende Entdeckung, daß es ein Licht gibt, oder daß das Licht die Eigenschaft hat, nicht blos strahlend fortzugehen, sondern auch träge an den Körpern sich fortleiten zu lassen, und daß folglich das Licht, wie die Wärme, nicht blos ein strahlendes, sondern auch ein träges Dynamid ist, das gemeinschaftlich mit dem Ode langsam in den Körpern fortgeht und sich durch ihre Substanz fortleitet." §. 2401 f.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, | № 11. | 7. Februar 1855.

Naturkunde.

Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen von Karl Freiherrn von Reichenbach. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1854.

(Schluß.)

Hiezu das sehr interessante Experiment im violetten Strahle des Spectrums: „Oberhalb der vellen Farbe des Spectrums, in den farblosen chemischen Strahl gehalten, lieferte der äußere Draht in die Dunkelkammer blaue Odgluth des innern Drahtes und blaues, halbfingerlanges Endflämmchen; sie gewahrte darin mehrere weiße feine Fäden, welche bis hieher noch nicht beobachtet worden waren. Die Flamme selbst fand sie nicht continuent, sondern aus unzähligen feinen Fäden bestehend, die von der Drahtspitze aufwärts strömten, wie dies auch Frau Kienesberger beobachtet und Frl. Atzmannsdorfer auch schon bei andern Odflammen angegeben hatte. Dazu gesellte sich die Umhüllung des blau odglühenden Drahtes mit rein rothem Lichtflaume, der von dem Blau des Drahtes bestimmt geschieden beobachtet wurde. In dieser Hülle war keine andere Farbe enthalten, sondern nur reines Roth. Hier ist es nun zum erstenmale, daß die Physik das prismatische Violet zerlegt, das darin befindliche Blau und Roth geschieden und jedes rein für sich dargestellt findet. Die Beobachterin war von der Schönheit des Schauspiels sehr erfreut und meinte, daß man nichts Schöneres in der Welt sehen könne. Da dies Alles noch außerhalb des Spectrums und blos im ungefärbten chemischen Strahle geschehen war, so ergibt sich hieraus, daß sie denn doch wohl schwerlich so farblos sind, als sie unsern Augen erscheinen, und daß in ihnen wahrscheinlich sehr schwaches violettes Licht enthalten ist, das gewöhnlicher Wahrnehmungsfähigkeit entgeht, jedoch im Drahte wie anderes prismatisches Licht erscheint und sensitiven Augen in der Dunkelkammer sichtbar wird. — Wenn nun nahe an das Violett herab und dann in dasselbe hineingerückt wurde, so blieb doch immer der Draht in blauer Odgluth und seine Hülle roth; das Weiß wurde also immer zerlegt."

In der Pflanzen- und Thierwelt hat man eine fortlaufende Reihe vom helleren Ausströmen des Odlichtes bis zur dem gemeinen Auge sichtbaren Phosphorescenz verfolgen können, weshalb auch Herr von Reichenbach die letztere unmittelbar zum Ode in Beziehung bringt. [illegible] auf dem Tische stehende rothe Hortensie sehr schön leuchten. Als ich derselben zufällig sehr nahe gekommen, sah die Beobachterin dieselbe fast bis zum Erlöschen an Licht sinken. So wie ich mich aber entfernte, stand die Blume in ihrem Lichtglanze wieder auf. — Frl. Zinkel sah eine Myosotis pallustris in einem Blumentopfe vor sich stehen und schön leuchten, wie lauter kleine leuchtende Funken. So wie aber ich mich dem Topfe stark annäherte, trübten sich die Fünkchen alle und als ich ganz dicht herangekommen war, wurde alles so matt, daß es kaum von ihr wahrgenommen werden konnte. So wie ich mich zurückzog, standen die Blümchen in ihrer früheren Leuchte wieder da. — Von der Zeit an, da Linne's Tochter zuerst die Blume eines Tropaeolum majus leuchten sah, bis in unsere Tage, in denen Schleidens Grundzüge der Botanik davon reden, ist dies Licht ebenso oft gesehen, als bestritten worden. ‚Jeder Erklärungsversuch ist hier noch unmöglich,' sagt dieser berühmte Naturforscher pag. 534. Hier ist er nun! Es ist ein Leuchten, das nicht Jedermann sieht, und es gehört ein sensitives Auge dazu, um es wahrnehmen zu können. — Aehnliches wurde mir von Früchten mit-

getheilt. Frl. Reichel und Atzmannsdorfer schilderten mir zu verschiedenen Zeiten Obstbäume, an welchen sie bei Nacht vorbeigekommen. Den Anblick eines mit Früchten beladenen Kirschenbaumes oder Zwetschgenbaumes schilderten mir beide als unbeschreiblich schön. Jede Frucht leuchtet für sich in Odgluth und beleuchtet die sie zunächst umgebenden Blätter, während das übrige Laub dunkel bleibt. Dieselbe Schönheit bietet ein früchtebehangener Birnen-, Apfel-, Vogelbeerbaum dar. Wenn dann das Obst gepflückt und ins Haus gebracht wird, so leuchtet es zwar noch fort, aber jeden Tag matter und am Ende dunkel. Dies macht denn die Beobachtung, daß frischgepflücktes Obst vom Baume weg den Sensitiven ungleich schmackhafter ist, wie ich oben (§. 1471) gezeigt habe, vollkommen erklärlich. Die stärkere Lebensthätigkeit bedingt den stärkern Stoffwechsel, den thätigen Chemismus und somit die stärkere Odentwicklung, größere Kühle und lebhaftere Leuchte." §. 2414 f. Auch das Leuchten des Meeres glaubt der Verfasser §. 2509 durch Od erklären zu dürfen.

Die Sonne strömt so reichlich Od aus und theilt es andern Körpern mit, daß man es z. B. in lange der Sonne ausgesetztem Wasser schmeckt und nicht minder auch riecht. „Eine eigene, etwas räthselhafte Sache ist es um den Sonnengeruch. Frl. Mair klagte mir schon im Jahre 1844, daß sie es nicht auszuhalten vermöge, wenn mehrere Personen, von einem Spaziergange im Sonnenschein kommen, [illegible] der Sonnengeruch, den sie mitbrachten, drohe sie in Krämpfe zu versetzen. Man darf nicht alles wichtig nehmen, was eine einzelne kranke Person sagt; wenn es aber eine zweite, eine dritte, und am Ende viele Personen sagen, muß es beachtet werden. Wenn ein Bette starkem Sonnenscheine ausgesetzt wird, so erkennt jedermann, der sich darein schlafen legt, den eigenthümlichen, fast brenzlichen Sonnengeruch. Frau von Hauer, Frau Müller, Frl. Mathilde und Louise von Unckhrechtsberg, Josephine Geraldini, Hr. Richard Schuler u. v. a. fanden den Sonnengeruch äußerst widerwärtig. Frl. Geraldini, Vorsteherin von einer Mädchenlehranstalt, empfängt oft Kinder, die weit her aus dem Sonnenscheine kommen; der Geruch, den diese mitbringen, greift sie öfters so sehr an, daß er ihr Migräne auf der linken Kopfseite erzeugt. Die Ursache davon muß also odpositiver Natur seyn. Sie kann nicht einmal Weißzeug vertragen, das beim Trocknen nach der Wasch längere Zeit im Sonnenschein hängen blieb, es erzeugt ihr Migräne, und verliert sich nicht im Schranke." §. 2526.

Schließlich noch eine allgemeine Ansicht über das Wesen des Od: „Das Od hat mit der Affinität und der Schwere etwas Gemeinsames in seiner Constanz. Wir kennen in der Elektricität ein vergängliches Dynamid; kaum haben wir sie in die Erscheinung gerufen, so vergeht sie auch schon wieder in kurzer Zeit. Der Magnetismus ist in den meisten Körpern, in denen er erregt worden, ebenso vergänglich; wo er aber auch einige Dauer hat, wie im Stahle, vergeht er doch auch nach einer meßbaren Zeit. Das Licht ist wohl das vergänglichste von allen Dynamiden. Dagegen wird das Od das constanteste seyn. Wo es von der Verladung herrührt, zerstreut es sich zwar bald, jedoch wo es vermengt verladen wird, zeigt es schon in dieser Vermengung, indem sie unausgeglichen und ohne Neutralisation zusammen fortbesteht, eine gewisse Dauer, die andern Dynamiden unter gleichen Umständen mangelt. Stärker aber tritt diese Constanz hervor in andern Fällen. Es besteht fühlbar und sichtbar beständig in allen Körpern, besonders deutlich erkennbar in den einfachen; immer sind die elektronegativen, die Metalloide, die Säuren links kühl; die elektropositiven, die meisten Metalle, die Alkalien warm; und alle leuchten im Finstern ohne Unterlaß in eigenem Lichte. Den Krystallen entströmt es unaufhörlich aus beiden Polen, dem einen in positivem, dem andern in negativem Werthe, dem einen in blauem, dem andern in rothem Lichte, und dieß ohne äußere Anregung, ohne Zuthat, fort und fort in alle Ewigkeit. Kein anderes Dynamid zeigt in solchem Grade Constanz in seiner Erscheinung, wie das Od. Von allen Dynamiden ist das Od dasjenige, welches am nächsten an die Lebenskraft heranreicht, an diesen Complex noch unerforschter Dynamide. — Während Licht, Wärme, Magnetism, Electricität nur schwache Faktoren unserer Lebenskräfte ausmachen, greift das Od allgemein, mannigfaltig und tief in die organischen Funktionen ein. Es ist mitwirksam in allen Sinnen; es wirkt auf Wachen und Schlafen; es wirkt auf Vorstellungsvermögen, Gefühl und Verstand; es wirkt auf Bewußtseyn und Ohnmacht, es wirkt mächtig auf alle sensibeln Nerven und wüthet in den motorischen u. s. w. Es stellt sich also das Od einerseits in die Lücke mitten hinein, welche zwischen unseren Kenntnissen von den Dynamiden und denen von der Lebenskraft besteht; anderseits gewinnt es sichtlich das Ansehen, daß das Od selbst einen der Faktoren der Lebenskraft ausmache. Ob wir nun das Od in der Wellenlehre zu suchen haben werden, ob der Weltäther sein Träger sey, ob die Aetherthheorie auf dasselbe ihre Anwendung finde, und andere höhere Fragen mehr, wären dermal verfrüht und können für jetzt unerörtert bleiben."

Das mag genug seyn, unsern Lesern einen Begriff vom Inhalt des von Reichenbach'schen Werkes zu geben. Jeder selbst einigermaßen sensitive Leser wird ähnliche Wahrnehmungen schon gemacht haben und in die Thatsachen keinen Zweifel setzen.

Krankenpflege.

1) Ein empfindsamer Besuch im Invaliden-Hotel zu Paris. Berlin, Alexander Duncker, 1855.

Das berühmte Invalidenhaus in Paris ist von Ludwig XIV. gebaut worden und die ersten Invaliden, die darin einzogen, waren ein Paar hundertjährige Krieger aus den Zeiten Heinrichs IV. Neuen Glanz verlieh ihm Napoleon, der alle großen militairischen Feierlichkeiten, die erste Stiftung des Ordens der Ehrenlegion, die Feier jedes Sieges rc. dahin verlegte und dessen Gebeine nunmehr, nach seiner Vorschrift, im Invalidenhotel ruhen. „Kurz vor dem Tode Ludwigs XIV. verpflegte der Staat im Hotel zu Paris und in den Filialen 10000 Invaliden. Im Jahre 1794, nach den ersten so mörderischen Kämpfen der Republik, erhob sich diese Anzahl auf 18000, wovon 5000 eher Veteranen als Invalide, noch in den Festungen und in Militärgebäuden Dienste leisteten. Im Jahre 1813 erreichte die Zahl der Invaliden das höchste Maaß, man zählte 20000 Mann — Opfer der Kämpfe des Kaisers Napoleon. — Von dieser Zeit an nahm ihre Anzahl fortwährend ab und fiel endlich im Jahre 1825 auf weniger als 4000 Mann. Einer der interessantesten Bewohner des Hotels ist unstreitig die Wittwe Brulon, die kürzlich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde. Geboren im Jahr 1771 und seit 52 Jahren im Genuß der Achtung und Verehrung ihrer alten Ruhmesgefährten, war die Wittwe Lieutenant Brulon, Tochter, Schwester und Frau von Soldaten, welche in den italienischen Feldzügen blieben." Dieses Frauenzimmer hat sich in den Revolutionskriegen als kühne Führerin ausgezeichnet und wurde schwer am Bein verwundet. „In den für sie bestimmten Sälen essen die Unteroffiziere und Gemeinen an Tischen zu 12 Gedecken. Da aber ihre große Anzahl nicht gestattet, für Alle gleichzeitig zu serviren, so sind für ihre Mahlzeiten verschiedene Stunden festgesetzt. Jeder Soldat erhält täglich ein Maas Wein und 1½ Pfund Weißbrod, und zwar von gleicher Güte wie das der Offiziere. Zu Mittag gibt es Suppe, Rindfleisch und Gemüse; zum Abendbrod eine andere Fleischsorte, Gemüse und Käse. Die Staabsoffiziere werden in ihren Zimmern servirt. Die Kapitäne und Lieutenants essen im Speisesaal an Tischen zu 12 Gedecken. Das Mittagsessen findet um 1 Uhr, das Abendessen um 7 Uhr statt. Das Tischgeräth ist in Silber und Porzellan. Marie Louise fügte demselben noch den Luxus von 12 runden silbernen Terrinen und Schüsseln hinzu. Man verbraucht täglich etwa 1000 Pfund Rindfleisch und eine eben so große Quantität wird täglich für Braten und Ragouts verwendet. Die weitläufigen und hellen Küchen sehen ganz appetitlich aus. Besonders verdient die unter der Leitung der barmherzigen Schwestern stehende Küche des Krankenhauses, wie der ganze unter ihre Beaufsichtigung gestellte Theil des Hotels, eine nähere Beachtung."

Die Pflege der Verstümmelten und Kranken, jener großen Zahl von Opfern des Kriegs, die ihre Leiden durch ein langes Leben fortschleppen, ist ausschließlich den barmherzigen Schwestern anvertraut. „Hier ist man von allen Seiten und unter den traurigsten Gestaltungen von der Gebrechlichkeit des Alters und den furchtbarsten Verstümmelungen, Folgen des Krieges, umgeben. Dieser Anblick wäre ebenso zurückschreckend als schmerzlich, wenn er nicht gemildert würde durch die Barmherzigkeit in Gestalt der frommen Schwestern, welche mit so gutem Rechte ihren Namen tragen, und deren zarte, durch keine andere Pflege zu ersetzende Sorgfalt selbst über Ekel erweckende Gegenstände den Schleier der himmlischen Liebe breitet. ‚Diese edlen barmherzigen Schwestern,' sagte mir die Markise von St. R . . . . ‚sind stets den göttlichen Eingebungen ihres frommen Begründers treu geblieben; fast alle Spitäler in Paris und im ganzen Frankreich stehen unter ihrer Pflege; das Mutterhaus liegt in der Rue du Bac und ist das alte Hotel de la Vallière. In dieses Haus werden sämmtliche Novizen aufgenommen und dürfen das Gelübde erst nach fünfjähriger Probezeit ablegen. Unter ihnen befindet sich eine große Anzahl Töchter adliger und reicher Familien, denn zu allen Zeiten war dieser Orden, der gänzlich der schwierigen und unentgeldlichen Pflege armer und mitunter roher Kranken gewidmet ist, der anziehendste für die ausgezeichnetsten jungen Mädchen, und für die, welche durch ihre Zartheit und Schönheit am ersten, wie man glauben möchte, davon zurückgeschreckt werden sollten. Aber die Schönheit, die eine Gabe des Himmels ist, entsagt zuweilen gern den Erfolgen der Welt, um sich ihrer himmlischen Quelle zuzuwenden und sich ihr gänzlich zu widmen.'" Möchten diese edeln und wahren Worte weit genug vernommen werden, um die groben

Vorurtheile zu beschämen, die sich in Deutschland noch hie und da der Einführung der barmherzigen Schwestern entgegenstemmen.

2) Ueber die Vorzüge religiöser Genossenschaften als Irren-Wart-Personal. Von Eduard König. Paderborn, Schöningh, 1854.

Diese kleine Flugschrift empfiehlt die barmherzigen Schwestern zur Pflege der Irren, widerlegt die mancherlei Vorurtheile, die dagegen geltend gemacht worden sind, und knüpft sehr beherzigenswerthe allgemeine Bemerkungen über den Vorzug der kirchlichen Armen- und Krankenpflege vor der staatlichen an. Bezahlte Diener leisten nie, was freiwillige Liebe leistet. Mit allem Geldaufwand auf Kosten der Steuerpflichtigen erreicht der Staat nicht, was die Kirche mit geringen Mitteln und oft gratis bietet. Wie viel verschlingen die kostspieligen Administrationen, wie viel wird hie und da Unterschleif getrieben. Von den Spitälern und verwandten öffentlichen Anstalten in Rußland, noch nicht langeher auch in Frankreich, wurden in dieser Beziehung die empörendsten Thatsachen berichtet. Dazu noch brutale Lohndiener. Für die Irren finden sich am schwersten gute Aufwärter. Der Umgang mit den Irren hat etwas Abschreckendes. Den Dienst bei ihnen zu verrichten entschließt sich oft nur, wer eben keinen besseren Dienst zu bekommen weiß und dessen Gemüth schon verhärtet ist. Direktoren, die es sich zur Pflicht machen, mit dem wissenschaftlichen Interesse für ihre Kranken die edelste Humanität in ihrer Behandlung zu verbinden, sind doch immer nur Ausnahmen und nicht die Regel. Ja es könnte Fälle geben, in denen die rationalistische Methode nicht für alle Kranke paßt, zumal, wenn des Arztes bester Wille hinter seinem Rücken wieder durch eigenmächtige oder verschlagene Diener vereitelt wird.

Gewiß ein sehr hoher Werth ist auf den Eindruck überhaupt zu legen, den der klösterliche Frieden in Anstalten macht, die ausschließlich von geistlichen Brüder- oder Schwesterschaften geleitet werden, und das Vertrauenweckende, Trostreiche und gleichsam Heilige in den so schwerem Berufe sich widmenden geistlichen Personen. Es ist bekannt, wie gerade in Frankreich, wo so viel Verwilderung eingerissen ist, doch die barmherzigen Schwestern die populärsten Wesen sind; wie sie auf Reisen, auf den Straßen, wo sie immer gehen und stehen, mit Ehrfurcht und nationaler Vorliebe betrachtet werden, so daß die Beleidigung einer barmherzigen Schwester zu den unmöglichen Dingen in Frankreich gehört. Es ist bekannt, mit welcher Begeisterung und innigen Dankbarkeit die rauhsten Soldaten von den engelgleichen Wesen reden, von denen sie in schweren Leiden gepflegt wurden.

Der Verfasser citirt eine Menge Schriften und berichtet von deutschen Aerzten, die über das Wartpersonal und über die unendliche Schwierigkeit, ein gutes zu bekommen oder zu erhalten, bitterlich klagen. Sonderlich fehlt es an Wärterinnen, weil die jungen „alle zum heirathen incliniren" und die Anstalt gerade dann verlassen, wenn sie am besten eingeübt sind. Verheirathete Wärter und Wärterinnen denken mehr an ihre Familien und an ihren Nutzen, als an das Beste der Kranken. Unverheirathete halten nicht aus, oder verwildern. Keine Staatsanstalt vermag je das Gleichmaaß von uneigennütziger Hingebung bei weltlichen Lohndienern zu erzielen, welches die geistlichen Corporationen auszeichnet, und eben so wenig den Bildungsgrad und die sittliche Grazie. Ein bayrischer Arzt, Dr. Mahir, vor etwa zehn Jahren von seiner Regierung ausgesandt, um die Irrenhäuser in ganz Europa zu inspiciren, hat damals schon als merkwürdige Erfahrung bezeichnet, daß die Irren nirgends in der Welt besser besorgt seyen, als in Gent, wo sie von barmherzigen Brüdern und Schwestern gepflegt werden. Er sagt: „Ich gestehe, es ist dem Herzen eines humanen Arztes der süßeste Trost, die Geisteskranken, die Unglücklichsten aller Kranken, der Sorge und Pflege so verehrungswürdiger Menschen anvertraut zu wissen, wie ich die Ordensbrüder und Schwestern von Gent kennen lernte. Der Geist der Eintracht, Liebe und beseligenden Frömmigkeit wohnte in Guislains Anstalt, dem besuchenden Arzte zur innigsten Freude, zum wahren Troste. Wahrscheinlich ein ganz anderer Geist herrscht in den von weltlichen Dienern servirten Irrenanstalten; es ist dieses so zu sagen ein Kasernengeist; man hört fast von nichts als Disciplin, Disciplinargesetzen und von den verschiedenen Strafen, welche der lässigen Wärter und Wärterinnen warten. Die Ueberwachung und richtige Instanderhaltung eines weltlichen Wärterpersonals ist fast schwieriger, als die Heilung der Irren selbst. Möge doch ja Niemand, kein Arzt und kein Beamter, über den Werth oder Nichtwerth, über den Unterschied eines weltlichen und religiösen Dienstpersonals aburtheilen, der etwa nur ein paarmal Irrenanstalten betreten, und nicht Gelegenheit oder Lust hatte, Monate lang in denselben zu verweilen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 12. 10. Februar 1855.

Pädagogik.

1) Pädagogisches Jahrbuch für 1855. Von Adolph Diesterweg. Fünfter Jahrgang. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.

Der alte Vorkämpfer für gänzliche Emancipation der Schule von der Kirche beklagt sich in diesem neuen Jahrgang aufs bitterste über die Fortschritte der kirchlichen Reaction. Antikirchliche, platt rationalistische und radikale Schulzeitungen gehen ein, kirchliche und pietistische kommen dagegen auf. In Preußen namentlich, wo unter dem Cultminister Altenstein, dem großen Protektor der Hegel'schen Philosophie, auch Diesterwegs Waizen blühte, regiert jetzt ein Cultminister, der am 21. April 1854 in der zweiten Kammer die von Diesterweg selbst (S. 242) citirten Worte sagt: „Es ist vor kurzem ein Name in dieser Versammlung genannt worden und er ist mit Recht als Personificirung des finstern, verderblichen Geistes bezeichnet worden, der lange Zeit in unsern Seminarien geherrscht hat." Er meinte den irreligiösen Geist. Und Diesterweg fügt hinzu: „dieser hier ungenannte Name ist mein Name." Ferner klagt Diesterweg über die Zunahme der Religiosität und Kirchlichkeit unter den Lehrern selbst, über ihr Zusammenwirken, über ihre Conferenzen. Kurz er entsetzt sich über das Hereinbrechen der Kirchlichkeit von oben und unten, von allen Seiten in das Reich der Schule. „Ist es nicht schauerlich," ruft er S. 197 aus, „daß es sich Seminardirectoren zum Geschäft machen, in den ihnen übergebenen, ihnen anvertrauten deutschen Jünglingen Propagandisten des Glaubens zu erziehen?" Schauerlich nennt er das, weil zu seiner Zeit die Seminardirectoren es sich umgekehrt zum Geschäft gemacht haben, den deutschen Jünglingen allen Glauben zu nehmen, sie zu Propagandisten des Unglaubens zu erziehen. Das, meint er heute noch, sey die wahre und einzige Aufgabe der Schule. In dieser Aufgabe liege aber eine noch höhere, die Erlösung des Menschengeschlechts überhaupt. Durch die Schule allein könne die Menschheit befreit werden von dem schon so lange auf ihr lastenden Alp des Glaubens. Aus der Umnachtung des Offenbarungsglaubens (aller Confessionen, er verwirft alle) könne die Schule allein zum Licht des freien Denkens führen.

Wer nun der Schule diese Aufgabe zu lösen hinderlich werde, der sey, meint Diesterweg, ein Verräther an der Menschheit.

Da er Sorge trägt, in seinem Jahrbuch seine Principien immer aufs neue vorzutragen, so sind wir trotz der Unordnung, in der er alle Materien durcheinanderschüttet, doch im Stande, die Hauptsache zusammenzufassen. Er schreibt orakelmäßig. Fast jeder Satz ist bei ihm zugleich ein Absatz. S. 80 lesen wir:

„Der Mensch ist ein organisches Wesen.

Jedes organische Wesen entwickelt sich von Innen heraus.

Der Trieb zur Entwicklung steckt in ihm.

Derselbe will freie, allseitige Entwicklung.

Der Mensch strebt daher nach allseitiger, freier Entfaltung seiner Natur.

Das Ziel ist vollkommene Ausbildung der Kräfte und freie Ausübung derselben.

Die Entfaltung erfolgt nach innern, der Natur eingebornen Gesetzen.

Wer daher eines Menschen Entwicklung begünstigen, ihn erziehen oder seine Erziehung befördern will, muß diese Gesetze kennen und sie befolgen. —

Diese Sätze sprechen eine bestimmte Ansicht über das Wesen des Menschen aus; außerdem fordern sie ein ihr gemäßes Verfahren, sie enthalten ein Princip — das Princip der freien Entwicklung von Innen heraus ge-

mäß den Gesetzen dieser Entwicklung, das Evolutionsprincip." Und Seite 99: „Unser Erziehungsprincip heißt: freie Entwicklung der Individualität. Es duldet keinen Glaubenszwang, kein Eintrichtern eines unverstandenen Glaubens im Alter der Unmündigkeit (weil dieses Verfahren die Entwicklung des Urtheils hemmen, wenigstens erschweren würde), kein Dringen auf Einheit des Fürwahrhaltens, keine Barrikade der Untersuchung — es ist das Evolutionsprincip, frei in die Luft hinein, wie die Bäume zum Himmel wachsen nach der Verschiedenheit ihrer Natur."

Darnach ist die Aufgabe der Schule und zwar zunächst der Volksschule, bei allen Kinder alle in ihnen liegende Vermögen und nach allen Richtungen hin zur freien Entwicklung kommen zu lassen. Die Schule soll Menschen, vollkommene Menschen bilden, die alle in ihnen liegenden Gaben und Kräfte kennen, und heiter frei, unumschränkt zur Ausübung bringen. Dazu nun ist erforderlich:

1) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn, von den Eltern, dem Beruf und Stande. Die Schule muß, unbekümmert um die Eltern, jedes Kind zum höchsten Menschheitsideal heranbilden, oder vielmehr in freier Selbstbestimmung das Kind sich selbst herausbilden lassen.

2) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn vom Staate. Es kommt dem Staate nicht zu, irgend welche Forderung an die Schule zu stellen, wodurch jene freie Selbstbestimmung und Evolution des Reinmenschlichen gehemmt oder einseitig geleitet werden könnte.

3) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn von der Kirche. Denn das Kind darf nicht zu irgend einem Glauben genöthigt oder verleitet werden, es muß erst selbst prüfen, die Freiheit seines Denkens darf ihm durch keinerlei Autorität beschränkt werden.

4) Der Schullehrerstand muß demgemäß gleichfalls von den Eltern, wie vom Staat, wie von der Kirche vollkommen unabhängig dastehen, sui juris, zu nichts verpflichtet, als aus jedem Kinde die von Natur in ihm liegenden Vollkommenheiten sich frei entwickeln zu lassen. Eltern, Staat, Kirche müssen die Kinder ganz unbedingt der Schule hingeben, die sie dann dem Leben wieder als Menschheitsideale ausliefert.

Dabei setzt Diesterweg voraus, jedes Kind sey von Natur gut und habe die Fähigkeit, vollkommen zu werden. Die Eltern, der Staat und die Kirche allein seyen Schuld, wenn die Kinder verdorben werden. Die Voraussetzung der Religion, es sey von Anbeginn ein böser Trieb auch im Kinde, verwirft er als ruchlosen Wahn.

Wir können uns die Mühe ersparen, das gänzlich Unpraktische und Unsinnige seines Princips nachzuweisen. Es versteht sich von selbst, daß wenn auch je einmal Eltern, Staat und Schule den Herrn Diesterweg gewähren lassen würden, er doch kein Menschheitsideal erziehen würde und daß die Menschen nach wie vor im gleichen Niveau verharren würden. Es versteht sich eben so von selbst, daß Eltern, Staat und Kirche sich jederzeit verbitten werden, die Kinder in die Leibeigenschaft von Schulmeistern zu geben, denen die Verrücktheit auf der Stirne geschrieben steht. Es wäre also eigentlich überflüssig, den Expectorationen Diesterwegs irgend einen Werth beizulegen und dagegen zu polemisiren, wenn er nicht immer noch ein Publikum hätte, auf das sein Wahnsinn ansteckend wirkt, oder bei dem er wenigstens als ein rüstiger Mitkämpfer gegen die gar Vielen verhaßte Kirchlichkeit gilt. Bei diesem Publikum darf er immer noch hoffen, mit seinen Angriffen auf das preußische Cultministerium und mit seinem renommistischen Zeter über die angebliche Reaction Anklang zu finden.

Jeder Besonnene muß erkennen, daß es hohe Zeit für die preußische Regierung war, von der Bahn, in welche Altenstein die Schule gebracht hatte, wieder umzukehren und der „Selbstauflösung des Protestantismus" zuvorzukommen. Das Verdienst des regierenden Königs, der gleich bei seiner Thronbesteigung die Schule zur Kirche zurückzuführen sich fest entschlossen zeigte, so wie des gegenwärtigen Cultministers kann niemand bestreiten, der sich der geistigen Verwüstungen erinnert, welche das Junghegelthum, das Freikirchenthum und die s. g. Lichtfreundlichkeit in der protestantischen Bevölkerung Preußens angerichtet haben, und insbesondere auch der engen Allianz des Unglaubens mit der politischen Anarchie. Die Pädagogen, die für die freie Selbstbestimmung schwärmen, hätten Gelegenheit genug gehabt, unter andrem auch an den Schaaren, welche Struve mit der Inschrift auf der Fahne: „Bildung und Wohlstand für alle!" anführte, ihre Theorie mit der Erfahrung zu vergleichen. Eben so hätten sie lernen können, was aus ihrer Theorie wird, wenn sich erst die rechten Leute dieselbe zuschneiden, z. B. der Schneider Weitling in seinem merkwürdigen Codex.

Die Rückkehr zum Glauben, die übrigens überall in katholischen, wie protestantischen Ländern, in Republiken, wie Monarchien und in mehr als einem Staate nicht durch die Cultminister, sondern trotz ihnen und im Widerspruch mit ihnen erfolgte, ist zugleich eine Rückkehr zur gesunden Vernunft. Denn der Unglaube hatte zu jeder Unvernunft geführt. Man darf behaupten, eine Menge Leute sind blos deswegen wieder gläu-

biger geworden, weil sie vernünftiger geworden sind, weil ihnen der einfache Menschenverstand und die Erfahrung sagen mußte und sagte, daß der veilumschriene Triumphwagen der Philosophie im Kothe stecken geblieben ist, daß die Welt damit um keinen Schritt mehr vorwärts kommen kann, und daß nur ein einziger Rückweg übrig bleibt, nämlich der zur Kirche. Gerade je mehr es der verrückten Schulmeisterei gelungen ist, in tiefere Schichten der Gesellschaft Unglauben zu verbreiten, desto mehr mußten die Erscheinungen, die daraus erfolgten, die höher Gebildeten abschrecken, länger mit ihr gemeine Sache zu machen, wenn sie es auch früher gethan hatten. In der Hinneigung zum Glauben gibt sich eine sehr besonnene Ueberlegung praktischer Leute kund, bei denen von Schwärmerei oder Fanatismus keine Spur ist.

Indem das Volk und selbst die Gebildeten wieder im Glauben erstarken, macht die Zeit einen mächtigen Fortschritt. Es ist eine Genesung von einem schleichenden entnervenden Fieber, eine höchst erfreuliche Wiedergeburt. Diesterweg indeß behauptet das Gegentheil. Er entblödet sich nicht, die heilsamen Schritte, die in Preußen geschehen sind, um diese Wiedergeburt der Nation im Glauben zu fördern, als „Corruption (Entsittlichung, Entmannung) einer civilisirten Nation" zu bezeichnen, S. 185. Darum ist Kampf gegen den Glauben auf Tod und Leben seine Losung. Er fordert alle Schullehrer dazu auf. „Die moderne Volksschule ist theils in der Ignorirung der geistlichen Autorität und Tradition, theils im Kampfe mit ihr entstanden. Trotz dem verlangt der Clerus jetzt die Herrschaft über das Kind, das er nicht gezeugt hat. Gelingt ihm dieses Streben, d. h., bringt er es nicht nur dahin, den Schein der Herrschaft zu usurpiren — der ihm gegönnt werden möchte — sondern regelnd und bestimmend auf den Geist der Volksschule und darum vornehmlich auf den der Lehrer einzuwirken, so wird er, dem Princip gemäß, dem er dient, den Versuch machen, die moderne Volkschule wieder in die alte zu verwandeln, und dadurch wird er mit dem Geiste, der die Volksschule des 19. Jahrhunderts ins Daseyn gerufen hat, d. h. mit dem Geiste dieses Jahrhunderts (auch von dieser Seite her) in Opposition gerathen. Ob er, welcher, wenigstens was den protestantischen Theil betrifft, im Gefühl seiner innern Ohnmacht des Schutzes der Staatsgewalt bedarf, noch die Kraft haben wird, diesen Kampf siegreich durchzufechten und den Geist des 19. Jahrhunderts wieder in den des 16. zu verwandeln — diesen Traum überläßt man billiger Weise den Ideologen und Utopisten. Jeder Lehrer, der weiß, was er soll und vernünftiger Weise wollen kann, wird dem besseren Geist seines Jahrhunderts folgen." S. 214.

Der einzige Glauben, den Diesterweg anerkennt, ist der Glauben an das, was durch die Naturkunde als gewiß ermittelt ist: „Wir, Freunde der Natur und der Bildung durch Naturkunde, halten uns an die unbestreitbare Wahrheit, daß der Glaube an den unendlichen Fortschritt des Menschengeschlechts im Ganzen durch die Naturwissenschaften verbürgt wird. Durch sie hat der Mensch die Weltgesetze entdeckt, er entdeckt täglich neue und — er wendet sie zur Vervollkommnung der socialen Zustände an, bereits in fabelhafter Weise. Noch vor tausend Jahren wußte man davon nichts. Die Aussicht auf unbegränzten Fortschritt ist dadurch eröffnet. Wer heut zu Tage einen Menschen von Naturkenntnissen abhält, schließt ihn von einem der Hauptfactoren der Entwicklung des gegenwärtigen Zeitalters aus, und verschließt ihm eine Hauptquelle der allgemein-menschlichen Bildung." S. 217. Also statt der Bibel Kosmos in allen Schulen.

Diesterweg beschwert sich, daß er zwischen Thüringen und der hohen Rhön nur einen Pfarrer gefunden habe, der etwas von Geologie verstanden, keinen einzigen Schulmeister, da doch die Gegend alle Schulmeister auffordere, Geologen zu seyn. Wer wird aber auf jedem Dorf Geologen bezahlen? Diese Frage beantwortet D. mit tiefer Verachtung, denn ihmzufolge versteht es sich ganz von selbst, daß dem Volkslehrer alle Mittel zu Gebote stehen müssen, um nicht blos vollkommener Geologe, sondern vollkommener Professor in jedem Fache seyn zu können. Er verhöhnt die „edle Simplicität", die man in unsern Tagen endlich wieder bei den Dorfschulmeistern zurückersehnt. Er will in jedem Dorf einen Humboldt haben mit Zubehör von Naturaliencabinetten, Laboratorien rc. Von so vortrefflichen Lehrern gebildet müssen die Schüler nun ebenfalls lauter Humboldte werden. Jedes Dorf wird künftig wimmeln von den größten Genies, den ersten wissenschaftlichen Größen, von lauter Professoren der Allwissenheit. D. denkt nicht an die einfache Frage, mit der man ihn ad absurdum führen kann: wer wird in Zukunft den Pflug, wer die Axt führen? wer wird das Vieh besorgen? wer wird Kleider und Schuhe machen?

Nicht uninteressant ist die Art und Weise, wie D. sich über die evangelische Confession und Luther ausspricht. Er verwirft beide als entweder längst überwundene, doch demnächst zu überwindende Vorstufen der wahren Geistesemancipation. Luther war nach seinem Dafürhalten nur ein kleines schwaches Vorbild des viel größeren Diesterweg. Hat man Diesterweg, was braucht

es noch Luther? „Die Religion Jesu kennt keine Confession, das Christenthum Christi war frei davon. Deswegen bleibe ich dabei, daß es verkehrt und unpädagogisch ist, die Jugend in der Lehre einer Confession zu erziehen, darin das Heil zu suchen und unreife Menschen zum Lutherthum oder zu einem andern Thum zu prädestiniren und zu präformiren. Und wer da meint, daß er mit dem Belehren eines solchen die Religiosität in das Herz des Kindes gepflanzt habe, oder daß die sittliche Gesinnung des Menschen von Glaubensartikeln abhängig sey, kennt weder die Religion, noch den Menschen, noch sich selbst, noch die wahre Pädagogik." S. 221. „Wir sind evangelische Lehrer; wir sollen im Geiste der protestantischen Kirche unterrichten. Und wir thun es gern; denn das Princip des Protestantismus stimmt mit dem Princip der rationellen Pädagogik überein, es ist das Princip freier, fortschreitender Entwickelung, Luther ging von diesem Princip aus, als er in freier Selbstbestimmung den bestehenden Autoritätsglauben verwarf und die entehrenden Fesseln der Geistesknechtschaft zerbrach. Aber er fing nur an zu reformiren und wollte durch seine Worte nicht binden oder eine neue unabänderliche Zwangslehre schaffen; vielmehr erklärte er selbst, ‚daß auch seinen Nachkommen Etwas zu thun übrig bleiben müsse,' und er erwartete, daß es ‚Andere nach ihm besser machen' würden." S. 257. Der bescheidene Mann, der es besser macht, nennt sich auf dem Titel.

Genug. Das hier Ausgehobene wird hinreichen, um den Standpunkt Diesterwegs zu bezeichnen. Er verlangt nichts Geringeres, als die unumschränkte Tyrannis in der Schule, um unabhängig von Eltern, Staat und Kirche mit der armen Jugend zu experimentiren. Indem er sich aber einbildet, alles nur aus den Kindern herauszulocken, kann er ihnen doch nur eben seine Vorurtheile einpfropfen. Welche nur einigermaßen vernünftige Gemeinde wird ihre Nachkommenschaft solcher schulmeisterlichen Willkühr und Dünkelhaftigkeit Preis geben. Die Schule ist keine Erbpacht für Narren, wenn es ihnen auch einmal gelungen ist, sich darin einzunisten.

2) Die Licht- und Schattenseite des Preußischen und deutschen Schulwesens von der Universität bis zur Volksschule herab von J. Preis. Zweite verbesserte Auflage. Lissa, Günther, 1854.

Obgleich der Verfasser die Volksschule von der Kirche nicht emancipiren, sondern beide einträchtig wirken lassen will, so verlangt er doch, auch der letzte Schulmeister des kleinsten Dorfes soll Staatsdiener, vom Staat besoldet, mit Pensionsfähigkeit 2c. ausgestattet seyn. Er verlangt ferner das Hinaufrücken auch der niederen Volksschullehrer in höhere Gehaltsklassen, zugleich aber auch Fortbildungsschulen für diese Volkslehrer selbst, damit sie auch dann noch, wenn sie das Schullehrerseminar bereits verlassen haben, noch immer mehr lernen, um noch immer mehr lehren zu können. Der Staat, meint er, könne für eine durchgreifende Volkserziehung nicht genug Opfer bringen.

Unsern in diesen Blättern schon zum öftern ausgesprochenen Grundsätzen zufolge vermögen wir einer so übertriebenen Schulmeisterei nicht das Wort zu reden. Wir sind immer noch der Meinung, die Kinder von Bauern, Tagelöhnern, armen Handwerkern, die wieder nur Bauern, Tagelöhner, Handwerker werden, könnten ihrem Lebensberuf vollkommen genügen, wenn sie auch in der Schule nichts lernen, als Lesen, Schreiben und Rechnen neben dem Religionsunterricht; es genüge für sie mithin auch ein Lehrer, den man wohlfeil haben kann, der ein Nebengeschäft treibt und der seine Weisheit in einem Seminar nicht geschöpft zu haben braucht. Alles, was von Seite des Staats bereits geschehen ist oder noch ferner geschehen wird, um zu der „edeln Simplicität" früherer Zeit zurückzukehren und die deutschen Volksschulen aus der tropischen Treibhaushitze des Pestalozzismus und Diesterwegismus wieder ins natürliche gemäßigte Klima zu versetzen, begrüßen wir mit inniger Freude.

Wenn dagegen der Staat den Dörfern Diesterweg'sche Schulmeister octroyirt, die in ihrer Professorenanmaßung und Geisteshoffahrt den besser besoldeten Pfarrer beneiden und anfeinden, die in die unbefangenen Seelen der Jugend Zweifel und Religionsverachtung aussäen, mit ihrer Halbwisserei sich gegen jede höhere Autorität auflehnen, und im Volk nicht fromme Arbeitslust, sondern arbeitsscheue Revolutionsgelüste fördern, so sehen wir darin einen ungeheuren Misgriff der Staatsintelligenz. Der Staat hat sich die Schullehrerseminare und die ganze erkünstelte Begeisterung für den s. g. Volksunterricht in der Zeit der Pestalozzischen Schwärmerei aufschwatzen lassen, sollte aber nun endlich eingesehen haben, daß es unmöglich ist, ideale Menschen zu erziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 13. 14. Februar 1855

Länder- und Völkerkunde.

Sevilla. Von Wilhelm Wackernagel. Basel, Schweighauser, 1854.

Reiseerinnerungen in drei öffentlichen Vorträgen, die der Verfasser zu Basel gehalten hat. Sie beschränken sich auf eine Darstellung der Stadt und des Volks von Sevilla in Spanien. Der erste Vortrag handelt von der Geschichte der Stadt, der zweite von den Denkmälern, Bau- und Kunstwerken, der dritte vom Volksleben der Gegenwart.

Dem ersten entheben wir eine interessante Darstellung der Judenherrschaft und Judenverfolgung in Spanien. Spanien war im ersten Jahrtausend der Christenheit, was Polen im zweiten geworden ist, der von der üppigen Schmarozzerpflanze des Judenthums ausgesaugte christliche Baum. „Gewiß ist, daß schon in der Zeit des Gothischen Reiches die große Menge der Juden und ihr trotziger Widerspruch gegen das Christenthum, ihr feindseliges Verhalten gegen die Christen selbst nicht blos jenem heil. Isidorus Anlaß gaben, in einer eigens an sie gerichteten Schrift die Wahrheit der christlichen Glaubenslehren zu beweisen, sondern auch Anlaß den Königen, einem nach dem andern, mit solchen Mitteln, wie sie damals zweckgemäß schienen, vorbauend und bestrafend gegen sie einzuschreiten. König Sisebuth zwang 90000 Juden zur Taufe; Chintila gebot den ungetauften allen das Land zu räumen; eine Kirchenversammlung zu Toletum unter Reccesvinth verordnete auch für die getauften die strengste Aufsicht: ein Mißtrauen, das sich noch am Ende desselben Jahrhunderts, des siebenten, nur zu sehr rechtfertigte: da, unter König Egiza, erwies sich, daß die getauften Juden in verrätherischem Einverständniß mit den Mohammedanern in Africa stünden: die Folge war der Beschluß wiederum einer Toletanischen Kirchenversammlung, es sollten alle Juden zu Sclaven gemacht, die siebenjährigen und mehr als siebenjährigen Kinder den Eltern fortgenommen und christlich erzogen, Jünglinge und Jungfrauen aber zur Verehlichung mit Christen und dadurch selbst zum Christenthum genöthigt werden. Das hätte vielleicht durchgegriffen: indeß schon siebzehn Jahre nachher brachen die Araber ein. Ueberall hießen die Juden als ihre Erretter von hartem Druck sie willkommen; die getauft waren, bekannten sich wiederum offen zu dem alten Glauben, und die gemeinsame Feindschaft gegen die Christen ließ sie den Eroberern als so zuverlässige Freunde erscheinen, daß ihnen die Besetzung und Vertheidigung mehr als eines festen Platzes anvertraut ward, z. B. gleich die von Hispalis, da Musa 712 es einnahm. Uns überraschend: aber die Juden des früheren Mittelalters hatten die alte Streithaftigkeit noch wohl bewahrt: fand doch auch Belisarius, als er Neapel gegen die Gothen belagerte und stürmte, die heftigste Gegenwehr von Seiten der Judengemeinde. Nachdem die Arabische Herrschaft begründet war, erlangte das vorher so tief unterdrückte Volk, nun weit vor den Christen bevorzugt, noch viel mehr als bloße Duldung." Hiernach darf nicht Wunder nehmen, daß die christlichen Spanier, indem sie nach und nach die Muhamedaner zurücktrieben, auch die Juden ihren alten Haß entgelten ließen. „Dominicaner und Franciscaner entzündeten von frischem und nährten den alten Bekehrungseifer. Und endlich nun kam das Inquisitionsgericht, um zumal da, wo noch immer die meisten Juden lebten, auch nachdem um das J. 1400 das erbitterte Volk 4000 Familien niedergemordet hatte, um zunächst in Sevilla den Uebertritt aller zu verlangen, um den ungetauften nachzuspüren, um die getauften zu überwachen, um die, welche getauft oder ungetauft insgeheim Juden waren, am Leben zu strafen. Den Gräuel, welcher dennoch erfolglos blieb, beschloß eine Härte, die

ebenso wohl eine Mildthat war: im J. 1492, als die Einnahme Granadas dem christlichen Reiche neuen großen Zuwachs an ungetauften brachte, ward die Austreibung sämmtlicher Juden verfügt: so viel ihrer noch den Glauben der Väter bekennen mochten, verließen nun den Boden Spaniens, mehr als 160000 Familien, über 800000 Köpfe." Man pflegt diese Judenverfolgung als eine unmenschliche Grausamkeit der christlichen Spanier zu bezeichnen, allein sie war nichts als gerechte Strafe und verständige Politik. Hätten sich etwa die Spanier von den Juden ausbeuten, demoralisiren und im Schmutz ersticken lassen sollen wie die Polen? Besser diese Schlingpflanze von vorn herein abschneiden, als sich von ihr umstricken lassen. Da der vielleicht zu mitleidige Verfasser von Basel ist, darf bemerkt werden, daß die Basler, obgleich als Protestanten sehr antispanisch, doch in Bezug auf das Fernhalten der Juden den Spaniern nachgeahmt und sich wohl dabei befunden haben.

Da es den wenigsten Lesern bekannt seyn dürfte, erlauben wir uns, zu dem, was Herr Wackernagel über die Juden im alten Spanien sagt, noch etwas aus den Schriften des Bischof Agobard von Lion hinzuzufügen, der in der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts lebte. Dieser ehrwürdige Bischof mußte zusehen, wie unter seinen Augen zu Lion und in den Seeplätzen eine weitverbreitete Judenbande christliche Sclaven aus dem Innern Europas an die Sarazenen in Spanien verkaufte. Der Bischof erließ gegen diese Greuel im Jahr 826 eine eigene Schrift und führte Klage beim Kaiser. Aber damals schon gab es Hofjuden, der frömmste aller Kaiser selber stand unter dem Einfluß der damaligen jüdischen Bankiers und obgleich er Commissäre zur Untersuchung nach Lion sandte, waren diese doch bereits von den Juden bestochen und sie kamen, wie der Bischof sagt, zum Jubel der Juden und zum Jammer der Christen nach Lion. Die Juden zeigten triumphirend kaiserliche Ehrenkleider vor, die sie empfangen hatten. Auch erreichte der Bischof nicht mehr, als daß die Juden den Handel fortan mehr versteckt trieben, denn um nicht offenbar werden zu lassen, daß sie Christen verkauften, hielten sie ihre Sclaven verborgen und eingeschlossen und gaben vor, es seyen Heiden. Endlich siegte der Bischof nicht sowohl durch Hülfe der Staatsgewalt als durch die Macht der öffentlichen Meinung, die er aufgerufen hatte. Wenn sich die Juden im fränkischen Reich so frech benahmen, was müssen sie erst unter dem Schutz der Sarazenen gewagt haben?

Bei der Vergleichung, die der Verfasser zwischen der Blüthe des Ackerbaus und der Industrie in Andalusien zur Zeit der maurischen Herrschaft und dem Verfall derselben in der spätern christlichen Zeit anstellt, wird die Schuld zumeist auf Fanatismus, Inquisition rc. gewälzt, die den spanischen Menschen faul gemacht haben zum Denken und Schaffen. Dagegen ließe sich bemerken, daß Bevölkerung und Reichthum durch den mörderischen National- und Glaubenskrieg zwischen Mauren und Spaniern haben schwinden müssen und daß sich nachher Spanien durch sein großes Colonialsystem und durch seine auswärtigen Kriege entvölkerte. Endlich, daß eine ungeheure Anhäufung von Menschen zu Zwecken der Industrie doch eigentliches Menschenglück nicht begründet. Die Sevillaner dürften seit der Maurenvertreibung ein glücklicheres Völkchen gewesen seyn, als die Schlesier in ihren Industriebezirken und die aus Spanien geflohenen, heute noch in Amsterdam zusammengedrängten und mit allerlei Industrie beschäftigten Juden.

Im zweiten Vortrag werden die berühmten Gebäude Sevillas geschildert, noch reiche alte Römerreste, der Alkazar, die Kathedrale rc. Der Verfasser charakterisirt diese Wunderbauten mit eben so viel Geschmack als lebhaftem Interesse. Vom maurischen Style im Allgemeinen sagt er S. 62: „Da mögen uns denn (wir haben die Kunst eines dem Nomadenleben entwachsenen Volkes vor uns) die gemusterten Böden als ein Teppich, welcher die Erde bedeckt, die Wände als Teppichwände eines Zeltes, die Wölbung als das in der Luft sich bauschende Dach eines solchen erscheinen; da stellt sich als die bezeichnende Haupteigenheit der ganzen Bauart die in sich selbst gebrochene Linie und Fläche dar. Der Bogen geht noch über den Halbkreis hinaus, als wenn er zum vollen Kreise sich schließen wollte: aber plötzlich ablenkend weicht er zurück, und es entsteht die Hufeisenform, gelegentlich auch diese wieder gleich dem Rand einer Muschel in eine Reihe kleinerer Bogen zersetzt, und Glied neben Glied, Stufe um Stufe tritt die Halbkugel des Gewölbes in zahllosen kleineren Gewölbchen niederwärts und obwärts aus sich selbst heraus, so daß sie der zellenbedeckten Abrundung eines Bienenkorbes ähnlich wird. Und hiemit unterscheidet sich der Arabische Styl in genügender Augenfälligkeit sowohl von dem altchristlichen, dem Byzantinischen und dem Romanischen, deren jeder einfach mit geraden und halbkreisrunden Linien und Flächen, als von dem Germanischen, der mit Durchschneidungen solcher die ihm eigenthümlichen Formen schafft. Gleichwohl ist der Arabische Styl aus dem altchristlichen hervorgegangen und in seiner weitern Entwickelung mannigfach bestimmt worden durch den Romanischen und mehr noch den Germanischen; die Abweichung diesen Ursprüngen und Vorbildern gegenüber

ist zuletzt auch nur die Sache eines ausschmückenden Spieles, nicht eines wahrhaft neuen Kunstgesetzes gewesen." Auch über die Kunstschätze Sevillas und seine großen Maler erhalten wir erfreuliche Notizen.

Der dritte Vortrag bespricht das heutige Leben in Sevilla und gibt eine treffliche und historisch begründete Charakteristik des Volks: „Auch die ganze Gemüths- und Sinnesart des Volkes mag das Arabische Wesen als die Grundlage und zugleich eine darüber hingewachsene Castilische Zumischung bezeugen. Sevilla ist, als die morgenländischen Eroberer Spanien unter sich vertheilten, denen zugefallen, die von Hims in Syrien stammten, einem Orte, der durch die verkehrte Geistesmunterkeit, durch die thörichten Streiche seiner Einwohner weit berüchtigt, das Abdera der Araber war. Der Art nun freilich sind die Sevillaner nicht mehr: die ritterliche Tapferkeit Castiliens ist hinzugetreten und das Ergebniß ist, daß Sevilla und mit ihm das Land, dem es leitend voransteht, daß Andalusien überhaupt für die Spanische Gascogne, zumeist aber der Sevillaner für den Gascogner Spaniens gilt. Den Grundzug also des Gemüthes bildet nun die Eitelkeit, wohl eine Untugend, die jedoch, da Selbstsucht und Geselligkeit in ihr verschmelzen, nicht gerade zu den unliebenswürdigsten gehört, die etwas kindliches hat, mehr nur lächerlich ist als widerwärtig. So sind denn in Wort und Gebärde die Weiber gefallsüchtig, die Männer prahlerisch, und wenn letztere einen Streit, zu dem sie leicht gelangen, mit dem Messer beendigen, so geschieht das weder aus Tücke noch aus Tapferkeit, sondern nur in der Uebereilung des Augenblicks. Und es geschieht überall nur selten: meist gehn die zwei Hähne, die sich lange mit sträubenden Federn beschaut und angesprungen, friedlich, ja neu befreundet aus einander. Drohend gerüstet sind sie aber stets, und ist das Messer als Waffe auch polizeilich verboten, sie führen es dennoch lang und wohlgeschärft und gespitzt im Gürtel, um damit, wie sie sagen, für ihre Cigarren den Taback zu schneiden. Und beide Geschlechter putzen sich gern und halten unwandelbar, weil sie in Schnitt und Farbe so wohl ansteht, die alte Volkstracht fest und sitzen, um noch gewisser die Augen auf sich zu lenken, gern zu Pferde. Was anderswo die höheren Stände sich vorbehalten, oder wer über seinen Stand höher hinaus will, das findet sich hier im gemeinen Volke, die Stutzerei, ein Prunken mit der Tracht, die nur ihm gehört, verbunden mit all jenen Herausforderungen des Leichtsinns." Der nordische Ernst des Verfassers äußert sich mehrfach geringschätzig über diesen südlichen Leichtsinn, dessen Naturmäßigkeit und unschädliche Liebenswürdigkeit wir mehr in Schutz nehmen möchten.

In Sevilla ist auch der berühmte Don Juan eine sehr volksthümliche Erinnerung, die Volkssage schreibt ihm aber hier ein weit besseres Ende zu, als Mozarts Oper. „Einst bei Nacht durchstreift Don Juan, nachdem er eben eine Schwelgerei verlassen, die Stadt auf frische Abenteuer. Ein Leichenzug kommt ihm entgegen. Mit trunkenem Hohne hält er denselben an und fragt nach dem Gestorbenen: er empfängt die Antwort: ‚Wir begraben Don Juan de Marana.' Halb betroffen, halb noch zum Spotte schließt er sich an und wandelt mit durch die dunkeln Gassen. Endlich tritt der Zug in eine Kirche ein; unter Gesängen, die wie Stimmen des letzten Gerichtes dröhnen, wird der Sarg vor dem Altare niedergesetzt und der Deckel abgehoben: da wirklich erkennt Don Juan in dem Sarge sich selber liegend. Bewußtlos stürzt er nieder, und als er am Morgen in der nun wieder leeren Kirche erwacht, erwacht er auch zu einem neuen Leben: sein altes haben die Geister zu Grabe getragen. Er baut aus den Reichthümern, die ihm noch übrig sind, das große Armen- und Krankenhaus der christlichen Liebe, das Hospicio de la Caridad, und widmet eben diesem in büßender Frömmigkeit den Rest seines Lebens."

Pädagogik.

3) Das Aesthetische nach seinem eigenthümlichen Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung dargestellt. Eine gekrönte Preisschrift von Friedrich Dittes. Leipzig, Klinkhart, 1854.

Die vorliegende Preisschrift verlangt eine ästhetische Pädagogik und will die Schüler zu „ästhetischen Stimmungen" abrichten. Hier ein Pröbchen aus Seite 17: „Wie nun durch das Zusammenfließen, durch gegenseitige Anziehungen und Verschmelzungen mehrerer gleichartiger Vorstellungsacte ein einziges Vorstellungsgebilde von hoher Klarheit und Deutlichkeit entsteht, so wird auch durch das Zusammenfließen gleichartiger Stimmungen eine einzige Grundstimmung von großer Ausdehnung, Innigkeit, Tiefe und Bewußtheit erzeugt. Man versetze sich etwa in ein liebliches Gebirgsthal von einem silberhellen Bach durchschlängelt, mit lebensfrischen Blumen geziert, von der Morgensonne mild bestrahlt, von harmonischen Tönen durchklungen: wie innig, umfassend, tief und mächtig wird die Gesammtstimmung seyn, welche aus so zahlreichen gleichartigen Einzelstimmungen erwächst!" Solche Stimmungen sollen nun den Schülern künstlich erweckt werden, was an die Xenie erinnert:

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst, unglücklicher Manso?

Dergleichen ästhetische Salbaderei mit den Kindern zu treiben entspricht ganz der Unnatur und Arroganz in einem Lehrerstande, der Diesterweg'schen Principien huldigt. — Da die praktische Welt auf den ästhetischen Seufzer des Verfassers schwerlich hören wird, so ist seine Preisschrift unschädlich und gleichgültig, inzwischen muß man sie doch als Zeichen der Zeit auffassen. Wie muß es doch in den pädagogischen Köpfen dampfen, daß solche Schriften bona fide ausgegeben und gar noch als etwas Zeitgemäßes, Geistreiches und Vortreffliches gekrönt werden können! Wer den Geschmack zum höchsten pädagogischen Kriterium erheben will, sollte wenigstens selbst nicht so geschmacklos schreiben. Aber gerade das kennzeichnet die pädagogische Literatur der Gegenwart, daß sich eine Unzahl mittelmäßiger Kämpfer mit hohen Phrasen und dem Anspruch genialer Auffassungen herbeidrängt.

Botanik.

Der Baum. Betrachtungen über Gestalt und Lebensgeschichte der Holzgewächse. Von Albert Wigand. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1854.

Eine äußerst gründliche Darstellung aller Lebensmomente und Gliederungen des Baumes. Der Verfasser hat seinen Gegenstand mit Liebe, ja wir möchten fast sagen, mit Andacht erfaßt. „Der Baum erscheint uns wie eine Welt im Kleinen, reich wie diese an mannigfaltiger Gliederung und dennoch wie sie ein Ganzes. Darum eben ist die Betrachtung, welche es versucht hat, das Gesetz der Vielheit in der Einheit und der Einheit in der Mannigfaltigkeit an diesem ein Abbild der ganzen Natur darstellenden Einzelwesen bis ins Kleinste zu verfolgen, geeignet, dieses Gesetz als den Grundgedanken, wonach die Natur bildet und schafft, ja als den Gedanken des Schöpfers bei seiner Schöpfung lebendiger in uns zu machen.

Das Werk ist mit großer Klarheit gedacht und bezeichnet mit strenger Gewissenhaftigkeit die Punkte, deren Erklärung noch nicht gesichert, wenn auch versucht worden ist. So z. B. das natürliche Absterben der Bäume, dessen Ursache nicht blos in der „mit der Verlängerung des Stammes zunehmenden Schwierigkeit, der vegetirenden Spitze die nöthige Menge von Nahrungsstoff zuzuführen" liegen kann und dessen letzte Ursache man noch nicht kennt. Das Einzige, was wir diesem Buche noch wünschen möchten, wäre eine kürzere, klarere Sprache. Der Gegenstand mag noch so systematisch seyn, ein Humboldt, ein Davy, ein Arago wird ihn doch angenehm vorzutragen wissen. Im Interesse der Wissenschaft, des Publikums und in seinem eigenen bitten wir den Verfasser, unsern Wunsch zu beherzigen und in der zweiten Auflage, die wir seinem schönen Buche wünschen, z. B. den Satz „wenn die Gipfelknospe vernichtet wird, drängt sich das Wachsthum in den nächsten Seitentrieb, der sofort die Funktionen des Haupttriebes übernimmt" nicht mehr in folgende Breite auszudehnen: „Wenn nämlich dem Fortwachsen einer Axe durch Vernichtung der Gipfelknospe auf irgend eine Weise ein Ende gemacht ist, dann findet eine Verjüngung oder Ersetzung dieser Axe statt, dadurch daß gewissermaßen die wegen der Abschließung der Spitze gehemmte Wachsthumskraft in eine andere Bahn, nämlich in einen Seitentrieb geleitet wird, welcher, dadurch seine Eigenthümlichkeit als Seitentrieb aufgebend, in jeder Beziehung die Eigenschaften als Fortsetzung der Hauptaxe annimmt. Und zwar ist es der oberste, dem abgeschlossenen zunächst stehende Sproß, welcher, wie es scheint gesetzmäßig, dazu bestimmt ist, die Erbschaft seiner Mutteraxe anzutreten. Dies äußert sich nun zunächst darin, daß die Differenz zwischen der primären und der genannten Seitenaxe in Beziehung auf die Stärke verschwindet, sodann, daß sich das Längenwachsthum und das Sproßvermögen derselben nach dem Maaßstab der primären Axe steigert; selbst die an ihr selbst entspringenden Seitenaxen (dritte Ordnung) rücken gleichsam in einen höheren Rang und erscheinen dem Maaß ihrer Ausbildung nach vollkommen als den Axen zweiter Ordnung coordinirt. Endlich gleicht sich auch der Neigungswinkel aus, der Seitensproß tritt in die Richtung der Hauptaxe, und erscheint als deren unmittelbare Fortsetzung, wobei das Rudiment der letzteren zur Seite gedrängt wird. Die ursprüngliche Ungleichwerthigkeit zwischen diesen beiden Generationen ist somit aufgehoben. Der nach Verwirklichung einer bestimmten Gestalt des Axensystems (um mich teleologisch auszudrücken, — physiologisch mag sich Jeder die Sache selbst erklären, so gut er kann), eine terminale Fortbildung erheischend, hat die Oberhand über das Gesetz der Ungleichwerthigkeit und Abstufung zwischen den Generationen bekommen etc." Das heißt die Sache gar zu klar machen wollen und wird dem Leser lästig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, №. 14. 17. Februar 1855.

Länder- und Völkerkunde.

1) Reise-Erinnerungen aus Sibirien von Prof. Christoph Hansteen. Leipzig, Lorck, 1854.

Die Reise wurde schon vor etlichen und zwanzig Jahren gemacht, hat dadurch aber an Interesse nichts verloren, da sie durch Länder ging, die selten eines Europäers Fuß beschreitet.

Hansteen suchte den magnetischen Pol in Sibirien. Es gibt nämlich zwei magnetische Pole im Norden und zwei im Süden, je einen schwächeren und stärkeren, der stärkere des Nordens liegt auf der amerikanischen; der schwächere auf der sibirischen Seite. Der norwegische Storthing bestritt die Reisekosten. Hansteen ging zur See nach St. Petersburg, wo er über unsägliche Plackerei der Zollbeamten und nicht minder über den Minister Grafen Kankrin zu klagen hatte, der ihn sehr rauh anließ und sehr lange warten ließ, bis er ihm den von den Zollbeamten confiscirten Reisewagen wieder herausgab. Allein dieser gestrenge Herr besann sich nachher eines andern und machte dem Reisenden auf seiner Heimkehr noch ein glänzendes Geschenk mit zehn Pfund Platina.

In Sibirien fand Hansteen das gemeine russische Volk viel reinlicher und ehrlicher, als in Rußland. „Ueberall sind die Bewohner Sibiriens als die schönsten Menschen in Rußland bekannt, und dies ist nach meiner Erfahrung vollkommen wahr. Ein gesunder, eisenfester, hübscher, verständiger, kindlich-unschuldiger und gutmüthiger Menschenschlag, der nichts von der gemeinen Geldgier des europäisch-russischen Bauers an sich hat, sondern die Gastfreundschaft selbst ist. Wozu sollte ihnen auch Geld nützen? Sie haben Land so viel sie wollen für den Anbau; der Boden liefert ihnen Alles, was sie zur Nahrung und Kleidung bedürfen. Sie können nichts kaufen und nichts verkaufen, denn hier gibts weit und breit keine Städte; aber deren Verfeinerung und Verderbtheit ist ihnen auch unbekannt. Sie sind außerordentlich reinlich; ihre Stuben sind im eigentlichen Sinne des Worts geschabt." Wo vollends durch gebildete Beamte ein wissenschaftlicher Geist eingedrungen ist, lebt es sich trefflich in Sibirien. Selbst die Verbannten sind nicht immer so unglücklich, wie man glaubt. Hansteen wurde genau bekannt mit dem berühmten Verbannten Alexander Murawieff, den er mit seiner Familie in sehr guten Umständen fand und dessen Geschichte er ausführlich erzählt. Freilich erfreuen sich nicht alle Verbannte der kaiserlichen Gnade und Schonung. Am meisten wird das Schicksal derer beklagt, die als gemeine Soldaten in den Kaukasus geschickt werden.

Das Glück der Einwohner Sibiriens hängt, da ihnen die Natur Mittel des Wohlstandes bietet, hauptsächlich von den Beamten ab. Hansteen fand deren sehr vorzügliche, aber auch schlechte, z. B. den Stadtvogt zu Krasnojarsk, der die einem Juden geraubten, den Räubern aber wieder abgenommenen Güter für sich behielt und dem Juden nicht wieder auslieferte.

Das ganze Sibirien schildert Hansteen mit wenig Worten: „Sibirien ist eine große schräge Ebene, die sich von der chinesischen Grenze beständig gegen Norden hin bis zu den Ufern des Eismeeres senkt, wo sie sich in Moräste verliert; alle sibirischen Flüsse laufen daher nordwärts ins Eismeer. Bei Irkutsk ist die Höhe über der Meeresfläche ungefähr 1100 Fuß; bei Kiachta, soweit ich aus achttägigen Barometerbeobachtungen urtheilen kann, beträgt sie gegen 1000 Fuß mehr. Etwas vor der chinesischen Grenze kommt man auf das große mongolische Bergplateau, das wohl noch 2000 Fuß höher liegt, und diese Höhe bis ungefähr sechszig Meilen von Peking behält, wo sie ziemlich steil gegen das Meer abfällt." Hansteen reiste über Tobolsk, Toms, Irkutsk,

fuhr auf dem Fluß Jenisei bis Turuchansk und zurück, dann über die Kolywan'schen Bergwerke an der chinesischen Grenze hin nach Orenburg, durch die Kirgisensteppe nach Astrachan und über Moskau zurück.

Das fernste Volk, was er sah, waren Ostiaken am Jenisei. „Jedes ihrer großen und leichten, mit Birkenrinde und Thierfellen bekleideten Boote, wurde von drei Hunden geschleppt, welche, während sie ruhten, an Pfähle längs dem Ufer festgebunden waren; neben ihnen saßen Weiber und Kinder auf dem Sande. Sie hatten schwarze, blitzende Augen, manche ein fast schwarzes Gesicht und eine sehr kleine und leichte Gestalt. Eines von den Frauenzimmern trug ein carmoisinrothes Hemd oder Kaftan von Baumwollenzeug und war, wie man sagte, die Frau eines Ostjäkenfürsten, welcher den Jasák überbracht hatte, und zur Zeit den Kreisamtmann, vielleicht als Dolmetscher, auf seiner Amtsreise begleitete. Uebrigens zeichnete sie sich nicht sonderlich vor den Anderen aus, und es wurde ihr auch keine besondere Aufmerksamkeit erwiesen. Einige Andere hatten Kaftane von blauer Farbe. Ihre Sprache klang meinen Ohren wie mongolisch; nur wenige derselben verstanden russisch. Sie waren mit Bogen bewaffnet und trugen einen wohlversehenen Köcher auf dem Rücken. Wir baten sie, uns ihre Fertigkeit im Bogenschießen zu zeigen, und sie ließen sich sogleich hierzu bereit finden. In der That ist ihre Gewandtheit, sowohl weit als sicher zu schießen, äußerst merkwürdig. Sie stellten eine von den Querbänken aus ihrem Boote, die kaum mehr als sieben Zoll breit war, auf einer hohen Sandbank auf und schossen, in 2—300 Fuß Entfernung, einen Pfeil nach dem andern ins Brett. Selbst drei ganz kleine Jungen hatten ihre kleinen Bogen und Pfeile und schossen, wenn auch in weit geringerer Entfernung, nach dem Brette, das sie selten verfehlten. Der Bogen war ein einfacher, sehr wenig gebogener Wachholderstab, den sie beim Gehen als Stock benutzten. In der Mitte war er doppelt und merklich dicker, damit er nach den Enden hin die größte Biegsamkeit haben konnte. Die Stäbe, woraus er bestand, waren mit starken, dicht umwundenen Bindfäden oder Darmschnüren zusammengebunden. Wenn der Ostjäke schießen wollte, beobachtete er zuerst dieselbe Vorsicht wie Loksley oder Robin Hood in Walter Scotts Ivanhoe, indem er das eine Ende des Pfeils gegen das Auge hielt, längs demselben zielte und ihn ringsum drehte, und dann wiederholt ihn richtete und bog; darauf zog er den linken Arm aus dem farbigen Hemd oder Kaftan, faßte mit der linken Hand den Bogen in der Mitte, legte mit der rechten Hand die hinterste Endfläche des Pfeils an die Darmschnur, die er mit aller Macht zurückzog, während der linke Arm ausgestreckt war, zielte ein wenig und stieß, indem er die Schnur losließ, die linke Hand mit dem Bogen in der Richtung des Zieles rasch vorwärts, um die Geschwindigkeit des Pfeils zu vermehren. Damit die Darmschnur, wenn sie gegen das Handgelenk schlug, es nicht verwundete, hatte jeder Ostjäke an der inneren Seite des Handgelenks ein mit Figuren verziertes Messingblech oder eine dünne Hornplatte, die mit einem Riemen befestigt war, um den Schlag aufzunehmen. Die Pfeile waren am hintersten Ende in zwei zu einander lothrechte Schnitte gespalten, worin Federn befestigt waren, um deren Bewegung zu lenken. Sie hatten vier verschiedene Arten Pfeile zu verschiedenem Gebrauch. Die eine Art hatte nur einen runden Holzklotz am Ende, ungefähr wie ein Rettig; diese wurden gebraucht, um kleine Vögel, Eichhörner und andere kleine Thiere, deren Fell zu Pelzwerk angewendet wird und welches nicht beschädigt werden durfte, von den Bäumen herunterzuschießen. Das Thier wird durch den Stoß schwindlich gemacht, und fällt vom Baume herunter. Eine andere Art hat eine lange, dreieckige, eiserne Spitze, und wird bei größeren Thieren, wie Hasen und größere Vögel, angewendet. Bei den größten und gefährlichsten Raubthieren gebraucht man Pfeile, die nach vorn mit einem flachen dünnen und sehr scharfen Stück Stahl, ungefähr in der Form eines flachen Meißels von gegen einen Zoll Breite, versehen sind; und damit die Wunde noch gefährlicher werde, ist die Schneide an einigen derselben wie ein Schwalbenschwanz, mit zwei dünnen hervorragenden scharfen Spitzen gebildet. Mit diesen werden Bären, Wölfe, Füchse und — Flüchtlinge geschossen. Um nämlich die nach diesen rauhen Gegenden verbannten Unglücklichen an der Flucht zu verhindern, hat die Regierung den Ostjäken gestattet, eine jede unbekannte Person, die nicht zu ihrem Stamme gehört und die sich auf ihrem Gebiete einfindet, niederzuschießen."

Hier im hohen Norden am Jenisei an der äußersten Grenze der christlichen Welt liegt das Kloster Troitzkoi mit einer jungen merkwürdigen Legende. „Auf einer Grabkapelle daselbst über der Gruft eines Handlungsdieners, Namens Wasilei Mutschennik, findet sich folgende Nachricht: Von seinem Prinzipal wurde er von Jeniseisk mit einer Quantität Korn nach einem demselben gehörigen Magazin in Turuchansk gesandt. Wasilei hatte eines Tages das Magazin verschlossen, um nach Troitzkoi zu reisen und dort dem Gottesdienst beizuwohnen. In der Zwischenzeit kommt der Kaufmann von Jeniseisk, und findet das Magazin erbrochen und die Waaren gestohlen. Er schickt darauf einen Boten an Wasilei mit

dem Auftrage, sich augenblicklich einzufinden, aber Wasilei will, wie Fridolin, erst den Gottesdienst zu Ende hören, und dieser Bescheid erregt in seinem Prinzipal den Verdacht, daß er mit zur Diebesgesellschaft gehöre. Da er nun endlich kommt, so prügelt ihn sein Herr, um ihn zum Geständniß zu bringen, und da er fortfährt, seine Unschuld zu betheuern, so mishandelt ihn Jener so lange, bis er stirbt, und wirft den Leichnam dann in einen Morast. Nun hört Tycho, daß man bei Sonnenuntergang ein Kreuz sich habe an dieser Stelle des Morastes erheben sehen, und daß sich andere Wunder gezeigt hätten: jetzt wird er überzeugt, daß Wasilei unschuldig den Märtyrertod um der Religion willen gestorben sey. Er geht darauf an die bezeichnete Stelle, findet die Leiche, schleppt sie nach dem Kloster und begräbt sie in heiliger Erde. Die Legende fügt noch Folgendes hinzu: Als das Gerücht von diesen Wundern nach Moskau kam, wurde ein Archhierei in Tobolsk von der Synode beauftragt, nach Turuchansk zu reisen, um die Sache zu untersuchen. Es war zur Winterzeit, und der Erzbischof wählte den kürzesten Weg, der durch die von den Ostjäken bewohnten Einöden führt; da er indeß, nachdem er mehrere Wochen gefahren war, so sehr von der Kälte gelitten hatte, daß er für sein Leben fürchtete, so beschloß er umzukehren. Aber indem er den Schlitten nach Südwest lenkte, drehte sich sein Kopf wie eine Kompaßnadel auf ihrem Stifte um, sodaß sich das Gesicht nach dem Kloster Troitzkoi wandte; als er aber den Schlitten nach Nordost kehrte, kam sein Kopf wieder in seine richtige Stellung. Nachdem er dies Experiment drei Mal mit demselben Resultat wiederholt hatte, sah er wohl ein, daß es Gottes unabänderlicher Wille sey, daß er die Reise fortsetzen sollte."

In Orenburg fand Hansteen den General von Essen, einen von der Pike ausgedienten Mann und Muster der steifsten russischen Etikette. „Alexander v. Humboldt hatte einige Wochen vor uns dieselbe Linie von Omsk nach Orenburg bereist. Von Omsk hatte man einen General Lutwinoff ihm vorangeschickt, um Nachtquartier für ihn und sein Gefolge zu bestellen, um seinen Empfang vorzubereiten. Aus diesem eleganten Vorboten und dem pompösen Empfange schloßen die Bauern längs der Linie, welche wußten, daß die Kaiserin eine preußische Prinzessin sey, Humboldt wäre des Kaisers Schwiegervater. Kurz vor seiner Ankunft in Orenburg hatte er einen Brief an den General v. Essen geschrieben, worin er ihn ersuchte, einige seltene Thiere, die sich in der Umgegend von Orenburg finden, und welche er bei seiner Ankunft für das zoologische Museum in Berlin ausstopfen lassen wollte, schießen oder fangen zu lassen. Da Humboldt eine fast unleserliche Hand schreibt, konnte Essen den Brief nicht lesen, und er ging vergebens von Hand zu Hand unter Orenburgs Officieren, bis er endlich in die Hände eines Ingenieur-Lieutenant Agapieff kam, welcher glücklich genug war, ihn zu entziffern und eine leserliche Abschrift davon zu nehmen. Als Essen dieselbe empfing, wurde er außerordentlich entrüstet über eine solche Zumuthung, und er brach in die Worte aus: ‚Ich verstehe nicht, wie der König von Preußen einem Manne, der sich mit solchen nichtswürdigen Dingen befaßt, einen so hohen Rang geben kann.' Er hielt es darauf plötzlich für nothwendig, eine Visitationsreise nach Ufa zu machen und traf so Herrn v. Humboldt auf der Landstraße zwischen Ufa und Orenburg. Beide Herren stiegen aus ihren Wagen und becomplimentirten einander, worauf Beide die Reise nach entgegengesetzter Richtung fortsetzten. So vermied es Essen klüglich, vor Humboldt Proben seiner Ansicht von den Wissenschaften und deren Werthe abzulegen."

Hier macht der Verfasser auch eine Bemerkung über den Tabakshaß der altgläubigen Russen. „Es gibt in Rußland verschiedene Secten der griechisch-katholischen Religion. Unter diesen ist eine, deren Mitglieder sich Stari veri (Altgläubige) nennen — eine Art streng Orthodoxer, die unter anderen Eigenheiten auch die haben, daß sie das Tabakrauchen für eine sündliche Beschäftigung halten, wobei der Mensch nicht nur sich selbst befleckt, sondern zugleich auch jedes Zimmer, worin es geschehen ist, entweiht. Die Leute, bei welchen wir in Glinänui wohnten, gehörten zu dieser Secte, und da wir in unserer kleinen Kammer Tabak rauchten, hatten sie einen solchen Abscheu sogar vor unsern Bedienten, daß sie ihnen nicht erlaubten, in der Küche Wasser aus der Wassertonne mit demselben Gefäß zu schöpfen, welches sie selbst benutzten, sondern ihnen ein anderes gaben, welches, sobald wir fort wären, vernichtet werden sollte. Die Stube, die wir bewohnt hatten, sollte nach unserer Abreise gereinigt und mit Weihwasser bespritzt werden, um wieder zum Gebrauche tauglich zu seyn. Der bekannte englische Fußreisende, Capitain Cochrane, welcher einige Jahre vor uns Sibirien bis nach Kamtschatka durchstreifte, erzählt unter Andern, daß, als er einst in Sibirien zu einer Bauersfrau von dieser Secte ging, um einen Holzspan für seine Pfeife anzuzünden, die Frau ein Stück Holz nahm und damit seinen Rücken so kräftig bearbeitete, daß er die Flucht ergreifen mußte, wobei er noch ein Stück vor dem Hause mit Hieben verfolgt wurde."

In Astrakan begegnete unsrem Reisenden folgendes: „Eines Morgens kamen vier Personen in groben schmu-

ßigen Leinwandkitteln, dem Aussehen nach ganz einfache Arbeitsleute, und verlangten eine unserer Stuben in Besitz zu nehmen. Der Dolmetscher erklärte ihnen, daß dies nicht anginge, da diese Räumlichkeiten nach Anweisung der Polizei schon von uns in Besitz genommen wären; da sie aber laut wurden, ging Due hinaus, um sie zurechtzuweisen, und da der Eine einige impertinente Bemerkungen machte und sich hineindrängen wollte, gab ihm Due eine Ohrfeige. Derselbe erklärte nun, daß er Officier sey und wegen dieses Schimpfes Genugthuung verlange, worauf Due ihm erwiederte, daß wenn er darauf Anspruch mache, als Officier behandelt zu werden, er sich als ein solcher kleiden und betragen müsse. Sie gingen fort und hiemit hielten wir die Sache für abgemacht. Aber am folgenden Morgen, als ich in die Wohnung gehen wollte, hörte ich von daher ein lautes Gespräch mehrerer deutschredenden Personen, und bei meinem Eintritt wurde ich von Lieutenant Due einem Oberst Rehbinder und einem Capitain Küster, beide vom Ingenieurcorps, vorgestellt, welche auf einigen Stühlen am Fenster Platz genommen hatten, und eine Person in grober Uniform, welche ihnen gerade gegenüber stramm an der Thür stand, zu verhören schienen, indem sie deren Aussagen mit den Erklärungen des Lieutenants Due verglichen. Es wurde mir nun auseinandergesetzt, daß die an der Thür stehende Person der Lieutenant sey, der die Ohrfeige erhalten; daß er sich darüber beim Oberst Rehbinder, als dem Höchstcommandirenden des Orts, beklagt und Genugthuung verlangt habe, weshalb sich dieser mit seinem Adjutanten Küster zur Untersuchung der Sache eingefunden hätte. Ich erklärte, daß ich an dem Vorfall unschuldig wäre, da er sich ohne mein Wissen, noch ehe ich aufgestanden, zugetragen, und daß Due aus Besorgniß, ich möchte durch den Lärm aus meinem Schlafe geweckt werden, sich genöthigt gesehen hätte, diese Personen auf irgend eine Weise zu entfernen, zumal da er wußte, daß ich mehrere Jahre an Schlaflosigkeit leide und daher der Ruhe bedürfte. Nach langem Hin- und Herreden wurde die Sache dahin entschieden, daß sich der russische Lieutenant mit einer Ehrenerklärung seitens Due's begnügen solle. Nach einigem Bedenken erklärte hierauf Due auf russisch, ‚daß, wenn er gewußt hätte, daß der Kläger ein Officier sey, was er weder aus seinem Anzuge, noch aus seinem Benehmen hätte ahnen können, so würde er ihm die gewaltige Ohrfeige nicht gegeben haben.' Hiermit, erklärte Rehbinder, könne der Kläger sich zufrieden geben. Aber dieser blieb noch eine Zeit lang stehen, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, welches ihm beschwerlich fiele auszusprechen, und äußerte endlich, ‚daß es ihm doch schiene, als müßte er eine kleine Entschädigung für die Ohrfeige haben, z. B. 5 Rubel (etwa 2 Thaler).' Kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, als Oberst Rehbinder höchst unwillig (auf russisch) rief: ‚Pfui, das ist schändlich!' Due verweigerte ihm diese Entschädigung, und er mußte gehen."

2) Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Von Friedrich Bodenstedt. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1855.

Ein früher schon geschätztes Werk. Die neue Auflage ist hauptsächlich durch eine große Abhandlung über die schwebende orientalische Frage vermehrt, die eine starke Philippika gegen Rußland enthält.

Die Schilderung der kaukasischen Völker ist warm und lebendig. Der Verfasser hebt besonders hervor, wie ungerecht das Verfahren Rußlands gegen diese edeln Bergvölker ist, und mit welchem Heldenmuth sie ihre Freiheit bisher vertheidigt haben. Wenn immer wieder behauptet werden will, Rußland wolle nicht erobern, so braucht man nur auf den blutigen und schon so lange währenden Krieg im Kaukasus hinzuweisen. Niemand in der Welt gab dem russischen Kaiser das Recht, die freien Tscherkessen zu unterjochen. Sehr lehrreich ist, was der Verfasser über die Politik Rußlands bei Behandlung der verschiedenen Völkerstämme des Kaukasus sagt. „Es liegt in der Politik des Kaisers, den Grenzländern, welche durch ihre Lage geeignet sind, eine Schutzmauer gegen feindliche Nachbarstämme zu bilden, so lange einen Schein von Unabhängigkeit zu lassen, bis er die Fürsten und Edeln des Volkes durch Mittel aller Art in sein Netz gezogen und das Volk selbst an den Gedanken russischer Herrschaft gewöhnt hat. Natürlich spielen dabei Rang- und Ordensverleihungen eine große Rolle; auch wird das Geld mit besonderer Freigebigkeit gespendet: das holt sich später Alles wieder ein, wenn das Land erst einmal dauernd dem russischen Staatskörper einverleibt ist." So verfuhr Rußland auch gegen seine Nachbarn in Europa, gegen die Moldau und Walachei, gegen Polen und die Ostseeprovinzen. Nach und nach muß ein Stück der Scheinfreiheit und nationalen Selbständigkeit nach dem andern fallen und zuletzt alles russificirt werden. Aus Schützlingen werden Sklaven.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 15.** 21. Februar 1855.

Historisch-politische Schriften.

Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwickelung. 1774—1830. Von Prof. Dr. Röpell. Breslau, Trewendt und Granier, 1854.

Eine sehr gelungene Uebersicht der russischen Vorbereitungen zur Eroberung Constantinopels.

Vor Peter dem Großen hatte Rußland noch kein Meer berührt. Er zuerst dehnte sein Reich bis an den finnischen Meerbusen und an das caspische Meer aus. „Gleich nach der Schlacht von Pultawa bemerkten die Venetianer, die damals noch Morea besaßen, daß in den Griechen sich eine Theilnahme für die Russen und eine Hoffnung auf deren Hülfe zu regen begann. Und als dann Rußland nach seinen Siegen über die Schweden seine Waffen gegen die Küsten des schwarzen Meeres wandte, Münnich in glänzenden Feldzügen Asow in der Krim (1736), Oczakow an der Mündung des Dniepr (1737) eroberte, über den Dniestr vordrang (1739) und nach dem Siege bei Chozim die russischen Fahnen siegreich an der Donau erschienen, da schlug in dem Bewußtseyn der Raja der Glaube an die Kriegsüberlegenheit der Russen über die Türken so tiefe Wurzeln, daß seitdem keine Wechselfälle des Glücks ihn mehr zu erschüttern vermochten. Gewann auch die Pforte damals noch im Frieden von Belgrad fast alle Eroberungen Münnichs zurück, so blieb es doch Niemand verborgen, daß sie diesen ihr günstigen Frieden nicht ihrer eigenen Macht, sondern der Vermittlung Frankreichs, der Friedensliebe Franz von Lothringens und der Eifersucht Birons gegen Münnich verdankte." Katharina II. nahm den Plan wieder auf. „Voll von Geist und Ehrgeiz, Unternehmungslust und lebendigem Bewußtseyn ihrer Macht, dachte sie gleich bei ihrem ersten Kriege mit der Pforte (1768—74) nicht nur an eine Eroberung der Küsten des schwarzen Meeres, sondern auch an die fernere Möglichkeit einer Zertrümmerung des osmanischen Reiches in Europa. Sie zog die Raja in diese Entwürfe und Pläne hinein. Wie Peter der Große schon einmal (1711) einen Agenten zu den Montenegrinern gesandt hatte, der sie auch wirklich zur Erhebung gegen die Türken bewog, so durchstreiften jetzt noch vor dem eigentlichen Ausbruch des Krieges zahlreiche Emissäre Katharina's den Peloponnes und die Inseln, und sobald eine russische Flotte im Mittelmeer erschien, brach hier wie dort der angeschürte Aufstand los. Russische Bataillone kämpften damals zum ersten Male an der Seite der Griechen in Morea, welche freilich als ein Opfer dieses Bundes fielen, als die Russen sich wieder einschifften, und die dann siegreichen Türken dort die fürchterlichste Rache übten. Im übrigen aber führten die Russen diesen Krieg glänzend. Ihre Flotte schlug die türkische bei Chios (1770) und sprengte sie zwei Tage darauf bei Tschesme in die Luft; ihre Heere eroberten die Krim, gewannen die Moldau und Wallachei, überschritten unter Romanzow zweimal die Donau und jagten den Türken einen solchen panischen Schrecken ein, daß ganze Armeekorps derselben ohne Kampf auseinanderliefen."

Damals schon hätte Katharina II. das türkische Reich über den Haufen gestürzt, wenn nicht Oestreich und Preußen hemmend dazwischen getreten wären. Von Seite Oestreichs erklärte Fürst Kaunitz, sein Hof werde nie dulden, daß Rußland die Moldau und Wallachei in Besitz nehme, und eine Verbindung Oestreichs und Preußens würde stark genug seyn, den Siegeslauf der Russen zu hemmen. Friedrich der Große dachte eben so. „Preußen, schreibt er in einer Stelle seiner historischen Werke — hatte zu fürchten, daß sein Alliirter, zu mächtig werdend, ihm mit der Zeit wie den Polen Gesetze vorschreiben wolle." Katharina sah sich genöthigt, den Türken ihre Eroberungen wieder herauszugeben, aber

sie erlangte im Frieden von Kutschuk-Kainardsche die Unabhängigkeitserklärung der Tartaren in der Krim, am Kuban und in Bessarabien (die fortan unter russischen Einfluß kamen) und die freie Schifffahrt russischer Flotten im schwarzen Meer.

Hierauf nahm sie das s. g. „griechische Project“ auf. Im Jahr 1779 nannte sie ihren neugeborenen zweiten Enkel Constantin als künftigen Beherrscher von Constantinopel, schmeichelte den Griechen auf alle Art, zog Geistliche aus Griechenland nach Rußland, unterhielt ein griechisches Cadettencorps rc. Bei den angeblich freien Tartaren setzten die russischen Generale ein und ab, wen sie wollten, und unter dem Vorwand, die Tartaren seyen Rußland für seine Sorgfalt 12 Mill. Rubel schuldig, die sie nicht bezahlen konnten, kam 1783 der Befehl, sie dem russischen Reiche einzuverleiben. Sie wehrten sich. Da brachte sie der russische Fürst Potemkin durch ein furchtbares Blutbad zur Ruhe, wobei er Weiber und Kinder nicht verschonte. Als Katharina selbst im Jahr 1787 die Krim bereiste, stand über dem Thor von Cherson geschrieben „Weg nach Constantinopel“. Diesmal that Oestreich nichts, denn Katharina wußte die verkehrten Plane Josephs II. schlau zu benutzen. Sein Lieblingsplan war, Bayern zu bekommen. Katharina versprach ihn dabei zu unterstützen und dafür half er ihr 1787 die Türkei angreifen. Nur Preußen that damals alles, dem furchtbaren Anwachsen der russischen Macht Schranken zu setzen. Friedrich der Große unterhandelte mit den Westmächten zu diesem Behuf, aber Frankreich stand schon am Abgrund der Revolution und England, durch den nordamerikanischen Krieg ermüdet, glaubte beim Frieden seinen Handelsinteressen besser zu genügen. Nach Friedrichs des Großen Tode setzte sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. unter dem Einfluß des Minister Herzberg die antirussische Politik energisch fort, allein nur Schweden machte wirklich einen Angriff auf Rußland. Preußen konnte, von England und Frankreich nicht unterstützt, auch für sich nichts Wirksames thun. Zwar starb Joseph II., sein Nachfolger Leopold wagte aber nicht, sich mit Preußen förmlich gegen Rußland zu alliiren. Katharina erreichte also wenigstens die Anerkennung ihrer Herrschaft über die Krim und die Abtretung des Landstrichs zwischen Bug und Dniestr.

Nach dieser Zeit nahm die französische Revolution das Interesse der europäischen Mächte fast ausschließlich in Anspruch. Erst 1804 unterstützte Kaiser Alexander die Serben in ihrer Auflehnung gegen die Pforte. Weil Napoleon damals der Türkei schmeichelte, um sie gegen England zu brauchen, schloß England ein enges Bündniß mit Rußland und Alexander hatte das Vergnügen, sich bei seiner Jagd auf den Sultan eines englischen Admirals als treibenden Hundes bedienen zu können. Nach dem Frieden von Tilsit versöhnte er sich bekanntlich mit Napoleon und nun mußte statt der Engländer ihm dieser dienen. Ohne Zweifel mußte das Schwanken und die treulose Politik der Westmächte, die sich bald für die wärmsten Freunde des Sultans ausgaben, bald ihn wieder verriethen, den übelsten Eindruck bei den Türken hervorbringen und die Furcht vor Rußland erhöhen. Nur Rußland allein blieb sich immer consequent. Napoleon wurde bald genug für seine Untreue gestraft, denn die Pforte, an ihm verzweifelnd, schloß lieber Frieden mit Rußland in einem Augenblick, in welchem ein Angriff der Türken auf die Russen die Operationen Napoleons in Rußland selbst wesentlich hätte erleichtern können.

Als Napoleon und Alexander sich in Tilsit verständigten, verlangte der letztere ohne weiteres Constantinopel. Napoleon aber sagte: „Constantinopel? niemals! das ist die Herrschaft der Welt.“ Alexander suchte ihn zu beruhigen, Constantinopel werde unter russischer Herrschaft eine bloße Provinzialstadt werden und es handle sich nur um den Bosphorus und die Dardanellen, das seyen die Thürschlüssel zu seinem Hause, die müsse er haben. Napoleon blieb unbewegt, bewilligte dem Russen nur den Raub von Finnland, aber die Donaufürstenthümer definitiv erst in Erfurt und ließ es lieber auf einen Bruch mit Rußland ankommen, ehe er weiter nachgab. Man sieht daraus, daß er Rußland überhaupt nur geschmeichelt hatte, um Zeit zu gewinnen. Er hatte zu viel mit Spanien und Oestreich zu thun und mußte diese erst überwältigt haben, um auch gegen Rußland alle Rücksicht bei Seite setzen zu können.

Rußland aber gewann auch diesmal, wie immer. Alle großen Männer und großen Weltereignisse leisteten ihm gleichsam Tribut. Karl XII. von Schweden mußte den größten Kriegsruhm seiner Zeit erringen, um — Rußland zu vergrößern. Friedrich der Große mußte mit dem höchsten Kriegsruhm den Ruhm des größten Staatsmanns verbinden, um — Rußland zu vergrößern. Joseph II. mußte für die Menschheit schwärmen, um — Rußland zu vergrößern. Die Nordamerikaner mußten sich befreien, um Englands Flotte von der Bewachung Rußlands abzuziehen, nur um — Rußland zu vergrößern. Die französische Revolution mußte der ganzen Welt die Fata Morgana der Freiheit vorgaukeln, nur um den allerdespotischesten Staat der Welt, nur um — Rußland zu vergrößern. Der größte Mann des Jahrhunderts endlich, Napoleon, mußte drei Welttheile er-

schüttern auch einzig nur, um — Rußland zu vergrößern.

Napoleon erlag seiner Uebereilung im russischen Feldzuge, die deutsche Nation erhob sich gegen ihn, er wurde gestürzt. Auch diese mächtige Bewegung der deutschen Fürsten und Völker diente wieder nur um — Rußland zu vergrößern, denn es behielt nicht nur seinen frühern Raub, sondern bekam auch noch Polen.

Nach der Restauration beginnt eine neue Periode der Umgriffe Rußlands im Orient. Im Osten offener räuberischer Einbruch unter den Bergvölkern des Kaukasus, im Westen Aufreizung zur Empörung christlicher Unterthanen der Pforte. Im Westen nämlich mußte Rußland auf die Nachbarn Rücksicht nehmen und statt der Gewalt List brauchen.

Das tapfere Haupt der Serben, Kara Georg, fand keine Gnade bei Rußland, weil er seine Nation frei wissen und nicht das türkische Joch nur mit dem russischen vertauschen wollte. Darum mußte Kara Georg durch Mord fallen. Die Griechen wurden auf alle Art aufgereizt und die Träumerei deutscher Philologen trefflich ausgebeutet, um den gräcisirten Slaven (denn weiter sind die Neugriechen nichts) homerische und pindarische Denkart anzulügen. An ihre Spitze konnte aber natürlich kein anderer treten, als ein russischer Agent, der die angeblich freien Hellenen so bald als möglich dem Knutenregiment überliefern sollte. Der Sultan war ohnmächtiger als je, indem gerade in der Nähe des griechischen Aufstandes Ali Pascha von Janina sein Widersacher war. Inzwischen wurde der schlaue Plan Rußlands diesmal von der europäischen Diplomatie durchkreuzt.

Denkt man an die Zeit zurück, in welcher in England Lord Byron, in Frankreich die gesammte liberale Opposition und viele Dichter, in Deutschland beinah alles, Romantiker und Philister im brüderlichsten Wetteifer, für die Griechen schwärmten, so muß man bekennen, Fürst Metternich hatte einen schweren Stand, diesem dicken Strom von Täuschung gegenüber die einfache Wahrheit zur Geltung zu bringen, daß das alles ja nur Illusion sey und in Wahrheit nicht die Wiedergeburt des schönen Griechenthums, sondern nur eine neue Vergrößerung Rußlands die ursprüngliche Absicht des ganzen Griechenspectakels sey. Canning in England half sich dadurch, daß er die Miene eines edlen Schwärmers für die hellenische Menschheit zur Schau tragend, für die Griechen Parthei ergriff, nicht sowohl um sie von den Türken, als vielmehr von den Russen frei zu halten. Auch Frankreich hielt diese Politik für die klügste. Metternich bewährte viel tieferen Scharfblick, indem er erkannte, in dem neuen von England und Frankreich unter froher Zustimmung Rußlands emancipirten Griechenland würde doch der russische Einfluß jeden andern überwiegen. Er also suchte Cannings Intrigue dadurch abzuschneiden, daß er dem Sultan rieth, mit Hülfe ägyptischer Truppen den ganzen griechischen Aufstand niederzuschlagen, ehe England und Rußland mit ihrer Einigung über die griechische Zukunft fertig wären. Aber im Jahr 1825 war der energische Nicolaus auf den Thron gestiegen und erklärte, eine Christenverfolgung in der Türkei durchaus nicht dulden zu wollen. Russische Truppen rückten an die Donau. Wenn sich die Westmächte nicht rührten, mußten sie fürchten, die Russen würden ihnen zuvorkommen und in Griechenland einrücken. Daher schickten sie ihre Flotten und ließen die türkisch-ägyptische in der berüchtigten Seeschlacht von Navarin vernichten, die größte Thorheit, die sie begehen konnten. Sie erreichten nun zwar die Errichtung eines kleinen griechischen Königreichs, Rußland aber setzte die engste Beschränkung seiner Grenzen durch. Je kleiner das neue griechische Königreich blieb, um so unfähiger war es zur Selbstständigkeit, um so mehr hing es von Rußland ab, welches fort und fort auf die griechische Geistlichkeit und Bevölkerung in und außerhalb der Grenzen des neugeschaffenen Zwergstaats influirte. Die Westmächte mußten sich gestehen, damit nur eine Misgeburt in halbrussischer Uniform zur Welt geboren zu haben. Rußland aber konnte sie stillschweigend verachten. Sein Agent war es, Capodistria, den die Griechen auf den Schild erhoben. Metternich, der die Schlacht bei Navarin nicht hatte hindern können, sagte warnend: „ihr glaubt Rußland gebunden und seid selbst gebunden.“ In dieser Aussicht und Sorge war es, daß der Herzog von Wellington die Schlacht ‚ein ungelegenes, verdrießliches Ereigniß‘ nannte, und der König selbst in der Thronrede am 28. Januar 1828 sein ‚tiefes Bedauern‘ über sie aussprach.

Nachdem sich die Cabinette so kopflos und schwach benommen hatten, glaubte Rußland etwas mehr wagen zu können. Schon hatte sein Paskiewitsch die Perser zu Paaren getrieben; jetzt fiel er auch über die asiatische Türkei her und entriß ihr, wie Persien, wichtige Grenzen und das Patriarchat der armenischen Kirche, während andere russische Heere in der europäischen Türkei vordrangen und die Donau überschritten. Niemand hinderte die Russen an diesen ungerechten und gewaltthätigen Uebergriffen. Nur die Türken selbst legten wenigstens an der Donau eine verzweifelte Tapferkeit an den Tag, so daß Kaiser Nicolaus, der in Person gekommen war, die Siege seiner Truppen zu sehen, nur Zeuge der türkischen Bravour war und wieder umkehrte. Erst im zweiten Jahr (1829) drang Diebitsch über den Bal-

kan vor, behielt aber in Adrianopel nur noch 20000 Mann und wäre verloren gewesen, wenn ihm nicht General Müffling aus der Noth geholfen hätte. Kaiser Nicolaus nämlich begab sich nach Berlin und bewog seinen königlichen Schwiegervater, den General Müffling nach Constantinopel zu senden, um den Frieden, den Rußland brauchte, so abzuschließen, als gewähre ihn Rußland der Türkei nur als Gnade.

„Der Staatskanzler Oestreichs arbeitete unermüdlich daran, die übrigen großen Mächte zu überzeugen, daß eine gemeinsame Vermittelung zwischen Rußland und der Pforte in dem Interesse jeder einzelnen, sowie ganz Europa's liege. Nichts konnte aber für Rußland ungelegener und alle seine Pläne störender seyn, als eine solche Vermittelung, welche, wenn England, Frankreich, Oestreich, Preußen einig wurden und ihren Willen durchzusetzen entschlossen blieben, zuletzt auf nichts Anderes hinausgelaufen wäre, als sowohl Rußland, wie der Pforte die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben. Die russische Diplomatie arbeitete daher überall mit allen Mitteln und Kräften den Bestrebungen Oestreichs entgegen und trug in diesem Kampfe den Sieg davon; hauptsächlich weil der Charakter der Personen, auf die es ankam, und eine Reihe ganz besonderer Verhältnisse sie begünstegte.“ Wenn nämlich auch England, namentlich Wellington, immer entschieden auf Seite Metternichs neigte, so suchte doch das hinfällige Cabinet der Bourbons in Paris seine Stütze in Rußland, und Frankreich und Preußen mit Rußland vereinigt, hielten das östreichische Schwert in der Scheide.

Der Friede von Adrianopel wurde geschlossen. „Sein Inhalt erklärt zur Genüge, woher sich die türkischen Bevollmächtigten so lange gegen seine Unterzeichnung sträubten, denn seine Bestimmungen gingen weit über die so oft und feierlich wiederholten Verheißungen des Kaisers hinaus. Er hatte versprochen, keine Eroberungen machen zu wollen, und ließ sich im Frieden nicht nur alle Inseln in den Mündungen der Donau, sondern auch in Asien die ganze Küste des schwarzen Meeres vom Kuban bis Nicolaja, so wie die Festungen und Bezirke von Atzschur, Achalzich und Achalkalaki abtreten. Durch die erstere Erwerbung ward Rußland der Herr über den Ausgang der größten Verkehrader des ganzen mittleren Europa's, durch die letztere umschloß es fortan die freien Bergvölker des Kaukasus von allen Seiten, und schnitt sie von jeder unmittelbaren Verbindung mit dem türkischen Asien ab. Er hatte ferner versprochen, sich mit der Erneuerung der alten Traktate zu begnügen, und der Frieden enthielt eine ganze Reihe neuer Stipulationen zu Gunsten Rußlands. Indem er bestimmte, daß die Hospodare der Moldau und Wallachei nicht mehr auf sieben Jahre, sondern auf Lebenszeit ernannt werden, und in ihrer inneren Verwaltung vollkommen unabhängig seyn sollten; indem er ferner ihnen gestattete, eigene Truppen statt der türkischen zu halten, alle Muhamedaner in Zukunft vom Wohnen in ihren Ländern ausschloß, diesen außer einem festzusetzenden Tribut alle anderen bisherigen Leistungen für die Pforte abnahm und endlich die Türken aller auf dem linken Ufer der Donau liegenden Festungen beraubte, deren Werke nie wieder hergestellt werden sollten, wurden diese Fürstenthümer in viel höherem Grade als früher der Herrschaft der Pforte entzogen und dem Einflusse Rußlands geöffnet.“

Weiter verfolgt der Verfasser den Gang der Ereignisse nicht. Aber alles Nachherige, was wir erlebt, erklärt sich leicht aus dem Vergangenen. Rußland hat unter allen Umständen und immer nur gewonnen. Die anderen Mächte selbst haben ihm immer dazu geholfen. Diese Erfahrung mußte es immer dreister machen.

Wer nun die Ereignisse der Gegenwart richtig würdigen will, der wird wohlthun, die vorliegende Schrift von Röpell zu lesen, welche treu und wahr die vorangegangenen Dinge schildert. Ein besonderes Verdienst dieser Schrift ist die gerechte Würdigung der Politik des Fürsten Metternich. Dieser so schwer angefeindete und so vielgeschmähte Staatsmann war es allein, der die deutschen Interessen gegenüber von Rußland klar ins Auge faßte und mit aller möglichen Energie vertrat, während die gesammte liberale Parthei in Deutschland in ihrer thörichten Schwärmerei für Griechenland nur die Plane Rußlands wenigstens indirekt unterstützte. Wie lange hat man nicht sogar geglaubt, Metternich stehe im innigsten Bunde mit Rußland und sey gleichsam mit Rußland verschworen, um jede freie Entwicklung in Deutschland und Europa zu hemmen. Eine ungeheure Verblendung hatte sich damals des deutschen Publikums bemächtigt. Was man auch gegen die Politik einzuwenden haben mochte, die Fürst Metternich am Bundestage und gegenüber den freisinnigen Bestrebungen in Deutschland einhielt, so lag ihm doch nichts ferner, als eine sklavische Hingebung deutscher Interessen an Rußland, vielmehr war er der einzige Vertheidiger dieser Interessen gegen Rußland und nahm in dieser Beziehung ganz die Stellung ein, welche früher der große Friedrich und Herzberg eingenommen hatten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, **N° 16.** 24. Februar 1855.

Länder- und Völkerkunde.

1) Die Canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft von Dr. Julius Freiherrn von Minutoli. Berlin, allg. deutsche Verlagsanstalt, 1854.

Eine gute und umfassende Beschreibung des canarischen Archipels. Zuerst in geologischer Beziehung. Der berühmte Pic de Teyde auf Teneriffa ist der Mittelpunkt des ganzen Inselsystems, welches durch vulkanische Gewalten aus der Tiefe des Meeres emporgehoben wurde. Die verschiedenen Inselvulkane sind noch immer thätig. „Die Ausbrüche der Vulkane waren am heftigsten kurz vor und bald nach der Besitznahme der Inseln durch die Spanier. Diejenigen auf den Inseln Gomera, Fuerteventura und Hierro haben zuerst aufgehört. Auf Palma fand die letzte Eruption und zwar aus 40 Oeffnungen im Jahre 1677 statt. Der Pico de Teneriffa, welcher noch jetzt unausgesetzt Schwefeldämpfe ausströmt, hat bereits seit 500 Jahren seine Ausbrüche eingestellt. Dagegen haben dergleichen aus den benachbarten Vulkanen stattgefunden und zwar aus dem Krater bei Guimar 1703, aus dem Garachico 1706 und aus dem Cahorra 1798. Auf der Insel Lanzarote verschüttete im Jahre 1730 der Ausbruch der Vulkane von Yaisa einen äußerst fruchtbaren und wohlbestellten Landstrich mit 20 Dörfern. Die Eruptionen dauerten demnächst noch 7 Jahre fort, jedoch mit minderer Heftigkeit. Im Jahre 1824 verkündete ein heftiges Erdgetöse bei Teguise einen Ausbruch. Die zwei Stunden in südwestlicher Richtung von der Stadt entlegenen Vulkane begannen im Juli mit einem heftigen Steinregen sich geltend zu machen; diesem folgten 24 Feuersäulen, welche bis zum August in Thätigkeit blieben. Dann noch ein Ausbruch glühender Lava im September."

Der Verfasser preist die malerische Schönheit der Inseln, des Meeres und Himmels. Er fand als preußischer Generalconsul für Spanien und als Gelehrter überall in Städten und Landhäusern die gastlichste Aufnahme und konnte alles mit bester Muße genießen. Er bestieg auch den Pic auf Teneriffa. „Welche großartige und erhabene Schauspiele haben mich mit Staunen und Bewunderung erfüllt, die Allmacht und Gnade des Herrn anbeten lassen und mir einen reichen Schatz der Erinnerung gesammelt! Wenn ich der prächtigen Nacht gedenke, in der ich von den Canadas aus durch die vulkanischen Kraterränder immer bergan zog, um den Sonnenaufgang auf dem Pic von Teneriffa abzuwarten. Das südliche Kreuz flammte über dem Vulkan von Garachico und die Milchstraße strahlte im wunderbarsten Glanze. Die tiefe Stille in dieser gewaltigen zerrissenen und zerklüfteten öden Natur hatte etwas tief Ergreifendes. Der regelmäßige Schritt der Maulthiere ließ das Gefühl der Bewegung kaum wahrnehmen. Die Führer in ihren weißen Mänteln, welche sich stets in derselben Entfernung von mir hielten, erschienen gleichfalls unbeweglich; dagegen kam es mir vor, als ob die mächtigen Lavablöcke auf unserm Wege an uns vorbeizögen, und die Sterne über uns sich wiegten und wendeten. Die retama blama, welche in voller Blüthe stand, erfüllte ringsum die Luft mit ihren fast betäubenden Wohlgerüchen. — Wenn ich dann über einige Stunden angestrengten Kletterns hinwegspringe; mich am obersten Rande des schwefeldampfenden Kraters des Pics de Teyde wiederfinde; unter mir den ganzen glühendblauen Archipelagus mit seinen Inseln und Inselchen, über mir das endlos gespannte goldene Himmelszelt; vor mir aus einem festen Lager enggeschlossener blendend weißer Nebelwolken die Sonne, wie sie über den Erdkreis siegreich durchbrach, und das Schattenbild des Pics in scharfen Umrissen bis hinüber nach der Insel Gomera warf, da glaubte ich einen Ton durch die Natur schmetternd vernommen zu

haben, wie er von den Memnonssäulen beim Sonnenaufgang ausgegangen seyn soll." S. 256.

Am Volke rühmt der Verfasser die altherkömmliche Biederkeit, Treue und Sittlichkeit, durch welche sich schon die Ureinwohner, die alten Guanchen, ausgezeichnet haben. Nur bei den höheren Klassen und nur unter dem Einfluß der aus Europa eingedrungenen Bildung kommt Corruption vor. Eine Thatsache, die nicht blos für die canarischen Inseln gilt. Die Menschen waren überall sittlicher und tüchtiger, so lange sie nicht von der s. g. classischen Bildung und der s. g. Humanität des s. g. philosophischen Jahrhunderts und der modernen Bureaukratie (des liberalen Despotismus) mit Verachtung gegen Glauben und Herkommen infizirt und demoralisirt wurden.

Die Guanchen leitet der Verfasser von den Berbern an der gegenüberliegenden Nordwestküste Afrika's her. Nicht nur daß sich in ihrer Körperbildung, Tracht, Sitte und Sprache Uebereinstimmung zeigt, es gibt sogar in Afrika noch einen kleinen Volksstamm desselben Namens. Wie aber unter den Berbern selber ziemliche Verschiedenheit herrscht und ein weißerer Stamm von einem dunkleren unterschieden werden muß, so findet sich das auch schon bei den ältesten Bewohnern der canarischen Inseln. Die Guanchen waren sehr tapfer, sehr tugendhaft und löblich und vertheidigten sich seit dem 14. Jahrhundert heldenmüthig gegen die Spanier; aber sie waren nicht einig, die Bewohner der einzelnen Inseln gegen einander in Fehde und so gewannen die Spanier endlich die Oberherrschaft. Herr von Minutoli schildert diese langen Kämpfe sehr ausführlich. Die Guanchen sind nicht ganz untergegangen, ihre Reste haben sich mit den Spaniern vermischt.

Von der Religion der Guanchen erfahren wir nur wenige, aber charakteristische Züge: „Die Insulaner beteten eine Gottheit an, welche ihren Sitz im Himmel hatte und Leben und Segen spendete. Bilder und Tempel dieser Gottheit kannte man nur auf den Inseln Gran, Canaria und Fuerteventura. Auf Gran Canaria nannte man diese Gottheit Acoran oder Alarac; auf Teneriffa aber Achuhuraban, Achahucanac, Achguagarerar; was den Begriff des Erhabenen ausdrückte; Wesen ohne Anfang und Ende; Schöpfer des Weltalls. Sie glaubten auch an eine Unterwelt, die sie Echeide (Tey-de) nannten, auf die Höhe des feuerspeienden Pic de Tey-de versetzten, und in welcher die Bösen ihre Strafe zu gewärtigen hätten. Den bösen Dämon nannten sie Gualota. Sie schwuren mit aufgehobenen Händen bei der Sonne, die sie für ein falsches Wesen hielten. Unter den Eingebornen von Gran Canaria lebten Harimaguadas; Vestalinnen, welche ein beschauliches Leben führten, von den Menschen abgesondert einsam in abgelegenen Höhlen wohnten und als Prophetinnen galten. Sie waren im Genuß besonderer Privilegien; erhielten von einem gewissen Umkreise ihres Wohnsitzes den Zehnten und zeichneten sich äußerlich dadurch aus, daß sie in weiße Felle gekleidet einhergingen. Ihre Wohnungen dienten den Verfolgten zum Asyl und hießen Tamagantes. Es war das Amt dieser Frauen, ausgebrochene Streitigkeiten zwischen König und Volk zu schlichten; zur Zeit der Dürre und Unfruchtbarkeit Umzüge zu veranstalten und durch Gesang und Tanz und Opfer den Segen des Himmels zu erflehen. Sie wurden nach der Geburt eines Kindes in die Wohnung der Eltern desselben gerufen, um dem neugebornen Wesen den Kopf mit Wasser zu benetzen und einen Namen zu geben. Verehrung und Vertrauen zur Gottheit, Liebe und Gehorsam den Eltern; Zucht, Treue und Wahrheit wurden von den Eltern gelehrt und Uebertretungen dagegen mit dem Tode bestraft." S. 87.

Hier noch einige merkwürdige Seitenstücke: „In Lanzarote und Fuerteventura fand Vielmännerei statt. Die Frau hatte dort drei Männer, welche abwechselnd je einen Monat mit ihr unter demselben Dache wohnten und nicht viel mehr als ihre Sklaven waren. Auf den Inseln Palma und Gomera stand den Königen das jus primae noctis zu. Die in Folge dessen geborenen Kinder wurden Edelleute. Auf Gran Canaria beurtheilte man die Schönheit der Braut nach ihrer Korpulenz; es war deshalb Sitte, daß die Eltern der Verlobten dieselbe 50 Tage vor der Hochzeit einsperrten, ihr jede Bewegung untersagten und sie unablässig mit Gerstenbrei, Ziegenfett, Milch und Honig fütterten, damit sie in einem stattlichen Enbonpoint ihrem Verlobten zugeführt werden könnte. Die canarischen Mütter galten als sehr fruchtbar, die Söhne wurden aber nicht an der Mutterbrust, sondern an Ziegeneutern groß gezogen. Mehr als zwei Töchter brauchte keine Frau zu nähren; die mehr geborenen konnten getödtet werden." Die Aufbewahrung der Todten in trockenen Gewölben, was an die ägyptischen Mumien erinnert, ist als eine der größten Merkwürdigkeiten der canarischen Inseln auch schon längst bekannt.

Wie Clavigero von den alten Mexikanern meldet, daß lange vor Ankunft der Spanier, eine eingeborene Königstochter im Traum die Ankunft derselben vorhergesehen hatte, so hatten auch die Guanchen ein second sight, aber von kirchlicher Art. An das Muttergottesbild von Teneriffa, das heute noch hoch verehrt wird, knüpft sich folgende Legende: Im Jahr 1392, als die Insel Teneriffa noch heidnisch war, sahen

die Einwohner am Ufer eine große nächtliche Prozession mit Wachslichtern, Weihrauchduft und herrlichem fremdartigem Gesange. Vor der Prozession wurde das Bild einer Mutter mit dem Kinde umhergetragen und dieses Bild nachher am Tage im Gebüsch gefunden. Der heidnische König der Insel ehrte es hoch und ließ es in seine Wohnung bringen, wo es an Kranken Wunder that. Die nächtlichen Prozessionen aber wiederholten sich auch noch später und ließen jedesmal Tropfen und Stumpfen von abgebrannten Wachslichtern unterwegs zurück. Erst lange nachher kamen die Spanier mit ihren christlichen und katholischen Ceremonien, in denen die Eingebornen jetzt erst wiedererkannten, was sie vorher in der Vision gesehen hatten.

Unter den neuen Einwohnern der Inseln bilden die Spanier die Mehrzahl, dann folgen eine Anzahl Portugiesen, Holländer und Mauren aus Afrika. Auch diese neuere Bevölkerung ist brav, genügsam, fromm und von guten Sitten. Aber man hat nach und nach einen Theil derselben zu sehr verarmen lassen und das macht gegenwärtig der Regierung Noth. Durch eine weisere Vertheilung des Bodens und der Arbeit, meint der Verfasser S. 252, hätte man dem Uebel abhelfen können. Die reichen statistischen Notizen in Betreff aller Inseln muß man im Buche selbst nachsehen.

2) Ein Sommer in London. Von Theodor Fontane. Dessau, Katz, 1854.

Flüchtige Skizzen, in denen sich aber manches recht Interessante findet.

Vor allem wird die Größe Londons hervorgehoben. Es ist die größte Stadt der Welt. „Londres n'est plus une ville: c'est une province couverte de maisons!" hat ein berühmter Franzose gesagt, und er hat Recht. Auf einem Flächenraum von 16 englischen Quadratmeilen erheben sich gegen 300,000 Häuser mit einer Gesammt-Einwohnerzahl von über 2 Millionen.*) Hierunter befinden sich 30,000 Schuhmacher, 24,000 Schneider 4000 Doktoren und Apotheker" rc. Im Hafen von London laufen jährlich 30,000 Schiffe ein, die Einnahme von Briefporto beträgt jährlich 880,000 Pfund oder circa 6 Millionen Thaler. Für den Sittenzustand ist charakteristisch, daß unter den Prostituirten sich die Zahl der Kinder unter 15 Jahren allein jährlich auf 5000 beläuft. „Der Gesundheitszustand war in früheren Jahren trostlos; in dem Pestjahre 1665, wo sich die Bevölkerung Londons auf nicht volle 400,000 belief, starben nah an 69,000 Menschen, also von Sechsen Einer. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts starb jahraus jahrein von Zwanzigen Einer, also 5 Prozent der Bevölkerung. Erst in den letzten Dezennien hat sich dies Verhältniß günstiger gestaltet (25 von 1000 oder 2½ Prozent) und sogar günstiger als in manchen andern großen Städten, z. B. Paris, wo 33 von 1000 also 3⅓ Prozent sterben. Nichts destoweniger sind es alljährlich 50,000 (also ungefähr ein Potsdam), die auf den Kirchhof hinausgetragen werden. — Doch mögen ganze Städte aus dieser Stadt verschwinden, sie wächst und wächst, und ihre Größe eben wird zur Ursache immer neuen Wachsthums. Die Riesenstädte des Alterthums sind lange überflügelt; wann wird sie deren Schicksal theilen? Weit, weit! Nur ‚Gidder, der ewig junge' wird Korn auf ihr wachsen oder Schiffe über sie hinfahren sehn."

*) Die ungeheure Mehrzahl der englischen Häuser ist klein und entspricht nur unsern „Wohnungen", deren wir bekanntlich oft zwanzig in einem Hause haben. Ein englisches Haus ist durchschnittlich von 7 Personen bewohnt, eine Zahl, deren Niedrigkeit neben dem Umstand, daß selten mehr als eine Familie in einem Hause lebt, auch darin ihren Grund findet, daß ganze Straßen der häuserreichen City wohl benutzt, aber nicht bewohnt werden. Man kommt um 9 und geht um 6; die Einwohnerschaft eines solchen Hauses besteht oft nur aus einer alten Frau, die Briefe annimmt, Teppiche ausklopft und die Treppen kehrt. — Daher kommt es auch, daß alle City-Kirchen unbesucht sind, und daß in St. Paul z. B. vor leeren Bänken gepredigt wird.

In einzelnen Skizzen schildert der Verfasser den Glaspallast, die Herberge der deutschen Flüchtlinge, das deutsche Theater, Hydepark, den Tower, Richmond, öffentliche Denkmäler, die Kunstausstellung, die Sitten und Manieren der Engländer rc. Unter den Erinnerungen aus früherer Zeit nimmt eine etwas enthusiastisch geschriebene Biographie der berühmten Lady Hamilton die erste Stelle ein.

Glücklich scheint uns folgende Parallele (S. 265): „Der Deutsche lebt um zu leben, der Engländer lebt um zu repräsentiren. In Deutschland lebt man glücklich, wenn man behaglich lebt, in England, wenn man beneidet wird. Der Deutsche lebt um seinetwegen, der Engländer — versteht sich in egoistischem Sinne — um Anderer willen. Er will ihnen nichts geben, aber er will empfangen: Lob, Ehre, Bewunderung. Der Engländer repräsentirt immer, ich glaube auch wenn er allein ist. Er weiß: Uebung macht den Meister, und man hat in der Oeffentlichkeit nur das, was man im Geheimen übt. Man spricht vom englischen Comfort, und mit Recht; aber man darf das Wort nicht falsch übersetzen. Der Engländer hat tausend Bequemlichkeiten, aber er hat keine Bequemlichkeit. Er hat die weichsten Teppiche, die besten Polster, die schärfsten Rasirmesser; sein Toiletten-

tisch ist ein Bazar, eine Ausstellung im Kleinen; er hat Regenschirme, die man in die Tasche stecken kann, und Sackpaletots, die dem Comfort auf Kosten der Schönheit huldigen, er hat das alles, und dennoch — keine Bequemlichkeit. Woher das? Der Engländer lebt wie ein Fürst, zum mindesten wie ein Minister: an die Stelle der Bequemlichkeit tritt der Ehrgeiz. Er ist immer bereit zu empfangen, Audienz zu ertheilen, den Wirth des Hauses, den Vertreter einer Firma, eines Amtes, eines Namens zu machen; er wechselt dreimal des Tages seinen Anzug; er beobachtet bei Tisch — im sitting- und im drawing-room — bestimmt vorgeschriebene Anstandsgesetze, er ist ein feiner Mann, eine Erscheinung die uns imponirt, ein Lehrer bei dem wir nolens volens in die Schule gehen, er ist alles mögliche Gute und Große, aber er ist langweilig, und mitten in unser Staunen hinein mischt sich eine unendliche Sehnsucht zurück nach unserem kleinbürgerlichen Deutschland, wo man so gar nicht zu repräsentiren, aber so prächtig, so bequem und gemüthlich zu leben versteht."

Das Interessanteste im ganzen Buch ist übrigens eine Betrachtung über die „thönernen Füße" des englischen Colosses. Das Buch war geschrieben, ehe man wußte, in welche Verlegenheit die britische Regierung in Bezug auf Ergänzung ihrer Landarmee gerathen würde. Die seit einigen Wochen bekannt gewordene Unfähigkeit, aus der englischen, irischen und schottischen Bevölkerung das Heer ergänzen zu können, bestätigt sehr, was Herr Fontane von der inneren Schwäche des reichen England sagt. „Auf eigenem Boden angegriffen war die Insel immer schwach. Die Römer, die Sachsen, die Dänen, die Normannen, Allen kostete es nur eine Schlacht, um sich zu Herren und Meistern des Landes zu machen, und um ein Beispiel auch aus neuerer Zeit zu geben: der letzte Stuart drang mit wenig mehr als zweitausend Hochländern bis in die Nähe des bereits zitternden und total verwirrten Londons vor. Hiesige Spießbürger (die immer noch die Waterloo-Schlacht allein gewonnen haben und von den Preußen weiter nichts wissen als deren Niederlage bei Ligny) schwatzen natürlich, als würden sie vorkommenden Falls jeder ein Palafox seyn und die Tage von Saragossa vergleichsweise zu einem bloßen Puppenspiele machen, aber wir wissen's besser und wissen recht gut, auf welchem Boden das Urbild zum Fallstaff gewachsen ist. Ich habe in einem frühern Briefe von der Macht des englischen Nationalgefühls gesprochen und diese Macht ist da, aber die Klinge, die eine Eisenstange durchhaut, zerbricht umgekehrt wie Glas, und unter dem Schweiß dieses goldjagenden Volkes rostet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft, unbemerkt aber sicher. Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Muth; er hat ihn nicht selbst — und hier liegt die Gefahr. Lübeck konnte Kriege führen mit Königreichen, aber selbst zu den Zeiten seiner höchsten Macht würden ein paar Hundert dänische Söldner — mit Hülfe einer Ueberrumpelung mitten in die Stadt geführt — völlig ausgereicht haben, den ganzen stolzen Bau zu Fall zu bringen. Wenn keines Journalisten Blut jemals das Pflaster färbte, so sicherlich auch keines Kaufherrn. Der Handel hat nie größere Zwecke als sich selbst, und seine erste Bedingung ist — die Ruhe. Ein Gewinn in Aussicht gestellt und die City von London geht mit jeder Dynastie."

Populäre Geschichte.

Abendunterhaltungen eines Veteranen mit seinen Kameraden über teutsche und vaterländische Geschichte. Vom k. bayr. Oberst, Frh. von Schacht. Zweite Auflage. München, Druck von Deschler, 1854.

Die bayrische Geschichte im engern, die deutsche im weitern Horizont, faßlich vorgetragen für Soldaten von einem Soldaten. Der Verfasser hat den trockenen echt soldatischen Ton gut getroffen, welcher falschen Putz verschmähend bei aller Einfachheit doch eine innere Wärme durchfühlen läßt. Für das Reich und die Kirche des Mittelalters erweckt er wohl zu wenig Interesse. Weit lebendiger schildert er die Kämpfe der Dynastien und Stämme, und immer mit einem geraden soldatischen Urtheile. So läßt er sich durch die eifrigen neueren Bemühungen, von katholischer Seite das Betragen Tilly's bei der Einäscherung Magdeburgs zu rechtfertigen, keineswegs irre machen, sondern sagt einfach: „Tilly gebrauchte seine Autorität als Feldherr nicht und dafür richtet ihn die Nachwelt." Der Verfasser weiß wohl, was Untergebene im Kriege sich nicht erlauben dürfen, wenn es der Feldherr nicht leidet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 17. 28. Februar 1855.

Kirchliche Kunst.

1) Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos aus dem handschr. neugriech. Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron d. ältern und eigenen von Dr. Godeh. Schäfer. Trier, Fr. Lintz, 1855.

Dasselbe Werk ist bereits in einer französischen Uebersetzung des Durand von dem berühmten Didron, dem die christliche Kunstgeschichte schon so viel verdankt, im J. 1843 zu Paris herausgegeben worden. Didron und Durand haben das Original auf ihrer orientalischen Reise in einem Kloster des Berges Athos vorgefunden und Didron hat die Güte gehabt, eine treue Abschrift des Originals Herrn Schäfer mitzutheilen, so daß dieser letztere nicht an die französische Arbeit gebunden war. Er bemerkt mit Recht, die deutsche Sprache schmiege sich der griechischen besser an, als die französische.

Das Original ist im Kern altgriechisch, das aber allmählig ins Neugriechische übergeht. Didron sagt darüber: „Vor langer Zeit durch den Mönch Dionysius,*) den Maler des Klosters Fourna bei Agrapha, der mit Liebe die schönen und berühmten Malereien des Panselinos studiert hatte, verfaßt, vervollständigte sich dasselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert bis zu unseren Tagen, und umfaßt so das ganze System der griechischen Malerei. Es ist dasselbe eine fast vollständige Abhandlung über diesen Gegenstand. Für die lateinische und selbst gothische Iconographie unserer Gegenden ist dasselbe von einem wirklichen und offenbaren Werth. Es waren nämlich die Berührungen der lateinischen mit der griechischen Kirche sehr häufig. Bis zum Schisma machten die beiden Gemeinschaften nur eine aus. Nach der Trennung bestanden noch auf Umwegen und selbst direkt vielfältige Verbindungen. Was die Kunst selbst betrifft, so entdeckten wir ganz eigenthümliche Analogien zwischen der Kathedrale von Chartres oder der von Rheims und zwischen den Kirchen des h. Lukas in Livadien, der h. Sophia zu Saloniki und der h. Laura auf dem Berge Athos. Das Siegel, womit die Klosteroberen des Berges Athos ihre Beschlüsse besiegeln, und wovon wir im ersten Bande*) der archäologischen Annalen eine Zeichnung gegeben haben, ist auf einem Glasfenster der Kathedrale von Chartres ganz auffallend abgebildet. — Im ersten rein technischen Theile wird das von den Griechen bei dem Malen zu beobachtende Verfahren auseinandergesetzt, dann die Art und Weise, Pinsel und Farben zu präpariren, die Unterlage für die Fresken und die Gemälde zu fertigen und wie man auf dieselbe malt. Im zweiten Theile sind die Gegenstände der Symbolik und besonders der Geschichte, welche durch die Malerei dargestellt werden sollen, im Einzelnen und mit einer merkwürdigen Genauigkeit beschrieben. Der dritte Theil bestimmt genau den Ort, an welchem man, sey es in einer Kirche, einer Vorhalle oder einem Speisesaale die einen der Gegenstände und Figuren vor den andern an-

*) Der Maler nennt sich zu Anfang des Manuscripts, nach einer Dedikation oder Anrufung der Jungfrau Maria, in einer Anrede, welche er an die Maler richtet. Er sagt, daß er seine Kunst mit vieler Mühe in Saloniki erlernt und daß er, um Andern die Mühe zu ersparen, die er sich gemacht, dies Buch mit Hülfe seines Schülers, des Meister Cyrillus von Chios verfaßt habe, der seine Arbeit mit vieler Sorgfalt verbessert habe. Man glaubt auf dem Berge Athos, daß dies Manuscript sehr alt ist, aus dem 10. oder 11. Jahrhundert; aber es steigt wahrscheinlich nicht höher als bis zum 15. oder 16. hinauf. Uebrigens hat die Zeitangabe wenig zu bedeuten. Uns Andern liegt daran, eine vollständige Abhandlung über christliche Iconographie zu haben; in einem Werke dieser Art ist das Alter der Handschrift untergeordneter Natur.

*) Annales archéol. t. I. p. 213 ff.

bringen soll. **Zuletzt** bestimmt ein Anhang den Charakter, in dem Christus und die h. Jungfrau zu malen sind, und es werden einige der Inschriften angegeben, an denen die byzantinische Kunst so reich ist. Dieses Buch hatte die Inschrift: ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς. Anleitung zur Malerei."

Das Buch erhielt sich auf dem Berge Athos, weil von hier aus heute noch die größte Menge griechischer Kirchenbilder ausgehen. „Das Atelier, in welchem diese Gemälde vorbereitet werden und worin diese byzantinischen Künstler sich bilden, ist der Berg Athos; er ist in der That das Italien der orientalischen Kirche. Der Berg Athos, diese Mönchsprovinz, begreift in sich zwanzig große Klöster, die gleichsam ebenso viele kleine Städte sind; dann zehn Dörfer, zweihundertfünfzig einzelne Zellen und hundertfünfzig Einsiedeleien. Das kleinste Kloster begreift sechs und das größte dreiunddreißig Kirchen und Kapellen in sich; im Ganzen sind es deren zweihundertachtundachtzig. Die Dörfer oder Skiten besitzen zweihundertfünfundzwanzig Kapellen und zehn Kirchen. Jede Zelle hat ihre Kapelle und jede Eremitage ihr Betzimmer. Zu Kares, der Hauptstadt des Athos, sieht man, was man die Kathedrale des ganzen Gebirgs nennen könnte, und was die Mönche das Protaton, die Metropole nennen. Auf der Höhe der östlichen Spitze, in welche die Halbinsel ausläuft, erhebt sich die isolirte Kirche, welche der Metamorphose oder Transfiguration geweiht ist. So zählt man auf Athos neunhundert fünfunddreißig Kirchen, Kapellen und Bethäuser. Fast alles dies ist mit Fresken bemalt und mit Holzgemälden bedeckt. In den großen Klöstern sind ebenfalls die meisten Refektorien mit Wandgemälden bedeckt; in den reichen Klöstern von Vatopedi und Sankt Laura trifft man auch einige Mosaiken an."

Die russische Kirchenmalerei weicht einigermaßen von der rein griechischen ab. Ueber sie erhalten wir im Anhang die Uebersetzung einer Abhandlung von Sabatino.

Die alte Malerei vom Berge Athos steht der älteren Malerei und Skulptur des romanischen Mittelalters viel näher, wie außer der Kathedrale von Chartres auch noch viele andere Denkmäler beweisen. Die abendländische Kirche ging, wie die des Morgenlandes, von dem Grundsatz aus, es dürfe den Künstlern nicht freistehen, nach eigener eigensinniger Willkühr oder irgend einer Mode die Kirche auszuschmücken, sondern es müsse ein ernster, heiliger Typus festgehalten werden. Erst die italienische Kunst späterer und insbesondere seit dem 16. Jahrhundert ist davon abgewichen und hat die freieste Künstlerwillkühr zum Gesetz erhoben. Seitdem ist bis auf die neueste Zeit die altkirchliche Typik verachtet geblieben und man hat nur noch das Genie der von ihr emancipirten Künstler gepriesen.

Erst in jüngster Zeit hat der wieder zum Bewußtseyn gekommene strengere Geist echter Kirchlichkeit an den, wenn auch genialen und künstlerisch werthvollen, doch ganz unheiligen, verweltlichten, antikisirten oder modernisirten Kirchenbildern Anstoß genommen, die Freiheit der Künstler in dieser Beziehung bestritten und den Ernst der alten heiligen Typik wieder in Erinnerung gebracht. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß seit drei Jahrhunderten unzählige und sehr berühmte Maler, wenn sie Kirchenbilder malten, nur an schönes Fleisch, schöne Gewandung, nur an künstlerische Effecte, wenn nicht geradezu an Sinnenlust gedacht haben und daß unzählige solcher vielgepriesenen Bilder einen vielmehr unheiligen als heiligen Eindruck machen.

Auf der anderen Seite scheint die Besorgniß obzuwalten, als ob ein finsterer und bigotter Geist die Kunst in Anspruch nehmen und zu dem todten Mechanismus herabwürdigen könnte, der uns aus den russisch-griechischen Kirchenbildern entgegenstarrt.

Man muß beide Extreme vermeiden. Gewiß wäre eine allgemeine Knechtung der Kunst eben so unziemlich als unmöglich. Gewiß ist es aber andrerseits auch die Aufgabe der kirchlichen Kunst, von ihren weltlichen Verirrungen zurückzukehren zur wahren Heiligkeit. Diesem letzteren Bestreben nun kann das Studium des vorliegenden Buchs in mancher Beziehung förderlich seyn. In der Gesetzmäßigkeit der griechischen Malerei verräth sich zwar hin und wieder ein pedantischer Mechanismus und bis zum Uebergewicht wird hier das alte Testament in Darstellungen berücksichtigt, was auf die abendländische Kirche keine Anwendung zuläßt. Allein wie im früheren Mittelalter das Abendland dieselbe Typik hatte, wie das Morgenland, so ist auch heute noch das Meiste aus dem Buch von Athos auch auf unsre Kirchenmalerei der Gegenwart anwendbar, und ist es schon ein Gewinn für die Künstler, wenn sie aus jenem Buche wieder lernen, daß eine Kirche mit all ihrem Inhalt vom Grundriß bis zum letzten Ornament von einem Geist durchdrungen und nach einem Gesetz vollendet werden müsse und daß der Künstler sich nothwendig nach dem gegebenen und unabänderlichen christlichen Geist richten müsse und es ihm keineswegs frei stehe, aus der heidnischen Welt des Alterthums oder aus eigener Phantasie herbeizuholen, was ihm beliebt.

2) Christliche Symbolik von Wolfgang Menzel. Zwei Theile. Regensburg, Manz, 1854.

In diesem Werke ist das vorige zwar auch vielfach benutzt worden, es hat sich aber die größere und schwierigere Aufgabe gestellt, das Symbolische und Typische in der abendländischen Kirche zu einer klaren Uebersicht in alphabetisch geordneten Artikeln zu bringen. Es sey uns gestattet, hier Einiges aus der Vorrede mitzutheilen, um es unsern Lesern zur Kenntniß zu bringen, bei denen wir Interesse für den Gegenstand voraussetzen. „Das Werk unterscheidet sich von den bisher vorhandenen Ikonologien durch bei weitem größere Vollständigkeit, indem es sich nicht darauf beschränkt, conventionelle Attribute der Heiligen aufzuzeichnen, sondern den tiefern Grund und innern Zusammenhang in der gesammten christlichen Bildersprache nachweist. Es erläutert alle Sinnbilder in der heiligen Schrift, im Dogma und Cultus, in der Legende, in der Baukunst, Sculptur, Malerei und Poesie der Kirche. Die Kenntniß dieser Dinge ist so sehr verdunkelt, daß selbst viele fromme Priester die alten Bilder in ihren eigenen Kirchen nicht mehr verstehen, und daß gerade die schönsten und geistreichsten Abhandlungen und Homilien der Kirchenväter und Mystiker, welche bildliche Auslegungen enthalten und Hauptquelle der kirchlichen Symbolik sind, zu den vergessensten Dingen im ganzen Bereiche des menschlichen Wissens gehören. Der verewigte Görres sagt in der Vorrede zu seiner Geschichte der Mystik Seite XIII: ‚Ich wollte eine Sache wieder zur Sprache bringen, die man seit geraumer Zeit selbst in der katholischen Welt auf sich hat beruhen lassen; weil das wegwerfende Gerede von der Gegenseite, selbst auf die Einsichtigeren, nicht ohne Wirkung geblieben. Viele haben damit angefangen, auch ihrerseits scheu vor ihr, wie vor etwas Gespenstischem, zurückzutreten, und die Erscheinung so lange von sich abzuhalten, bis sie durch langes Ignoriren ihnen zuletzt gar verkommen, und nun eine schimpfliche Unwissenheit das frühere geflissentliche Uebersehen schwer gestraft.‘ Allein er drückt die Hoffnung aus, jene alten heiligen Gebiete würden alle, wie das einst verlorene ‚Atlantis‘, von neuen Columben wieder aufgefunden werden, da sie alle noch vorhanden sind und fest stehen und nichts darin geändert noch verloren, sondern nur vergessen und unbeachtet geblieben ist. ‚Eine Entdeckung wird die andere rufen, wie bei den Seefahrten, unbekannte Welttheile entlang, ein Vorgebirg dem andern gewinkt; am Ende wird eine ganze bedeckte, längst bekannte, aber ignorirte, neue Welt gewonnen seyn.‘ Das gilt nun auch von der Symbolik, die auf's Innigste mit der altkirchlichen Mystik verwandt und aus ihr emanirt ist.

Das Bild ist heilig, wie das Wort. Der Heiland selbst sprach in Bildern. Das Bild ist mächtig wie das Wort, dem Volke vielfach eindringlicher als das Wort. Die Welt war frömmer, so lange noch die christliche Symbolik ihr geläufig, Laien wie Priestern innig vertraut war, so lange noch Jedermann die Bilder verstand, mit denen Kunst die Kirchen schmückte, und in der Natur selbst noch eine reichere Bilderbibel fand. Die Welt war frömmer, als man noch wußte, welche kirchliche Symbolik sich an jede Jahreszeit, ja an jeden Tag im Jahre und an den Namen seines Patrons knüpfte, als man noch in den Naturerscheinungen jeder Jahreszeit und selbst in Thieren, Pflanzen und Gesteinen das Symbolische erkannte, die Signatur des Heiligen in aller Creatur.

Nur zu lange ist diese Erkenntniß geschwächt und fast ganz verloren. Schon seit vielen Menschenaltern hat die sogenannte classische Bildung das Christliche in den Gesinnungen und Gedanken wie im äußern Leben zurückgedrängt und so sehr das Heidnische gepflegt, daß die meisten unter unsern Gelehrten und Dichtern die Tiefe des Christenthums so wenig mehr ahnen, als einst Lucian sie noch nicht ahnte. Die Kirche sah sich theils ihrer alten Bilder beraubt, theils mußte sie in ihren geweihten Räumen selbst die Erinnerungen und Zeichen jenes Heidenthums und unter christlichen Namen antike Gestalten aufnehmen. Es wurde zur Gewohnheit, auch bei Kirchenbildern nur an die Meisterschaft des Pinsels und die geistreiche Manier zu denken, nicht mehr an den Inhalt. Die ganze neuere Kunstkritik und Kunstgeschichte ist in dieser Richtung ausgebildet worden. Nach der Kirche, ihrem Gesetz, ihrer Symbolik, nach der ursprünglichen und einzigen Bestimmung der Kirchenbilder für die Andacht fragt Niemand mehr. Die heiligsten Bilder mit holländischen Viehstücken vermischt in Galerien zu sehen, wundert Niemand mehr, und eben so wenig befremdet es, daß umgekehrt in den Kirchen selbst durch unheilig aufgefaßte Bilder weltlicher Augenlust gefröhnt wird.

Alles Kirchliche in der Kunst liegt im Symbol und dieses selbst wurzelt in den tiefsten Mysterien der Kirche. Nur die Kirche allein hat das Recht, zu bestimmen, wie in ihrem Bereiche gebaut, gemeißelt, gemalt und gesungen werden soll, denn die Kunst muß hier überall der kirchlichen Grundidee dienen; nichts darf hier der Willkühr oder Mode überlassen bleiben. Aber das haben selbst katholische Geistliche vergessen. Herr von Wessenberg sagt in seinen ‚christlichen Bildern‘ II. 464: ‚Die Sinnbilder des Christenthums werden weniger durch

gewisse Ab- und Kennzeichen, als durch Seelencharakteristik kennbar gemacht.' Er billigt daher, daß man die altkirchliche Typik aufgegeben und der Willkühr der Künstler überlassen hat, wie sie die heiligen Ideen, Personen und Scenen darstellen wollen. Aber jene uralten Ab- und Kennzeichen sind das Alphabet der kirchlichen Bildersprache, und wer sie nicht mehr anwendet, noch versteht, der fällt unwillkührlich in die unkirchliche und heidnische Bildnerei. Auch jene ‚Seelencharakteristik' darf von den Künstlern immer nur innerhalb der strengen Gesetzmäßigkeit in der kirchlichen Grundidee und Symbolik, nie ohne Rücksicht auf die kirchliche Wahrheit und Treue, nie ohne strenges Einhalten der Heiligkeit, die in der Bestimmung der Bilder liegt, nie ohne Wahrung der kirchlichen Autorität versucht werden. Es versteht sich von selbst, daß der heiligen, durch und durch lebenvollen und geistreichen, von Gott gegründeten, im göttlichen Geist fortwirkenden Kirche nicht mit steifen, handwerksmäßigen und seelenlosen Bildwerken gedient seyn kann, in denen alte Typen zwar erhalten, aber erstorben sind, wie dies im Orient der Fall ist. Der Kunst muß ihre edle Freiheit bleiben, aber sofern sie die Kunst der heiligen Kirche und selber geheiligt werden will, muß sie in freier Liebe jenen Gehorsam sich aneignen, ohne den sich Niemand dem Herrn der Kirche naht. Was dabei herauskommt, wenn die Künstler, sich in diesen Beziehungen emancipirend, nur ihrer Gewinnsucht und Eitelkeit, nur dem weltlichen Geschmack oder der Mode huldigend, Kirchenbilder malen, hat die kokette Sentimentalität, das affectirte Pathos, die Sinnenbestechung und Effectmacherei in jener freigegebenen ‚Seelencharakteristik' leider zur Schau gelegt. Die Künstler tragen weniger Schuld, als sie zu bedauern sind, in einer Zeit gelebt zu haben, in welcher der bessere Geist aus der Kirche gewichen war. Ihre Bilder, so wie die modernen unheiligen Tempelbauten, sind nicht die Ursache, nur die Folge der allgemeinen Paganisirung der gebildeten Welt. Darum haben auch einzelne fromme Künstler gegen die allgemeine antikirchliche Strömung wenig auszurichten vermocht. Erst muß die Kirche wieder innerlich erbaut seyn, ehe sie sich auch äußerlich im reinen bräutlichen Schmucke der Kunst zeigen kann. Aber es regt und bewegt sich überall, wie eine Auferstehung der Kirche. Auf dem Felde der Wissenschaft wird die kirchenfeindliche Usurpation Jahr um Jahr siegreicher zurückgeschlagen. Das Volksleben selbst durchdringt wieder mehr christlicher Geist, und es ist nicht mehr möglich, die Frage zu unterdrücken, ob nicht dem Bilde neben dem Worte wieder sein altes Recht gebühre? Nicht nur in Deutschland, auch in dem noch weit verweltlichteren Frankreich bricht allmählig eine tiefe Sehnsucht der Kirchlichgesinnten auch nach kirchlicher echter und gerechter Kunst hervor. Zwar ist die Kirche äußerlich verarmt, aber ihr Geist ist reich und mächtig, und je lebendiger er erwacht, um so gewisser wird er auch fromme Künstler erwecken. Die Kirche fehlt der Kunst, die Kunst fehlt der Kirche. Zwischen beiden bestehen tief geheime Bande, die in ihrem beiderseitigen Wesen liegen und nicht auf immer zerrissen werden können.

Die Frage hat aber auch eine wissenschaftliche, eine theologische Seite. Die Symbolik ist nicht blos Spiegel, sie ist auch Quelle des Dogmas, denn die heiligsten Mysterien sind im Worte offenbart, welches zugleich Bild ist. Die Offenbarung im Bilde enthält den ganzen Schatz der Lehre, wie die im Worte, auch da, wo sie auseinandertretend einander nur spiegeln. Nicht ungestraft trennt man das Wort vom Bilde, um das letztere auszuschließen oder nur zu vernachläßigen. Wenn auch ein in der christlichen Idee tief wurzelndes Urbild durch Häresie verzerrt oder innerhalb der Kirche selbst zeitweise durch Aberglauben oder künstlerische Mißhandlung entweiht wurde, so konnte das an seiner ewigen Gültigkeit doch nichts ändern. Es kam nur darauf an, das Gebiet der Symbolik rein zu erhalten, nicht es zu verlassen. Eine so klare und scharfe Erkenntniß der echten christlichen Symbolik als eines großen architektonisch gegliederten Systems besaßen die Kirchenväter, die Mystiker des Mittelalters, die Schöpfer des Cultus, des christlichen Kalenders und sämmtlicher kirchlichen Künste. Nur in dieser Erkenntniß ist die Kirche äußerlich wie innerlich ausgebaut worden. Nur in ihr kann sie erhalten oder, wo sie in Verfall ist, wieder erbaut werden.

Die Symbolik ist Offenbarung Gottes im Bilde und Andacht der Menschen im Bilde, dort in aller Weise klar und sicher, unumstößlich, unwandelbar, imperatorisch wie eine höhere Mathematik, hier dem Wechsel der Zeiten und des menschlichen Geschmackes unterworfen, in Zeiten der Gottesfurcht und Gottesminne von rührender Einfachheit, Wahrheit und Schönheit, in Zeiten des Zweifels, der Eitelkeit und Neuerungssucht dagegen abirrend von der Wahrheit, überkünstlich, zweideutig und mannigfachen Häresien dienstbar. Von oben her ist das Kreuz auf das Erdenrund gepflanzt worden und von unten her haben sich die Blumen der kirchlichen Poesie um seinen Fuß gerankt, aber auch Unkraut und schlangenbergende Dornen." rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, | N° 18. | 3. März 1855.

Schauspiel.

1) Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von E. R. München, lit. art. Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung, 1854.

Ein religiöses Schauspiel. Seraphia, die Gattin des Sirach, eine Jüdin zu Jerusalem, hat sich dem Heiland zugewendet, wie auch ihre jüngere Schwester Dina. Ihr Gatte zweifelt noch und ein Pharisäer sucht ihn durch das Argument, daß Christus, wenn er Gottes Sohn wäre, sich auch zu helfen wissen und nicht von Herodes und Pilatus mit Schmach behandelt und zum Tode verdammt werden würde, mit seinem Glauben ad absurdum zu führen. Das Stück spielt in den Tagen der Passion und die Theilnahme der Genannten an dem schrecklichen Ereigniß wird aufs ergreifendste geschildert.

Die junge Dina erzählt:

Wie einst im Sommer, über die Haide fegend,
Der Westwind leise pfeifend kam, und Wolk'
Auf Wolke thürmt', draus mattes Blitzen fuhr,
Dann laut aufheult', und furchtbar krachend die Flamme
Im Augenblick in's alte Gemäuer dort
Herniederschlug, daß Licht- und Staub-geblendet,
Im ungeheuren Tosen des Gehörs
Mir kaum bewußt, ich stand: so wuchs auch nun
Unheimlich gährend Murren höher an
Im Volke rings, bis plötzlich ein wüthender Schrei
Gällte empor, dann tausend rasende Stimmen
Losbrechend schrien: An's Kreuz, an's Kreuz mit ihm.

Da hob das schwere, dorngekrönte Haupt
Er matt empor, und schlug das Auge auf,
Das halbgebrochne, blutig unterlaufne.
Zu seinen Füßen sah das Volk er toben,
Das jüngst Hosannah rufend ihn begrüßt;
Ein Blick, von dem mir schien, ihm müßten sich
Die Himmel neigen, traf uns, doch er rührte
Die steinernen Herzen nicht. Wie tiefe Klage,
Wie herzzerreißende brach aus diesem Blick,
Da klaglos stumm die bleichen Lippen blieben.
Es drängte stürmisch ein auf mein Gemüth
In dieses Auges Strahlen eine Welt
Von Schmerzen, die ich nicht zu deuten weiß.
Kein weichlich Mitleid war's für diesen Mann
Den ich zum ersten Male sah; erschüttert
In ihren Tiefen fühlt' ich meine Seele.
Mir war, als sey auf mich dies Aug' gerichtet,
Als läg' mein ganzes Inn're aufgedeckt
Mit seinen Makeln, seiner Sündenlast,
Die furchtbar Zeugniß gäben wider mich,
Vor dieses Blickes schmerzumflorter Klarheit;
Als gälte mir die schwere, bittre Klage,
Als hätt' ich Theil an dieser ungeheuren,
Entsetzlichen Schuld, und mit dem andern Volk
Ihn preisgegeben diesem Schmerzensmeer.
Was ich empfand, vermag ich nicht zu schildern,
Und hätt' ich Jahre gleich zur Frist, und stünd'
Mir aller Sprachen Fülle zu Gebot.
Ich weiß nicht, ob ich bin in's Knie gebrochen,
Es trat die Welt um ihn und mich zurück ꝛc.

Seraphias Qual wird noch vermehrt durch das Schwanken ihres Gatten, dem der Pharisäer immer wieder Vernunft predigt, damit er nicht glauben soll. Als sie endlich nach Golgatha eilt, bleibt Sirach bei dem Pharisäer zurück, zwar nicht ganz von diesem überwunden, aber auch nicht ganz mehr gläubig, weil ihn die Schmach des Gottes empört und seinem gemeinen Verstande ein Widersinn darin zu liegen scheint. Da kehrt Seraphia mit dem Schweißtuch zurück, in dem Christus sein Angesicht getrocknet und in dem er ein vollkommenes Abbild desselben zurückgelassen hat. Von diesem „wahren Bilde", vera icon, nennt sich Seraphia fortan Veronika. Sirach wird durch das Wunder vollkommen bekehrt. Sehr schön ist der neuen Veronika Triumphlied, denn in dem Augenblick, indem das Kreuz

auf Golgatha aufgerichtet wird, denkt sie nur noch an den Sieg.

Wir sind gerettet — horch wir sind gerettet!
Ihr Erd' und Himmel, wie das Wort erklingt!
Schon wird das Osterlamm auf's Todesholz gebettet;
Ihr alle, die gekettet
Und angstbeladen mit dem Fluche ringt,
Hört es, wir sind gerettet,
Nun sehet zu, wie Tod den Tod bezwingt.

Die ihr nach Heilung schreit, ihr sollt gesunden!
Wer suchet Sühne? Sühne voll und reich?
Gesundheit, Sühne fließt aus offnen Todeswunden,
Das Opfer ist gefunden;
Schon harrt geduldig auf den Todesstreich
Das reine Lamm gebunden;
O welche Lieb' ist dieser Liebe gleich!

Man kann diese ernste und liebliche Dichtung mit nichts besser vergleichen als mit einem spanischen Auto. Unsre moderne Poesie, im Unglauben aufgewachsen, hat eigentlich noch keinen rechten Platz für solche Dichtungen, wird ihn aber einräumen müssen. Wir freuen uns unendlich, in diesem Gedicht nicht blos tiefe Glaubensgluth, sondern auch jene edle Einfachheit der Erfindung und Sprache wahrzunehmen, die das Kennzeichen der Autos sind und die wir schon in den Gedichten des seligen Fräulein von Droste-Hülshoff bewunderten, nicht aber in denen von Redwitz, obgleich unbesonnene Stimmen in vielen Blättern dem Letztern die Palme reichten.

2) Die Märtyrer. Dramatisches Gedicht von E. J. Stagnelius. Aus dem Schwedischen von Ludwig Clarus. Regensburg, Manz, 1854.

Das Martyrerthum der h. Perpetua und Felicitas, als Trauerspiel behandelt von dem Schweden Stagnelius, der im Jahr 1823 noch kaum dreißig Jahr alt gestorben ist. Der Uebersetzer macht darauf aufmerksam, daß dieses Trauerspiel, obgleich von einem Protestanten verfaßt, doch bei weitem katholischer und überhaupt frömmer empfunden sey, als das berühmte Martyrerstück des katholischen Corneille (Polyeukt). Das liegt im Wandel der Zeiten. Was konnte auch die zu des Corneille Zeit blühende klassische Schule für christliche Poesie leisten?

Perpetua ist eine junge Wittwe und Mutter des Knaben Flavius. Sie stirbt als Christin, denn sie will ihren Glauben nicht abschwören, wodurch allein sie sich retten könnte. In einer edlen und mächtigen Familie geboren (ihre Eltern leben beide noch), in der Jahre Blüthe, glückliche Mutter eines geliebten Kindes, wird sie durch die süßesten und zartesten Bande der Natur ans Leben gefesselt, aber sie will die Treue nicht brechen, sie will dem Heiligen, das sie erkannt, nicht fluchen. Dieser Heldenmuth ist das geringste Opfer, was der Christ Christo schuldig ist, der, ein Gott, für die Menschheit menschliche Qualen erduldete. Das ist das Thema, welches der Dichter auf sehr würdige Weise behandelt hat. Hören wir Perpetuas Vater mit liebevollem Zorn in sie dringen:

Zurück in Zeiten noch, Nachtwandlerin!
Vom Abgrund, dessen Rand dein Spielplatz ist.
Unsinnige Mänade, laß die Stimme
Der Liebe und Vernunft dich wecken wieder!
Denkst du nicht mehr der Kindheit sel'gen Tage?
Auf Hoffnungsblumen, die der Hauch der Freude
Liebkost', hast du, ein junger Schmetterling,
Im Sonnenglanz und Liljenduft gespielt.
Der Mutter Liebe war die Sonne, die
Tag's deinen Füßen leuchtete, der Mond,
Der himmlisch mild im Traume dir gelächelt,
Die Morgenröth', die mit von Freudenthränen
Bethauter Wang' vom Schlummer dich erweckt
Zu Freud' und Leben in den Rosenhainen.
Fühllose! du verläugnest deine Jugend,
Der Urwelt Schön' und ihre Göttermächte
Vernichtest du, zückst gegen deinen Ursprung
Des Todes scharfen Dolch barbarisch und
Zerfetzest wild den Schooß, der dich gebar.
Entreiße dich der Eumeniden Armen,
Der Furien Eisenfäusten; tausche wieder
Dein Menschenherz für das des Tigers ein.
Nicht für mich selber bitt' ich, noch für dich,
Nur für die Mutter. Laß den Abendstern,
Der ihres Lebens Dämm'rung leuchten sollte,
Sich wandeln nicht in drohenden Kometen,
Und diesen Baum, der einst so herrlich blühte,
Der gold'ne Ernte für den Herbst verhieß,
Statt Freudenfrucht nicht bittern Tod erzeugen.
Soll einer lieben Tochter Hand nicht Blumen
Des Trostes auf ihr Todeslager streu'n?
Nicht ihr das Auge schließen? Soll ein Kuß
Des Friedens von geliebten Lippen nicht
Der Armen Seel' an's Grabesthor geleiten?
Soll zornerfüllt zum Orcus fliehn ihr Schatten,
Laut jammernd von des Lebens Hohn gefolgt,
Getäuscht von Allem, was sie hier geliebt?

Perpetua.

Erfind'risch quälst du mich. So schwer verwunden
Des wilden Ebers Zähne nicht. Es schärfen
Roms Henker nicht so sehr ihr Beil, wie du
Das Wort, womit mein Herz du mir zerreiß'st;
Doch eitel ist dein Müh'n. Er, der Gesetze

Der Sonne gab für ihren Lauf im Thierkreis,
Für Ebb' und Fluth im Meer, für Mondes-Wechsel
Und Sternengang — der Mächt'ge, dessen Blick
Still Himmelssphären wölbet von Krystall,
Heißt meinem armen Herzen wandellos
Am Platz zu seyn, den seine Lieb' ihm anwies.
Laut ruft des Blutes Stimm' und der Natur,
Doch lauter noch ruft Gottes eig'ne Stimme.

Dem entspricht Perpetuas schönes Gebet:

Gott! Rette mich, beraube nicht mein Auge
Des gold'nen Strahles deiner Gnad' und Wahrheit,
Des Hochgefühles deiner Geisteskraft.
Wohin entflieh' ich? Alle Welt bewaffnet
Sich gegen meine Liebe, meinen Glauben,
Natur und Schicksal wollen mein Verderben.
Gott, höre mich! Aus der Versuchung Sturm
Ruf' ich zu dir, aus der Verzweiflung Wogen:
O Ewiger! Reich' mir die starke Hand
Und mache mich aus schwarzer Tiefe frei!

Naturkunde.

Studien. Populäre Vorträge von Prof. Dr. M. J. Schleiden. Mit einer Ansicht, einer Karte und 3 lithogr. Tafeln. Leipzig, Engelmann, 1855.

Verschiedene Vorlesungen, die der Verfasser gelegentlich gehalten hat. Zuerst über „Fremden-Polizei in der Natur". Ein etwas barocker Titel, der auch nicht recht passen will, sofern einfach von der Verbreitung der Pflanzen und Thiere auf der Erde die Rede ist. Hier ein Paar seltne Beispiele von Thierwanderungen. „Auf dem Ganges, Congo, Amazonas, Orinocco und Mississippi treiben alljährlich schwimmende Inseln mit ihren lebenden Bewohnern herunter. Bei den Molukken und Philippinen begegnen die Seefahrer nicht selten solchen schwimmenden Landstücken. Landvögel, Eidechsen und Insecten verbreiten sich mit treibenden Bäumen von Insel zu Insel. Ja auf St. Vincent, einer der kleinen Antillen, erschien, wie Lyell erzählt, eine Boa constrictor, um einen starken gesunden Cedernstamm gewunden, mit welchem sie aus den brasilianischen Urwäldern fortgerissen war, und tödtete noch einige Schafe, ehe sie erlegt werden konnte. Die bewegte Luft, welche die Samen und Eier der Pilze und Infusionsthierchen umherträgt, reißt in ihren stärkern Erregungen auch größere Thiere mit sich fort. Zahllos sind die Beispiele von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, daß Insecten, Fische und Amphibien, ja selbst höhere Thiere, Mäuse und Ratten, durch Stürme und Wirbelwinde weit fortgetragen und an entfernten Orten abgesetzt sind. Noch am 30. Juni 1841 stürzten auf dem Gute des Herrn von Holzendorf-Jagow in der Ukermark mit einem anderthalb Stunden währenden Regen eine ungeheure Menge bis fünf Zoll langer Fische herab, Hechte, Barsche, Plötzen und Stichlinge, im eigentlichen Sinne des Worts ein gefundenes Fressen für Störche, Raben, Enten u. s. w., die sich in Schaaren zu diesem Mahl versammelten. (S. 30.) — Es wird jedem meiner Leser erinnerlich seyn, daß an den meisten Orten die plötzliche Erscheinung einer großen Anzahl kleiner Fliegen als Vorläufer der Cholera beobachtet wurde, und daß hier wirklich eine gewisse Verbindung zwischen Insect und Krankheit stattfinden kann, zeigt eine interessante Beobachtung von Cottrell in Sibirien. Die sogenannte sibirische Pest wurde früher in ihrem Zuge von Westen nach Osten bis Tomsk von den zahllosen die Ernten verwüstenden Schaaren einer kleinen Heuschreckenart begleitet. Seit 1833 haben aber diese Heuschrecken ihre Reiseroute geändert; sie ziehen jetzt von Süden aus längs der Flüsse nach Norden, und ganz denselben Weg nimmt seit 1833 die stets zugleich mit ihnen auftretende Rindviehpest." S. 33.

Interessant ist die Beobachtung, daß die Amphibien nie wandern, sondern immer da bleiben, wo sie geboren sind, obgleich gerade sie, die in zwei Elementen leben können, zu weiteren Wanderungen befähigt erscheinen.

Eines der hübschesten Bilder ist das der Wandertauben in Nordamerika. „Gegen die Brütezeit vereinigen sie sich plötzlich, man weiß nicht wo, nicht wie, nicht warum, in Schaaren von Millionen, um sich einen passenden Aufenthaltsort zu suchen. Wilson beobachtete ihre Züge in einer Höhe, daß ein Flintenschuß sie nicht erreichen konnte, dichtgedrängt und in mehren Schichten über einander. So weit das Auge reichen konnte, breiteten sie sich zur Rechten und zur Linken aus. Es war halb ein Uhr; Wilson setzte sich und beobachtete den Zug, der jeden Augenblick in Masse und Schnelligkeit wuchs. Nach einer Stunde setzte er seinen Weg fort in einer dem Flug der Tauben entgegengesetzten Richtung; um vier Uhr überschritt er den Kentuky-Fluß bei Frankfurt, und noch immer zog der Schwarm in unverminderter Menge über seinem Haupte dahin. Erst gegen fünf Uhr riß der Zug ab, und es erschienen in Pausen von fünf bis sechs Minuten einzelne ungeheure Schwärme von Nachzüglern, denen endlich gegen zehn Uhr Abends die letzten vereinzelten Marodeurs folgten. In dem Walde, den sie sich zum Brüteplatz auserseheu,

brechen, wenn sie sich niederlassen, die stärksten Aeste von der Last. In Kurzem ist der Boden Fußhoch mit ihrem Mist bedeckt. Eier und federlose Junge, aus dem Nest gestürzt oder mit den brechenden Zweigen herunterfallend, mästen die in den Wald getriebenen Schweine. Mit Steinen, Knütteln und Flinten werden viele Tausende von den Umwohnern getödtet, ohne daß sich ihre Zahl verminderte, ohne daß dieses Blutbad auf die überlebenden einen Eindruck machte." S. 36.

Die zweite Abhandlung bespricht die Nordpolexpeditionen, die vergebliche Forschung nach Sir John Franklin, die Entdeckung der Nordwestlichen Durchfahrt durch Maclure.

In der dritten Vorlesung zieht Schleiden geharnischt zu Felde gegen die unglücklichen Liebhaber des Wunderbaren in der Natur, indem er von der Natur der Töne und von den Tönen der Natur handelt. In dem verstorbenen Kanzler Autenrieth, der eine so schöne Abhandlung über die Naturtöne geschrieben hat, will er nichts als einen eiteln Schwärmer und Täuscher sehen. Es soll nichts Geheimnißvolles in der Natur übrig bleiben und das Ergründete mit nüchternem Verstande erklärt, aber nur nicht bewundert werden. Wenn die Natur noch so wehmüthig in Tönen zu uns spricht, wir sollen ungerührt bleiben. Wenn der Rapport zwischen Wirkungen von außen und Stimmungen in unsrem Innern noch so unwiderstehlich ist, wir sollen ihn mit Gewalt zerreißen und — nichts empfinden, aber auch gar nichts. Der Herr Professor erlaubt das nun einmal nicht. Den schmelzendsten Harmonicaton, bei dem die Seele unwillkührlich mitzittert, erklärt er einfach aus Glas und Schlag oder Streich, was ist da weiter zu verwundern oder zu empfinden? Auch alle Bezauberung durch die Menschenstimme wird hier in Mechanismus aufgelöst: „Die Lungen sind der Blasebalg, die Luftröhre ist die Pfeife, und im Kehlkopf ist durch zwei von beiden Seiten vorspringende elastische Platten, ‚Stimmbänder' genannt, die Mündung der Pfeife bis auf eine schmale Spalte, die man die ‚Stimmritze' nennt, verschlossen. Die Höhe und Tiefe des Tons hängt hierbei von der Spannung der elastischen Bänder und von der Weite der Spalte ab. Beides kann durch die Thätigkeit vieler kleinen Muskeln, die den Kehlkopf umgeben, mannichfach verändert werden. So pfeift der Mensch auf einer inneren Pfeife; die Modification der Resonanz durch Brust, Mundhöhle und Mund gibt die verschiedenen Vocallaute; die Art, wie man durch Lippen, Zähne und Zunge den Ton beginnen oder aufhören läßt, gibt das, was wir Consonanten nennen, und so ist die menschliche Sprache fertig. Johannes Müller hat durch Anblasen eines sorgfältig präparirten Kehlkopfs, indem er die Muskelthätigkeit durch Fäden und Gewichte ersetzte, Melodien gespielt und sich sogar zu dem Vorschlag erhoben, statt des großen jährlichen Etats für die Oper nur die Kehlköpfe verstorbener Primadonnen zu kaufen, auf denen dann jeder gemeine Bälgetreter, versteht sich unter Beihülfe eines Professors der Physiologie, ganz wie die Malibran singen könne." S. 110.

Die vierte Abhandlung zieht gegen v. Martius und Fechner zu Felde, weil diese eine Beseelung der Pflanzen angenommen und vertheidigen. Haben jene Naturforscher allerdings etwas zu poetisch über die Grenzen des Naturwahren hinaus phantasirt, so geht doch auch Schleiden wieder seinerseits zu weit, indem er nicht einmal das Poetische gelten läßt und in dem zarten Garten der Nanna (Fechners Nanna) mit Satyrhufen herumtritt.

Auch in der fünften Vorlesung schwingt Herr Schleiden wie Ritter St. Georg die Lanze, um den Drachen Unsinn zu besiegen, und zwar ist diesmal Swedenborg der Unglückliche, der mit seinen Schwärmereien das Opfer werden muß. Ihm folgt in der sechsten Vorlesung „Wallenstein und die Astrologie". In der siebenten und letzten aber „Mondscheinschwärmereien" überschrieben, fegt er mit dem großen kritischen Besen alle Poesie unter dem Monde weg, Alles, was man von der Beschaffenheit des Mondes, von den Wirkungen des Mondes auf das Leben der Erde, auf die Witterung, auf die Menschen ꝛc. je geträumt oder was liebende Sehnsucht an den Mond adressirt hat. All dieser Unsinn wird hier ausgefegt. Kurz, Herr Schleiden läßt an der Natur kein poetisches Haar mehr, sie wird gänzlich kahl geschoren, gegerbt und zu Leder verarbeitet. Nie saß die Nüchternheit und der platteste Rationalismus mit so viel Selbstgefühl und Majestät auf dem Katheder. Aber es ist wieder etwas in dem Buche, was auch den poetischer Geborenen abhält, der hier so grob auftretenden poetischen Intoleranz Feind zu werden. Es ist ein kleiner angenehmer Humor dabei. Der Feind aller Poesie ist wenigstens nicht langweilig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 19. 7. März 1855.

Gedichte

Gedichte von Hermann Lingg, herausg. durch Emanuel Geibel. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart und Augsburg, Cotta'scher Verlag, 1855.

Linggs Gedichte verdienen die Theilnahme, welche sie gefunden haben, denn sie beurkunden ein ungewöhnliches Talent. Er ist übrigens, wenn man so sagen darf, mehr Maler als Sänger, er entwirft mehr Bilder, als er Empfindungen ausdrückt.

Die Gedichte, mit denen die Sammlung beginnt, möchten wir nicht zu ihren vorzüglichsten rechnen. Sie erwecken eine falsche Erwartung. Es sind antike Bilder in romantischer Form. Gleich die erste „Dodona" beginnt:

Hell erglänzen die Plejaden,
Rosen, Reben blühn verzweigt,
Sich im Abendthau zu baden;
Alle Sterne sind geneigt;
Mit den Opfern steigt vereinigt
Aus der Tiefe Gluth empor;
Zweige tragend, schuldgereinigt,
Naht sich unsrer Jünger Chor. ꝛc.

Aber diese Gedichte sind nicht so schön und fließend, nicht so himmlisch klar, wie die berühmten Balladen von Schiller und Schlegel, es fehlt ihnen gleichsam die heitere ionische Luft, das Aetherische. Linggs eigenthümliches Talent tritt uns erst in den Gedichten entgegen, in denen der düstern nordischen Färbung auch der Gegenstand entspricht, zuerst in „Attilas Schwert".

Unterm Eichbaum auf der Haide
Liegt ein Riesenschwert uralt,
Oft in seiner dunklen Scheide
Zuckt es durch den Felsenspalt.

Heimlich warten Gnom und Elfe,
Wachsam bei dem großen Schatz;
Aber Eber nur und Wölfe
Wissen den gefeiten Platz.

Endlich finden's Hunnenkrieger,
Attila empfängt den Hort,
Und er ruft: Als Weltbesieger
Grüßt mich hier ein Götterwort.

Spricht's und schwingt das Schwert der Ahnen,
Wie zum Wurf nach West empor,
Allen Hunnen und Alanen
Schien es wie ein Meteor.

Hoher Wiederschein am Himmel,
Dehnt sich wie Kometenglanz;
Durch die Luft ein Schlachtgetümmel
Hört der Kaiser in Byzanz.

Hört's und ruft den Astrologen,
Der ihm nun, wie alles schweigt,
Auf des Bospors dunklen Wogen
Schwanke blasse Sterne zeigt:

„Kaiser, Gott und Götter schlafen,
Deine großen Feinde nahn,
Mische Gift und opfre Sklaven,
Thaten hast du nie gethan!"

In demselben Geist geboren und noch poetischer ist das folgende Gedicht „an der Ostsee":

Am Ufer, eh' der Tag anbricht,
Hört man die Welle klagen,
Zum Nir schleicht dann der Nebelwicht,
Erzählt von alten Tagen.

Wie Eis und Fluth zusammenkracht,
Wie Nordlicht und Gewitter,
So trafen einst in scharfer Schlacht
Sich Heiden und Christenritter.

Da brach der drachengeflügelte Helm,
In's Meer sank Hertha's Wagen,
Den Starken zwang der kluge Schelm,
Die Helden wurden erschlagen.

Der letzte, der der Schlacht entrann,
Es war ein wunder Skalde,
Er sprach: „O tragt mich sterbenden Mann
Zum kühlen grünen Walde!

Im kühlen Waldgrund möcht' ich ruhn,
An Wodans letzter Eiche
Möcht' ich den letzten Athem thun,
Dorthin legt meine Leiche.",

Er sprach's, da kam das Heergesind
Siegreicher Christenboten,
Sie tauften ihn, sein Blick war blind,
Sie tauften einen Todten.

Nicht Runen grub man auf sein Grab,
Ein Kreuz stand auf den Dünen,
Da riß die Fluth das Kreuz herab,
Herab vom Grab des Hünen.

Wir müssen zwar bedauern, den Dichter hier ein wenig hinüber verirrt zu sehen ins Lager jenes berüchtigten Kreuzausreißers, der seine Rolle unter dem Spritzleder ausgespielt hat; allein wenn es ihm darauf ankam, den letzten Seufzer des Heidenthums in einem rührenden Klageton über den trüben Nordstrand hingleiten zu lassen, so hat er den rechten Ton gewählt. — In tiefdunkler Färbung mit unheimlichem Scheine tritt uns in dem Gedicht „der schwarze Tod" die Pest des 14. Jahrhunderts entgegen, als eine Pilgerin, die schadenfroh, alles vertilgend, was ihr begegnet, durch die Welt wandert.

Erzittre Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Aegyptenland
In rothen Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand
Und Gift aus Dracheneiern. rc.

Ein Lied der Städter voll Haß und Hohn gegen den Adel, so wie ein „römisches Triumphlied" sind zwar schwungvoll, aber zu wenig unmittelbar, zu sehr Werk einer spätern und fremden Reflexion.

Unter dem Titel „vermischte Gedichte" kommen uns endlich einige rein lyrische Ergüsse entgegen, unter denen das zweite uns das schönste in der ganzen Sammlung zu seyn scheint, denn hier spricht die wahrste Empfindung:

Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür,
Niemand wacht und öffnet dir,
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja ich werde sterben müssen,
Eine andre wirst du küssen,
Wenn ich bleich und kalt,
Eh die Maienlüfte wehen,
Eh die Drossel singt im Wald;
Willst du mich noch einmal sehen,
Komm, o komme bald!

Wer fühlt nicht die Innigkeit der hier ausgesprochenen Worte, den echten menschlichen Schmerz? Nicht auf dieselbe Weise hat uns der übrigens sehr schöne, rührende und gedankenreiche „Gesang der Blinden" angesprochen, weil die Blinden hier zu wenig unmittelbar Gefühltes aussprechen, sondern zu viel über ihre Lage reflectiren.

Unter den vielen Erinnerungen an Italien zeichnen sich Landschaftsbilder aus, die ein Maler nicht schöner entwerfen könnte. Die ganze Gegend, ihr Charakter, Landschaft und Architektur, Staffagen und Himmel, vor allem aber die eigenthümliche Luft, das Glühen, Duften, Dämmern sind hier meisterhaft aufgefaßt, z. B. in der Schilderung Pästums:

Brütend liegt der Mittag über
Pästums öder Fiebergegend,
Schwüle Nebel niederlegend,
Selbst die Sonne schimmert trüber,
Und die alte Stadt Poseidons,
Stumm und einsam liegt sie da,
Ein zerstörtes Sodoma.

Auf zerbrochnen Steincolossen
Umgestürzter Architrave
Blühen Cactus und Agave,
Um die alten Mauern sprossen
Rothe Blumen und Akanthus;
Duftig wuchern drüberhin
Thymian und Rosmarin.

Nur ein gelber Tempelriese
Trägt noch seine Quaderbalken,
Um den Giebel fliegen Falken,
Epheu rankt sich um die Friese;
Und die Natter und die Eidechs
Sonnt sich an der Tempelwand
Wo geflammt der Opferbrand.

Ungebrochen stehn die schlanken
Dorersäulen; ein Jahrtausend
Sahen sie vorüberbrausend;
Throne stürzten, Völker sanken;
Ueber ihre Marmorhäupter
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,
Weht ein Hauch der Ewigkeit.

Eines der schönsten und namentlich wohllautendsten Lieder ist entstellt durch eine kleine kokette Nachläßigkeit:

> Wem nach langer Kerkernacht,
> Wem nach heißen Fieberwochen
> Wieder neu das Leben lacht,
> Frühlingsfrisch die Pulse pochen,
> Selig wie das Sonnenlicht
> Ist sein Herz und weiß es nicht.

Je wahrer hier die stille Wonne der Reconvalescenz ausgedrückt ist, um so unpassender scheint der Zusatz „und weiß es nicht“. Das Herz weiß es wohl, hier ist das Bewußtseyn am rechten Platze. — Unter der Ueberschrift „Weltumsegler“ faßt der Dichter auf großartige Weise den ganzen Reichthum des Lebens auf der Erdoberfläche zusammen.

> Wir steuern durch den stürmemüden
> Den leuchtenden Friedhof der Wasserwelt,
> Den stillen Ocean des Süden,
> Kaum, daß ein Hauch die Segel schwellt;
> Nur seltene Sterne, das Kreuzbild nur
> Hoch, golden und groß im dunklen Azur
> Erglänzt im öden Himmelsgezelt.
>
> Wir hören, wie herauf nach Norden
> Der Golfstrom seine Wogen stürzt,
> Von unbekannten Inselborden
> Nah'n Lüfte blumenduftgewürzt,
> Das Meer erbleicht, der Wellenschaum
> Holt Funken sich vom Himmelssaum,
> Den purpurn schon der Morgen schürzt.
>
> O Sonne! stets mit neuen Ländern
> Siehst du vor dir die Stunden blühn,
> Mit jedem Augenblick verändern
> Die Höhen sich, die Ströme fliehn,
> Es rauscht vom schwarzen Kaukasus
> Im Dunkeln noch der Gletscherfluß,
> Wenn hell schon am Indus die Berge glühn. ꝛc.

Es ist eines der schönsten Gedichte der Sammlung. Am Schluß das Bruchstück eines größern Epos „die Völkerwanderung“. Darin eine sehr malerische Schilderung des Schiffbruchs der Vandalen, bei dem die von ihnen aus Rom geraubten Götterstatuen untergingen.

> Doch wie nun Blitz um Blitz mit grellen Strahlen
> Die Götterbilder flammend übergoß,
> Erschienen wie belebt die kolossalen
> Metallnen Glieder bleich und riesengroß;
> Zu drohen schien ihr Antlitz den Vandalen,
> Ein Zürnen wie erzürnter Geister schoß
> Aus ihrem starren Blick, und ließ hingegen
> Erstarrung auf die Lebenden sich legen.
>
> Ein Bild Neptuns stand zwischen Eichenkloben
> Aufrecht gebunden an den Vordermast;
> Wenn nun das Schiff vom Sturm emporgehoben
> Hoch in die Wellen sprang mit seiner Last,
> Erschien der Meergott wie in Wolken oben,
> Den goldnen Dreizack hielt sein Arm gefaßt,
> Und neben ihm, der finster niederdrohte,
> Stand furchtbar Hermes da, der Götterbote.
>
> Ein Steuermann rief aus: Gewiß beschwören
> Den Sturm uns diese fremden Götzen nur;
> Denn ihrer dunkeln Höllenmacht gehören
> Noch stets die blinden Kräfte der Natur.
> Wohlauf denn, Brüder, laßt uns sie zerstören,
> Eh' das Verderben auf uns niederfuhr!
> Kein Zaudern mehr! Ergreift die Waffen schnelle!
> Zerschlagt und werft sie stückweis in die Welle!

In solchen Schilderungen liegt die Stärke des Verfassers. Großartige Scenen aus der Geschichte und Natur weiß er mit Meisterhand in wenig Worten mit tiefen und glühenden Farben auszumalen.

Mythologie.

Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen von Wilh. Furtwängler, Prof. Mit 6 Tafeln. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1855.

Man findet hier ein reiches Material aus der Mythologie und Mysterienlehre der Alten, und nicht minder aus dem Gebiet der Kunstdenkmäler. In der Verarbeitung hat sich der Verfasser aber ziemlich enge Grenzen gesteckt. Er handelt nämlich nur von der Lebenslust der Griechen, bei denen die Idee des Todes nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte, und sodann von der in den spätern Mysterien entwickelten Lehre von der „Führung der Seelen“, in der sich gleichfalls noch die frühere heitere Lebensansicht bewährt und das frohe und leichte Diesseits gleichsam nur in ein frohes und leichtes Jenseits überträgt. Er zieht aus den Mythen des Orients alles herbei, was diesen beiden griechischen Auffassungen sich nähert und von den Griechen aufgenommen oder umgewandelt wurde. Aber er faßt die Gegensätze nicht auf, die zwischen den alten Lehren des Orients und der griechischen doch unverkennbar vorliegen, z. B. das Verschwinden des Individuellen in der pantheistischen Verallgemeinerung der Inder, den sittlichen Rigorismus im alten Parsismus, den düstern Todtencultus der Aegypter, die eben so alles Leben in das Gebiet des Todes

zu ziehen liebten, wie umgekehrt die Griechen jene Schatten des Todes mieden oder nur spielend an die Wand malten und sich ausschließlich in „der süßen Gewöhnung des Daseyns", in der vollen Lust des Lebens gefielen. Es wäre nun doch darauf angekommen, diese Gegensätze hervorzuheben und im Griechenthum bei all seiner Liebenswürdigkeit doch auch das Leichtsinnige in seiner tadelnswerthen Seite zu bezeichnen.

Wir geben ihm unbedenklich Recht, wenn er S. 203 sagt: „Man mache nur diese einfachen, unbefangenen, jugendlichfrischen und für alle Genüsse der herrlichen Natur, die sie umgab, so empfänglichen Menschen nicht zu finstern Grüblern über Seyn und Nichtseyn, über Werden und Vergehen, über das was einst war und was einst seyn wird. Die Gegenwart ist es, auf die all ihre psychische Thätigkeit gerichtet ist; und wenn auch derjenige unter ihnen für den weisesten gilt, dessen Blick zugleich vorwärts und rückwärts schaut, so ist doch ihr Gesichtskreis so eng gezogen, daß schon die Grenzen des irdischen Lebens ihrem Blicke in dunkler Ferne erscheinen. ‚Die süße Gewohnheit des Daseyns' erfüllt sie ganz, und was über diese hinausreicht, macht ihnen geringe Sorge. Man berufe sich nicht auf die Schrecken, die ihr Glaube sie im Schattenreich finden läßt: kümmern den lebensmuthigen Jüngling etwa die Gefahren des Mannes, die Mühseligkeiten des Greisenalters, die er doch täglich vor sich sieht?" Das ist wahr. Aber es führt über den Ernst der Frage nicht hinüber.

Auch entspricht es vollkommen der griechischen Lebenslust und Sorglosigkeit, daß sich in den Mysterien nach und nach eine immer frohere und heiterere Lehre von einer liebenden Führung der Seele ausbildete. In dem Augenblick, in welchem die Griechen ernster über den Tod nachzudenken anfingen, drängten sich gleichsam alle ihre alten Götter und Genien, nebst neugeschaffenen allegorischen Mächten herbei, um sie wie in einem festlichen Tanz über die Schwelle des Todes hinüber zu führen, lächelnd, geistreich scherzend. Dabei lief alles darauf hinaus, keine eigentliche Sorge aufkommen zu lassen. Anstatt aber darin den tiefsten Widerspruch mit der christlichen Idee zu finden, glaubt der Verfasser, jene Mysterien seyen vielmehr Vorstufen des Christenthums gewesen und eines Geistes mit demselben. „Blicken wir, sagt er S. 168, auf den allgemeinen Culturgang der Völker, so sehen wir den Kampf am wunderbarsten bei den Indern, am großartigsten in den Mythen der Germanen, am schroffsten bei den Persern und Aegyptern, am interessantesten bei den Griechen hervortreten. Alle diese Völker haben am großen Bau der Cultur theils schöpferisch und bildend, theils erhaltend und fortentwickelnd sich betheiligt und alle haben die Entwicklung des Kampfes ganz, doch jedes in eigener Weise und mit verschiedener Kraft durchgemacht, so daß, obwohl die ganze Kette der Geisteskräfte bei allen in Schwung gesetzt wird, bei den Indern die in der zauberischen Vielheit der Sinnenwelt zerfließende Phantasie, bei den Germanen die Tiefe des Gemüthes, bei den Persern und Aegyptern der Verstand, bei den Griechen die vom Geist beherrschte Phantasie überwiegt. Bei den letztern aber hat er noch das Eigenthümliche, daß er zuerst mit sicherer Hand das Steuer der Freiheit ergriff und in der Sphäre, die ihm in der Entwicklung des Menschengeistes angewiesen war, den Sieg, den er erringen sollte, mit genialer Kraft ganz errang. So ist, wie die geniale Schöpfung ihrer Cultur überhaupt, dieser Kampf auf der großen Bahn, den die nach Vollendung ringende Menschheit durchläuft, der erste in Wahrheit vollendete, und mit Recht hat das Urtheil der Zeit die Trophäen, die ihn krönen, in die Vorhallen des ewigen Tempels gesetzt, den der göttliche Geist des Christenthums aufgebaut." Und schon in der Vorrede S. IX. „Nimmer kann, wer das Wesen des Hellenenthums erfaßt, eine dem Christenthum widerstrebende Richtung in ihm erkennen, und nimmer wird, wer dem Geiste von jenem folgt, diesem sich entfremden."

Von diesem Gesichtspunkt aus glaubt der Verfasser auch den berühmten Prometheus-Sarkophag auf dem Capitol geradezu christlich erklären zu dürfen. „Stellen wir nun den Herakles der Athene in der vorigen Gruppe gegenüber, so sehen wir, daß der Künstler eben durch diese beiden die durch Christus vollzogene Erlösung darstellen wollte: vorzugsweise mit Rücksicht auf die Lehre durch die aus dem Geiste des höchsten Gottes entsprossene Tochter, mit Rücksicht auf die That durch den mit einer Sterblichen gezeugten alles Heil des Heldenthums in sich vereinigenden Sohn." rc. S. 447. Gesetzt auch, jenes Sarkophagbild enthielte in heidnischen Charakteren einen christlichen Sinn, so wird doch damit der tiefe Widerspruch keineswegs aufgehoben, in welchem sich die heidnische Seelenführung und das christliche Erlösungswerk befinden. Denn jener fehlt eine Hauptsache, das Sündenbekenntniß und die Buße. In jenen heidnischen Mysterien hat es sich immer nur darum gehandelt, die durch neidische Götter oder durch ein tückisches Schicksal, nicht die durch eigene Schuld leidende Menschheit zu erlösen. Das ist der Unterschied, auf den es hier ankommt und über den der Verfasser zu leicht hinweggesehen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 20. 10. März 1855.

Altdeutsche Dichtkunst.

Leben und Dichten Hartmanns von Aue, dargestellt von Karl Barthel. Berlin, Schindler, 1854.

Hartmann von Aue blühte am Schlusse des 12. und im Beginn des 13. Jahrhunderts. Herr Barthel glaubt ihn zwischen die beiden Extreme altdeutscher Poesie stellen zu müssen. „Wolfram von Eschenbach, bald an Dante, bald an Klopstock erinnernd, repräsentirt die erhabene Kunstform. Hohe heilige Ideen und ein tiefsinniger Ernst liegen allen seinen Dichtungen zum Grunde und überall zeigt sich bei ihm eine priesterlich-würdige und strenge Weltansicht. Nicht selten aber kleidet er seinen ideenreichen Gehalt in mystische Dämmerung und erschwert, gerade wie Klopstock, durch seine gehobene gedrängte Sprache das Verständniß seiner Dichtung im Einzelnen, so daß bei ihm, vor Allem bei seinem Parcival, dem gedankenschwersten Epos unserer Nation, ein tiefes Studium dazu gehört, um zum Genuß der Dichtung zu gelangen. So ist er der ideenreichste, ernsteste, aber auch dunkelste unter den Dichtern des deutschen Mittelalters. Das gerade Gegentheil von ihm ist Gottfried von Straßburg, der Wolfram ebenso diametral entgegensteht, wie Wieland dem Klopstock. Er repräsentirt die gefällig-weiche Kunstform. Geflissentlich sich abwendend von der Welt der Ideen und dem Ernste des Lebens, faßt er das letztere allein von seiner leichten, rosig-heitern Seite auf und gefällt sich darin, uns den ganzen Leichtsinn, den vollen üppigen Genuß desselben darzustellen, ohne, wie es scheint, sich um den sittlich erschlaffenden Einfluß zu kümmern, den diese Auffassungweise haben könnte. Leidet bei ihm so der Inhalt seiner Dichtung, Tristan und Isolde, an Frivolität und weltmännischer Lüsternheit, so überragt er dagegen in diesem Gedichte an Kunstfertigkeit und Vollendung der Form alle Andern, denn diese Zierlichkeit und Gefälligkeit der Rede, diese Klarheit und Anmuth der Darstellung, wie sie sich bei ihm finden, fand damals nicht ihres Gleichen und kann auch jetzt nur in Goethe und Wieland ihr Gegenstück finden. Somit zeigen sich denn in diesen beiden Heroen der mittelalterlich-deutschen Dichtung die beiden Extreme, die zu allen Zeiten höherer Cultur hervortreten, weil sie in der Menschennatur selbst tief begründet sind, nämlich die mit Geist und Gedankentiefe verbundene strengere und die mit Geschmack und äußerem Reiz sich paarende laxe Weltansicht. Mitten zwischen beiden steht nun, wenn man will als Repräsentant des maaßhaltig Schönen, der Dichter, dem wir hier unsere Aufmerksamkeit insbesondere zuwenden wollen."

Nachdem Herr Barthel bei Wolfram und Gottfried von den Formen abgesehen und Geist und Charakter ihrer Dichtungen erwogen, hätten wir von seiner Charakteristik Hartmanns etwas mehr erwarten können. „Hartmanns besondere Vorzüge als Dichter sind aber auch, obschon er den Vergleich mit Wolfram und Gottfried nicht aushält, durchaus nicht gering anzuschlagen. Er besitzt vor Allem eine große Gewandtheit im Vortrage, der Fluß seiner Rede bewegt sich frei, leicht und natürlich und ist vorzüglich wegen der Ungezwungenheit in den Uebergängen zu loben. Seine Darstellungsart hat überdies etwas außerordentlich Klares und Durchsichtiges, und alle schwerfällige Dunkelheit, wie sie nicht selten sich bei Wolfram findet, ist ihm fremd; kurz in seinen Werken zeigt sich das ‚wohlgehaltene Maaß höfischer Anmuth'. In Hinsicht der äußeren Form endlich zeichnet er sich vor allen mittelhochdeutschen Dichtern durch die Reinheit seiner Reime aus." Das genügt nicht. Was Hartmann besonders auszeichnet, ist nicht das Formelle, sondern die Tendenz, die insofern zwischen der des Wolfram und Gottfried die Mitte hält, als sie die Tugend des ersteren festzuhalten sucht, aber schon im

Geschmack des letztern verweichlicht und gleichsam weibisch macht. Ihm fehlt die männliche Strenge Wolframs, er löst alles in Gefühl und Schwärmerei auf, allein er pflegt auch auf diesem mehr weiblichen Standpunkt allein das Hohe und sittlich Edle und gibt den Sinnengelüsten nicht nach, wie Gottfried. Herr Barthel hätte Gelegenheit nehmen können, diese Eigenschaften Hartmanns als ganz im deutschen Wesen liegend und noch heute in vielen Dichtern repräsentirte zu bezeichnen.

Hartmann hat sich zur Aufgabe gesetzt oder wurde durch sein Naturell dahin gezogen, ein Sänger der Treue und Opferwilligkeit zu werden. In seinem offenbar schönsten und auch berühmtesten Gedicht „der arme Heinrich" schildert er ein junges kaum dem Kindesalter erwachsenes Mädchen, das für ihren kranken Herrn sterben will. Gervinus hat das in seiner Weise als fratzenhafte Unnatur bezeichnet; Barthel ist eher geneigt, es aus dem Gesichtspunkt mittelalterlicher Frömmigkeit zu erklären und gelten zu lassen, sofern das Mädchen sich habe die Seligkeit verdienen wollen. Allein von einem solchen Eigennutz handelt es sich nicht. Die weibliche, die kindliche Seele ist immer, war aber vorzugsweise im frommen Mittelalter einer Hingebung fähig, von der freilich unsre modernen Rationalisten nichts begreifen, noch ahnen. — In einem andern Gedicht „Gregor auf dem Stein" schildert Hartmann den Frevel, den Gregorius der Einsiedler beging, nachher aber durch eine so unerhört strenge Ascese abbüßte, daß er dadurch geläutert und endlich sogar zur höchsten geistlichen Würde in der Christenheit erhoben wurde, ein Muster des passiven Aushaltens und Duldens durch eine lange Lebenszeit. — In einem dritten Gedicht „Erec" zeichnet Hartmann uns das Bild einer treuen Gattin. Erec will sein Weib Enite prüfen, heißt sie vor seinem Rosse zu Fuß einhergehen, läßt sie den Dienst eines Stallbuben verrichten und gebietet ihr überdies, nie ein Wort zu reden. Als sie, um ihn vor naher Gefahr zu warnen, dennoch spricht, mishandelt er sie noch mehr. Einmal brechen seine Wunden auf, er sinkt für todt hin und nun bewährt sich doppelt Enites Treue, denn sie weicht nicht von dem vermeinten Todten und wehrt sich verzweiflungsvoll gegen einen Grafen, der sie zur Liebe zwingen will. Da erwacht Erec, rettet sie und behandelt sie fortan nach Gebühr. — Das vierte Gedicht Hartmanns, Iwein, ist zwar in der Form am meisten vollendet, bietet aber in seinen bunten und schlecht motivirten Abentheuern keine tiefere Charakteristik dar. Demnach müssen wir uns an die drei erstgenannten Gedichte halten, um daraus die Vorliebe Hartmanns für die weniger männliche als weibliche Treue und Aufopferung und schwärmerische Hingebung zu erkennen.

Obgleich nun der Dichter der modernen höfischen Poesie zugewandt war, obgleich sich etwas Weibisches und Sentimentales, als echtes Kennzeichen des Modernen, bei ihm verräth, so hängt Hartmann dennoch im tiefsten Zuge seines Gemüths mit der alten Tendenz der Volkspoesie zusammen, nämlich in der Verehrung und Heilighaltung der Treue. Das nun hätte Herr Barthel mehr hervorheben dürfen.

Länderkunde.

Die Plata-Staaten und die Wichtigkeit der Provinz Otuquis und des Rio Bermego von S. Gottfr. Kerst. Mit einer Karte. Berlin, Veit und Comp., 1854.

Der Verfasser will den Strom deutscher Auswanderer nach Südamerika lenken, in die weiten, fruchtbaren Gebiete des Rio de la Plata und seiner Nebenflüsse. Seitdem die freie Schifffahrt auf diesem Strom gesichert ist, steht ausgedehnteren Niederlassungen im Innern des Landes kein Hinderniß mehr entgegen. Das Land ist sehr wenig bevölkert, für unsere Auswanderer wäre hier noch ein ungeheurer Raum offen. Aber auch auf das deutsche Mutterland würde der Verkehr von dort heilsam rückwirken. „Das Platastromgebiet ist das einzige der Erde, welches gleichmäßig der heißen und der gemäßigten Zone angehört, und den Austausch aller der unendlich verschiedenen Produkte dieser Zonen, mit Anwendung des Dampfes auf seinen Strömen, in sehr wenigen Tagen gestattet, es ist das einzige der großen Stromgebiete, das den Lauf seiner Gewässer vom Aequator abgekehrt nach Süden gerichtet hat. Die Jahreszeiten, welche den Ackerbau regeln, sind dort denen unserer Erdhälfte entgegengesetzt; der Landmann am Plata säet, wenn wir ärnten, und umgekehrt. Hat man wohl je die Bedeutung gehörig erwogen, welche die allweise Vorsehung in diese Anordnung für das Wohl und die Erhaltung des menschlichen Geschlechts gelegt hat? Man denke sich das Plata-Gebiet mit einer betriebsamen Bevölkerung besetzt, welche dem reichen Boden, im Süden und Norden desselben, alle Produkte der gemäßigten wie der heißen Zone abgewinnt, wie es von den Culturvölkern der nördlichen Erdhälfte, hier aber räumlich weit auseinander liegend, geschieht, wie leicht werden die Erndten am Plata, die wenigstens zum guten Theil in unsern Frühling fallen, im Stande seyn, Mangel

und Noth abzuhelfen, von denen die nördliche Erdhälfte in Jahren des Mißwachses betroffen wird! Der Dampf, welcher in der großen Schifffahrt immer mehr zur Anwendung kommt, bald allgemein angewendet werden dürfte, rückt die Mündung des Rio de la Plata den atlantischen europäischen Seehäfen ziemlich eben so nahe, als wie jetzt Odessa und die Seehäfen der Donau zu ihnen stehen; aber wie unendlich mannigfaltiger sind die Produkte, welche die Schiffe in den Plata-Häfen werden einnehmen können?"

Brasilien ist bis jetzt noch der gefährlichste Concurrent und daher sehr eifersüchtig auf jeden Fortschritt in den argentinischen Freistaaten. „Die herrlichen freien Länder im Stromgebiet des Rio de la Plata, insonderheit die nördlichen Argentinischen Provinzen, das Gran-Chaco, Paraguay, ferner: Bolivia, Peru und Ecuador können, wenn die Schifffahrt auf den Strömen frei ist, dieselben Produkte in ungeheuren Massen, ja wie allgemein zugestanden wird, in noch schönerer Qualität als Brasilien, liefern. Der Preis dieser Produkte würde wesentlich herabgedrückt werden, wenn es Brasilien nicht gelänge, fernerhin wie bisher die Ausfuhr aus jenen Ländern zu hindern. Die theure Sklavenarbeit kann unmöglich mit der Arbeit freier Leute die Concurrenz bestehen und es würde demnach die Sklaverei in Brasilien unhaltbar. Die freie Schifffahrt auf den Zuflüssen des Plata ist daher das wirksamste Mittel, den Sklavenhandel zu unterdrücken. Dieser Umstand erklärt zur Genüge das Verhalten des Brasilianischen Kabinets zu der Kolonisationsfrage und zu seinen Nachbarstaaten. Schwerlich wird die ‚Japanesische' Politik der Brasilianischen Staatsmänner noch ferner nennenswerthe Triumphe feiern. Europa und Nordamerika haben begriffen, daß sie es nicht nöthig haben, der Brasilianischen Sklaverei tributair zu seyn, und daß es für ihre fortgeschrittene Industrie unendlich vortheilhafter ist, freie Arbeiter zu Abnehmern zu haben, die man hierfür befähigt, indem man ihre Produkte, welche Brasilien bisher von den Märkten fernzuhalten gewußt, in Austausch nimmt."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die schöne und reiche Erde Südamerikas ihre hinreichende Bevölkerung finden wird, denn nachgerade nimmt die Auswanderung aus der alten Welt in immer größerem Maaßstabe zu. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die auswandernden Deutschen keine bessere neue Heimath finden könnten. Allein um die vom Verfasser bezeichneten Zwecke zu erreichen, würde immerhin eine massenhafte und wohlgeordnete Auswanderung erforderlich seyn, zu der es leider noch an allen Anlagen fehlt.

Deutschland kann in jedem Jahr sehr leicht 200000 Auswanderer liefern. Wenn ein Einheitsstaat, mit einigem politischen Verstande gelenkt, über so herrliche Kräfte jährlich zu disponiren hätte, er würde damit das Erstaunlichste ausrichten zum Wohl der Auswanderer selbst wie zum Wohl des Mutterstaates. Wir aber in unserer erbärmlichen Zerrissenheit vergeuden diese Nationalkräfte und überlassen sie dem Verderben oder machen sie fremden Nationalinteressen dienstbar.

Naturkunde.

Das Kameel. Von Dr. Freiherrn von Hammer-Purgstall. Aus dem 6. Bande der Denkschriften der philos. histor. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien, 1854. Groß 4°.

Freiherr von Hammer fährt unermüdet fort, aus den Schätzen seiner Kunde des Orients Mittheilungen zu machen. Die vorliegende ist eine Monographie des Kameels. Den Arabern ist das Kameel bekanntlich der unzertrennliche Gefährte. Es trägt ihn, es kleidet ihn, es speist und tränkt ihn, er lebt gewissermaßen vom Kameel ausschließlich. Darum hat die arabische Sprache nun auch für alle Theile und Gliedmaßen, Eigenschaften, Bewegungen und Lebensthätigkeiten des Kameels und wieder insbesondere für jedes Alter und Geschlecht desselben besondere Namen und Ausdrücke, die allein ein kleines Wörterbuch anfüllen und die nicht blos als Curiosa zu betrachten sind, sondern aus denen auch manche interessante Notiz für die Naturgeschichte erhellt. Aber das sind im Abendlande noch großentheils unbekannte Dinge. „Ritter im XIII. Bande seiner Erdkunde über die geographische Verbreitung des Kameeles. Er hat darin Alles erschöpft, was Reisende und Naturforscher über das Kameel bisher berichtet, ohne die arabischen Quellen selbst, welche ihm unzugänglich blieben, benützt zu haben. Bochart ist der einzige Orientalist, welcher in seinem Hierozoikon Einiges aus der Naturgeschichte Demiri's benützt hat, wiewohl die Quellen, wie diese Abhandlung zeigen wird, überreich strömten; dieselbe wird mit Beiseitelassung alles dessen, was sich sowohl in Ritters Abhandlung als in den von ihm benützten Reisebeschreibungen findet, sich einzig und allein an die arabischen Quellen halten und ein bisher noch nicht dagewesenes Beispiel aufstellen, wie durch die Wörterkunde und Philologie die Naturgeschichte und Physiologie gefördert werden können: durch die bloße Zusammenstellung der in dasselbe Stofffach gehörigen Wörter gehen aus den Gruppen derselben bisher unbekannte Thatsachen der

Eigenschaften und Gewohnheiten des besprochenen Thieres hervor. Beim Pferde und der Palme würde sich dasselbe bewähren, indem der Araber dafür auch eine große Anzahl von Wörtern hat, deren Zahl sich aber mit der in dem arabischen Sprachschatze über das Kameel vorhandenen keineswegs vergleichen kann."

Die große Mannigfaltigkeit der arabischen Kameelnamen veranlaßt den Verfasser, unter denselben eine bessere Eintheilung zu treffen, als nach dem herkömmlichen Gebrauch des Synonymen möglich ist. „Da das Wort Synonym in Europa sowohl für ganz gleichbedeutende als für fast gleichbedeutende Wörter gebraucht wird, so wäre es gewiß besser (wenn ein griechisches Wort dafür gebraucht werden soll), jene als Homonyme, diese als Homoionyme zu bezeichnen. Die beiden Pole jedes Wortes sind der Laut und die Bedeutung desselben, es gibt also in jeder Sprache nicht nur ganz gleichbedeutende und fast gleichbedeutende, sondern auch ganz gleichlautende und fast gleichlautende Wörter, d. i. Homophone und Homoiophone."

Beim Durchgehen der einzelnen Namen begegnen wir viel Interessantem z. B. in den Kameelbezeichnungen, die von der Wurzel hello hergenommen sind. „Die Wurzel helle, mit welcher das Deutsche hell und Helle nicht nur schallverwandt, sondern auch sinnverwandt, heißt: 1) der Neumond fing an zu scheinen, 2) der erste Regen fiel, 3) er lobte Gott; die nächste Verwandtschaft dieser drei Begriffe liegt am Tage, wenn man weiß, daß in Arabien mit dem Neumond gewöhnlich Regen eintritt, und daß die alten Araber so wie mehrere andere alte Völker das Eintreten des Neumondes als ein Naturfest feierten, indem sie denselben mit Freudengeschrei begrüßten; dieses Freudengeschrei ist das noch heute in ganz Syrien und Aegypten übliche Lili, d. i. Aleluja! womit die auf den flachen Dächern der Häuser versammelten Weiber ihre Freude ausschreien und das auf viele Stunden weit gehört wird, daher tehlil die Wiederholung der Formel la Ilah illallah. Mit keiner dieser beiden Bedeutungen des Lichtes und des Festgeschreies haben die vier folgenden Wörter etwas gemein, welche dem Kameele angehören, und alle vier von der Dünne und Krümme des Neumondes hergenommen sind: hilál, der Neumond, bedeutet auch 1) ein mageres Kameel, weil dasselbe so dünn als der Neumond, 2) das Brandmal, das den Kameelen in der Form des Neumondes eingebrannt wird, 3) das mondförmig gebogene Eisen, welches die zwei Seiten des Kameelsattels verbindet."

Der Name Kameel ist einsylbig Dscheml „und dann dschémel, im Hebräischen gamal, aber nie dschemél; daß also die richtigste deutsche Aussprache das Kámel und nicht das Kamél ist. Dasselbe ist der Fall mit dem Worte Kaffeh, welches ursprünglich im Arabischen Kahwet heißt und also am richtigsten im Deutschen Káffe lauten würde, das aber aus der Türkei nach Europa gekommen, wo dann die Aussprache der Türken, welche Kahwé sprechen, in Frankreich und Deutschland üblich geworden."

Unter den Kameelen kommen sehr edle und hochgeschätzte Racen vor, die von den Dschinnen (Genien, Geistern) abstammen sollen (S. 9). Es gibt übrigens nur zwei Arten, das zweihöckerige oder baktrische und das einhöckerige, unter welch letzterem das Dromedar das edelste ist (S. 11). „Die schönfarbigsten Kameele sind die weißen, dann aber unmittelbar die schwarzen aus Jemen, die der Beni Kelb und der Beni Temim. Nicht Nedschd, sondern Jemen gilt für das vorzügliche Vaterland edler Kameele. Der Araber hat besondere Wörter für die weiß- und schwarzgesprengelten, für die schwärzlichen, für die staubfarben, für die aschfarben; unter die geschätztesten gehören die rothen aus der Landschaft Dehna, so sagt der Dichter Remmah B. Meijade:

> Nachdem vorbei der Jugend Feuer,
> Kam er daher als alter Geier.

dann die der Beni Abs und die goldgelben oder goldenen des Königs Nomann." (S. 22). Kameelstuten, denen man die vier Zitzen zusammenbindet oder ganz vertilgt, zeichnen sich gleichsam als Mannweiber durch ihre Stärke aus (S. 19).

Wir müssen darauf verzichten, hier tiefer ins Einzelne der Namen und charakteristischen Beziehungen einzugehen, mit denen die Araber alle möglichen Tugenden und Untugenden, Eigenschaften und Verrichtungen des Kameels charakterisiren. Der Verfasser reiht daran noch eine Menge Notizen über die Behandlung des Kameels, über die Gewohnheiten der Kameeltreiber, über die mannigfachen Benutzungsarten des Thiers und seine Pflege, endlich über die Anwendung, welche die Dichter von dem Lieblingsthiere des Volkes gemacht haben, über dessen Vorkommen in den Mythen und Sagen, über dessen Versetzung an den Sternhimmel ꝛc. Ueber das letztere Vorkommen hat schon Ideler in seinem schönen Werk über die Sternnamen viel beigebracht.

Wir wünschen, Freiherr von Hammer-Purgstall möchte bald eine Monographie der Palme oder des Pferdes nachfolgen lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 21. 14. März 1855.

Dichtkunst.

1) Ludwig Achim's von Arnim sämmtliche Werke. Vierter Band. Die Kronenwächter. Zweiter Theil. Weimar, Arnim'scher Verlag bei T. F. A. Kühn, 1854.

Unter Arnims Werken sind seinen alten Freunden die „Kronenwächter" immer besonders lieb und werth gewesen. Es liegt ein ganz eigener Zauber über diesem Werke ausgebreitet, in welchem es sich von geheimnißvollen Wächtern einer verlorenen Krone und von dem jungen, in die Welt hinausgestoßenen Sprößling eines großen Kaisergeschlechts handelt.. Es ist aber die Krone und das Geschlecht der Hohenstauffen gemeint und in der alten Heimath des Gibellinennamens, der Stadt Waiblingen in Schwaben, in den Ruinen einer alten Kaiserpfalz und ihrem Garten empfängt der einem armen Thurmwächter überlieferte Knabe die ersten kaiserlichen Eindrücke und wird von der großen Erinnerung seines Geschlechts ergriffen. Die Zeit des Handelns ist das fünfzehnte Jahrhundert.

Das Werk ist lange unvollendet geblieben. Arnim gab nur den ersten Band heraus und ließ über das letzte Ziel ungewiß. Im Allgemeinen bemerkte man, die kaiserliche Idee schwinde immer mehr in den Hintergrund zurück, der romantische Reiz der staufischen Erinnerungen werde nach und nach durch Zauberwesen im Geschmack der spätern Zeit (Blutzauber, Verjüngung eines Alten) ersetzt und das Ritterliche weiche dem Spießbürgerlichen und seiner Komik. Somit ließ das schlußlose Ganze eigentlich unbefriedigt, allein man ergötzte sich an den mit wunderbar frischen Farben vorgetragenen Einzelheiten wie an wechselnden, immer mit neuem Reiz fesselnden Gemälden.

Als nun endlich der zweite Theil erschien, nahmen wir ihn mit Rührung, aber nicht mit einer allzusichern Erwartung in die Hand, etwas Vollendetes zu finden. Denn der Dichter hatte während seines Lebens Zeit genug, sein Werk zur Vollendung zu bringen, wenn er Lust und Muth dazu hatte. Wir glaubten weniger zu finden, als wir gefunden haben, und haben uns um so mehr an dem Funde erfreut.

Vor allem gereicht es dem zweiten Theile der Kronenwächter zum Verdienst, daß der Held desselben, Anton, den Helden des ersteren (Berthold) an Mannheit übertrifft. Anton geräth unter die Landsknechte und in die Stürme der Reformation und zeichnet sich durch nichts aus als durch riesenhafte Körpergröße und Stärke, Treuherzigkeit, aber auch Leichtgläubigkeit, so daß er sich sogar dem Teufel ergibt, ohne viel Arg dabei zu denken; kurz er ist ein ganzer deutscher Michel. Man wird dabei an den Fechter von Ravenna erinnert, aber nicht auf eine so marternde Art.

Anton, noch sehr jung, aber schon ein gewaltiger Recke, ist schwer verwundet und von einer Wittwe, Frau Anna, gepflegt worden. Sie hat gar großes Wohlgefallen an ihm gefunden und er heirathet sie. Sorgfältig hütet sie ihn, daß er nicht ins Wirthshaus gehe zu seinen alten lüderlichen Kameraden. Einmal aber geräth er unter sie, trinkt und singt und kommt nicht heim. Frau Anna kommt, ihn zu holen. Es gibt eine drastische, höchst ergötzliche Scene. Natürlicherweise kann er als junger Philister in der Schlafmütze nicht lange aushalten und zieht in die Welt hinaus, wobei sich die Schlägereien und Verwundungen nur zu oft wiederholen. Die zartere Romantik macht sich erst wieder geltend in der schönen Susanna, die in männlicher Tracht dem kecken Anton als Knappe folgt, und in den nach und nach hervortretenden vornehmen Verwandten Antons, seinem alten Vater und seiner amazonenhaften Schwester. Doch scheinen uns die senti-

mentalen und burlesken Parthien nicht genug gesondert. Es thut dem Auge zuletzt wehe, die edlen Mädchengestalten (Susanna und Antons Schwester Katharina) immer in der wilden und wüsten Umgebung zu sehen.

Susanna ist vom Dichter mit großer Vorliebe geschildert. Hier eine Morgenscene: „Susanna lag vor dem Crucifixe und betete den Rosenkranz; dann stand sie auf, die zierlichste Gestalt im Uebergange zur weiblichen Fülle, aber noch unbeendigt und schlank. Es war jene goldene Mädchenzeit, wo sie in doppelter Gestalt zu leben scheinen, in der künftigen und in der gegenwärtigen; aber ihr ganzes Wesen hat eine Freiheit von dem Bedürfnisse und einen Reiz, daß sie mit großer Ueberlegenheit alle beherrschen, daß sie jede Huldigung anerkennen, aber keine erwiedern mögen. O wenn ihr nicht selbst Engel wärt in dem Alter, ihr Mädchen, so würden euch alle Engel schützen, und für alles Gute, was ihr in dem Alter unbewußt thut, könnt ihr nachher lange sündigen.“ Und ein Frühlingslied Susannas:

> Erst dreizehn Sommer zählt die Kleine,
> Da strich sie durch den grünen Wald
> Und sang in seinem Dämmerscheine
> Ein Lied, das durch die Wipfel schallt.
> Und von den Wipfeln steigt es nieder
> Wie Sonnenstrahl, wie Morgenthau,
> Es wird so eng ihr rothes Mieder
> Im Paradies der grünen Au.
>
> Ich trete leise auf die Strahlen,
> Die in dem Grase sich ergehn
> Und es mit Blumen lieblich malen;
> Wird mir denn auch also geschehn?
> Es ist ein Frühling wie noch keiner,
> Der Abend bebend mir beginnt;
> Es sind die Blumen so viel kleiner
> Und sind doch alle hell gesinnt.
>
> O Frühlingsliebe, zarte Blume,
> Du süße Angst im reinen Sinn;
> Im Busen, ihrem Heiligthume,
> Versteckt sie scheu ihr freies Kinn.
> Und als sie aufblickt, ist verklungen
> Das Lied im freudberauschten Wald,
> Sie fühlt sich fremd den frohen Jungen,
> Wovon ein jeder Baum erschallt.

Nun muß man sich aber diese zarte Blume unter den Landsknechten denken in immerwährender Wiederkehr roher und gewaltsamer Scenen. Blut wird sehr viel vergossen. Anton wird alle Augenblicke verwundet oder schlägt selbst Einen nieder. Einmal soll er sogar erschossen werden, aber sein berühmter General, Schärtlin von Burtenbach, läßt nur blind feuern und heißt ihn sich todt stellen, um den schönen Mann zu behalten. Daheim bei Frau Annen begeben sich gleichfalls Mordgeschichten. Ihr ältester Sohn erster Ehe ist von ihrem jüngern Sohn aus der Ehe mit Anton, dem Fortunat, geschlachtet worden. Der ältere pflegte unsauber zu seyn, die Mutter drohte ihn wie ein Schweinchen zu schlachten, wenn er wieder unreinlich sey. Er war es wieder und der jüngere, aber viel größere und stärkere Fortunat bewährte seines Vaters Naturell, indem er ohne Weiteres des mütterlichen Befehles eingedenk den Bruder wie ein Schwein abstach. — Eine dritte greuliche Mordgeschichte geht in Antons vornehmer Verwandtschaft vor und betrifft die Schändung und Hinrichtung einer schönen Nonne.

Daß Anton nebenbei Maler ist, paßt nicht recht zu seiner Reckennatur, veranlaßt aber hübsche Scenen, z. B. rettet er eine Kirche vor den Bilderstürmern, gibt ihnen aber sein eigenes Haus mit allen seinen Bildern Preis. Dieser Treue gegen die alte Kirche entsagt er aber wieder ganz leichtfertig, indem er sich bei ehester Gelegenheit und Noth mit den schlimmsten und gottlosesten Gesellen einläßt, insbesondere mit dem Dr. Faust, der hier wohl hätte aus dem Spiele bleiben können, da er an gar zu viel erinnert, was uns vom Interesse an dem vorliegenden Roman abzieht. Außer diesem Faust ist schon ein Zwillingsbruder Antons als böses Princip im Roman wirksam.

Hier eine schön geschilderte Nachtscene: „In diesem Augenblicke schwärzte sich der ruhelose Nachthimmel und hoch in den Lüften erschallte durch die schwarze Luft ein kriegerischer Marsch in harter Tonart, scherzend in Wildheit. Die Juden schrieen auf: Das wüthende Heer, werft Euch nieder! Alle warfen sich nieder wie schwarze Garben auf der weißen verschimmelten Flur, auch die Jungfrauen warfen sich nieder und schimmerten wie Blutstropfen in dem weißen unschuldigen Lammfelle der Erde, Anton aber beugte sich nicht, sondern hob drohend über sich sein Schwert. Und bald sahen die wüthenden Schaaren auf ihn und zogen doch weiter wie Kriegsvölker, die vor der Bildsäule eines feindlichen Helden lobend vorüberziehen und in sich denken, daß die Lebenden Recht behalten. Welch ein Gewirre von Trachten, aber alle mit Blut bezeichnet, leicht und flatternd in ihren Hemden liefen in fröhlichem Gesange die an Wunden gestorben, ihre Rüstung war ihnen abgenommen und ihr Fähnlein war aus zerschossenen Hemden zusammengepflastert, darauf stand geschrieben, gegen welches Volk sie gestritten, gegen welches sie um Rache schrieen, ein trockenes Lazareth, das aus dunklen Kasematten auf eine grüne Wiese ausgeführt wird, wo ihre Geliebten ihnen

volle Becher alten Weines reichen, so daß sie in Licht, Wein und Liebe zugleich ersoffen sich alle gesunder fühlen, als da sie noch gesund waren, so zog dieser muthwillige Haufen, jeder mit seiner Geliebten, mit Blumen und bunten Bändern geschmückt und wütheten hinkend auf den verstümmelten Gliedern. Zwischendurch drang die rührende Tonart des Kriegsgesanges der Gerüsteten, die mit den Waffen in der Hand vor dem Feinde gefallen, ihre großen Fahnen aus allen Zeiten, hatten sie mit hinübergenommen, theils die eigenen, theils feindliche, sie ließen Anton ihre Zeit errathen, sie forderten keine Rache; denn ihnen war geschehen, wie sie gewollt; aber ein feierlicher Ernst, eine Gewißheit ihrer selbst, erhielt sie in einer wohlwollenden Rührung, sie wären gern gnädig gewesen aller Welt und wollten für die Ihren am jüngsten Tage reden. Diesem Heldenzuge des wüthenden Heeres entgegen zog der wilde Jäger aus Osten, ein herrlicher Mann auf hohem Rosse, vor ihm her ein Wolkenzug von ähnlichen weißen Jagdhunden, die suchend liefen, in ewiger Dummheit bellten und am Himmel kein Gewild erspüren konnten, hier roch einer an die Spitze einer Tanne, daß die Nacht ein Hase in ihrem Schatten geschlafen hatte, gleich kamen alle im Kreise, und rochen und bellten, bis der wilde Jäger sie mit starker Jagdpeitsche heulend in die Weite trieb. Die beiden Züge drangen gegen einander und wie sie einander berührten, brannte ein Blitzstrahl nieder, daß die Welt in einem Feuerabgrund zu versinken schien, dann war es schwarz vor Antons Augen, er fühlte um sich und fühlte nichts, er wußte nicht, wohin er entrückt war, es war still um ihn her, weder Jagd noch Krieg, aber ein tiefes Athmen, als sey er ein Frühaufwachter unter vielen Langschläfern. Endlich berührte seine Hand eines Menschen Mund und mit einem Schrei hörte er wieder die Stimme seiner Schwester."

Der Dichter hat das Werk auch im zweiten Theil nicht vollendet, aber die Umrisse des Schlusses bezeichnet. Frau Anna kommt um, Anton wird blind und gelangt erst in diesem Zustand zur Kronenburg, bekommt aber durch das Blut eines Drachen, den er überwältigt, die Sehkraft wieder und wird nun Wächter der Krone, auch mit Susanna noch im Alter mystisch vermählt. „Auf der gläsernen Säule ist ihr Ehebett, der Alte hat sie eingesegnet, eh er sich in die Luft hat sprengen lassen. Anton findet beim Erwachen Susannen nicht mehr und glaubt sie aufgeküßt zu haben, sie spricht in ihm, aus ihm. Preis der Liebe des Alters, der reinen geistigen und ihrer ewigen Lust. In ihrem Lobe, im Vertrauen auf die Krone stirbt er." Die weitere Ausführung dieser seltsamen Mysterien fehlt, würde aber dem Roman nicht zum Vortheil gereicht haben, dessen eigentliche Schönheit in den klaren lebensfrischen Bildern und nicht in dem mysteriösen Dunkel besteht. Am Ende ist in dem letztern nichts mehr zu erforschen, nichts mehr auch nur zu ahnen. Die Erwartung, die wohl jeder Leser hegt, eine patriotische Anwendung der Idee der Kronenwächter zu finden, auf eine Wiedergeburt des alten Reichs hingewiesen zu sehen, wird getäuscht. Das Volk glaubt, Kaiser Barbarossa schlafe noch im Kyffhäuserberge und werde einst erwachen, um den Deutschen die goldene Kaiserzeit zurückzubringen. In Polen glaubt das Volk, die echte Krone der Piasten sey verborgen und werde von geheimnißvollen Wächtern so lange gehütet, bis einmal ein Piast wiederkehren werde, um sie zu tragen. An solche populäre und tiefpoetische Gedanken knüpften Arnims Kronenwächter ursprünglich an, aber der große nationale Gedanke erlischt in den Wunderlichkeiten des Schlusses. Gleichwohl geht der Zauber der ursprünglichen Idee nicht verloren und das vorliegende Buch bleibt auch in seinem abgerissenen Zustande und bei seinen Mängeln gar vielen, ja sagen wir allen unsern neubeliebten Modefabrikaten im Fach der Romane an Poesie weit überlegen.

2) Legendenbuch aus dem Munde deutscher Dichter. Trier, Lintz, 1854.

Eine recht hübsche Sammlung versificirter Legenden von Brentano, Pocci, Guido Görres, Pius Zingerle, Pyrcker, Schwab, Simrock, Kosegarten, Rousseau, Seidl und viele andere. In der Zeit der Aufklärung und vulgären Heiligenfresserei hat man doch (wie namentlich Herder beweist) vor der Legendenpoesie immer noch die alte Achtung bewahrt. Zunächst waren es protestantische Dichter, die mit ästhetischer Gourmandise auf dem reichen Flor der acta sanctorum sich kleine Honigbeiträge sammelten, während die katholischen Prosasammlungen von Heiligenlegenden für die Erbauung in eine widerwärtige Weitschweifigkeit fielen. Es wäre wohl zu wünschen, daß man einmal zwischen diesen beiden extremen Wegen die rechte Mitte suchte und eine Sammlung von Legenden veranstaltete, in welcher kurz und gedrungen, etwa wie in der alten aurea legenda und im „Leben der Altväter" der ganze Reichthum des herrlichen Stoffes zur Uebersicht gebracht würde. Nicht blos zum ästhetischen Genuß und auch nicht blos zur Erbauung am Heiligentag im Kalender. Nicht blos eine kleine Auswahl gebend, sondern wo möglich alles Schöne umfassend. Denn gar viel ist vorhanden, was nie weder

von Romanzendichtern versificirt, noch in die gewöhnlichen populären Sammlungen zur Erbauung aufgenommen wurde.

Geschichte.

Basler Taschenbuch auf die Jahre 1854 und 1855. Herausgegeben von Prof. Dr. Streuber. Fünfter und sechster Jahrgang. Basel, Schweighauser, 1855.

Unter einer Reihe von historischen Miscellen, Biographien, Familienurkunden, die wir hier gesammelt finden und die für das Basler Publikum selbst natürlicherweise ein höheres Interesse haben müssen, als für die Fernerstehenden, begegnen uns gleichwohl auch mehrere von allgemeinerem Interesse, z. B. eine übersichtliche Zusammenstellung aller Quellennachrichten über das große Erdbeben, welches die Stadt Basel im Jahr 1356 zerstört hat. Die Natur war damals in einer schrecklichen Bewegung. Eine Reihe von Jahren nach einander erschütterte das Erdbeben die Alpenländer von Krain bis Basel, wüthete der „schwarze Tod" und verlor Deutschland mehr als die Hälfte seiner Einwohner. Jenes Erdbeben zerstörte außer Basel noch über sechzig Burgen in der Nähe, drang aber nicht bis über den Jura nach Pruntrut vor, in welcher Gegend alle Ortschaften verschont blieben. Dagegen lief das Erdbeben dem Rhein nach und erschütterte wiederholt fast ein Jahr lang das Rheinthal bis nach Straßburg. Südwärts erstreckte sich die Gewalt des Erdbebens bis nach Bern, wo Gewölbe einfielen. Was in Basel nicht einstürzte, wurde verbrannt, denn unter dem Schutt brach gleich Feuer aus.

Gar interessant ist auch die Relation „Basel im Jahr 1798" aus einer handschriftlichen Chronik. Es betrifft die Zeit, in welcher die französische Partei, Ochs an der Spitze, in Basel das Uebergewicht erhielt, die alte Stadtregierung stürzte und die moderne französische Wirthschaft, ein Afterbild der französischen Republik, einführte. Es ist auch eine Illustration dabei, auf der man den ersten Freiheitsbaum in Basel gepflanzt und Mädchen umher in der damals neumodischen Tracht tanzen sieht. Der Contrast zwischen dem altehrwürdigen Philisterthum in Basel und diesem Sansculottenthum ist stark. Allein auch in dieser schweren Krise bewährten die Basler echten kaufmännischen Verstand. Sie thaten nicht wehleidig, sie fügten sich in das Unvermeidliche und erleichterten sich dadurch den augenblicklichen Nothstand. Die damaligen Demokraten handelten viel weniger klug. Indem sie nämlich Basellandschaft damals (wie später wieder in den dreißiger Jahren) verführten, konnten sie nicht hindern, daß die Bauern allerlei unvernünftige Ansprüche machten, die gerade am allerwenigsten bei den damals im Lande herrschenden französischen Generalen Anklang fanden. Die Bauern verlangten nämlich rückständige Pensionen von französischen Kriegsdiensten aus der Zeit der gestürzten Bourbons. Was Wunder, daß man sie bald zu Paaren trieb.

Auch vom Cardinal Fesch gibt das Taschenbuch eine nicht uninteressante Notiz: „Joseph Fesch, Kardinal und Erzbischof von Lyon, Oheim Napoleons I. (geboren zu Ajaccio am 3. Januar 1763, gestorben zu Rom am 13. Mai 1839) stammte bekanntlich aus einer baslerischen Familie und verweilte auch einmal vom Sommer 1795 bis zum Frühjahr 1796 acht Monate in Basel. Damals war er durch Noth aus Paris vertrieben worden und nach Basel gekommen, um die Unterstützung seiner wohlhabenden Verwandten hierselbst in Anspruch zu nehmen. Unter diesen Verwandten stand in erster Linie der Bruder seines Vaters, Werner Fesch, Pastetenbäcker an der Streitgasse, damals ein 78jähriger wohlhabender Mann, und die Schwester seines Vaters, Anna Katharina, die an den Kaufmann Leonhard Bürgy verheirathet war. Die Verwandten empfingen aber den jungen Abbé nichts weniger als zuvorkommend, so daß sein Aufenthalt zu Basel keineswegs zu den angenehmsten gehörte, und die Erinnerung daran vielleicht schuld war, daß er sich in seinem Testamente nicht freigebiger gegen die ursprüngliche Vaterstadt erwies. Joseph Fesch fand aber nichtsdestoweniger zu Basel auch Freunde, die sich seiner annahmen. Unter diese gehörten vorzüglich der Buchhändler J. J. Flick und der Oberst Jakob Christoph Oser. Mit der Ernennung Napoleons zum Obergeneral der italienischen Armee fing auch Joseph Fesch das Glück an wieder zu lächeln. Er erhielt die Generaldirektion der Ambulances jener Armee, verließ Basel im März 1796, folgte der Armee nach Italien und stand nach Verfluß eines Jahres im Besitze eines großen Vermögens, von dem er bis ans Ende seiner Tage im Wohlstand leben konnte. Seine Wohlthäter in Basel hatte er aber nicht vergessen; er stand mit ihnen im Briefwechsel, und der Brief an den Oberst Oser, den wir unten anführen wollen, ist ein schönes Zeugniß seiner dankbaren Gesinnung." Er ist hier mit abgedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, Nº 22. 17. März 1855.

Social-Politik.

Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Von W. H. Riehl. Dritter Band. Die Familie. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag, 1855.

Herr Riehl hat die socialen Krankheitszustände der Gegenwart besser als irgend ein Anderer beurtheilt, weil er auf den ursprünglich gesunden und natürlichen Zustand in Familie, Gemeinde, Stand und Volk zurückging, der eben in unserer Zeit auf unnatürliche Weise gestört erscheint. In den ersten Bänden des vorliegenden, von uns schon früher warm empfohlenen Werkes hat der Verfasser überall gezeigt, wie dem Volk noch etwas Anderes zusage und wie es auch ganz etwas Anderes wolle, als ihm die Stubengelehrten, Philosophen, Bureaukraten und nicht minder die menschenbeglückenden Demokraten und Socialisten vorschreiben. Staat und Wissenschaft und die Parteien haben nur zu sehr die natürlichen und angeborenen Instinkte der Völker vergessen.

Im dritten Bande zeigt Herr Riehl, wie vom Staat und von der Schule und Presse aus die Unnatur sogar bis ins Familienleben eingedrungen ist. Er beginnt mit den Frauen, einem Stande, der wesentlich conservativ ist gleich dem Bauernstande und gleich der Aristokratie, in den man aber in neuerer Zeit den Radikalismus hineingekünstelt hat, jene widrigen Emancipationsgelüste, die der Natur ins Gesicht schlagen. „Man hat in unsern Tagen gar oft die Forderung einer politischen Volkserziehung gestellt. Seltsam genug aber verstand man darunter die Einführung des Volkes in das Studium der politischen Parteilehren. Wenn aber das Volk seine Parteigrundsätze nicht erlebt, dann wird es sie gewiß auch nicht erlernen. Der erste Schritt zu einer politischen Erziehung des Volkes scheint mir vielmehr darin zu suchen, daß man das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigene Art zurückführt. Denn von der Erziehung des weiblichen Geschlechts hängen unsere socialen Zustände in weit höherem Maße ab, als man wohl wähnen mag. Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, der Familie wieder mehr anheim, und die Anerkennung der Sitte und die Selbstbeschränkung im gegebenen Lebenskreise, als die beiden socialen Nationaltugenden werden auch bei den Männern allmählig wieder einziehen. Statt dessen suchen wir, wunderlich genug, die jungen Mädchen mit jedmöglicher künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung auszustatten, mit einer durchaus männlichen Bildung, und sind nachher erstaunt, daß die Sitte des deutschen Hauses schwindet, daß unsere Kinder den inneren socialen Halt und die rechte Selbstbeschränkung im Hause nicht mehr eingepflanzt erhalten! Der Unterschied von Mann und Weib konnte nicht dadurch ausgeglichen werden, daß wir die Frauen wie Männer erziehen, aber die Grundfesten der Gesellschaft wurden erschüttert. Weiter unten werde ich reden über die Emancipirung von den Frauen. Diese ist nöthig geworden eben durch die Misachtung der natürlichen Berufe beider Geschlechter in der Erziehung. Die Frauen werden in allerlei männlicher Kunst und Wissenschaft aufgezogen und haben in Folge dessen unser Geistesleben weibisch gemacht, statt daß sie, in den Mysterien des deutschen Hauses herangebildet, unserem Familien- und Gesellschaftsleben den echten weiblichen Grundton hätten geben müssen. So gehen die Wirren der socialen Frage bis auf den verkannten Unterschied von Mann und Weib zurück."

Wenn schon der Staat, die Gemeinde nicht ohne

eine Gliederung der Stände naturgemäß existiren kann, wie weit weniger die Familie. In ihr hat der Hausvater, die Hausmutter, haben Söhne und Töchter, Knechte und Mägde jedes eine bestimmte, unabänderliche Stellung. Herr Riehl zeigt, wie sehr diese natürliche Gruppirung in neuerer Zeit verschoben und nivellirt worden ist. Am auffallendsten in Nordamerika, wo Sohn und Tochter, Knecht und Magd dem Hausherrn gleich stehen, ebendeshalb aber das eigentliche Familienleben vernichtet und im öffentlichen Verkehrsleben untergegangen ist. Wie die Ansprüche auf Rechte nivellirt sind, so auch die Beschäftigungen, denn die Frau und Tochter treiben männliche Handelsgeschäfte, der Mann geht mit dem Korb auf den Markt, der Knabe spielt schon den Alten 2c. Eben so die Tracht. Kaum wird noch das Geschlecht, aber schon nicht mehr das Alter und der Stand in der Kleidung unterschieden.

Seit einem Jahrhundert hat die Bildung darauf hingearbeitet, die Familien aufzulösen. Anfangs wirkte das zerstörende Princip von oben herab, durch das Beispiel der Höfe und der Aristokratie. Zuerst am französischen Hofe wurde die Ehe lächerlich gemacht und die Ausschweifung als genial und liebenswürdig jedem Vornehmen zur Pflicht gemacht. Herr Riehl hat diesen Punkt nicht genug berücksichtigt, er hätte darauf hinweisen sollen als auf den Punkt, in dem die französische Revolution eigentlich wurzelte. Am Hofe wurde die Mesalliance, die Vermischung der Stände, das Hinabsteigen des Prinzen zur Grisette, das Hinaufsteigen des Valet zur Marquise Modesache, das stolze Vollblut der Aristokratie lechzte nach Prostitution lange vor dem 4. August, der nothwendig zuletzt diese Unnatur bestrafen mußte. Erst viel später griff das Verderben auch von unten ein im s. g. vierten Stande, in jenem Haufen von Proletariern, die zwar Kinder in Menge zeugen, aber keine Familie gründen können, kein Haus, keinen Heerd haben.

Aber auch in solche Familien, die weder durch Reichthum üppig noch durch Armuth cynisch wurden, drang das Verderben ein, zum Theil durch den misverstandenen Eifer des Staats, durch falsche Philosophie und Schultheorie. Herr Riehl hätte hiebei noch bemerken dürfen, daß die hausväterliche Würde der Bürger indirekt angegriffen und geschwächt wurde durch die Bureaukratie, die denselben eine Menge von politischen und Ehrenrechten entzog. Ein freier ehrenhafter Bürger, der im Gemeindewesen eine Rolle spielt, genießt auch im Hause bei Weib und Kind und Gesinde mehr Achtung, als der von der Bureaukratie und Polizei überall maltraitirte, cujonirte, mit studierter Verachtung auf seinen „beschränkten Unterthanenverstand“ zurückgewiesene monarchische Philister. — Sodann hat die Schule viel zu tief ins Familienleben eingegriffen, den Eltern ihre Kinder viel zu früh und in zu vielen Beziehungen entrissen. Zuletzt ist man gar auf Kleinkinderschulen verfallen, um die Kinder schon mit dem frühesten Denken der Familie zu entfremden. Herr Riehl macht S. 136 die sehr wahre Bemerkung, wie man früher das Princip der Familie unnatürlich auf den Staat übertragen, den Staat wie ein Familiengut behandelt und allen Wechselfällen des Familienlebens ausgesetzt habe, so trage man jetzt umgekehrt, aber eben so unnatürlich, das Princip des Staats in die Familie hinein. Und S. 140 beweist er an den Franzosen, die kein Staatsregiment mehr ertragen können, weil sie kein Hausregiment mehr zu führen fähig sind, wie schwer sich diese Unnatur räche.

Der Zerstörung der Familie arbeiten der Staat und die Gemeine in die Hände. Bald wird es in Städten nicht mehr möglich seyn, ein eigenes Haus zu haben. Der bürgerliche Kasernenbau erlaubt kaum mehr einer Familie für sich zu leben, es müssen ihrer immer viele unter einem Dach zusammengepfercht werden. Hausbesitz ist nicht mehr Grundlage des Familienlebens. Vielmehr besitzt Einer zehn Häuser, die er vermiethet hat und verzehrt seine Renten selber als Miethsmann im elften. Die Kinder wachsen nicht mehr auf im elterlichen, sondern in einem fremden Hause. Die gebildete Gesellschaft nomadisirt. Man macht allenfalls, wie Herr Riehl witzig sagt, noch ein Haus, aber man hat keines mehr. Innerhalb der Wohnung selber herrscht das die Familie auflösende Princip vor, nämlich der Salon; die eigentlichen Familienzimmer schrumpfen zurück, der heilige Heerd ist nur noch Mythe. „Die wohlhabenden Leute hatten wohl immer ihr Prunk- und Staatszimmer und auch im reichen Bauernhause wird die stattlich aufgeputzte ‚Obenhinaufsstube‘ nicht fehlen. Das sind aber keine Salons. Der Unterschied ist ein sehr wesentlicher, ein social begründeter. Die Staatsstube stand neben der Familienstube in zweiter Linie, sie diente den Festlichkeiten des Hauses; sie hatte ihren typischen Schmuck, ihre herkömmliche, provinciell unterschiedene Einrichtung, die so fest stand, wie die Sitten, welche die Feste des Hauses regelten. Sie war nicht der Schauplatz der gewöhnlichen häuslichen Geselligkeit. Die Freunde des Hauses versammelten sich im Familienzimmer. Der Salon dagegen hat das Familienzimmer in die zweite Linie geschoben; er ist zum bedeutsamsten Raum des modernen Hauses geworden; da er aber fast nur eine negative Bedeutung für die Familie hat, so ist in dem Salon der Schwerpunkt des architektonischen Hauses außerhalb des

socialen gerückt und damit das ‚ganze Haus‘ windschief geworden. In den großen Städten gibt es jetzt unzählige Familien der ‚guten Gesellschaft‘, die selbst ihre Gesundheit dem Salon zum Opfer bringen. Wohn- und Schlafzimmer werden in die ungesundesten und engsten Räume des Hauses verlegt, damit nur für den Salon der beste und glänzendste Theil übrig bleibe. Hinterdrein wundert man sich dann noch, warum die Cholera nicht aus unsern großen Städten auszutreiben sey! Das ist ja dieselbe vornehme Lumperei, die mit dem elegantesten Rocke gleißt, darunter aber kein ganzes Hemd auf dem Leibe hat. Wo noch ein ächtes Familienleben ist, da sollte das Familienzimmer das stolzeste Gemach seyn und die Hausfrau sollte in demselben thronen, wie jene niedersächsischen Bauernfrauen hinter dem Herde; gegenwärtig aber würden sich unzählige Hausfrauen schämen, wenn ein Fremder zufällig in ihr Familienzimmer geriethe, statt in das Empfangzimmer oder den Salon."

Sehr hübsche Bemerkungen macht Herr Riehl aus diesem Anlaß über die Bauernhäuser: „Es ist eine höchst bemerkenswerthe Thatsache, daß in der ganzen bayerischen Vorder-Pfalz, wo fast durchaus das löbliche Herkommen noch herrscht, die Bauernhäuser nach Innen, nach dem Hofe gekehrt zu stellen und nur die schmale Gibelfront auf die Straße zu richten, eine große Reinlichkeit und Ordnung die Hofräume auszeichnet, während in dem angränzenden Westrich, wo man die Häuser mit der Langseite nach Außen gewendet hat, Schmutz und Unordnung als unmittelbare Folge eingezogen ist. Die Straße selber wird hier zum Hof, die Misthaufen sitzen auf der Straße, das Ackergeräthe fährt lüderlich daneben umher; der Hof ist offen geworden, er ist aus dem Frieden des Hauses herausgerückt, der Gasse preisgegeben; das Heiligthum des Hofes aber wie des Hauses, wie der Familie, vor allem des deutschen Hauses und der deutschen Familie ist gegründet in ihrer Abgeschlossenheit und Innerlichkeit. In der mannichfaltigen Bauart unserer Bauernhäuser, die sich sehr genau nach ethnographischen Gruppen abscheidet und hierin den Volkstrachten entspricht, hatte sich die wunderbar reiche Vielartigkeit des deutschen Volksgeistes ein schönes Denkmal gesetzt. Es bezeichnet andererseits den viel tieferen Standpunkt des slavischen Volkslebens, daß das slavische Bauernhaus überall gleichförmig, ohne bildungsfähige architektonische Motive ist und z. B. durch das ganze weite russische Reich sich wesentlich gleich bleibt in der Dürftigkeit und Nüchternheit seiner Linien und dem Schmutz seiner inneren Ausstattung. Wo noch eine ursprüngliche Bauart des deutschen Bauernhauses besteht, da sollte man sie zu erhalten, nöthigenfalls mit Schonung ihrer charakteristischen Formen zu verbessern suchen."

Einen tief zerstörenden Einfluß auf die Familie übte die Bildung und Geschmacksrichtung des vorigen Jahrhunderts. Bei den höheren Ständen wirkte das Beispiel des französischen Hoflebens, in der bürgerlichen Mittelklasse aber kam eine entnervende Lüsternheit nach der lieben Natürlichkeit auf, die insbesondere auch von Göthe in vielen seiner Werke direkt dem sittlichen Familienleben entgegengesetzt und beschönigt wurde. So stellte er schon in Werther der Prosa der Familie die Poesie des wilden ehebrecherischen Begehrens gegenüber, so plaidirte er systematisch für den Ehebruch in den Wahlverwandtschaften ꝛc. „In unserer literarischen Sturm- und Drangperiode war die Ketzerei gangbar, daß das Genie gar nicht zum ordentlichen Ehemann tauge, daß ein guter Hausvater nothwendig ein Philister sey. Mit einer solchen Frucht der Cultur müßten wir billig erröthen vor den Hindus mit ihrer vom tiefsten Familienbewußtseyn zeugenden Satzung, wornach der Mann erst vollkommen ist, wenn er aus drei vereinigten Personen besteht: ihm selbst, seinem Weibe und seinem Sohne. Die Moralisten der alten Schule, wie Mendelssohn, Garve, Sulzer, Engel ꝛc., welche die ethischen Ideen des Hauses, der Ehe, der Familie mit flachen Wasserfarben ausmalten und bei der Beurtheilung des deutschen Hauses aller naturgeschichtlichen und historischen Individualisirung entbehrten, gaben den Männern der ‚Genialität‘ sogar ein gewisses Recht, wenn dieselben diese in der Literatur spießbürgerlich gewordenen Dinge entweder ganz bei Seite schoben oder sie in grob sinnlichem Realismus auffaßten. In der Opposition gegen jene moralistische Langweiligkeit schwärmte man also mit Diderot für die Familienverhältnisse der Südseeinsulaner, und Heinse definirte ꝛc." Das Theater, der Roman, die klassische und romantische Schule, alles wetteiferte, die deutsche Familie zu zerrütten, ihr sittliches Princip mit allen Waffen des Geistes und der Phantasie anzugreifen.

Dasselbe that aber auch noch in neuerer Zeit die Gesetzgebung. Wie früher der aufgeklärte Despotismus Friedrichs des Großen und Josephs II., so richtete auch der Liberalismus alle seine Waffen gegen die deutsche Familie und das deutsche Haus und zerstörte geflissentlich dessen sittliche Grundlage durch die Emancipation des Gesindes und der Gesellen, durch die Civilehe, durch die immer größere Straflosigkeit der Unzucht, durch polizeiliches Verbot trefflicher alter Volksgebräuche und Sitten, mittelst deren früher das Volk gute Zucht auch ohne Polizei gehalten hatte ꝛc.

Herr Riehl klagt auch das Wirthshausleben der

Männer in neuerer Zeit als ein das Familienleben zerstörendes an und er schiebt die Schuld auf französischen Einfluß: „Sehr verschieden abgestuft ist der Zusammenhang der Familie mit dem geselligen Kreise in den deutschen Gauen, wo die französischen politischen und socialen Einflüsse längere Zeit dominirt haben und französische Sitten in das deutsche Haus eingedrungen sind, und den Gegenden, die von diesen Berührungen verschont blieben. Mit der deutschen Sitte des Hauses sind auch die häuslichen Feste gefallen. So waltet z. B. in den Rheingegenden entschieden die Sitte, daß die Männer und Frauen der bürgerlichen Kreise gesondert ihren geselligen Freuden nachgehen. Schon dadurch ist die Geselligkeit außer Berührung mit der Familie gesetzt. Während der Mann der Schoppenstecherei im Wirthshause obliegt, sitzen die Frauen in ihrer Kaffee- und Theegesellschaft. Das geht dort selbst bis zu den wohlhabenderen Bauern herunter. Solche Gesellschaften finden freilich im Hause statt; sie haben aber dennoch keine Spur von Familiengeselligkeit. Durch die Isolirung der Frauen bilden sie vielmehr den eigentlichen Herd des weiblichen Philisterthums, während der Mann im Wirthshause sich seine apparte Häuslichkeit aufbaut. Der schädliche Einfluß dieser nichts weniger als deutschen Sitte auf die Veräußerlichung des Familienlebens und die sociale Auflösung im Allgemeinen ist nicht schwer genug anzuschlagen." S. 244. Hier stimmt unsere Ansicht nicht mit der des Verfassers überein. Das abgesonderte Trinken der Männer ist uralt und natürlich. In England entfernen sich die Damen, sobald die Zeit gekommen ist, beim Wein lustig zu werden. Da gehören die Weiber nicht hin. Das ist uraltes und natürliches Recht der Männer, unter sich an einem guten Trunke sich zu laben. Würden wohl, wenn es nicht uralte deutsche Sitte wäre, unsre Vorfahren sich vorgestellt haben, im Himmel (in Walhalla) vereinigten sich ausschließlich die Männer zu frohen Gelagen? Oder haben die alten Deutschen, wie wir sie aus der Geschichte kennen, nicht zu allen Zeiten fröhlich gezecht, während das Weibervolk spann oder die Kinder pflegte? Man pflegt in neuerer Zeit oft die süddeutsche Sitte der Männer, die des Abends ohne ihre Frauen sich mit ihren Freunden in einem Wirthshause versammeln, zu tadeln und dagegen die Gewohnheit norddeutscher Männer, die mit den Frauen beim Thee in der Familie bleiben, zu loben. Allein wir ziehen die süddeutsche Sitte als die ältere und männlichere unbedingt vor. Dadurch, daß der Mann unter Männern lebt und wirkt und sein Metall an dem ihrigen abreibt, wird er der Familie nicht entfremdet, sondern vielmehr befähigter, als Mann ihr Oberhaupt zu seyn. Die Weiber- und Theegesellschaften dagegen verweicheln den Mann und in ihnen dominirt immer nur etwas Blaustrumpfartiges, auch wenn wirklich kein Blaustrumpf dabei ist. Die Conversation beider Geschlechter ist natürlich und liebenswürdig nur in Spanien, wo sie noch nicht durch französische Frivolität verderbt und noch nicht durch deutsche Bildungsansprüche geschraubt ist. Die Theegesellschaft schwatzt in der Regel über nichts als über Modeliteratur und Theater und schließt doch von vorn herein jedes wahrhaft männliche Kriterium aus.

Wir verlangen für den Mann unter allen Umständen, daß er nicht in der Familie befangen bleibe, sondern auch einen höheren Standpunkt über ihr zu nehmen wisse, denn durch ihn allein hängt die Familie mit der Gemeinde und dem Staat zusammen. Des Mannes Wirken außerhalb der Familie soll dieselbe adeln, erhöhen. Von ihm geht das Licht aus, das die dunkeln Planeten der Familie bestrahlet und erwärmt, deshalb kann er sich nicht in der Familie abschließen, er gehört einer höheren Weltordnung an.

Ganz anders verhält es sich mit dem Hinausschweifen des Weibes über den Familienkreis. Da wird alles Anmaßung und Unnatur. Das Weib gehört dem Hause an wie der Ofen. Nur dem Mann steht die ganze Welt draußen offen. Geht der Mann nicht in die Welt hinaus, bedient er sich seines höheren Rechtes nicht, versauert er innerhalb der Familie am Ofen, so ist er ein Schwächling, ein weibisches Wesen, der Erzphilister. Hält aber das Weib die ihr durch Natur und Sitte in der Familie angewiesenen Schranken nicht ein, so wird sie umgekehrt ein Mannweib.

Herr Riehl verfehlt nicht diese Klasse ins richtige Licht zu stellen. Je mehr ihnen durch die moderne Bildung Vorschub geschehen ist, um so strenger glaubt er über sie urtheilen zu müssen. „Bei einer raffinirten, aufs Aeußerste und äußerlich entfalteten Gesittung ist die Gefahr eines übermächtigen Vordringens der weiblichen Art in eben dem Maße nahe gerückt, wie gegentheils bei rohen Naturzuständen, in der Urzeit, im heroischen Zeitalter, im niederen Volksleben die zarte Weiblichkeit leicht von der wilden, ungeschliffenen Mannheit erdrückt wird. Weit zeitgemäßer wäre daher am Ende statt einer ‚Emancipation der Frauen' eine ‚Emancipation von den Frauen.'"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 23. 21. März 1855.

Geschichte.

Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung von Adolf Holtzmann. Stuttgart, Krabbe, 1855.

Die herkömmliche Ansicht über das Verhältniß der alten Germanen und Gallier stützt sich auf die Aussagen des großen Cäsar, der sich bekanntlich zwischen beide Völker warf, das eine unterjochte, mit dem andern wenigstens kämpfte, und des Tacitus, der nicht lange nachher lebte und gleichfalls beide Völker genau genug kennen konnte. Sie beide nun unterschieden die Germanen von den Galliern als ein anderes, in vieler Beziehung tüchtigeres Volk. Alle Germanen, die sich entweder in Gallien schon niedergelassen hatten, z. B. in dem belgischen Theile Galliens, oder die über die Gallier gesiegt hatten, z. B. Ariovist, waren auf die Ueberlegenheit ihres Stammes stolz und einige gallische Völkerschaften maßten sich (wohl nicht ohne Grund) den Ruhm germanischer Abstammung an, um sich dadurch ehrenvoll von den übrigen Galliern zu unterscheiden, die Trevirer und Nervier.

Nun gehörten aber die alten Gallier im heutigen Frankreich unbestritten einer größeren Nation an, die unter dem Namen der Kelten alle Länder nicht blos im Westen, sondern auch im Süden der Germanen eingenommen hatten, Oberitalien, die Alpen und Süddeutschland bis zur Donau. Und unter dem allgemeinen Namen der Kelten wurden auch von vielen alten Schriftstellern die Germanen begriffen. Die Griechen unterschieden im ganzen Norden von Europa und Asien nur zwei Hauptnationen, die Kelten im Westen und die Skythen im Osten. Sofern nun die Germanen und die später unter dem Namen der Deutschen klarer hervortretenden Völker in der Wirklichkeit die Mitte einnahmen, ohne als ein besonderes Volk unterschieden zu werden, mußte man sie begreiflicherweise, je weiter sie nach Westen wohnten, mit den Kelten, je weiter sie nach Osten wohnten, mit den Skythen identificiren.

Die gesammte Nation der Kelten wurde aber von einer neuen historischen Schule mit den Britten und Iren identificirt, die noch jetzt ihre eigenthümliche Sprache in der Bretagne, Wales, Hochschottland und Irland behaupten. Dieselbe Schule ist am Ende so weit gegangen, auch die Germanen, weil sie von einigen Alten zu den Kelten gerechnet werden, für Theile jener brittischen Nation zu halten und demnach alles, was die Kimbern und Teutonen, was Ariovist und Arminius gethan, aus der deutschen Geschichte auszustreichen, die sie erst mit der Völkerwanderung, mit der Ankunft der Alemannen, Franken, Gothen ꝛc. als neuer Völker, beginnen lassen.

Dagegen tritt nun Herr Holtzmann mit der Behauptung auf, 1) die oben bezeichnete brittische Nation sey in alten Zeiten wie noch heute, eine verhältnißmäßig kleine und von der großen keltischen Nation durchaus verschieden gewesen, 2) die Gallier und sämmtliche Kelten seyen Deutsche gewesen.

Was den ersten Punkt betrifft, so spricht dafür, daß sich außerordentlich wenig brittische Wörter in der französischen Sprache finden, die vielmehr neben den romanischen wesentlich nur deutsche Bestandtheile hat. Erst englische und französische Enthusiasten haben die brittischen Ansprüche über das ganze Gebiet der Kelten ausgedehnt, theils irrthümlich, theils absichtlich, sofern sie ihren Nationen einen von den Deutschen möglichst unabhängigen Ursprung geben wollten. Es fiel das in die Zeit, in welcher alles Deutsche verachtet war und Deutsche selbst sich gern eine fremde Physiognomie anlogen. Der gelehrte Schöpflin vertheidigte die keltische Fiction im Interesse der französischen Eroberungen. Dasselbe that noch zu Anfang unseres Jahrhunderts der gelehrte Bayer

v. Pallhausen, um zu beweisen, die Bayern seyen noch immer die altkeltischen Bayern, Stammverwandte der Gallier, mithin auch natürliche Anhängsel des neuen französischen Reichs unter Napoleon.

Die gerade entgegengesetzte Ansicht, daß die Kelten und mithin auch die alten Gallier Deutsche gewesen seyen, ist schon vor Holtzmann gehegt worden, zuletzt noch von Barth und Radloff. Inzwischen hat Holtzmann das Verdienst, sie zuerst mit mehr Klarheit und Energie geltend gemacht zu haben.

Den Namen der Kelten erklärt Herr H. aus dem Deutschen. „Wenn wir nun im deutschen den Namen suchen, so muß h statt k und th statt t eintreten, nach der strengen Regel der Lautverschiebung; wenn das gallische Kelt im deutschen erhalten ist, so muß es nach der Theorie helth lauten; oder mit euphonischem Hülfsvocal helith. Dies Wort ist nun wirklich vorhanden, altsächsisch helith, pl. helithos; agf. häledh, pl. hälethas. Es hat ganz die passende Bedeutung, homo, vir. Gerade wie der allgemeine Begriff gens, thiuda, der Name des Volkes wurde, so wurde auch der allgemeine Begriff vir, homo, helith, der Name, mit dem die Kelten selbst und andre sie nannten. Sie waren das Volk der Männer, helitho folc, helitho cunni, wie im Helland allgemein die Menschen heißen. Daß es außer ihnen auch noch andre Menschen, andre helithos gab, kümmerte sie nicht; sie hatten eine besondere Unterscheidung im Namen nicht nöthig, so wie sie sich thiuda populus nannten, ohne zu bedenken, daß es auch andre thiudôs gab. Schon Leibnitz hat ganz richtig erkannt, daß Celta unser Held ist. Man hat seine Deutung des Namens als unwissenschaftlich keiner Beachtung werth gehalten; aber sie besteht vor der strengsten Wissenschaft, und ich weiß nicht, was man im Ernst gegen sie einwenden kann." Herr H. glaubt sogar den gothischen Namen mit dem keltischen in Verbindung bringen zu dürfen. „Die Gothen haben an der Spitze ihrer Genealogie einen Gott Gaut, wie die Galaten von einem Galates abstammten. In Γότθοι, wie die Griechen schreiben, ist t von Galt richtig th geworden, und l hat sich assimilirt. Das ursprüngliche Wort ist also Galta; dies ist nirgends rein erhalten, aber mit all den Veränderungen, welchen die Lautverbindung lt unterworfen ist. Zuerst blieben l und t unverändert, aber ein euphonisches a erleichterte die Aussprache, Galata; die liquiden r und l schwimmen gleichsam in ihrem Vocal, der sie daher auf beiden Seiten umgibt; statt arm, walh u. s. w. sagt man aram, walah u. s. w. Zweitens wurde lt verändert in ut, aus Galta wurde Gauta; wie niederländisch out, wout für alt, walt. Drittens wurde das t dem vorhergehenden l assimilirt, aus Galtus wurde Gallus, wie schwedisch kall für kalt, niederdeutsch oller für alter. Viertens wurde das l dem t assimilirt, das zugleich nach regelmäßiger Lautverschiebung th wurde: so entstand Γότθος; ähnlich wie ahd. ahdo und gothisch aiththau, oder, zusammengehören. Auf diese Art ist es möglich, die Namen Galatae, Galli, Gautar und Γότθοι auf eine Form zurückzuführen, aber freilich nicht mehr als möglich; der Name Gautar kann derselbe seyn wie Galatae, aber er kann auch einen ganz andern Ursprung haben."

Diese Vermuthungen scheinen uns etwas zu gewagt. Wenn Herr H. der Gothen und Geten besonders gedenken wollte, hätte er nothwendig auch das Verhältniß der Deutschen zu den Skythen schärfer ins Auge fassen dürfen. Man kann die Skythen nicht auf die Slaven oder gar (wie Niebuhr gethan) auf die Mongolen beschränken und ihnen dasjenige Element nehmen wollen, was eine sehr genaue Verwandtschaft mit den Deutschen beurkundet.

Vom Namen der Germanen gibt Herr H. eine sehr scharfsinnige Erklärung. Die Hauptstelle, auf die er sich bezieht, ist bei Strabo VII. 1. 2, wo er die Germanen γνησίους Γαλάτας nennt. „Die Römer also haben ihnen den Namen Germani gegeben, um sie als die ächten Galaten zu bezeichnen. Es ist wunderlich, daß Bouquet diese Stelle übersetzt: itaque recte mihi videntur Romani hoc nomen eis indidisse, cum eos fratres esse Gallorum vellent ostendere. Als ob man γνησίους Γαλάτας übersetzen könnte fratres Gallorum. Und doch wird diese falsche Uebersetzung noch immer wiederholt, sogar in Werken von gründlicher Gelehrsamkeit. Strabo sagt nicht, daß die Römer die Germanen Brüder der Gallier, sondern echte Gallier, wahre Galaten genannt haben. Das zweite Zeugniß ist die bekannte Stelle des Tacitus Germ. 2. Nachdem er die Namen Ingaevones, Herminones, Istaevones, Marsi, Gambrivii, Suevi, Vandalii angeführt hat, fährt er fort: eaque vera et antiqua nomina. Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum; quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paullatim, ut omnes, primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur. Die Römer, obgleich sie Sieger blieben, gaben doch den Namen aus Furcht; sie gaben ihn also noch vor dem Sieg. Von dieser Furcht der Sieger vor dem Sieg gibt Cäsar selbst eine ergötzliche Beschreibung 1, 39. Die Offiziere nahmen Urlaub, oder weinten in ihren Zelten; und so allgemein war

der Schrecken, daß Cäsar besorgen mußte, daß die Soldaten, wenn sie den Befehl zur Schlacht auszurücken erhielten, den Gehorsam verweigern würden. Es wird aber aus den oben berührten Stellen deutlich seyn, wie die Römer den Namen Germani, d. i. echte Gallier aus Furcht geben konnten. Sie fürchteten sich gerade, weil sie ihre Feinde als Gallier erkannten, und weil Gallia maxime timenda war, weil Gallorum nomen semper Romanos terruit, weil cum Gallis pro salute non pro gloria gefochten werden mußte. Bis jetzt, sagten die Soldaten Cäsars, haben wir nur mit denjenigen Galliern zu thun gehabt, die schon durch einen längern Aufenthalt unter einem südlicheren Himmel und durch Berührung mit den Römern verweichlicht waren und ihre alte Kraft und Tapferkeit verloren hatten; diese konnten wir besiegen; nun aber sollen wir mit denjenigen Galliern kämpfen, die aus dem fernen Norden kommend noch unberührt von allem Luxus die alte ungestüme und unwiderstehliche Tapferkeit bewahrt haben, mit den ächten Galliern, mit denjenigen, welche nach dem Glauben des Volks und nach der Voraussicht unsrer weisesten Männer unsrem Volk den Untergang bringen sollen. Zweimal schon drohte das Verderben, und wurde nur durch ein Wunder noch aufgeschoben. Jetzt aber kommen sie wieder, die ächten Galaten, die unter Brennus schon Rom verbrannten, die als Kimbern die größten römischen Heere ihren Göttern opferten, und die jetzt zum drittenmal nicht wieder abziehen werden, ohne die Vernichtung des römischen Staates, die ihnen vom Schicksal übertragen ist, vollendet zu haben. So etwa mochten die Reden lauten, in welchen victor ob metum nomen invenit. Wir können also ganz genau bestimmen, wo und wann der Name Germanen zuerst gehört wurde. Es geschah im Lager des Cäsar, bei jener trepidatio militum, als sie gegen Ariovist ausziehen sollten, im Jahr 58 v. Chr. Die Deutung, die Strabo von dem Namen gibt, ist die richtige, und der Name beweist, daß die Römer die Germanen für nichts anders hielten, als die unverfälschten, unverdorbenen, echten, wahren Kelten."

Wir sind um so mehr geneigt, dieser Holtzmann'schen Erklärung zuzustimmen, als wir noch andre, von ihm nicht erwogene Gründe haben, die dafür sprechen, daß die von Cäsar so scharf betonte Unterscheidung zwischen Galliern und Germanen viel weniger in dem Charakter beider Stämme selbst, als in der römischen Staatspolitik lag, der eine solche Unterscheidung zusagte. Aus dem ganzen Verlauf des gallischen Krieges geht hervor, wie arglistig Cäsar die gallischen Großen, Fürsten und Adel bearbeitet hat, um einerseits durch sie das Volk zu knechten, andrerseits die Gallier von den Deutschen zu trennen und zwei Brudervölker einander fremd zu machen, in den schroffesten Gegensatz gegen einander zu bringen. Wenn je, so wurde hier das divide et impera angewendet. Wir sehen noch nach Galliens Ueberwältigung während der immer neuen Empörungen der Gallier gegen die Römer zwei gallische Parteien, von denen die eigentliche Volkspartei sich immer auf die Germanen, auf ihre alten keltischen Stammgenossen und Nachbarn stützen will, die andre Partei aber, die der vornehmen Römerfreunde, den Römern beisteht. Zwei sehr ähnliche Parteien treten unter ähnlichen Verhältnissen sechzig Jahre später unter den Germanen selbst im Innern Deutschlands hervor. Arminius steht mit der Volkspartei einer römerfreundlichen Partei gegenüber, deren Häupter Segest und Marobodus sind.

Es widerstrebt allerdings dem modernen Gefühl, die so lange von den Geschichtschreibern verachteten Gallier für Brüder der tapfern Deutschen zu halten. Wenn Herr Holtzmann sich rühmt, die deutsche Geschichte um ein Jahrtausend des Ruhmes bereichert zu haben, so wird es sicher Viele geben, die den gallischen Ruhm gern entbehren. Es kommt indeß nicht auf unser heutiges Belieben oder Nichtbelieben an. Wir müssen uns die Verwandtschaft der Gallier jedenfalls gefallen lassen, wenn so viele gewichtige Gründe dafür sprechen. Die tapfern keltischen Alpenvölker, die wandernden Gallier, die beiden Brennus, die von des letzteren Heerzug in Kleinasien zurückgebliebenen Galater hat man nicht heute zum erstenmal für Deutsche gehalten und wer sie auch für nichtdeutsche Völker hielt, achtete sie doch den Deutschen ziemlich gleich an Tapferkeit und jeder Tüchtigkeit. Nur die Gallier in Frankreich glaubt man verachten und hauptsächlich deshalb der deutschen Verwandtschaft für unwerth halten zu müssen. Das ist übereilt. Je weiter deutsche Völkerschaften nach Westen und Süden unter fremde und insbesondere mehr civilisirte Völker vorgeschoben wurden, um so leichter konnten sie auch entarten und sind entartet. Die traurige Neigung der Deutschen, sich in fremde Sitten und Sprachen zu schicken, war dieselbe vor Jahrtausenden, wie heute. Die Longobarden und Normannen in Italien, die Westgothen, Burgunder und Franken in Frankreich sind alle mehr oder weniger entartet und dem deutschen Grundstamm entfrembet worden. In gleicher Lage haben sich schon vor ihnen wahrscheinlich die Gallier befunden. Wir sind gar nicht berechtigt, diese alten Gallier zu verachten. Als Napoleon, ein neuer Cäsar, Deutschland eroberte, benahmen sich die neuen Deutschen wie die alten Gallier. Wenn Rußland aus dem gegenwärtigen Kriege siegreich

hervorginge, würde es in Deutschland seine Freunde finden, wie sie Cäsar in Gallien gefunden hat.

Bei alledem sind die alten Gallier doch wahrscheinlich, wie auch die Helveter, Boier, Senonen ꝛc., von den Germanen, wenn sie auch mit ihnen zur großen Nation der Kelten gehörten, doch verschieden gewesen, wie es heute noch die Skandinavier von uns sind, die ohne Zweifel mit uns zu einer großen Nation gehören und doch auch wieder außerordentlich viel von uns Verschiedenes an sich haben. Es kommt bei der gallischen Frage nur darauf an, die Uebereinstimmung im Nationalen nachzuweisen.

(Schluß folgt.)

Dichtkunst.

Die Reise mit einer Seele von Gedeon von der Heide. Schaffhausen, Hurter, 1854.

Die Seele des Dichters reißt sich von seinem Herzen los und schweift durch die Welt, deren Trübsale sie unter der Führung einer reineren Seele kennen lernt. Das Losreißen der Seele vom Herzen ist nicht gehörig motivirt. Was soll denn der Dichter mit seinem Herzen ohne Seele anfangen? Doch davon abgesehen enthält seine Dichtung unter den vielen einzelnen Schilderungen menschlichen Jammerns und menschlicher Geduld und Treue viel Schönes. Hier ein Beispiel „das gebrochene Herz“ S. 72.

Wir kamen zu des Meeres Strande; —
Die Sonne auf den Wogen brannte
Mit aller Gluth des Südens dort. —
Ein Segelschiff verließ den Port. —
Aus seinen Räumen drang ein Schrei,
Als risse just ein Herz entzwei. —
In ihnen waren, dicht gedrängt,
Wohl hundert Neger eingezwängt,
Und unter diesen zorneswild,
Ein marmor'n schwarz Madonnenbild
Jetzt liegt am Boden, eine Leiche. —
Sind es die harten blut'gen Streiche,
Von denen ganz sie überronnen,
Nun liegt getödtet? — Grausig Wonnen
Des weißen Sclavenhändlers, nein,
Du konntest tödten nicht allein! —
Wir sah'n in jenes arme Herz,
Noch eh' es brach in seinem Schmerz',
Und sah'n 's mit stillem heißem Bangen
Nur noch an einer Hoffnung hangen. —
Ach, alle Pein hat's still ertragen,
Die Sclaverei, das blut'ge Schlagen,
Des Gatten Mord, des Kindes Tod
Und Hunger, Durst und bitt're Noth! —
Doch als der Renegat wollt' rauben
Aus ihrem Herzen ihr den Glauben,
D'rin all' ihr Trost und Muth bestand:
Trat der Versucher ihm zur Hand,
Und sprach: „Du bist von Gott verlassen!“ —
Sie wollt' nicht den Gedanken fassen; —
Ihr einz'ges Hoffen alle Zeit
War Gott und Seine Seligkeit. —
Wie rang sie nun, wie kämpfte sie!
Es wankte zwar ihr Glauben nie;
Sie hatt' die Zweifel nie gebilligt; —
Doch einmal, — als ob eingewilligt
Sie habe, — fuhr 's ihr durch das Herz:
Das war der Schrei, — der Todesschmerz,
Darin es brach, so engelrein,
Mit dem es zog zum Himmel ein! —

Ein anderes von S. 209:

In eines Bergwerk's tiefem Schacht'
Verschüttet lag in schwarzer Nacht
Schon volle vierundzwanzig Stunden
Ein Mann, den unser Blick gefunden. —
Wie war der Raum so eng und klein,
Der ihn so schau'rig kalt schloß ein! —
Wie war das Herz des Beters heiß,
Das Gott auch hier sich nahe weiß! —
Er wagt' die Hilfe nicht zu hoffen;
Sein Grab lag gräßlich vor ihm offen! —
Er kann die Hände nicht bewegen,
Nicht einmal zum Gebet' sie legen; —
Es hört ihn Niemand, wenn er ruft,
Und bald verathmet ist die Luft,
Die ihm, so felsig eingekistet,
Die todesbangen Stunden fristet! —
Doch stärker, als das Todesgrauen,
Ist noch des Bergmann's Gottvertrauen! —
Er denkt ꝛc.

Eine Menge Beispiele stellen unverschuldetes, andre verschuldetes Unglück, hier Trost, dort Verzweiflung dar, der Refrain aber bleibt: die ganze Welt ist eine Wunde, und von ihr heilt nur der Glaube, der zum Himmel führt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 24. 24. März 1855.

Geschichte.

Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung von Adolf Holtzmann. Stuttgart, Krabbe, 1855.

(Schluß.)

Herr Holtzmann hat aus den gallischen Sprachresten und aus den Sitten und Charakterzügen der Kelten herbeigeholt, was zu beweisen dient, daß sie den Germanen stammverwandt, ein Zweig der großen deutschen Nation gewesen seyen. Das sind fruchtbare Untersuchungen, die man noch keineswegs als erschöpfend betrachten kann, die aber, wie wir glauben, auf den rechten Weg geführt haben. Die sprachlichen Anklänge sind sehr auffallend. Auch da, wo eigenthümlich gallische Endungen charakteristisch hervortreten, gleichen sie nur neuen Zweigen des bekannten alten deutschen Sprachstammes und bestätigen gerade in der Abweichung die Verwandtschaft.

Auch ist längst anerkannt, daß die Gallier in der Körperbildung, in Sitten und Verfassung wie im Glauben viel Aehnlichkeit mit den Germanen hatten. Ihr höchster Gott war Mercurius, wie bei den Germanen. Volkssagen, Volksaberglauben sind noch heute in Frankreich fast dieselben, wie in Deutschland.

Herr Holtzmann legt großes Gewicht auf das Vorkommen zahlloser deutscher Personalnamen romanischer Leibeigenen in fränkischen Urkunden. Er schließt daraus, die von den Franken besiegten romanisirten Gallier hätten ihren alten keltischen (deutschen) Namen unter der Römerherrschaft beibehalten und bis auf die fränkische Herrschaft bewahrt. Zwar können jene Leibeignen auch wohl Sklaven von besiegten deutschen Stämmen, Kriegsgefangene gewesen seyn. Indeß ist das Verhältniß hier ziemlich das nämliche, wie in Italien, wo im gemeinen Volk die gothischen und longobardischen Namen noch festgehalten wurden, lange nachdem das Volk schon nicht mehr deutsch redete.

Ehe die Untersuchung zum Abschluß kommen kann, muß noch Manches geschehen. Vor allem wird nöthig seyn, außer den Galliern auch die übrigen romanisirten und zwischen Römern und Deutschland gleichsam verschollenen Kelten, die Vindelicier, Helveten, Senonen, Ligurer, Boier rc. ins Auge zu fassen und aus ihren Namen, Sitten und was immer die Erinnerung von ihnen bietet, die Stammverwandtschaft nachzuweisen. Ferner wird noch mit großem Fleiß das Brittische vom Keltischen unterschieden werden müssen, und zwar nicht blos in sprachlicher Beziehung, sondern insbesondere auch in Bezug auf heidnischen Glauben und Cultus.

Was das vielgerühmte Druidenthum betrifft, so sagt Herr Holtzmann mit Recht: „Es war eine Art von geheimer Verbindung, die dazu dienen sollte, den Patriotismus zu beleben; und der Barde Kyndbelw um 1150 stellt den Fürsten vor, daß das Druidenthum nicht gefährlich sey und nicht im Widerspruch mit dem Christenthum stehe, und zur Vertheidigung des Landes ermuthige. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Kyndbelw selbst der Stifter des Bundes war. Die Mythologie, die man aus den Schriften dieser jüngern Druiden schöpfte und bis auf unsere Tage für die alte keltische ausgab, ist nichts als eine poetische Fiction, und beruht so wenig auf alter kymrischer Ueberlieferung, daß darin sogar manches zu erkennen ist, was die Kymren von ihren Feinden, den Sachsen, entlehnten. Um aber der neuen Einrichtung den Schein eines ehrwürdigen Alters zu geben, wurden die Gedichte des Aneurin, Taliesin, Llywarch u. s. w. verfertigt und diesen angeblichen Barden das sechste Jahrhundert angewiesen." Schon Cäsar in seinem Werke über den gallischen Krieg VI. 13 bemerkt, das alte Druidenthum der Gallier sey brittischen Ursprungs gewesen. Daraus erklärt sich,

warum es bei keinem anderen keltischen Volke vorkommt. Zugleich wird ausdrücklich anerkannt, daß es auch bei den Galliern nicht einheimisch, sondern von den Britten entlehnt gewesen sey. Wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß die gallischen Kelten, in der Mitte des heutigen Frankreich vorgeschoben zwischen den Britten in Armoricum nordwärts, und einer gleichfalls fremden Bevölkerung in Aquitanien südwärts (den Basken) sich nicht rein erhielten, sondern Manches von den Nachbarn annahmen, womit auch übereinstimmt, daß sie nach Cäsar griechische Buchstaben, ohne Zweifel von der griechischen Colonie in Marseille aus angenommen hatten.

Aber das Druidenthum scheint ein mehr politisch als kirchlich wichtiges Institut gewesen zu seyn, eine Art Freimaurerei und besonders zum Bergen von Verschwörungen geschickt, daher es die sonst gegen jeden fremden Cultus toleranten Römer ausrotteten. Für die Verwandtschaft des ursprünglichen gallischen und germanischen Cultus spricht nichts so deutlich, als daß der höchste Gott bei beiden Mercurius gewesen seyn soll, während alle andern Völker Europa's, Griechen, Römer, Slaven vielmehr den Donnergott als höchstes Wesen verehrten. Die uns von den Römern bezeichneten altgallischen Götter stehen den deutschen viel näher, als die erst später auftauchenden Götter des brittischen Glaubens. Der höchste Gott der Gallier wie der Deutschen war, wie schon gesagt, Mercurius, in Gallien auch Teutates genannt, was so recht deutsch klingt. Als diesem zunächst stehende vornehmste Götter der Gallier werden uns genannt Esus, Taranes, Belenus (oder Bilienis). Esus oder Hesus scheint einen Asen zu bedeuten, Taranes ist der nordische Donnergott Thor, Belenus vielleicht Baldur oder Dins Bruder Vili. Hier liegt überall die Verwandtschaft des Gallischen und Deutschen nahe, viel näher als die Verwandtschaft mit dem Brittischen. Die höchsten brittischen Gottheiten Ceridwen, Hu, Gwidion, Aeddon &c. haben ganz und gar nichts zu schaffen mit Mercurius, Teutates, Esus, Taranes und Belenus. Auch andre altgallische Götternamen wie Segomon, Cernunnos, Abnoba, Arduinna, Nehalennia, Grannus, Tultiorix, Rumaveha, Hamaveha, Arvagasta, Bergius, Hludana, Halamardus, Albiorix (Elberich), Rosmerta &c. klingen deutsch und nicht brittisch. Die Art und Weise, wie die modernen Verfertiger sogenannter keltischer Göttersysteme die auf den engen brittischen Kreis beschränkten Götter über das ganze weite Gebiet der Kelten auszubreiten versuchen und über die ungeheure Kluft, die zwischen jenen Brittengöttern und dem gallisch-germanischen Mercurius liegt, hinwegspringen, ist im höchsten Grade unkritisch. Bis zum Extrem des Lächerlichen aber gehen vollends Einbildungen, wie sie Eckermann gleich auf der ersten Seite seiner s. g. Religionsgeschichte der Kelten zum Besten gibt. Karl der Große nämlich, meint Eckermann, habe, als er die barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, (nach Einhart c. 29) aufschreiben ließ, darunter nicht fränkische, nicht deutsche Heldenlieder, sondern „eine Sammlung von Druidenversen aus alten Bardengesängen und auf den Grund dieser nationalen Documente eine Geschichte der keltischen und gallischen Alterthümer anfertigen lassen." Als ob Karl der Große, der selber noch deutsch sprach, den Ruhm seiner fränkischen Ahnen vergessen hätte, um ausschließlich die Winkelliteratur der Britten zu pflegen. Solche Unvernunft wagte Eckermann noch im Jahr 1846 auf deutschem Grund und Boden zu behaupten. Ja noch in neueren Zeiten ist von Andern fast noch Aergeres behauptet worden, denn man hat uns brittische Sprache und brittische Volksthümlichkeit bis in Mitteldeutschland hinein octroyiren wollen.

Es war daher sehr an der Zeit, daß Holtzmann die brittische Anmaßung zurückwies. Das Brittische ist nie über England und einen schmalen Küstenstrich der gegenüberliegenden Nordküste Frankreichs hinausgegangen. Die Engländer und Franzosen können entschuldigt werden, wenn sie sich im Gegensatz gegen Deutschland auf jene brittische Winkelnationalität etwas zu Gute thaten und derselben nach und nach einen immer größern Werth beilegten. Das geschah in dem Maaß, in welchem englischer und französischer Uebermuth unter dem Einfluß der classischen Bildung alles Deutsche zu verachten anfing. Deutsche Gelehrte aber, die ihm hierin blindlings nachfolgten, sind kaum zu entschuldigen. Sie hätten hier die Wahrheit um so gewisser erkennen und festhalten sollen, als die Nationalehre dabei betheiligt war. Man darf die eigene Vergangenheit so wenig an die Fremden wegwerfen, als die Gegenwart. Das Seltsamste ist wohl, daß man gerade jetzt in Frankreich die altfränkischen Erinnerungen wieder mehr pflegt und auf die deutsche Abstammung wieder stolz zu werden anfängt, wie auch in England die angelsächsischen Studien den brittischen den Rang abgewinnen, während unsre deutschen Gelehrten es sind, unter denen das brittische Sprach- und Glaubensgespenst noch immer am lautesten rumort.

Kriegsgeschichte.

Der bayersche Erbfolgekrieg. Von Kurd Wolfgang von Schöning. Berlin und Potsdam, 1854, Verlag von Riedel.

Nach der hier zum erstenmal gedruckten Originalcorrespondenz Friedrichs des Großen mit seinem Bruder Heinrich und seinen Generalen (aus den Staatsarchiven). Welchen geringen Eindruck auch der bayerische Erbfolge- vulgo Kartoffelkrieg im deutschen Volke hinterlassen hat, so war er immerhin eine wichtige Begebenheit. Es handelte sich bekanntlich darum, den Plan Josephs II., welcher Bayern nach dem Aussterben der Münchner Linie der Pfälzer Linie nicht überlassen, sondern mit Oestreich vereinigen wollte, zu vereiteln. Frankreich, der alte Feind Oestreichs, war gerade damals mit Oestreich innig befreundet. Josephs II. Schwester war die Gemahlin König Ludwigs XVI., und erst kurz vorher waren Frankreich und Oestreich im siebenjährigen Kriege gegen Preußen Alliirte gewesen. Joseph rechnete daher auf Frankreichs Beistand oder wenigstens Neutralität. England war tief verwickelt in den nordamerikanischen Krieg und kümmerte sich um die süddeutschen Angelegenheiten nicht. Die russische Katharina war mit Joseph wie im siebenjährigen Kriege gegen Preußen, so bei der polnischen Theilung alliirt gewesen und hatte Absichten auf die Türkei, so daß auch sie gegen Josephs Vergrößerungsplan nichts einwenden zu wollen schien, wenn er nur seinerseits die ihrigen billigte. Nur Friederich der Große blieb übrig, vor dem sich Joseph zu fürchten hatte und der auch wirklich Schild und Schwert über Bayern hielt und dem Kaiser Joseph nicht erlaubte, hier zuzugreifen. Auch muß es Friedrichs diplomatischer Thätigkeit zugeschrieben werden, daß sowohl Frankreich als Rußland in ihrer Freundschaft für Joseph erkalteten und wieder zu der alten herkömmlichen Politik neigten, die jede Vergrößerung des deutschen Kaisers verbot. Unter diesen Umständen hatte Friedrich eine so ausgiebige Unterstützung durch die Diplomatie, daß er den bereits begonnenen Feldzug, der seinen bewährten Waffen abermals den Sieg versprach, nicht zu vollenden brauchte, sondern im Frieden von Teschen bewilligt erhielt, was er verlangte. Dadurch ist die bayrische Monarchie erhalten worden, die sonst im östreichischen Kaiserstaat verschwunden wäre.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Frankreich mit Oestreich sich gegen die Theilnahme eines russischen Gesandten am Friedenscongreß zu Teschen gesträubt habe, und nur Preußen dieselbe durchsetzte. Rußland wurde damals zum erstenmal zu einer Art Schiedsrichteramt und Controle über deutsche Angelegenheiten berechtigt. Unter andrem wurden im Teschner Frieden die älteren Friedensschlüsse bestätigt und so gelangte die Kaiserin Katharina zu der Ehre, noch nachträglich Garantin des westphälischen Friedens zu werden.

Inzwischen hat Joseph II. seinen Plan auf Bayern keineswegs aufgegeben; es ist bekannt, wie derselbe östreichischer Seits sogar noch zur Zeit des Rastadter Congresses wieder aufgenommen wurde (nach dem Tode Karl Theodors). Auch Rußland war dabei im Spiele und köderte den Kaiser Joseph mit der Hoffnung auf die bayrische Erwerbung. Sobald Katharina Josephs Schwäche in dieser Beziehung erkannt hatte, schmeichelte sie demselben, um ihn ihren türkischen Eroberungsplänen geneigt zu machen und aus einem gefährlichen Nachbar zu einem geschmeidigen Bundesgenossen an der untern Donau zu machen. Sie lud den Kaiser Joseph zu sich ein. „In Person zeigte sie ihrem Neu-Verbündeten im Jahre 1780 den Glanz ihrer Residenzen zu Moskau und St. Petersburg, und von Kronstadt aus wies sie dem Kaiser die Küsten der Ostsee, einige Zeit später aber gewährte sie dem Kaiser Joseph von den malerischen Höhen der Krimm den Fernblick auf das düstere Meer, das seine mächtigen Wogen bis vor die Pforten von Constantinopel wälzt. In Erwiederung der wichtigen Vortheile, welche namentlich mit Bezug auf die Krimm dem weiten Rußland aus dem neuen Bündnisse erwachsen waren, ergab sich 6 Jahre nach dem Frieden von Teschen im tiefsten Geheimniß ein Tauschprojekt, nach welchem ganz Ober- und Nieder-Bayern, die Oberpfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg und die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach gegen die östreichischen Niederlande mit Ausnahme von Luxemburg und Namur vertauscht und dem Kurfürsten Carl Theodor von Bayern der Titel eines Königs von Burgund verliehen werden sollte. Die Ausführung scheiterte zunächst wiederholt an der Entschlossenheit der großherzigen Herzöge Carl und Maximilian von Zweibrücken, welche im Januar 1785 dem russischen Gesandten, Grafen Romanzof, der ihnen diesen Plan in sehr bestimmten Terminis vorlegte, auf das entschiedenste erklärten: niemalen in den Tausch ihrer altväterlichen Erblande gegen andere ihrem Hause fremde Besitzungen willigen zu wollen; sie blieben hierbei nicht stehen, sondern zogen sogleich den bayerschen Schutzpatron, den König Friedrich ins Geheimniß und baten dringend um dessen wiederholten Beistand; auch die patriotische Fürstin Maria Anna griff von Neuem nach dem Schild der Bavaria. Der greise König, unerwartet noch einmal die Ruhe von Deutschland gefährdet

sehend, veranlaßte durch Graf Görtz am Hofe zu St. Petersburg die bestimmtesten Gegenerklärungen, womit augenblicklich das ganze Project fiel und vollständig scheiterte. In dieser Art hatte der große König ein Jahr vor seinem Tode die Genugthuung, den bayerschen Staat wiederholt vor einer Zerstückelung zu bewahren; er nahm hiernach aber den früher schon in diesem Werke angedeuteten Plan einer Union der deutschen Fürsten wieder auf und schloß den sogenannten deutschen Fürstenbund, an dessen Zustandekommen auch der Thronfolger, Prinz von Preußen, einen großen Antheil nahm."

In dem vorliegenden Werke sind alle Details der Unterhandlungen wie der Kriegführung durch die Correspondenzen ans Licht gezogen und tritt überdies die Persönlichkeit des großen Preußenkönigs darin charakteristisch hervor. „In seiner unerschöpflichen Thätigkeit für das Beste des Staats entwarf der König schon in dem Friedensjahre und beendigte sie am 28. September 1779: ‚Betrachtungen über die Maßregeln, welche eine preußische Armee gegen Oestreich zu nehmen habe, wenn dieses bei der defensiven Methode wie 1778 beharrete.' Wenn diese Betrachtungen mit den Worten schließen: daß nach dem Tode der friedliebenden Kaiserin-Königin von dem unruhigen Nachbar der Krieg mit Sicherheit vorauszusehen seyn würde, so verblieb es, wie die neuere Geschichte uns lehrt, bei kriegerischen Drohungen; es traten vielmehr mit den Begebenheiten der französischen Revolution in der Politik von Europa Aenderungen ein, durch welche die feindliche Spannung unter den beiden deutschen Großmächten in den Hintergrund trat, eine segensreiche Begebenheit, welche nun seit 62 Jahren vorherrschend ist." Der Verfasser schließt mit einer Schmeichelei auf den russischen Kaiser, sofern derselbe unlängst (1850) den wieder aufgewärmten Streit zwischen den beiden Großmächten durch seine segensreiche Vermittlung geschlichtet habe. Der Geist Friedrichs des Großen, der die russische „Großmuth" richtiger nach ihrem wahren Werth zu würdigen verstand, wird dem Verfasser dafür wenig Dank wissen.

Nachtrag

zu der in Nr. 10 und 11 unsrer diesjährigen Rezension über das Werk: der sensitive Mensch, von Frh. von Reichenbach, 2. Theil.

Schon vor 70 Jahren hat ein Franzose behauptet, durch irgend ein von ihm jedoch nicht bekannt gemachtes Mittel schon aus weitester Ferne auf dem Meere den Dunstkreis wahrnehmen zu können, den jedes Schiff durch Exhalation der auf ihr befindlichen Menschen, Thiere und sonstiger Dinge um sich verbreitet. Im Jahr 1785 nämlich kam ein gewisser Bottineau von Isle de France nach Paris und machte eine Entdeckung bekannt, die er der Regierung verkaufen wollte. Er besaß die Gabe, wie dies durch Zeugnisse von jener Insel her bestätigt wurde, aus mehreren hundert Seemeilen weit, lange bevor ein Schiff durch Fernröhre gesehen werden konnte, dessen Ankunft vorhersagen zu können. Er versicherte, es sey ihm durch lange Beobachtung gelungen, wahrzunehmen, jedes Schiff sey von einem eigenthümlichen Dunstkreis begleitet, aus dem Umfang desselben lasse sich schließen, ob es nur ein Schiff oder mehrere seyen. Wegen der größeren Ausdehnung dieses Dunstkreises, der wie ein großer Schatten oder „Nebeltrabant" (dieser Ausdruck wird gebraucht) das Schiff begleite, könne man ihn auch aus viel weiterer Ferne erkennen. Das Geheimniß aber, wie man ihn sehen könne, wollte er nur der Regierung verkaufen, die in den Seehäfen davon guten Gebrauch machen könne. Allein die Regierung achtete nicht auf ihn und sein Geheimniß ist mit ihm gestorben. Ausland 1833 Nr. 188. Die Sache hat wohl guten Grund. Bottineau erkannte ohne Zweifel die odische Ausströmung aus dem Schiffe. Es wäre aber interessant, zu ermitteln, durch welches Mittel es ihm möglich war? ob eine odische Strömung senkrecht nach oben geht, die sich viel höher über den Meereshorizont erhebt, als das erst lange nachkommende Schiff?

Wir fügen noch eine zweite Thatsache an, die in die Sphäre der Tischrednerei einzugreifen scheint. Der berühmte Darwin sah auf seiner Reise um die Welt (deutsche Ausgabe, Theil I. Seite 239) auf den Keeling-Inseln einer nächtlichen Scene zu, die er nicht erklären zu können gesteht. Weiber und Kinder versammelten sich um ein Grab und tanzten um dasselbe her. Zwei Weiber aber hielten über dem Grabe einen großen hölzernen Löffel, der phantastisch bekleidet war. Nach gewissen Vorbereitungen fing der Löffel von freien Stücken sich zu drehen und zu tanzen an, „convulsivisch und in gutem Tact zu dem Gesang der Kinder und Weiber". Das erinnert sehr an die drehenden Tische. Der Löffel scheint ganz durch die nämlichen Kräfte in Bewegung gesetzt worden zu seyn, wie jene Tische.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 25.** 28. März 1855.

Kunstgeschichte.

1) Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte von Franz Kugler. Mit Illustrationen und andern artistischen Beilagen. Dritter Theil. Kleine Schriften über neuere Kunst. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert, 1854.

Wieder ein starker Band von 816 Seiten. Er umfaßt hauptsächlich kleinere Artikel, die früher im Gesellschafter, Museum und Kunstblatt erschienen sind, vermischt mit Reiseberichten und größern Abhandlungen. Sie betreffen vorzugsweise die neuere Kunst, Kunstwerke, Künstler und gewähren ein recht anschauliches Bild von den mannigfachen modernen Kunstbestrebungen in Berlin, München, Düsseldorf, Brüssel, Paris, Rom 2c. In einer langen Reihe von Jahren hat der Verfasser Gelegenheit genommen, über eine erstaunliche Menge von Kunstsammlungen, Kunstausstellungen, einzelnen Bild- und Bauwerken, wie über Kunstschulen und Charakter und Leben einzelner Künstler sein Urtheil abzugeben und indem nun alle diese Urtheile hier gesammelt erscheinen, spiegelt sich darin fast unser ganzes modernes Kunstleben ab. Sofern aber in der modernen Kunst bekanntlich alle möglichen Geschmäcke aller Zeiten und ältern Schulen sich reproducirt haben, so ist es ein gar buntes Gewimmel, in welches uns Herr Kugler hineinblicken läßt.

In einem Aufsatze „über die gegenwärtigen Verhältnisse der Kunst zum Leben" schon vom Jahr 1837 äußert sich der Verfasser mit vieler Unbefangenheit über das, was unsrer Kunst noch fehlt, während er mit Recht S. 210 „den starken Lebensdrang der gegenwärtigen Kunst" überhaupt anerkennt und rühmt und daraus auf Fortschritt, Läuterung, Vervollkommnung hoffnungsreiche Schlüsse zieht. In der That, wo nur Leben sich regt, wo nur eine Kraft da ist und zum Wirken drängt, da ist große Hoffnung, mag auch manches im Anfang verfehlt und übereilt werden.

Gar richtig fühlt Herr Kugler heraus, was der modernen Kunst hauptsächlich abgeht. Nicht nur im classischen Alterthum, wie er sagt, sondern auch im christlichen Mittelalter war die ganze äußere Gestaltung des Lebens von ein und demselben künstlerischen Geist und Styl beherrscht. Wer nach Athen, Syrakus oder Korinth hinblickte, dem öffnete sich die ganze Tiefe und Fülle des antiken Schönen. Wer in eine alte deutsche Reichsstadt, etwa in Köln, Nürnberg 2c. hineinblickte, der hatte das Mittelalter vor sich, ganz und ausschließlich. Wer aber in unsre modernen Städte blickt, der findet griechische und römische Bauwerke vermischt mit byzantinischen, gothischen, lombardischen, venetianischen, mit Zopfbauten und mit Bauten des allermodernsten Kasernen- und Fabrikenstyls. Dazu in gothischen Kirchen antik stylisirte Grabmäler, draußen vor dem Thore chinesische Gartenhäuschen, maurische Kioske, pompejanische Polychromie, Schweizerhäuser, Rotunden 2c., alles durcheinander. In den Häusern ein Gemisch von antiken, gothischen und Rococcomöbeln, altgriechische Kannen, altdeutsche Römer, chinesische Tassen. Endlich die Trachten: Damen in Frisur und Puder, Herren in Ueberröcken aus dem 15. und mit Bärten aus dem 16. Jahrhundert, während die Fracks noch nicht aufgehört haben und die Cravatten bald wieder denen der incroyables in der Revolution ähnlich seyn werden. So reißt die Mode wie ein unvernünftiger Vielfraß alles, was ihr vorkommt, aus allen Zeiten an sich und schlingt es in den weiten Magen hinab, der alles, auch das Heterogenste vertragen muß. Industrie und Handwerk aber speculiren auf diese Gefräßigkeit und ihren rascher Wechsel. Arme Kunst! — Deshalb sagt Herr Kugler sehr wahr: „Wir haben es keineswegs zu läugnen, daß sich im Allgemeinen

ein guter Geschmack zu verbreiten beginnt und daß die Musterbilder der Vorzeit häufig mit Geschick und kunstverständiger Auswahl benutzt werden. Doch macht das bunte Spiel dieser Formen auf den Beschauer noch nicht jenen edleren, wohlthuenden Eindruck, welchen z. B. durchweg die Geräthe des klassischen Alterthums hervorbringen. Es fehlt dabei vor Allem eine sichere Richtung, das höhere, bestimmende Gesetz eines gemeingültigen Styles, welcher der Ausdruck eines gemeinsam bewußten Formensinnes wäre und diesen vor den wankelmüthigen Einflüssen der Mode schützen könnte. — Dieser Uebelstand scheint zunächst besonders in der Trennung des Handwerkes von der Kunst zu liegen, welche in der neueren Zeit, wie in den früheren Epochen nie, hervorgetreten ist. Die Kunst hat sich von dem Boden losgerissen, welcher ihr früher einen sicheren Anhaltspunkt gewährte, sie hat sich in eine gesonderte Region emporgehoben, das nah verwandtschaftliche Verhältniß zu dem Gebiete des Handwerks verschmähend, von dem sie ebenso sehr, wie sie ihm Schwung und Belebung zuertheilte, gestützt und getragen ward. Diese Trennung schreibt sich, wenn ich nicht sehr irre, vornehmlich aus jener eklektischen Periode des siebzehnten Jahrhunderts her, in welcher der Grundsatz aufgestellt und, so gut es anging, ins Leben eingeführt wurde: daß man nach Schulregeln ein Genie bilden, nach Schulregeln ein geniales Werk erzeugen könne. Von dieser Zeit an glaubte man, falls man nur durch Talent, Scharfsinn, Praktik, ästhetische Principien u. dgl. ausgerüstet war, sich den hohen Meistern der Vergangenheit ungescheut anreihen zu dürfen; man hielt sich für vermögend, das Höchste, womit die Gunst des Geschickes den Staubgebornen zu glücklicher Stunde begnadigt, aus freien Stücken zu erringen, und man ward stolz darauf, daß man diese vermeintliche Kraft in der eignen Hand, in dem eignen Willen fühlte. Doch hat sich dieser Irrthum schwer gerächt. Denn wie die Künstler sich mehr und mehr von den praktischen Tendenzen des Lebens emancipirten, so emancipirte sich dieses auch von ihnen. Es trat eine unnatürliche Feindschaft zwischen Leben und Kunst ein; wie die Künstler sich mit Vorliebe in den Träumen einer idealen Welt wiegten und mit Verachtung auf den Staub des irdischen Daseyns hinabsahen, so spottete die reale Welt ihrer funkelnden Luftschlösser und verweigerte ihnen die gebührende Opferspende. Der Name eines Genie's, oder was damit gleichbedeutend war: eines Künstlers, gewann einen sehr zweifelhaften Klang, und die Söhne ehrsamer Bürger, in denen der künstlerische Drang mächtig wurde, hatten nicht gar selten mit den schlimmsten Widerwärtigkeiten zu kämpfen, wenn sie diesem Drange nachzugeben geneigt waren. Der Weg, welcher durch das Gebiet des Handwerkers in die Regionen der Kunst führte, war abgeschnitten; dem Handwerk selbst war die höhere Ehre genommen und man sah nicht mehr wohl die Möglichkeit vor sich, auch in diesem, falls die Befähigung zum eigentlichen Künstlerthum ausbliebe, einer anmuth- und ehrenvollen Existenz theilhaftig zu werden. Schlimmer aber, als diese selbstverschuldeten äußeren Mißhelligkeiten war der innere Mangel, welcher durch die Trennung der Kunst vom Handwerk hervortrat. Die Kanäle, welche den künstlerischen Geist in die Adern des Handwerkes hinübergeführt hatten, waren hiedurch großentheils abgeschnitten; für das Handwerk blieb nur der nüchterne Bodensatz materieller Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit übrig, und der Schmuck, mit dem es gleichwohl seine Erzeugnisse zu versehen trachtete, ward nun, ohne Beziehung auf eine tiefere, reinere Schönheit, willkürlich erfunden, ward ein leeres, unerfreuliches Spiel der Mode. Hiedurch aber erlitt der allgemeine Kunstsinn des Volkes einen empfindlichen Stoß; nicht mehr gewöhnt, auch in der unbedeutendsten Form die Gesetze einer lebenvollen Schönheit zu erblicken, ward er ebenso gegen die selbstständigeren Werke der Kunst abgestumpft."

Das betrifft das Verhältniß der Kunst, sofern sie in die Breite sich ausdehnen, mit ihrem Geist das ganze äußere Leben eines Volkes durchdringen sollte. Warum hat Herr Kugler nicht auch an die Tiefe gedacht, in welcher die Kunst ihrem innersten Principe nach mit dem Glauben des Volkes zusammenhängt? War die Kunst nicht schon bei den Alten im Dienst der Religion, schon lange vor der Entstehung der christlichen Kirche? und kann sie je aufhören, ihre hauptsächlichsten Werke im Dienst der Religion zu schaffen? Kann es eine weltliche Kunst geben, die nicht ihren Halt in der religiösen suchen müßte? Das hat Herr Kugler zu wenig erwogen. Indem er die Trennung der Kunst vom Leben beklagt, hätte er auch ihre Trennung von der Kirche beklagen sollen. Die Bestrebungen der Kunst, zur Kirche zurückzukehren, erscheinen ihm sogar kleinlich, befremdlich, ja widerwärtig, so daß er ihnen nur ein sehr kühles Lob zollt, welches eigentlich einen Tadel in sich schließt. So in dem Urtheil über Overbeck S. 177: „Overbecks künstlerische Richtung gehört, wie bekannt, derjenigen Entwickelungsperiode der neueren Zeit an, durch welche in den Jahren der Unterdrückung und der Befreiungskriege die versunkenen Schätze des Mittelalters wieder heraufgefördert und der fromme Sinn und die schlichte Treue der alten vergessenen Meister als Vorbild hingestellt waren. Overbeck ist der Einzige, welcher diese Richtung

mit Ueberzeugung in sich aufgenommen, mit künstlerischer Genialität durchgebildet und mit treuer Liebe bei ihr ausgeharret hat. Das Streben und Schaffen der jüngsten Nachkommenschaft, die Resultate des letzten Jahrzehnts sind seinem Sinne fremd geblieben. Wo neue Elemente sich zur Gestaltung hindurchringen, da gibt es mancherlei Kampf, treten Gegensätze mannigfacher Art sich schroff und feindlich gegenüber; Overbecks Genius hat auf einer fernen friedseligen Insel seine Heimath gefunden, und sendet uns von dort seine Grüße herüber, die wie ein altes schönes Märchen unsern Sinn berühren. Aber auch nur wie ein Märchen. Die Interessen der Gegenwart sind groß und bedeutend geworden; wir verlangen das Leben in seiner vollen Wahrheit und Größe vor uns zu sehen, wir wollen nicht schüchtern und entsagend den Stürmen des Lebens aus dem Wege geleitet, sondern mitten hindurch auf dessen Gipfelpunkt geführt werden, — und Overbeck hat es versäumt, an solcher Wirksamkeit Theil zu nehmen und den Kranz zu erringen, der für ihn bereit war." Das ist doch ein wenig ungerecht geurtheilt. Overbeck ging geflissentlich und mit Bewußtseyn seinen Weg und ihm lag nichts an den Ruhmeskränzen, um die sich Andre rißen. Das Wiederaufleben eines christlichen Sinnes in der Malerei ist aber kein isolirtes, befremdliches Faktum, keine Sonderbarkeit, sondern steht im Zusammenhange mit unzähligen andern Kennzeichen eines wieder erwachenden kirchlichen Frühlings. Niemand weniger als der Künstler und Kunsthistoriker sollte sich von dieser Erscheinung unzufrieden und mistrauisch abwenden. Ihre wahre Heimath kann die Kunst doch nur in der Kirche wiederfinden. Wo nicht, so wird sie im Sklavendienst der gemeinsten Interessen und der geistlosesten Mode ganz zu weltlicher Industrie erniedrigt werden.

Bis jetzt ist unsre Kunst, absonderlich die Malerei, lediglich auf den Subjectivismus gestellt und darum mit einer Superfötation von Halbgenies behaftet, die nicht unnatürlicher seyn kann. Herr Kugler hat das anerkannt, indem er S. 213 sagt: „Der Vorwurf, daß das bloße Talent zu häufig die Region des Genie's zu betreten unternehme, betrifft vornehmlich die Kunst der Malerei; in der Architektur und Skulptur muß sich das Verhältniß durch die Natur der Sache anders stellen. Die Architektur ist von Hause aus durchweg auf das gewöhnliche Bedürfniß angewiesen, und nur im seltensten Falle ist es dem Architekten verstattet, seine Kunst mit vollkommener Freiheit zu üben; er steht also fast überall zur Seite des Handwerkes. Bedeutende Werke der Skulptur werden ebenfalls nur auf seltnen Anlaß ausgeführt, und um es zu wagen, freie Produktionen der Phantasie mit den großen Kosten, welche diese Kunst erfordert, zu unternehmen, muß der Bildhauer sich eines allgemein anerkannten Rufes erfreuen; er wird also durch die Nothwendigkeit gezwungen, sich häufig dem Architekten, ebenfalls in einer mehr handwerklichen Weise, anzuschließen. Anders ist es bei dem Maler; Leinwand und Farbe sind wohlfeil, so daß er, wenn er eine Composition aus eigner Anregung unternimmt, wenig mehr als nur seine Zeit dabei aufs Spiel setzt, und er darf aus diesem Grunde sowohl, als weil überhaupt das leicht Ansprechende seiner Gemälde ein größeres Publikum findet, auf einen leichteren Absatz rechnen. Aber dies rechtfertigt es immer nicht, wenn das bloße Talent einen solchen, selbst in äußerlicher Beziehung so unsicheren Weg zu verfolgen bestrebt ist."

In den Beurtheilungen zahlloser einzelner Kunstwerke hat Herr Kugler durchgängig einen feinen Sinn, ein gesundes Urtheil bewahrt. So spricht er sich S. 299 gegen das bekannte Hermannsdenkmal aus, indem er mit vollem Recht dessen unhistorisches Costum und dessen renommistische Geberdung tadelt. In dem ausführlichen Bericht über französische Kunstwerke und insbesondere die große historische Gallerie von Versailles charakterisirt der Verfasser sehr gut die französische Historien- und Schlachtenmalerei, als dem französischen Nationalcharakter entsprechend und bezeichnet die Momente, die eine ähnliche historische Gallerie in Deutschland, wenn es eine so umfassende gäbe, unterscheiden würden.

Wir wagen in dieser Beziehung unsre ketzerische Meinung dahin auszusprechen, daß sowohl die deutschen, als die französischen Suiten von dynastischen Geschichtsbildern in der Regel nur eine kalte Bewunderung erwecken und das Herz nicht ergreifen. In der früheren Periode herrschte darin noch das Theatralische vor, dessen Muster der berühmte Maler David war. Später suchte man die Effecte mehr in der Treue und dem Reichthum des (nicht selten übertriebenen und karikirten) Costumes, in ellenlangen kunstreich geflochtenen Bärten, phantastischen Helmen und Rüstungen. Dann wieder in wenig dramatischen Handlungen, wobei die Figuren fast nur Statistenrollen spielen, aber in die Charakterköpfe der studierteste Ausdruck gelegt wurde. Endlich in jenen genreartigen Kriegsbildern, in denen Horaz Vernet das Vollkommenste geleistet und durch die er die historische Malerei in der That von vielerlei steifer Unnatur zur Natur zurückgeführt hat. Wir können uns nicht enthalten, die Vermuthung auszusprechen, die Historienmalerei werde immer wieder, auch nach jedem neuen Aufschwung zum Feierlichen und gleichsam Heiligen, in

jenen Naturalismus zurückfallen, so lange sie sich gegen ihre wahre Bestimmung abquält, das Idealste und Höchste in der Malerei zu leisten, was immer nur die Kirchenmalerei leisten kann. Man hat uns die weltliche Historienmalerei als Ausdruck eines Cultus der Menschheit, der Nation oder gar nur der regierenden Dynastien, als ein Surrogat für die verschollene Kirchenmalerei aufdrängen wollen. Das war der Fehler.

Herr Kugler hält es durchgängig mit denen, die der strebsamen und lebenskräftigen Gegenwart zutrauen, auch ohne die Kirche auskommen und überall das Höchste erreichen zu können. Wie dies aus den oben angeführten Worten über Overbeck hervorleuchtet, so wieder aus dem, was er über die „Erfindung neuer Baustyle bei Gelegenheit eines Concurrenz-Ausschreibens der Kunstakademie zu München“ 1851 bemerkt. Abgesehen davon, daß man einen Baustyl niemals erfindet, sondern daß er sich aus den Bedürfnissen und Umständen jeder Zeit ergiebt, so ist doch in der That unsre Zeit auch im Bauwesen nichts weniger als unproductiv. Während die Aesthetiker noch darüber grübelten, wie wohl ein neuer Styl zu ersinnen wäre, haben ihn die Praktiker schon gemacht. Herr Kugler sagt S. 708: „Die heilige Tradition, mehr oder weniger symbolischen Inhalts, ist für frühere, naive Kunstepochen von wesentlichster Bedeutung gewesen. Auch in neuerer Zeit hat man an dieselbe wieder anzuknüpfen versucht. Man hat die altchristliche Basilika, als die primitive Grundlage der christlichen Architektur, man hat die höchste Entfaltung der letztern in der Epoche des sogenannt gothischen Baustyles (und zwar in dessen französischer primitiver Ausbildung der Zeit um das Jahr 1200) als die festen Grundpfeiler für die künstlerische Bethätigung unsrer Tage hingestellt. Es bedarf indeß des Nachweises darüber nicht, daß die neueren Jahrhunderte einen großen Bruch mit der Tradition herbeigeführt haben, und es steht in Frage, wie weit jenes erneute Anknüpfen sich als lebensfähig erweisen wird. Jedenfalls ist dies Verhältniß ein wesentlich verschiedenes von dem der alten Zeiten (der christlichen wie der vorchristlichen), in denen die Tradition ungebrochen gültig war; ihre Bedeutung liegt dem Bewußtseyn des Volkes nicht mehr vor und müßte daher ebenso erst zurückerobert werden, wie für neue heilige Zwecke (z. B. für die mannigfach versuchte Gestaltung der protestantischen Kirche) die traditionell gültige Grundform noch erst festzustellen wäre. Wir sind selbst heute nicht gewillt, die Tradition zu verläugnen; aber sie kann, wie die Dinge stehen, höchstens nur einen vereinzelten, bedingten Einfluß auf die mögliche Fortbildung der architektonischen Kunst haben. Der Einfluß des Materials und der technischen Construction auf die künstlerische Gestaltung der Architektur ist auch nur ein bedingter, aber er muß sich in dieser seiner Bedingtheit zu allen Zeiten und unter allen Umständen auf gleiche Weise geltend machen. In dem Material und in der Weise seiner Verwendung liegt die Realisirung des künstlerischen Gedankens, in seinem Gesetz die Vernunft des architektonischen Werkes eingeschlossen. Es gibt zwar Kunststücke, die auch das Constructionswidrige möglich machen; aber der natürliche Sinn fühlt sich unwillkürlich von ihnen zurückgestoßen. Der künstlerische Gedanke kann mit diesem Bedingniß seiner Erscheinung überall nur Hand in Hand gehen; ja, er ist eigentlich nur ein idealer, ein freier Ausdruck dessen, was in dem Naturgesetz noch geistig gebunden erscheint. Das letztere ist daher geeignet, ihm die wesentlichste Anregung zu geben, der materielle Ausgangspunkt daher der entschiedensten Berücksichtigung werth. In diesem Betracht aber liegt in unsrer Zeit, in den mannigfachen Nützlichkeitsbauten, die stets neue und neue materielle Combinationen hervorgerufen haben, wahrhaft Staunenswerthes vor. Das Eisengerippe des ungeheuren Industrie-Ausstellungs-Gebäudes in London steht wie ein Naturwunder vor unsern Augen, und es geht wie eine mächtige Ahnung künftiger künstlerischer Erscheinungen durch unsre Brust, wenn wir die starren Formen, die hier der trockene, aber freilich riesige Calcül verbunden hat, geistig belebt, das heißt: wenn wir die Naturkraft, die in ihnen waltet, in ihrer Erscheinung ebenso lebendig dargestellt und gegliedert denken, wie der Steinbalkenbau in der griechischen, der Kreuzgewölbebau in der germanischen Architektur (in beiden freilich den sonstigen Zeitbedingnissen entsprechend) künstlerische Belebung gefunden hat.“ Darin ist sehr viel Wahres, aber doch auch wieder eine Täuschung. Die Kirche, der man so geflissentlich zu entfliehen sucht, wird ihren Dom zuletzt auch über alle modernen Glaspaläste wölben.

Neues Buch:

Menzel, Wolfgang, Zur deutschen Mythologie. I. Odin. Stuttgart, Buchhandlung von Paul Neff, 1855.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 26. 31. März 1855.

Kunstgeschichte.

2) Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens von Jacob Burckhardt. Basel, Schweighauser, 1855 8°. S. XV. und 1112.

Ein kleines, aber dickes Buch, ganz voll von sehr brauchbaren und interessanten Notizen über die Kunstwerke aus allen Zeiten und Kunstgebieten von fast ganz Italien. Nur Piemont und Unteritalien, nebst einer Anzahl von Städten in Mittelitalien blieben ausgeschlossen, weil der Verfasser gar nicht dahin kam oder nur flüchtig durchreisen konnte.

Man kann das Buch neben dem von E. Förster wohl noch brauchen, wie reichhaltig auch das letztere ist. Herr Burckhardt bezweckt nicht ein eigentliches Reisehandbuch, das uns von Station zu Station begleitet, sondern eine allgemeinere Orientirung des Reisenden. Deshalb theilt er auch das Werk in drei Theile, indem er zuerst die Baukunst, dann die Skulptur und endlich die Malerei ausschließlich behandelt.

In Betreff der Baukunst hebt Herr B. hervor, wie das antike Kunstelement in Italien sich nie ganz habe überwinden lassen, auch nicht in der Zeit, in welcher die deutsche Baukunst ihre Herrschaft übte. „Man wird z. B. an vielen italienischen Bauten dieses Styles vielleicht mit Befremden die Strebepfeiler, die im Norden so weit vortreten, kaum als Wandbänder angedeutet finden, die denn natürlich keines Abschlusses durch Spitzthürmchen bedürfen; der Grund ist einleuchtend: ihre nordische Ausbildung hatte das constructive Bedürfniß eines Widerlagers für die Gewölbe unendlich überschritten und wurde daher im Süden als Luxus beseitigt. Die nordische Gothik hatte ferner den Thurm zum Führer, zum Hauptausdruck des Baues gemacht und die ganze Kirche mehr oder weniger nach seinem Vorbilde stylisirt; — die Italiener fanden dieses Verhältniß weder nothwendig noch natürlich und stellten ihre Thürme fortwährend getrennt oder in anspruchloser Verbindung mit der Kirche auf; den ursprünglichen Zweck der Thürme, als Glockenbehälter (Campanili) ließen sie weder der Sache noch dem Wort nach in Vergessenheit kommen. Nun stand ihnen für die Fassade jede Form frei; die Folge war eine bereicherte Umbildung der Fassaden ihrer romanischen Kirchen, meist als isolirtes Prachtstück behandelt, das mit dem übrigen Bau nur äußerlich zusammenhängt und ihn schon an Größe zu überragen pflegt. Wenn man von der Pracht des Materials, der Marmorskulpturen und Mosaiken an den wenigen wirklich ausgeführten Fassaden dieser Art (Siena, Orvieto) nicht mehr geblendet ist, so wird man gerne zugestehen, daß in ihnen nicht das größte Verdienst des Baues liegt, gerade weil sie am meisten mit gothischen Elementen, die hier decorativ gemißbraucht werden, erfüllt sind. Am ganzen übrigen Bau aber wird man das Gothische selbst als Zierform nur wenig angewandt, ja vielleicht auf Fenster und Thüren beschränkt finden; selbst die Hauptbogen, welche das Oberschiff tragen, sind seit dem XIV. Jahrhundert und bisweilen schon früher wieder rund." S. 126.

Aus diesem Gesichtspunkt wird der berühmte Mailänder Dom beurtheilt: „Unglücklicherweise macht gerade das berühmteste, größte und kostbarste gothische Gebäude Italiens, der Dom von Mailand, in den meisten der genannten Beziehungen eine Ausnahme zum Schlechtern. Entworfen und begonnen in spätgothischer Zeit (1386) durch Heinrich Arler von Gmünd, aus einer Künstlerfamilie, welche damals einen europäischen Ruf genoß, beruht diese Kirche von allem Anfang an auf dem verhängnißvollsten Compromiß zwischen der italienischen Compositionsweise und einem spät aufflammenden Eifer für die Prachtwirkung des nordischen Details. (Wozu noch

kömmt, daß die leblose Ausführung des Gothischen zum Theil erst den letzten Jahrhunderten, ja dem unsrigen angehört, nachdem eine Zeit lang im Styl der spätern Renaissance an dem Gebäude war fortgebaut worden.) Italienisch und zwar speciell lombardisch ist die Fassade gedacht, und alle Spitzthürmchen können ihr den schweren und breiten Charakter nicht nehmen; italienisch ist auch die geringe Ueberhöhung der mittlern Schiffe über die äußern. Im Uebrigen herrscht das unglücklichste Zuviel und Zuwenig der nordischen Zuthaten; der Grundplan mit der verhältnißmäßig engen Pfeilerstellung ist wesentlich nordisch; außen weit vortretende Strebepfeiler, mit häßlichem Reichthum organisirt; die giebellosen Fenster nordisch groß, so daß das Oberlicht aus den kleinen Fenstern der mittlern Schiffe nicht dagegen aufkommen kann und das Gebäude damit den Charakter einer Kirche gegen den einer Halle vertauscht; die Pfeilerbildung im Innern eine Reminiscenz nordischer Säulenbündel, aber von sinnloser Häßlichkeit; ihre Basen wahrhaft barbarisch; statt der Capitäle ganze Gruppen von Statuen unter Baldachinen, dergleichen eher überall als dort hingehört. Am ganzen Bau ist dann das nordische Detail, auf dessen decorative Wirkung es abgesehen war, dergestalt mit vollen Händen vertheilt, daß man z. B. über die leere Gedankenlosigkeit des Chorabschlusses, über die willkürliche Bildung der (geringen) Kuppel und der Querfronten mit angenehmer Täuschung hinweggeführt wird. Man denke sich aber diesen Reichthum der Bekleidung hinweg und sehe zu was übrig bleibt. Der Dom von Mailand ist eine lehrreiche Probe, wenn man einen künstlerischen und einen phantastischen Eindruck will von einander scheiden lernen. Der letztere, welchen man sich ungeschmälert erhalten möge, ist hier ungeheuer; ein durchsichtiges Marmorgebirge, hergeführt aus den Steinbrüchen von Ornavasco, prachtvoll bei Tag und fabelhaft bei Mondschein; außen und innen voller Sculpturen und Glasgemälde und verknüpft mit geschichtlichen Erinnerungen aller Art — ein Ganzes, dergleichen die Welt kein Zweites aufweist. Wer aber in den Formen einen ewigen Gehalt sucht und weiß, welche Entwürfe unvollendet blieben, während der Dom von Mailand mit riesigen Mitteln vollendet wurde, der wird dieses Gebäude ohne Schmerz nicht ansehen können."

Die Renaissance erscheint in Italien natürlicher, als diesseits der Alpen. Sie entsprach der alten Heimath des Antiken und dem südlichen Clima. Im Allgemeinen scheint uns Herr B. zwar gerecht, aber noch nicht streng genug über sie zu urtheilen. „Wir können zwei Perioden der eigentlichen Renaissance trennen. Die erste reicht etwa von 1420 bis 1500 und kann als die Zeit des Suchens charakterisirt werden. Die zweite möchte das Jahr 1540 kaum erreichen; es ist die goldene Zeit der modernen Architektur, welche in den größten Aufgaben eine bestimmte Harmonie zwischen den Hauptformen und der in ihre Grenzen gewiesenen Decoration erreicht. — Von 1540 an beginnen schon die ersten Vorzeichen des Barockstyls, welcher sich einseitig an die Massen und Verhältnisse hält und das Detail willkürlich als äußern Scheinorganismus behandelt. Auch die allerhöchste Begabung in einem Michelangelo, Palladio, Vignola, Alessi, Richini, Bernini hat nicht hingereicht, um etwas in jeder Beziehung Mustergültiges hervorzubringen; von ihrem unvergänglichen relativen Werth wird weiter die Rede seyn."

Ueber die nicht selten in Italien vorkommenden und berühmten schiefen Thürme hat der Verfasser die gewiß sehr richtige Ansicht, daß, wenn auch einige durch zufällige Senkung des Bodens gegen die Absicht des Erbauers schief gestellt worden sind, doch die meisten „aus Prahlerei" von Anfang an schief gebaut wurden. Das lag ganz im Charakter des geschmacklosen Zeitalters. Die schiefe Richtung ging durch alles hindurch, nicht blos durch die Thürme. Man malte auch schief, man gab den Figuren, wie ihren einzelnen Gliedern überall schiefe Stellungen. Alles Natürliche wurde geflissentlich verlassen und man glaubte keine Menschenfigur mehr darstellen zu dürfen, außer in den erzwungensten Ausspreitungen, Ausgragelungen, Ueberstürzungen und Verkürzungen.

In Sculptur und Malerei ging die Kunst der Renaissance nicht so direkt auf Nachahmung des Antiken aus, wie in der Baukunst, sondern adoptirte nur wieder mittelbar den antiken Sinn für die profane Natur. „In den ersten Jahrzehnten des XV. Jahrh. kam ein neuer Geist über die abendländische Malerei. Im Dienst der Kirche verharrend entwickelte sie doch fortan Principien, die zu der rein kirchlichen Aufgabe in keiner Beziehung mehr standen. Das Kunstwerk gibt zunächst mehr als die Kirche verlangt; außer den religiösen Beziehungen gewährt es jetzt ein Abbild der wirklichen Welt; der Künstler vertieft sich in die Erforschung und Darstellung des äußern Scheines der Dinge und gewinnt der menschlichen Gestalt sowohl als der räumlichen Umgebung allmählig alle ihre Erscheinungsweisen ab. (Realismus.) An die Stelle der allgemeinen Gesichtstypen treten Individualitäten; das bisherige System des Ausdruckes, der Geberden und Gewandungen wird durch eine unendlich reiche Lebenswahrheit ersetzt, die für jeden einzelnen Fall eine besondere Sprache redet oder zu reden sucht. Die Schönheit, bisher als höchstes Attribut des

Heiligen erstrebt und auch oft gefunden, weicht jetzt der allbezeichnenden Deutlichkeit, welche der erste Gedanke der neuen Kunst ist; wo sie aber sich dennoch Bahn macht, ist es eine neugeborene sinnliche Schönheit, die ihren Antheil am Irdischen und Wirklichen unverkürzt haben muß, weil sie sonst in der neuen Kunstwelt gar keine Stelle fände. In diesem Sinne gibt jetzt das Kunstwerk weniger, als die Kirche verlangt oder verlangen könnte. Der religiöse Gehalt nimmt eine ausschließliche Herrschaft in Anspruch, wenn er gedeihen soll. Und dies aus einem einfachen Grunde, den man sich nur nicht immer klar eingesteht; dieser Gehalt ist nämlich wesentlich negativer Art und besteht im Fernhalten alles dessen, was an profane Lebensbeziehungen erinnert; zieht man diese geflissentlich und principiell in die Kunst hinein, wie damals geschah, so wird das Bild nicht mehr fromm erscheinen. — Sehr wesentlich ist hiebei jene allgemeine Feierlichkeit der Gewandung, welche schon durch ihren Contrast mit der Zeittracht, durch ihre Stofflosigkeit (die weder Sammt noch Seide unterscheiden will) und noch mehr durch eine geheimnißvolle Ideenassociation, die wir nicht weiter verfolgen können, den Eindruck des mehr als Zeitlichen und Irdischen verstärken hilft. Jetzt beginnt dagegen ein begeistertes Studium des Nackten und der menschlichen Gestalt und Bewegung überhaupt.“ S. 793.

Herr Burckhardt hätte vielleicht ein wenig schärfer zwischen der kirchlichen und profanen Kunst unterscheiden sollen, um die Rechte beider hier ins Gleichgewicht zu setzen. Denn das Unrecht, welches der Kirche geschah, hat er nicht genug hervorgehoben, indem er das Recht der profanen Kunst gelten läßt. Dem großen Michel Angelo bleibt sein Verdienst um die letztere ungeschmälert, wenn man ihn auch aus dem Gesichtspunkt der kirchlichen Kunst anklagen muß. Denn er hat Geist und Charakter der alten Kirche völlig und geflissentlich aufgegeben. Die Demuth, das Princip der kirchlichen Kunst, ist ihm vollkommen fremd. Er erfüllt die Kirche nur mit kecken, trotzigen, athletischen Gestalten, denen auch bei christlichen Attributen doch überall nur die heidnische Natur zu Grunde liegt. Es ist das heidnische Selbstvertrauen, die Selbstgerechtigkeit, die dem christlichen Geist aufs entschiedenste widerspricht. Dadurch ist die moderne Kunst aufs tiefste inficirt und wesentlich entchristlicht worden.

Nur wo die christliche Demuth beibehalten wurde, wie in der altdeutschen Schule, konnte sich alle Naivetät des Naturalismus herbeidrängen, ohne der Scheu vor dem Heiligen Eintrag zu thun. Und wieder da, wo der Naturalismus ein anspruchloses Hingeben an die Natur war, ohne ein prahlerisches Hervortreten des Individuums, konnte er sich geltend machen, ohne die Kirche zu beleidigen. So z. B. in der venetianischen Schule, die Herr Burckhardt sehr gut charakterisirt. „Es folgt die Malerei der höchsten Augenlust, die venetianische. Es ist ein denkwürdiges Phänomen, daß sie gerade die höhern Ideale menschlicher Bildung nicht erreicht noch erreichen will, weil dieselben über das bloße wonnevolle Daseyn hinaus zu einer höhern Thätigkeit drängen. Noch merkwürdiger aber ist, daß diese Schule mit dem (verhältnißmäßig) geringsten Gehalt an sog. poetischen Gedanken durch die bloße Fülle der malerischen Gedanken alle andern Schulen an Werthschätzung erreicht und die meisten weit übertrifft. Ist dies blos Folge der Augenlust? oder dehnt sich das Gebiet der Poesie weit hinab in diejenigen Regionen aus, welche wir Laien blos der malerischen Durchführung zuweisen? Gehört nicht schon die dämonische Wirkung dahin, welche das in Raum und Licht wirklich gemachte Sinnlich-Reizende bei Coreggio ausübt? Bei den Venetianern, auf welche er gar nicht ohne Einfluß blieb (schon auf Tizian nicht), ist dieses ebenfalls das Hauptthema, nur ohne die bei Coreggio wesentliche Beweglichkeit; ihre Gestalten sind weniger empfindungsfähig, aber im höchsten Grade genußfähig.“ S. 960. „Sodann offenbart Bonifazio glänzend, wie und weshalb die Venetianer zweiten und dritten Ranges den Florentinern und Römern der entsprechenden Stufe so weit überlegen sind. Die Auffassung des Moments, so niedrig sie ihn fassen, bleibt wenigstens ganz naiv; der veredelte Naturalismus, welcher die Lebenskraft der Schule ist, treibt sie von selbst auch zu stets neuer Anschauung des Einzelnen; was sie aber von ihren Meistern entlehnen, jene Summe von Reizmitteln aus dem Gebiet der Farbe und des Lichtes, das nimmt die Nachwelt auch aus zweiter Hand auf das dankbarste an. (Florentiner und Römer dagegen entlehnen von ihren Meistern Einzelelemente der Schönheit und der Energie zu conventioneller Verwerthung und legen sich auf das Ungeheure und Pathetische.)“ S. 977. Jenes venetianische Colorit ruhiger, in sich befriedigter, durchaus anspruchsloser Gestalten verletzt nirgends das Gefühl, welches dagegen durch die athletischen und prahlhaften Stellungen, Geberden und Mienen der florentinischen und römischen Heiligen überall schwer beleidigt wird.

Dies möge genügen, das natürliche Gefühl und den gesunden Geschmack des Verfassers zu beurkunden, dem wir übrigens bei dem uns enge zugemessenen Raum in die reichen Details seines Buches nicht folgen können.

3) Drei merkwürdige Capellen Westfalens, zu Paderborn, Externstein und Drüggelte. Historisch-artistisch dargestellt von Dr. Giefers. Mit 5 lithogr. Zeichnungen. 2. vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh, 1854.

Die Mariencapelle zu Paderborn, noch aus der Zeit Karls des Großen stammend, hat alle s. g. barbarischen Jahrhunderte des Mittelalters ausgedauert, bis sie erst durch die hochgepriesene moderne Civilisation in dem kunstliebenden und kunstverständigen Jahrhundert Göthes und Winkelmanns zerstört wurde. „Man hat nämlich das Gewölbe niedergerissen und den betr. Raum (A), zwei Fünftel der Mariencapelle, zu einem Schlafzimmer umgeschaffen, so daß jetzt nur noch drei Fünftel des uralten Denkmals christlicher Kunst und Frömmigkeit in der ursprünglichen Gestalt, von den andern zwei Fünfteln nur noch die Grundmauern übrig sind. Schon seit längerer Zeit ist die Mariencapelle, welche früher zum Dome gehörte, in Privatbesitz übergegangen; der Besitzer ist bereit gewesen, die Capelle mit der über derselben erbauten Wohnung gegen eine mäßige Summe abzutreten; aber letztere hat leider nicht aufgebracht werden können. Und eben in diesen Tagen noch hat man das oben erwähnte Kellerloch zu einem Fenster erweitert, und einen Theil der Mauer niedergerissen, damit ein Anstreicher in der Mariencapelle seine Farben reiben kann! So wenig hat eine Stadt, welche ihre Größe und Bedeutung Carl dem Gr. verdankt, Sorge getragen, das einzige aus dessen Zeit noch übrige geweihete Denkmal der christlichen Baukunst seiner ursprünglichen Bestimmung und in seiner ursprünglichen Gestalt zu erhalten!“

Die zweite der hier besprochenen Capellen zu Externstein ist eine alte heilige Grabcapelle aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die dritte ist die merkwürdigste wegen ihrer Bauart. „Unmittelbar an der Landstraße, welche von Soest nach Arnsberg führt und ungefähr in der Mitte zwischen beiden Städten, wo man von der Haar in das liebliche Möhnethal hinabsteigt, liegen dicht neben einander drei bedeutende Höfe, Drüggelte genannt. Auf der Grenzscheide derselben erhebt sich ein kleines zwölfeckiges Gebäude, das zu den merkwürdigsten Baudenkmälern Westfalens gehört. Seit längerer Zeit schon dient es den Bewohnern der gedachten Höfe und ihrer nächsten Umgebung als Privatcapelle; ob es aber immer zu diesem oder einem andern Zwecke gedient habe, darüber ist man eben so wenig im Klaren, als über das eigentliche Alter des merkwürdigen Gebäudes, das in dieser Gegend und wahrscheinlich in ganz Westfalen als einzig in seiner Art dasteht. Während nämlich die Bewohner der Umgebung dasselbe gewöhnlich für einen „Heidentempel“ halten und somit seine Entstehung in die Zeit setzen, wo noch des Heidenthums Nacht diese Gegend deckte, sind Andere der Meinung, das seltsame Gebäude sey ursprünglich eine christliche Taufcapelle gewesen und verdanke seine Entstehung der Zeit, wo die Bewohner dieses Landes dem Christenthume zugeführt wurden. Wir können weder der einen, noch der andern dieser Ansichten beipflichten, und versuchen daher, nach einer kurzen Beschreibung der Capelle — denn das ist das Gebäude jetzt wenigstens — ihr Alter, sowie ihren ursprünglichen Zweck zu ermitteln.“ Darnach wäre die Capelle um das Jahr 1110 erbaut und habe sich der Ortsname Drüggelte auf die h. Dreieinigkeit bezogen, die in der Zwölfzahl der Capellenseiten vervierfacht gleichsam die Ausbreitung und Geltung der christlichen Lehre verkündet habe. Drei ist die göttliche, vier die weltliche Zahl. Die Drei herrschend in den Vier bedeutet den Sieg der Religion über die Welt. Das Kreuz im Zirkel bedeutet dasselbe in specieller Beziehung auf die Mission Christi auf Erden, denn im Kreuz wird die Kirche, im Zirkel die Welt ausgedrückt. Der Verfasser hält mit Recht diese dritte Capelle gleich der zweiten für eine Heiligengrabcapelle aus den Zeiten der Kreuzzüge, wo dergleichen viele auffkamen, als Zielpunkt von Prozessionen für die Gläubigen, die nicht wirklich nach dem h. Lande ziehen konnten. Der Verfasser schließt: „Wir hoffen, daß der Fiscus, dem nach Aufhebung des Klosters Paradis mit dem Patronatsrechte auch die Verpflichtung zugefallen ist, für die Erhaltung der Capelle zu sorgen, diese nie außer Acht lassen und auch auf eine stylgerechte Restauration Bedacht nehmen werde. Heilige Scheu halte jede neuerungs- und zerstörungssüchtige Hand fern von dem altehrwürdigen Denkmale christlichen Kunstgeistes und christlicher Frömmigkeit der Vorfahren in grauer Vorzeit, und noch Jahrhunderte hindurch möge in der lieblichen Gegend der kleine, merkwürdige Tempel dastehen, der mit heiligem Schauer und wundersamen Gefühlen jeden erfüllt, der mit gläubigem, für christliche Kunst empfänglichen Sinne hineintritt!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, | N° 27. | 4. April 1855.

Kunstgeschichte.

4) Die Kunst des Mittelalters in Schwaben. Denkmäler der Baukunst, Bildnerei und Malerei. Herausgegeben von C. Heideloff, unter Mitwirkung von Architekt Beisbarth. Mit erläuterndem Text von Prof. Fr. Müller. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1855. Erstes Heft.

Wir haben von diesem vielversprechenden Werke nur das erste Heft in den Händen, da sich aber unter Heideloffs Vorgang tüchtige jüngere Kräfte desselben angenommen haben und auch die Verlagshandlung im Kunstfach Vielumfassendes zu leisten gewohnt ist, so dürfen wir hoffen, es wird rühmlich vollendet werden. Es that wahrlich Noth, die außerordentlich reichen Kunstschätze Schwabens endlich einmal in einem großen Bilderwerke zu vereinigen. Das Großartigste dafür ist bis jetzt von Prof. v. Mauch und den Kunstschülern geleistet worden, die unter seiner Leitung die interessantesten Denkmäler im Lande abgezeichnet haben. Leider aber sind diese zahlreichen Blätter nur in wenigen Abdrücken vervielfältigt worden und nicht in den Buchhandel gekommen. Viel ist, wenn auch nur langsam, in den Jahresheften des Württembergischen Alterthums geleistet worden. Alle diese Unternehmungen ersetzen aber ein Verlagswerk wie das vorliegende nicht, wenn dasselbe mit unermüdetem Fleiß seinem Plane gemäß ausgeführt wird.

Was uns im ersten Heft begegnet, schließt eine systematische Anordnung sowohl nach der Zeitfolge, als nach der geographischen Eintheilung aus. Es ist auch nicht nöthig, weder die erstere, noch die letztere (zumal in Schwaben, das bekanntlich im Mittelalter in fast unzählbare geistliche und weltliche, reichsstädtische und ritterschaftliche Territorien getheilt war) einzuhalten, wenn nur ein werthvolles Denkmal nach dem andern treu abgebildet und gut erklärt wird.

Das erste Hauptbild, was uns hier entgegentritt, ist eine Abbildung einer in Herrenberg aufgefundenen in Holz geschnitzten Votivtafel, von Heideloff erhalten, nachdem das Original verschwunden ist. Sie stellt eine Gottesmutter mit dem Kinde dar, stehend auf dem Mond, der wieder über der von einer Schlange umwundenen Weltkugel ruht. Zu ihren Füßen der junge Stifter, Graf Ludwig von Württemberg und seine pfälzische Gemahlin, gleichfalls jung, beide mit ihren Patronen, umher weibliche Heilige und Engel. Ein äußerst liebliches und harmonisches Bild. — Dann eine Beschreibung der schönen Kirche zu Herrenberg mit in den Text gedruckten Holzschnitten, einem Prospect der Stadt, wie sie früher war, einige Baudetails aus Nufringen und Ehningen, Prospect und Beschreibung der alten Basilika von Sindelfingen (vom Jahr 1110); Grundriß der Stiftskirche in Stuttgart, der Kirchen in Herrenberg und Sindelfingen, der berühmten Capelle zu Mühlhausen am Neckar; endlich das schöne Grabdenkmal Ulrichs mit dem Daumen und seiner Gemahlin Agnes in der Stuttgarter Stiftskirche, ein Bild von hohem Liebreiz aus dem J. 1265.

Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

5) Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising, dargestellt in ihren Denkmälern von Prof. Dr. J. Sighart. Mit einer Architekturkarte und 7 gravirten Tafeln. Verlag von Franz Datterer in Freising, 1855.

Eine mit großer Liebe und Sachkenntniß entworfene Beschreibung aller alten Kirchen in der bezeichneten Diöcese, und zwar rubricirt nach dem Baustyle A. Bau-

werke des romanischen Styls seit den ersten Anfängen des 12. Jahrhunderts, B. Gothische Bauwerke der ersten und zweiten Epoche mit einem Anhang von gothischen Capellen, endlich C. Werke der bildenden Kunst.

Das älteste Bauwerk ist die Klosterkirche Petersberg vom Jahr 1104, dann die schöne Münsterkirche zu Moosburg von 1170, dazu noch sieben Kirchen und Capellen und eine Menge nur noch in Resten erhaltener Werke romanischen Styles. Ohne sie hier alle verzeichnen zu wollen, heben wir vielmehr einige interessante Bemerkungen des Verfassers über den Charakter der romanischen Werke überhaupt hervor. Sie betreffen theils den reichen Schmuck, der gewöhnlich auf die Thüren verwandt wird, während die Kirche im Uebrigen große Einfachheit verräth; theils die seltsamen Thierbilder, die innerhalb und außerhalb jener Kirchen so häufig vorkommen; theils die Wandmalereien, die einst allen Kirchen jenes Styles zur Zierde gereichten, wenn sie auch erst in späterer, ja noch sehr neuer Zeit von der lichtfreundlichen Aufklärung übergypst worden sind. Was zuerst den Pfortencultus betrifft, so erklärt er sich sehr natürlich aus den Worten der Schrift „ich bin die Thür" und aus dem Bedürfniß, den in die Kirche Eintretenden zum Feierlichen und Heiligen zu stimmen. Insbesondere aber gehörten die „goldnen Pforten" dem Mariencultus und den Jahrhunderten an, die für die unbefleckte Empfängniß am begeistertsten waren.

Die Thierbilder und Frazzen der romanischen Zeit sind nicht so leicht zu erklären, wie die der gothischen. Der Verfasser beschreibt die romanische Zenokirche zu Isen und sagt: „Während die Würfelkapitäler der Säulen sowie das Bogenwerk gut stylisirte Pflanzenformen aufweisen, grinsen uns von der Höhe der Pfeiler Thier- und Menschengestalten mit ausgespreiteten Beinen entgegen. Die Frage nach dem Ursprung und der Bedeutung dieser absonderlichen Bildwerke an den Portalen taucht also hier abermals auf. So viel stellt sich mit dem Fortschritte der mittelalterlichen Kunstforschungen immer mehr heraus, daß diese Sculpturen alle unmöglich blos Produkte des künstlerischen Muthwillens oder neckende Spielereien gewesen seyen,*) denn da die Künstler selber noch Mönche waren, oder doch nur unter der unmittelbaren Aufsicht der Geistlichen arbeiteten, welche alles Unheilige von der Kirche fern zu halten und nur erbauende oder belehrende Bilder in der Kirche zu dulden durch die Gesetze verpflichtet waren, so würde gewiß nie Sinnloses oder gar abstoßende Spielerei geduldet worden seyn. Man hat also gewiß Etwas gedacht und zu denken geben wollen bei Aufstellung solcher Bildwerke.*) Ueber die Deutung der Einzelnbilder ist aber freilich bisher noch kein einheitliches Urtheil gewonnen. Während manche Erklärer bei den Frazzengestalten der Portale an die aus der Kirche durch die Weihe vertriebenen bösen Geister dachten, haben Andre die Bezwingung der dunklen, wilden Naturkräfte und Geister zum Zweck des Kirchenbaues, der Verherrlichung Gottes, hierin erblicken wollen. Wieder Andre meinen, es seyen unter jenen Figuren die Laster und Leidenschaften zu verstehen, die von der Kirche ausgeschlossen bleiben müssen,**) woran der die Kirche Besuchende gemahnt werden sollte beim Portal. Obwohl das letztere nicht ausgeschlossen werden soll,***) so möchte ich doch hier auch mit Kreuser in den Gestalten, die zwischen Pflanzen und Steingebilden uns anblicken, zunächst Repräsentanten der thierischen Natur und der verwandten Regionen der Schöpfung erkennen. In Mitte des ganzen Portals ist ja Christi Bild selbst; ihn umgeben nun, ihm bewußt oder unbewußt huldigend, alle Werke seiner Hand, Gestein, Pflanzen, Thiere und selbst die äußersten Gebilde, gleichsam die Mißgeburten der Schöpfung. Daß aber das Mittelalter wirklich an die Existenz solcher Zwitterwesen, der Kobolde, Seeweibchen, Alben geglaubt, gleich dem ganzen Alterthume, haben neuerdings Kreuser †) und Gräße umständlich nachgewiesen. Davon können wir uns selbst überzeugen, wenn wir die in Nürnberg i. J. 1493 erschienene Chronik oder die berühmte dem Kaiser Karl V. gewidmete Kosmographie von Seb. Münster aufschlagen, welche noch solche Wesen, Thiere mit Menschenantlitzen, vierköpfige Drachen, Menschen ohne Kopf und mit einem auf der Brust angebrachten Auge, Menschen mit ungeheuern Füßen in saubern Holzschnitten als Bewohner der Welt uns vorführen. Es kann also auf diesen Portalen wohl das Schriftwort in Bildern ausgesprochen seyn: Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Für den Eintretenden mußte der Anblick dieser Gestalten eine Mahnung seyn, in das Lob

*) Durch Kreuser (Kirchenbau II., 172), Heider (Physiologus) und Allioli (Die Domkirche zu Augsburg) ist die Bedeutung solcher Bildwerke neuerdings dargethan worden.

*) Das sagt schon ein alter Schriftsteller: Nonnulla in ecclesiasticis observationibus fiunt, quae in superficie quidem frivola videntur et levia, considerata vero subtilius magna virtutis veritate subnixa. Bei Kreuser a. a. O.

**) P. Martin, der Herausgeber der Annales de l'archéologie chrétienne in Paris.

***) Immer ist diese Deutung nicht anwendbar, da solche Gestalten oft auch im Innern der Kirche vorkommen.

†) Im christlichen Kirchenbau II. und in der Literaturgeschichte des Mittelalters.

Gottes einzustimmen, sich durch diese unvernünftigen Kreaturen, durch diese Mißgeburten der Natur, durch diese Stiefkinder des Schöpfers, doch nicht beschämen zu lassen im Eifer für die Verherrlichung Gottes.*)" Im alten Baptisterium zu Mühldorf kommen wieder Frazzen vor, der Verfasser bemerkt dazu: „Die Frazzengesichter, welche den Gurtungen als Träger dienen, können dann auch eine passende Erklärung finden, indem sie auf die durch die Taufe verscheuchten Sünden oder Geister, das gebeugte Männchen vor der Kirche aber auf den Zustand des ungetauften Menschen hindeuten möchten. Und so ist es gewiß mehr als wahrscheinlich, daß diese Capelle früher als Baptisterium der bedeutenden Stiftskirche zu Mühldorf gedient habe."

Wir glauben, es sey nicht wohl möglich, alle jene wunderlichen Gebilde unter eine bestimmte Regel zu bringen oder aus einerlei Motiv zu erklären. In den Bauwerken germanischen Styls tritt entschieden die Absicht hervor, mit den unter der Steinlast erdrückten Thieren die von der Kirche besiegten aber immer noch lauernden Dämonen zu bezeichnen, während in humoristischen Figuren, zum Theil denen der Thierfabel entlehnt, Laster der Geistlichen, vor denen gewarnt werden soll, versinnbildlicht werden. In den ältern romanischen Kirchen dagegen findet man Thierbilder ganz anderer Art, und zwar sind dieselben 1) noch aus dem classischen Heidenthum entlehnte Sinnbilder oder Personificationen der Elemente, Himmelskörper rc., 2) die ältesten echt christlichen Sinnbilder in großer Einfachheit, z. B. Lamm, Löwe, Drache, 3) noch alttestamentalische und namentlich psalmistische Vorstellungen von Repräsentanten der Schöpfung und Natur im Dienste Gottes. Die Erklärung wird übrigens in den einzelnen Fällen außerordentlich erschwert dadurch, daß viele Bildwerke an alten romanischen Kirchen defect, andere durch spätere Umbauten ungeschickt getrennt und versetzt erscheinen.

Der noch erhaltenen Wandmalereien sind äußerst wenige. Herr Sighart beklagt die moderne Barbarei, die hier alles zerstört und überkalcht hat.

Die Bauwerke des germanischen (gothischen) Styles sind zahlreicher. Zu ihnen gehören mehrere Kirchen in Freising, Moosburg, Landshut, Wasserburg, die Frauenkirche in München rc. Auch von ihrem Schmuck hat sich mehr erhalten und insbesondere erstattet Herr Sighart erfreulichen Bericht über noch 41 erhaltene gothische Altäre, wobei er sich über die Kunstschulen verbreitet, von denen die Bildwerke ausgingen. „Den Schluß dieser lieblichen Schaar gothischer Altäre in unserer Diözese bildet der Hochaltar in Non bei Reichenhall, ein außerordentlich reiches Altarwerk mit der Jahrzahl 1513. Im Schreine sehen wir St. Georg, umgeben von zwei Bischöfen, auf den Flügeln innen in Relief, außen gemalt, Scenen aus dem Leben des Herrn, auf der Staffel noch die Bilder der lateinischen Kirchenväter und selbst auf der Rückseite noch die Gemälde des hl. Georg und der Evangelisten, die ihn umgeben, der Engel und Apostelfürsten, die das Schweißtuch an der Staffel tragen. Stammen nun diese Altäre wirklich, wenigstens der Mehrzahl nach aus Salzburg oder wenigstens von Meistern, die dort gebildet worden, wie ich vermuthe, so muß man den Bildschnitzern dieser Schule vor Allem großes Lob ertheilen, indem sie in Statuen und Reliefen häufig hohe Idealität zu erreichen vermochten. Die Malereien dagegen entbehren gleich den Münchnern meistens der Anmuth und Freiheit der Composition, die Gestalten sind zu kurz und derb, aber charakteristisch, das Colorit nicht eben zart und sorgfältig ausgeführt. Doch lassen sich auch hier zwei Klassen von Gemälden unschwer unterscheiden. Die einen zeigen Frische und Gluth des Colorits (z. B. die in Raventen, auf dem Streichen), die andern haben einen gewissen bläulichen Ton, der dem Bilde sein höheres Leben und seinen eigenthümlichen Reiz nimmt. So finde ich die Bilder in Sondermonning, St. Florian, in Non. Es müssen also jedenfalls zwei Meister oder Epochen der Schule unterschieden werden, wenn man nicht die erste Klasse von Bildwerken gar nach München verlegen will als dem vermuthlichen Entstehungsorte. Sie haben mit den Münchnerbildern wirklich Aehnlichkeit. Ich will diese Vermuthung nur zur weitern Untersuchung vorlegen! Aus der Umgebung von Freising, dem vierten bedeutsameren alten Kultursitze der Diözese, sind keine vollständigen Altäre uns erhalten, Dank dem Eifer des Clerus für Erneuerung der Kirchen im vorigen Jahrhunderte und der Zerstörung am Beginne unseres Säkulums. Die erhaltenen Reste von Altären deuten aber ob der Vollkommenheit der Malereien auf andre Werkstätten hin, als die, aus welchen die bisher geschilderten Altäre hervorgegangen. Auch ein anderer Altar der Diözöse ist noch vorhanden, der ob des Charakters seiner Bildwerke nicht unter die bisherigen Klassen von gothischen Altären gestellt werden kann. Es ist das der südliche Seitenaltar der Kirche in Altenmühldorf, eines im Jahre 1518 vollendeten, aber später verzopften gothischen Baues. Den mächtigen Altarschrein füllen sechs be-

*) Daß vom Künstler zunächst Thiere überhaupt gemeint waren, sieht man am alten ähnlichen Portale zu Gran, wo unter diesen Figuren ausdrücklich steht: Animalia. Heider, Thiersymbolik S. 28.

schädigte Heiligenfiguren, in zwei Reihen über einander gestellt. Auf jedem Flügel aber finden wir drei gemalte Bilder der Passion, die ob ihrer Originalität und Schönheit sogleich auf einen bedeutenderen Meister deuten, nämlich den Einzug Christi in Jerusalem, den Oelberg, die Gefangennehmung, Krönung, die Kreuzschleppung und Kreuzigung, während die Kreuzabnahme auf der Altarstaffel den Abschluß bildet. Im Altaraufsatz prangt noch unter einem reichen Baldachine die Statue des heil. Gangolph. Ueber die Entstehungszeit dieser herrlichen Bilder gibt die Jahrzahl 1511 Aufschluß. Aber, welcher Schule entstammen sie? Der ganze Charakter dieser Gemälde, diese neue Auffassung des Oelberges, diese Karrikirung der Henkersknechte, diese mit feinem Humor aufgefaßte Judasgestalt, diese Wärme der Färbung, diese Anmuth der Gesichter, dieser Goldgrund mit nackten Engelsgestalten auf den Untertheilen, dieser Landschaftshintergrund mit Vögeln und Pflanzen geschmückt auf den obern Bildern, das alles mahnt sogleich an Augsburg, an die Schule der Holbeine. Und da nun die Chiffre J. S. H. auf dem Altare angebracht ist, möchte auf Johann Sigmund Holbein gerathen werden können. Leider sind aber die wunderbaren Bilder dem Untergang nahe und sicher in einigen Jahren verloren, wenn nicht eine verständige Restauration eintritt!"

Wie die Bauwerke selbst nach ihrem Style, nach ihren Veränderungen, nach ihrem Werthe, so beschreibt der Verfasser auch die alten Schnitzwerke und Malereien, Chorstühle, Monstranzen, Leuchter, Glasmalereien ɪc. und sein schönes Werk läßt nichts vermissen als eine reichere Ausstattung mit Illustrationen.

Die Frage auf S. 138 in der Note, warum in der gothischen Zeit auch die Rückseiten der Altäre mit Bildern geschmückt worden seyen, läßt sich wohl am besten durch Hinweisung auf den Gegenstand beantworten, den eben solche Rückseiten noch jetzt darstellen, z. B. die Rückseite des Altars im berühmten Ulmer Münster, auf dem man das Weltgericht erblickt. Das Weltgericht wurde in den ältern Kirchen auf die Wand hinter dem Altare gemalt, wie das Paradies vorn in die Vorhalle, so daß Anfang und Ende der h. Schrift den Eingang und den Schluß der Kirche bezeichneten. Sobald die gothische Baukunst die Wand hinter dem Altare ausbrach, um gerade hier das breiteste und höchste Fenster des ganzen Baues anzubringen, wanderte das Weltgericht von der Wand auf die Rückseite des Altares.

Das vorliegende Werk gewährt nicht nur eine Uebersicht über die sämmtlichen Kirchen und kirchlichen Kunstdenkmäler der Erzdiöcese München-Freising, sondern ist auch in so gutem Geschmack und mit so richtigem Verständniß dessen, worauf es hier ankommt, geschrieben, daß wir es unsern Lesern bestens empfehlen. Man kann nicht genug thun, um den Geschmack von seinen groben Verirrungen zur Anerkennung und Durchführung des Herrlichen, was die so lange vernachläßigte christliche Kunst geleistet hat, zurückzuführen.

Märchen.

Märchen von F. von Woringen. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1854.

Sechs Märchen in Prosa. Mehr oder weniger echten Volksmärchen nachgebildet mit besonderer Rücksicht auf fromme Kindlichkeit, daher jungen Lesern und Leserinnen wohl zu empfehlen. Zuerst das rührende Märchen vom blinden Cathrinchen, die im Walde verirrt den Lohn ihrer innern Güte in der Wiederkehr ihres Augenlichts und im äußeren Glücke fand. Die Geschichte eines unschuldigen Mädchens, die fälschlich als Hexe angeklagt und verbrannt, aber in den Flammen zum Engel verklärt wurde. Das Märchen vom Eiskönig, bei dem ein armes Mädchen gefangen war, dem es den eisigen Bart kämmen mußte ɪc. Ein Sommermärchen mit phantastischen Blumengesprächen ɪc.

Das schönste unter den vorliegenden Märchen ist das vorletzte „ein Hexenstreich", indem es von einem durch eine böse Hexe bewirkten Kindertausche handelt. Ein reiches Mädchen wurde plötzlich Tochter eines Bettelweibes, das Bettelkind Tochter der reichen Dame. Das Bettelkind aber war so voll innerer Güte und Engelsunschuld, daß durch sie die vornehme Mutter und das vornehme Kind und die Bettelmutter selbst, die alle vorher böse waren, bekehrt und fromm wurden. Als nun die böse Hexe schadenfroh einmal ihr Werk betrachten wollte, fand sie es in Segen Gottes umgewandelt zum Beweise, daß Unschuld mächtiger ist als aller Hölle Zauber. Solche tiefere sittlichen Ideen, wie sie so oft den ältern Volksmärchen zu Grunde liegen, sollten auch die neuern nicht entbehren. Die alten Volksmärchen, größtentheils heidnischem Mythus entlehnt, verhielten sich zur heidnischen Sittenlehre, wie sich die Legenden des Mittelalters zur christlichen verhalten haben. Moderne sentimentale Spielerei muß der Tod aller Märchenpoesie werden, die immer nur, auch in ihren buntesten Ausschweifungen, in einem sittlichen Ernste wurzelt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 28. 7. April 1855.

Kunstgeschichte.

6) Der Dom zu Sanct Stephan in Wien. Beschrieben von A. R. von Perger. Mit Illustrationen. Triest, lit. artist. Abtheilung des österr. Lloyd, 1854.

Die Geschichte und Beschreibung der berühmten Stephanskirche in Wien mit zahlreichen Abbildungen. Ein sehr angenehm ins Auge fallendes Werk, welches den Zweck hat, die Kunstfreunde und das große Publikum zugleich anzusprechen, weshalb auch die Volkssagen, die sich an den Dombau knüpfen, mit aufgenommen sind.

Es gibt wenig gothische Dome, die einen so erfreulichen Eindruck machen, wie der St. Stephansdom. Das verursacht nicht blos die Pracht seiner Pyramide, die Zierlichkeit des Dachs und seiner Vialenumkränzung, sondern auch seine Lage im Mittelpunkt der weitausgebreiteten Riesenstadt und der herrlichen, von der breitwogenden Donau durchströmten Ebene umher. Herr von Perger macht auf die tiefen und ausgedehnten Grüfte unter dem Dome aufmerksam und sagt sehr schön: „Die St. Stephanskirche ist riesenhaft in allen ihren Anlagen und gewaltig sind die Eindrücke, die ihre einzelnen Theile hervorbringen. Welch ein ungeheurer Unterschied zwischen unseren Empfindungen, wenn wir in der Gräber- und Leichennacht der Katakomben tief unter der Erde wandeln und unter uns noch tiefere Hallen wissen, in denen vielleicht Tausende derer, die an der Pest starben, vermoderten; und wenn wir uns dann von hier nach der Spitze des Thurmes, auf die lustige, schwindelnde Giebelrose versetzen, wo sich die freieste, weiteste, heiterste Aussicht in das lustig grünende Land darbietet, von wo man, gleich einem schwebenden Adler, mitten in die Stadt hinabsieht, in der die Menschen mit ihrem wirren Getriebe so klein, so recht menschlich klein erscheinen. Wer muß hier nicht erstaunen über den Geist dieses ‚kleinen' Menschen, der da im Stande war, tief in den Grund und hoch in die Lüfte das Zeugniß seiner Macht abzulegen und dem todten Gestein zu gebieten, in die Tiefe zu sinken oder hinaufzuschweben in die Nähe der Sterne! — Um wie viel herrlicher wird noch diese geistige Kraft, wenn sie trotz ihrer gigantischen Größe nur dazu benützt ward, in bescheidener Demuth der unendlichen Allmacht zu dienen."

Bekanntlich ist vor einigen Jahren die Thurmspitze renovirt worden, weil sie wackelte und der Einsturz derselben drohte. „Während des sorgfältigen Abtragens fanden nun die Berathungen über die Art des neuen Aufbaus statt, wobei man vorzüglich darauf bedacht nahm, das Gewicht so viel wie möglich zu verringern, und daher auf den Gedanken verfiel, ein Gerippe von Eisen zu verfertigen und dieses von außen mit Steinwerk zu umkleiden, wodurch sich nach Paul Sprenger, k. k. Professor und Hofbaurath, eine Gewichtverminderung von 3000 Pfund herausstellte. Dieser Plan fand Beifall und demzufolge fertigte man im k. k. Aerarial-Eisenwerke zu Neuberg alle Bestandtheile zu einem 63 Fuß langen pyramidalen Eisengerippe, dessen Grundlage ein gußeiserner Kranz von 8 Fuß im Durchmesser bildete. Die vorspringenden Theile des Thurmendes, nämlich der Knauf und die Rose, erhielten ebenfalls ein eisernes Gerippe und wurden von getriebenem Kupfer verfertigt. Auch richtete man das Ganze so ein, daß die Thurmspitze bis zu ihrem obersten Ende zugänglich blieb. Die Zusammensetzung des Thurmgerippes wurde dem Mechaniker Samuel Bollinger anvertraut, und als es auf dem Thurme stand, bewährte es schon für sich allein eine größere Standfestigkeit, als früher der ganze Thurm hatte, denn nun bewegten sich bei dem Bestreben, das Gerippe schwanken zu machen, die Gerüste. Im Herbst 1842 war die Steinverkleidung des Thurmes

bis zu dem Knauf fertig, und nun setzte man auch das 800 Pfund schwere Eisengerippe über demselben auf, welches ebenfalls mittelst eines gußeisernen, abgedrehten Kranzes befestigt wurde. Knauf, Rose, Kreuz und Adler fertigte der Kupferschmiedmeister Karl Obrist (s. Inschrift V), und der 20. October 1842 war der Tag, an welchem Fürst Erzbischof Milde Kreuz und Adler weihte, die dann sogleich emporgezogen wurden."

Auch eine Restauration im Innern würde zu empfehlen seyn, sofern sich allerlei im Zopf- und modernen Style in die ehrwürdigen gothischen Hallen eingedrängt hat.

7) Die Kupferstichsammlung Friedrich August II., König (s) von Sachsen, beschrieben und mit einem historischen Ueberblick der (über die) Kupferstecherkunst begleitet von Director Frenzel. Leipzig, Rud. Weigel, 1854. Groß 8°.

Der im vorigen Jahr auf so traurige Weise verunglückte König von Sachsen hat eine ausgezeichnet reiche Kupferstichsammlung hinterlassen, deren Director von ihren Schätzen Rechenschaft gibt, indem er zugleich einige allgemeine Betrachtungen über die betreffende Kunst anstellt. Der verewigte König hat noch zwei weitere sehr reiche Sammlungen hinterlassen, eine von Büchern und eine von Herbarien.

In den geschichtlichen Erörterungen begegnen wir einer patriotischen Vertheidigung der deutschen Ansprüche an die Ursprünge der Kupferstecherkunst. „Es muß hier zugleich mit berührt werden, wie die neuere Zeit es möglich machte, aus tieferen historischen Forschungen im Gebiete der Chalkographie und deshalb angestellten Vergleichen die Beweise giltig vorliegend zu erkennen, daß die früher aufgestellte Idee, der Kupferstich oder vielmehr der Abdruck desselben sey italienischen Ursprunges und besonders durch das Niello hervorgegangen, schwindet. Vergleicht man des jedenfalls burgundischen Meisters E. S. 1466 theils in höherer, theils in geringerer Vollendung vorliegende reiche Zahl von Arbeiten, die mehr als 200 Blätter umfassen, so erweisen sowohl diese, selbst wenn die Meinung noch geltend gemacht würde, daß ein Theil davon einen gleichzeitigen anderen Meister desselben Styles angehört; aber auch viele andere Produkte verschiedener anonymer Meister, daß die deutschen oder niederländisch-deutschen Blätter, worunter auch die des Meisters mit den Bandrollen (maitre aux banderoles) zu zählen sind, einer weit früheren Periode angehören, als die aus Florenz hervorgegangenen Nielloplatten des Maso Finiguerra, welche blos nach archivarischen Mittheilungen gegen 1456 geschaffen wurden. Nächstdem bürgt noch für sichere Bestimmung dieser Behauptung, daß erstlich die deutsche Schule eine ziemlich große Zahl Blätter aus jener Zeit, wenigstens bis zu oder gegen 1470—80 aufzeigt, welche alle einen höheren Grad technischer Vollendung an sich tragen, als jene italienischen, daß ferner diese Vollendung in größerer Ausbildung sich durch M. Schongauer (welcher 1483 gestorben ist) offenbarte und auch Dürer sich in noch größerer Reinheit erhob, während in Italien die gegen Ende des 15. Jahrhunderts geschaffenen Kupferblätter, wie die von Baldini, Mantegna u. a. in der Technik gegen die Deutschen weit untergeordneter dastehen, und nur erst durch M. Anton Raimondi eine größere Läuterung erfolgte. Endlich kann auch noch bewiesen werden, wie selbst die Fertigkeit des Druckes der deutschen Blätter gegen jene der italienischen Schule der alten Periode als kräftiger und reiner sich ausweist, wie ferner es denn merkwürdig genug ist, daß die älteren deutschen Blätter, besonders die von A. Dürer, von den Italienern copirt wurden."

Der verewigte König beliebte eine Eintheilung seiner Kupferstichsammlung, die der Verfasser gegenüber andern vertheidigt und lobt. „Darnach theilt sich die ganze Kunstsammlung in acht Hauptheile, nämlich:

A. Blätter des eigentlichen Kupferstichs.

Diese zerfallen wieder 1) in die Grabstichelblätter, 2) in die verschiedenen daraus entstandenen Nebengattungen, wohin die der punktirten Manier, die der Tusch- und Aquatinta-Manier, ferner die der Schwarz- oder Schabkunst oder sonst gemischten Manieren gehören.

B. Original- oder Maler-Radirungen, oder auch alle andere, welche geätzt und durch die Nadelarbeit hervorgebracht sind.

C. Die Holzschnitte sämmtlicher Kunstschulen.

D. Die Lithographien.

E. Die Bildnißsammlung.

F. Die Sammluug der Ansichten von Städten und Orten.

G. Curiosa und gemischte Gegenstände, und endlich:

H. Die illustrirten Werke, wohin außer älteren Werken besonders die über Gemälde-Galerien oder Cabinets, Reisen, Ansichten, ethnographische oder Trachtenbilder, Architectur u. s. w. zu rechnen.

Der leitende Gedanke in der ersten Hauptabtheilung A. ist der, eine möglichst klare Anschauung der historischen Entwickelung der Kupferstechkunst (als selbstständigen Kunstzweig) darzulegen. Zu diesem Zwecke hat man sich von der gewöhnlichen Eintheilung nach Schulen wesentlich entfernt, obwohl dieselbe zu Bildung der Un-

terabtheilungen theilweise beibehalten worden ist. Diese ganze Abtheilung ist in 3 große Unterabtheilungen gebracht, von denen die 1. die Anfänge der Kunst bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts in sich begreift und die Werke derjenigen Meister enthält, welche noch nicht verstanden, durch eine mannigfaltige Behandlungsweise ihren Arbeiten eine größere malerische Vollendung zu geben. Die 2. begreift die Epoche, in welcher diese Vervollkommnung wesentlich vor sich ging, und reicht bis auf J. G. Wille. Die 3. endlich umfaßt die ganze moderne Kunst, welche sich durch eine größere technische Vollendung, besonders auch im Druck, auszeichnet, welche aber einen einförmigen, mehr kosmopolitischen Charakter an sich trägt."

Wie sehr wir auch die Pietät und den historischen Sinn ehren, mit dem in neuerer Zeit alles, auch das Mittelmäßige und Geringe, gesammelt und einregistrirt wird, so können wir uns doch bei Betrachtung so vieler Kunstsammlungen und kunstgeschichtlichen Forschungen doch immer des Gedankens nicht erwehren, man mache sich doch vielleicht etwas zu viele unnütze Mühe und vergesse über dem Grübeln nach Kleinigkeiten und in der Aengstlichkeit, mit der man alles zusammenfassen und auch nicht das Geringfügigste übersehen will, die Würdigung des Besten. Gerade Dresden mit seiner unschätzbaren Gemäldegallerie liefert den Beweis, daß ein Sinn, der zum Höchsten in der Kunst strebt, es weiter bringt, als der nur das historische Detail zusammenordnet. Der Blick des zweiten August wußte das Schönste herauszufinden und ein einziges der von ihm gesammelten Bilder ist mehr werth, als ganze Gallerien voll historischem Plunder. In derselben Rücksicht, die wir gern dem Schönsten angedeihen lassen möchten, können wir uns auch nicht mit den Kunstforschungen einverstanden erklären, die heutzutage fast ausschließlich auf Herausgrübelung von Lebensnotizen einzelner, oft kaum nennenswerther Künstler hinauslaufen, mit nur zu großer Vernachlässigung einer richtigen Schätzung der Kunstwerke selbst. Die Frage ist fast nur noch: von welchem Meister? nicht: von welcher Schönheit? von welchem inneren Werthe?

Reisen.

Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika von Max Maria Freiherrn von Weber. Leipzig, E. H. Mayer, 1855.

Der Verfasser, wohl ein Sohn des berühmten Componisten, besitzt eine außergewöhnliche Gabe der malerischen Darstellung. Schon die Beschreibung seiner Reise durch Frankreich ist voll der schönsten Landschaftsbilder. Ebenso die Seereise und dann seine Ausflüge von Algier aus durch die Küsten, Ebenen und Berge Nordafrika's.

Hier einige Proben: „Hinter Arles gewinnt die Provence einen eigenthümlich wilden Charakter. Steppenhaft heben und senken sich flache Hügel, dürftig bewachsen: das spanische Rohr nimmt brausend weite Strecken ein, einzelne halbwilde Hunde durchstreifen das Haideland, heiser bellend, bis endlich fast alles vegetative Leben in einer unheimlichen Wüste erstirbt. In einer Ausdehnung von acht Quadratmeilen liegt eine mehre Meter dicke Schicht von rund gewaschenen Geschieben, durch magern Lehm mauerfest zusammengekittet, vollkommen horizontal, wie ein riesiges Steinfeld auf dem Grabe eines verbrecherischen Volks, pflanzenlos ausgestreckt. Der Wind weht hier im Winter schneidend wie nirgends in der Provence, im Sommer glüht der Sonnenbrand mit einer Intensität ohne Gleichen auf diesen Millionen reflectirender Kiesel, deren Fläche kein Baum, kein Strauch unterbricht. Die Wirkungen der Hitze sind hier dieselben wie in der Wüste. Der von dem überhitzten Boden aufsteigende heiße Luftstrom hindert die Thaubildung, diesen Segen des regenlosen Sommers im Süden, und die Luftspiegelung zeigt, hier wie dort, Quellen, Seen und Palmengebüsche. Die Erde, in die man zum Schutz der Leute, welche die Eisenbahn bewachen, Bäume gepflanzt hat, ist von den Ufern der Rhone aus auf der Bahn hierher gefahren. So erhebend die unermeßliche Fläche des Meeres wirkt, so beklommen werden wir von der Macht des Eindrucks beim Anblick des todt hingestreckten, regungslosen Erdbodens in großen, unfruchtbaren Ebenen, deren Anfang und Ende das Auge nicht ermißt. Zum Glück dauert hier die Unheimlichkeit des Eindrucks nicht lange. Die Eisenbahn fährt in 1¼ Stunde durch diese Fläche, die sogenannte Crau, und gleich darauf durch ein Hügelland voll zauberischer Vegetation. Nach dem Durchfahren eines tiefen Einschnitts bei Constantine scheint sich plötzlich die schwere Erde zu spalten, es wird Licht und das blaue Mittelmeer in unbeschreiblichem Glanze, mit silberner Brandung und schroffen, röthlichen Felsufern, auf denen ein Schloß mit so schönen Formen, als sey es ein Feenwerk, liegt, breitet sich aus vor den Augen des entzückten Reisenden. — Endlich tritt der Zug in den mächtigen Nerthetunnel. Er ist einer der größten der Welt, fast zwei Drittel deutsche Meilen lang. Die 24 Lichtöffnungen desselben gehen wie blaue Blitze vorüber, zehn Minuten lang glimmt die röthliche Flamme der Wagenlampen allein vor den lichtgewöhnten Augen. Es ist, als sey der Tunnel

mit seiner Finsterniß geschaffen, um die Glorie des Bildes, das sich beim Austritt aus demselben entrollt, doppelt hell in die Seele strahlen zu lassen. Da schießt der Zug durch eine phantastische, kurze Schlucht mit so wunderlichen Felsformen, daß man sich in ein Mondgebirge versetzt glaubt, ins Freie. Das geblendete Auge schließt sich, denn unten, oben, allenthalben ist blaues, fröhliches Himmelslicht, als flöge die schwere Masse des Convoi im Aether. Da liegt rechts das Meer, unendlich gespannt, keine Bucht mehr, mit Ufern jenseits, sondern das Mittelmeer selbst in all seiner Majestät. Segel an Segel schwankt leise auf der feingerippten, blauen Fläche, bis sie in der Ferne gegen das Azur des Meeres glänzen, als ständen die Sterne der Nacht auf dem blauen Tageshimmel." In dieser Weise reiht sich nun im vorliegenden kleinen Buche ein Landschaftsbild an das andre, nur zuweilen durch Genrebilder, Gruppen von Mitreisenden und Costumbildern aus Algier unterbrochen.

Vor allem hebt der Reisende die Fruchtbarkeit und Schönheit der Provinz Algerien hervor. Schon im vorigen Jahre hat er in einer kleinen Schrift „Algerien und die Auswanderung dahin, Leipzig bei Hübner" den deutschen Auswanderern gerathen, sich dorthin zu begeben, wo üppiges Land in Hülle und Fülle ihrer wartet. „Was ist Afrika? Die Wüste! Was sind die französischen Colonien in Nordafrika? Ein Stück Land, nicht viel besser als die Wüste, das unter wilder Säbelherrschaft steht! Das sind die Begriffe, die ein großer Theil des Publicums noch mit dem Namen eines reichen Welttheils und von Provinzen verbindet, die an Schönheit, Fruchtbarkeit und Beständigkeit des Klimas selbst mit den Gärten Südeuropa's wetteifern können, die geistvoll verwaltet sind, in deren größtem und gesegnetstem Theile bürgerliche Ordnung, Gesetz und Sicherheit herrscht. Zur Aufklärung dieser falschen Ideen sollen die folgenden Blätter nach ihren Kräften beitragen." Er beschreibt die Landschaft um Bouffarik. „Mitten in der Ebene der Meditja gelegen, mit einem großen Pflanzengarten versehen, von recht gut angebauten Feldern umgeben, ist Bouffarik ein lachender Ort und beträchtlicher Handelsplatz. An den weißen Kuppeln des Karavanenbrunnens, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und um welchen wohl der Ort selbst ankrystallisirt ist, stehen einige majestätische Palmen seltener Größe, zwei oder drei Cedern breiten ihre fächerförmigen Zweige schattengebend aus. Die Ueppigkeit des kaum geritzten Bodens ist unendlich in der Umgegend. Der Weizen, das Welschkorn standen so dicht, wie ich es nie gesehen. Felder waren von Bataten, Taback, Artischocken, Blumenkohl, Cichorien und köstlichen Gemüsen, Beete mit großen Ananaspflanzen und Solaneen bedeckt, dazwischen ragten einsame Kronen der Bananen empor und die meisten Besitzungen umzäunten Hecken, die trefflich eßbare Früchte tragen, nämlich von indischem Feigencactus. Man rechnet, daß hier die Hectare oberflächlich bestellten Landes 500—1000 Francs jährlichen Reinertrag liefert. Unsern oft heimgesuchten Oekonomen daheim muß der Mund wässern, wenn sie hören, daß es hier keine Misernten gibt. Mit derselben Sicherheit wie die Jahreszeiten wechseln, bringt jede derselben unwandelbar die gehörige Ernte hervor. Welch lockendes Klima, welche Gegend für den auswanderungslustigen Landmann! Der Fleißige muß hier reich werden!"

Der Aufenthalt in Algerien wurde dem Verfasser durch einen Freund, den er dort fand, sehr angenehm gemacht. Er fand Stadt und Umgebung vollkommen sicher unter der französischen Verwaltung und Comfort aller Art, seitdem der Geschmack und die Industrie der Franzosen den Naturreichthum des Landes gleichsam aus den Händen der alten Barbarei gerissen haben. Vom Leben auf den Straßen, von den charakteristischen Typen der Bevölkerung, wie von den Bauwerken, Gärten, Fluren Algiers erhalten wir die lebendigsten Schilderungen. Wir sehen die rosenrothen Flamingos aus dem Schilf des Ufers auffliegen, zahllose Affen wie kleine Kinder kreischend auf den Bäumen, ein riesenhaftes Kameelgerippe von Schakalen umschwärmt rc. Wir folgen dem Verfasser auch in die modernen französischen Hareme und betrachten den Tanz einer schlanken Moreska, die mit ihrer Dienerin, einer alten colossalen Negresse, von einem Freund des Verfassers unterhalten wird. Kurz auf wenigen Bogen hat uns der Verfasser eine ganze kleine Welt in Bildern von Algier enthüllt.

Auf der Rückreise noch ein hübsches Seebild: „Dann entwickelte der ‚Grivoix' seine volle Geschwindigkeit, schüttelte noch mehr Segel von den Raaen, dampfte stärker und bald stand er, als Avisoschiff uns voreilend, etwa tausend Schritt vor uns, nordwärts hinaus. Die See war so klar, daß die scheidende Sonne unter dem Bauche der Corvette hindurchschien und das Kupfer desselben glühendroth schimmern ließ, während azurne Streifen den Weg des Lichts in der Tiefe des Meeres unter dem Kiele hin bezeichneten, der wie auf blauem Glase ruhte. Die Sonne verschwand hinter der duftigen, aber scharfen Linie, die in südlichen Meeren den Horizont bezeichnet."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 29. 11. April 1855.

Geschichte.

Französische Geschichte vornehmlich im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Dritter Band. Stuttgart und Augsburg, Cotta'scher Verlag, 1855.

Der dritte Band dieses geschätzten Werkes handelt von der Regierung Frankreichs zuerst unter dem Cardinal Mazarin, dann unter Ludwig XIV. bis zur Zurücknahme des Edikts von Nantes, einem etwa nur vierzig Jahre umfassenden Zeitraum, der aber für die Geschichte Europa's von größter Wichtigkeit war, sofern sich darin das politische Uebergewicht Frankreichs ausbildete.

Zuerst die Charakteristik Mazarins im Vergleich mit seinem großen Vorgänger Cardinal Richelieu. „Richelieu war ein Dogmatiker der Gewalt, die er gründete, er hatte den Geist inquisitorischer Verfolgung, und trieb diese bis zum Aeußersten; Mazarin suchte zu behaupten, was er fand, oder es wieder herzustellen, wenn es erschüttert war, aber unter ihm hat Niemand auf dem Schaffot geblutet, bei ihm war alles Transaction. Denn nicht von innerer Parteiung war er ausgegangen, wie sein Vorgänger: sondern von den auswärtigen Geschäften, in denen Feindschaft und Freundschaft wechseln, der Krieg durch Unterhandlungen beendigt wird. Durch Krieg und Unterhandlung suchte er eben auch den großen Kampf der ministeriellen Macht mit dem Widerstreben und der Auflehnung der untergeordneten Machthaber zum Ziele zu führen." Richelieu war mehr französischer Edelmann, Mazarin mehr italienischer Priester; jener, auch wenn er nur am grünen Tische stand, ein Held; dieser, auch wenn er zu Felde lag, nur ein Diplomat.

Beide haben übrigens gleich sehr das Wachsthum der französischen Monarchie nach innen wie nach außen gefördert. Beide gingen nur auf die Centralisirung aller Macht und aller moralischen Autorität in der Staatsgewalt im Innern und auf Benutzung und Ausbeutung der durch den dreißigjährigen Krieg in Deutschland und durch die Revolution in England eingetretenen Verwirrung bei den Nachbarn aus. Frankreich hatte das Glück, in einem Augenblick zur innern Einheit zu gelangen, in welchem die Nachbarn ringsumher am wenigsten fähig waren, der elastischen Tendenz nach Ausdehnung, welche die Einheit dem französischen Staate gab, zu widerstehen.

Das interessanteste Ereigniß während der Regierung Mazarins waren die Kämpfe der Fronde, der letzte Versuch der Parlamente in Verbindung mit der hohen Aristokratie, sich der monarchischen Allgewalt zu erwehren. Inzwischen wurde die letztere dadurch nicht behindert, sich immer siegreicher zu entwickeln. Herr Ranke macht S. 45 darauf aufmerksam, wie Frankreich damals die besten Kräfte und Bildungselemente aus den zerrütteten Nachbarländern an sich gezogen habe. Durch die mediceische Heirath war italienischer Geist, durch den Uebertritt der Weimaraner in französischen Kriegsdienst war deutsches Heldenthum, deutsche Kriegskunst in Frankreich eingebürgert worden. „Wie die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen durch den Einfluß von Italien, so wurde die Militärmacht der Franzosen zu Land durch ihre Berührung mit dem germanischen Geist auf eine höhere Stufe gehoben. Für die Marine kam ihnen zu Statten, daß der Johanniter-Orden zu Malta immer eine ansehnliche Zahl französischer Ritter in seinen Reihen zählte, die, im Seekriege geübt, sich jetzt dem Dienst ihres Königs widmeten."

Von Italien leitet Herr Ranke auch die Doctrin und Praxis des Absolutismus her. „Eine gewisse Verwandtschaft des Princips deutet es an, daß die Idee der absoluten Monarchie zuerst von den Päpsten des sechzehnten Jahrhunderts in dem ihnen unterworfenen

Gebiete, wo die Fülle der geistlichen Gewalt ohnehin bestand und aller weltliche Widerstand nach und nach verstummte, realisirt worden ist. Verhält es sich nicht so, daß das aus republikanischen Stürmen hervorgegangene italienische Fürstenthum zur Ausübung unbedingter Herrschaft und sicherem Bestand erst alsdann gelangte, als ihm befreundete Päpste Rückhalt gaben? Auf der andern Seite ward das in Rom gegebene Beispiel zuerst von einigen geistlichen Fürsten in Deutschland nachgeahmt und fand dann bei der fortgehenden Restauration des Katholicismus auch in den weltlichen Territorien Eingang. Dieser Verbindung der geistlichen Macht mit der monarchischen Autorität gegenüber nimmt man wahr, daß sich der Protestantismus gern in ständischen Formen bewegte; wie ja auch in Frankreich die bewaffnete Aufstellung der Hugenotten zu den letzten Erhebungen der Aristokratie gegen das Königthum Anlaß und Mittel gab. Eben deshalb aber wurde dann das Königthum im Kampfe mit ihr von der Geistlichkeit und von dem Papstthum unterstützt; in Frankreich war ihr Sieg in vielen Beziehungen ein gemeinschaftlicher." S. 199. Hier verräth der sonst immer sehr ruhig, unpartheiisch und harmlos urtheilende Geschichtschreiber eine kleine Malice, wie er sie auch in andern seiner Werke gern merken läßt, wenn es sich um Rom handelt. Die armen Päpste, auf die man so viel abladet, sind doch wohl nicht auch Schuld an der Omnipotenz der Ministerialgewalt und Bureaukratie des modernen Willkürstaates. Auch gab es bekanntlich schon eine in der Menschheit seit Nimrods Zeiten stark vorwiegende Tendenz zum weltlichen Despotismus lange ehe ein Bischofstuhl in Rom aufgerichtet worden ist. Und wenn Herr Ranke hier der Wahrheit hätte treu bleiben wollen, so hätte er in direktem Widerspruch mit dem, was er sagt, sagen müssen: unter Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. gelangte zum erstenmal wieder das Princip des heidnischen, widerchristlichen altrömischen Kaiserdespotismus (in Verbindung mit dem classisch heidnischen Geschmack) zur Herrschaft, dem bisher nächst dem altgermanischen Ständewesen hauptsächlich die römische Hierarchie als Vertheidigerin der Völkerfreiheit gegen Despotenwillkür siegreich entgegengewirkt hatte.

Was die beiden Cardinäle als Minister Frankreichs vorgearbeitet hatten, das brachte Ludwig XIV. zur Vollendung. Herr Ranke entwirft ein klares und würdiges Bild dieses modernen Augustus, aber fast mit zu viel Vorliebe, mit zu wenig Schatten in denjenigen Parthien seiner Politik, die an empörender Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit wohl nie übertroffen worden sind. Ebenso leicht geht er über die Lüge des Hoflebens hinweg und gewinnt Dingen, die man nicht ohne moralischen Ekel betrachten kann, sogar eine liebenswürdige Seite ab. Daß Ludwig XIV. die katholische Kirche um jede Würde und Selbstständigkeit brachte, daß er sie zur Magd des Staats erniedrigte, daß er zu Bischöfen nur die nachgebornen Söhne seines lüderlichen Hofadels erhob, und andrerseits das Edikt von Nantes für ungiltig erklärte, die Reformirten mit Feuer und Schwert verfolgte, daß er mit der Montespan einen sittlichen, mit der Maintenon sogar einen frommen Roman spielte und die Kirche zum Boudoir, das Boudoir zur Kirche machte, davon erhalten wir hier so delicate Berichte, als ob es sich von gar nichts Undelicatem handle. Ferner sucht Herr Ranke die Größe des Geschichtschreibers in vollkommener Verleugnung der Nationalität, denn er hütet sich, dem patriotischen Gefühl, mit dem einst Rühs die Uebergriffe Ludwigs XIV. über den Rhein geschildert hat, auch nur die geringste Concession zu machen. Die vornehme Ruhe des Geschichtschreibers, scheint er zu glauben, müsse der des Diplomaten gleichen und Talleyrand sey nicht nur das höchste Muster für die Diplomaten, sondern auch für die Historiographen.

Die Deutschen haben bereits darüber gestritten, welche Periode ihrer Geschichte die schmachvollste gewesen sey? denn leider gibt es solcher Perioden schon mehrere und wird es vielleicht noch mehrere geben. Jene Periode unter Ludwig XIV. behauptet aber immer den Vorrang, der Zeit nach die erste gewesen zu seyn, deren jeder Deutsche sich in tiefster Seele zu schämen hat. Das deutsche Reich war durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet und das geworden, was heutzutage die Türkei „ein kranker Mann". Ludwig XIV. dachte nur, wie Kaiser Nicolaus, den kranken Mann zu beerben. Schon hatte sich Frankreich während des Krieges im Elsaß festgesetzt und dadurch die dahinter liegenden Länder, Lothringen und Burgund, isolirt und so zwischen die Zähne genommen, daß sie schon so gut wie verschlungen waren. Dazu kam die aus dem Kriege zurückgebliebene Feindschaft aller Nachbarn Frankreichs, der tödtliche Haß zwischen Katholiken und Protestanten, die Schwächung Englands durch seine Revolution, das innere Erlahmen Spaniens und Schwedens nach zu unnatürlichen Anstrengungen. Ludwig XIV. konnte sich bequem immer des Einen gegen den Andern bedienen und je mehr sie der Ruhe bedurften, desto geflissentlicher ging er darauf aus, ihnen keine Ruhe zu lassen, sondern ihnen abzuängstigen und abzudiplomatisiren, was er ihnen nicht durch Eroberungen abzwingen konnte.

Was den schwachen Widerstand der Nachbarn, namentlich des deutschen Kaisers betrifft, so liegt der

Schlüssel zu dem Benehmen des letztern in einem im Jahr 1668 abgeschlossenen geheimen Vertrage, nach welchem der Kaiser bei dem nahe bevorstehenden Aussterben der Habsburger Linie in Spanien, um den Gefahren eines Krieges mit Frankreich vorzubeugen, eine vortheilhafte Theilung vorzog. Ludwig XIV. verlangte nur die Niederlande, Navarra und Neapel und überließ das übrige Spanien, die Lombardei und ganz Amerika dem Kaiser. Um diesen Preis blieb der Kaiser still und ruhig, als sich Ludwig XIV. von den Niederlanden ein Stück nach dem andern vorweg nahm.

Das verwegenste Spiel trieb Ludwig aber mit Holland. Gegen diese reformirte Republik gelang es seiner Arglist, nicht nur alle katholischen Staaten, sondern auch alle protestantischen Fürsten zu einer Art von monarchischem Kreuzzuge zu bewegen, wobei ihm auch die Schweizer halfen, obgleich sie Glaubensgenossen der Holländer und selber Republikaner waren. Nie ist Reinecke Fuchs genialer mit dem ganzen Reich der Thiere umgesprungen, als damals Ludwig XIV. mit den europäischen Cabinetten. Alle gehorchten, alle dienten ihm, selbst gegen das sonnenklarste Interesse und gegen alles Ehrgefühl. Und zwar nicht sowohl gezwungen, als aus freiwilliger Niedertracht. Der Gehorsam, den man Napoleon leistete, wird durch die Gewalt, die man litt, vielfach entschuldigt. Dem vierzehnten Ludwig unterwarf man sich ohne Noth aus bloßer Erbärmlichkeit.

Der große Kurfürst von Brandenburg war damals der einzige, der Deutschlands Ehre vertretend ein allgemeines Aufgebot des Reichs gegen Frankreich verlangte. „Der Kurfürst von Brandenburg, mit dem die Generalstaaten ihren Bund erst dann zu Stande brachten, als ihre Sache eigentlich schon verloren war, ergriff dieselbe dennoch, weil er in der Republik eine Burg des Protestantismus und eine Vormauer gegen die französischen Anfälle sah. Kaiser und Reich, die er aufrief, hätten sich ihm wohl mit allem Eifer beigesellen sollen, da die deutschen Grenzen von den Franzosen überschritten, deutsche Gebiete zur Basis ihrer Angriffe gegen Holland gemacht, weit und breit von ihren Truppen besetzt worden waren. Auch entschloß sich der Wiener Hof, eine Armee zum Schutz des Reiches ins Feld zu stellen: aber er war darum nicht gemeint, mit Frankreich zu brechen. Dem eventuellen Theilungsvertrag war ein anderer gefolgt, in welchem die kaiserlichen Minister gleichsam eine katholische Tripelallianz erblickten. Der Aachener Friede war darin erneuert, und die Garantie desselben auch dem Kaiser zugelassen, der dagegen ausdrücklich versprach, sich in den Krieg mit Holland nicht zu mischen. Denn vor allem darauf, daß kein Hader zwischen dem Haus Oestreich und Frankreich ausbreche, schien der allgemeine Friede zu beruhen. Und so bekam der kaiserliche General den Auftrag, den Kurfürsten, mit dessen Heer er das seine verband, weniger zu unterstützen als zu zügeln. Was konnten aber die Waffenthaten eines Heeres bedeuten, dessen Führer entgegengesetzten Directionen folgten? Dem Marschall Turenne konnte es nicht schwer seyn, demselben zu widerstehen. Umfassende militärische Pläne, wie sie der Prinz von Oranien und der Kurfürst verabredeten, ließen sich nicht ausführen, da der kaiserliche Heerführer seine Mitwirkung dazu versagte. Wir wollen die Ansicht der großen Angelegenheiten nicht durch eine Aufzählung einzelner Unternehmungen und Züge stören: bemerken wir nur, daß der Kurfürst sich glücklich schätzte, nach einiger Zeit einen Frieden zu erlangen, durch den seine clevischen Besitzungen wieder in seine Hände kamen."

Als hierauf der große Kurfürst alle Hände voll mit dem schwedischen Kriege zu thun bekam und sich der Schweden aufs heldenmüthigste erwehrte, war es wieder der Kaiser, der in Verbindung mit den Feinden des Kurfürsten dem letztern alle Vortheile seiner Siege entriß. Und daraus erklärt sich wieder, warum wenige Jahre später, als die Türken Wien belagerten, in dem gegen sie aufgebotenen deutschen Reichsheer der große Kurfürst mit seinen tapfern Brandenburgern und Preußen fehlte. So alt ist schon die Spannung zwischen Wien und Berlin.

Unter solchen Umständen haben wir Straßburg, Burgund, Lothringen verloren.

Wenden wir den Blick wieder zu Ludwigs XIV. innerer Politik, so ist darin besonders von Interesse die Art und Weise, wie er in Bezug auf Unterordnung der Kirche unter den Staat das System Philipps II. mit den Vortheilen eines gerade entgegengesetzten Systemes modernen Fortschrittes verbinden zu können glaubte. Wie Philipp II. setzte er die katholische Einheit seines Staates durch, verfolgte und vertrieb alle Ketzer; und wie derselbe Philipp machte er sich die Kirche durch die Dienste selbst, die er ihr leistete, dienstbar und legte ihr, indem er sie beschützte, Ketten an. Durch die berühmten vier Artikel sicherte er der gallikanischen Kirche, die er allein beherrschte, volle Unabhängigkeit von Rom. Aber er war nicht zugleich strenggläubig, wie Philipp, noch dachte er seine Franzosen in Gebeten einzuschläfern. Er belebte vielmehr den modernen, der Kirche feindlichen Geist der Academien, des Theaters, der Kunst. Er umgab sich mit der classischen, also wesentlich heidnischen Schule und lebte für seine Person wie ein Sultan. Dieses System war schon von Richelieu vorbereitet wor-

den. „In der Geschichte des Theaters der neueren Zeit ist es ein Ereigniß, daß Cardinal Richelieu sich so viel mit der Bühne beschäftigte; er errichtete in seinem Palast ein Theater und versammelte daselbst ein ausgewähltes Publikum; die Dichter, die er meistens besoldete, lasen ihm ihre Stücke vor und wägten, wie Corneille sagt, den Werth derselben nach dem Beifall ab, mit dem er die eine oder die andere Stelle begleitete." Das Theater wurde zu einer Schule der monarchischen Gesinnung, zu einer Vergötterung des Monarchen in direktem Gegensatz gegen die Kirche, die solche Vergötterungen verbietet. „Von den Ideen über Königthum und höchste Gewalt, welche durch Richelieu emporgekommen waren, zeigte sich Corneille lebhaft ergriffen. Der Gedanke des Vaterlandes, das sich in dem Fürsten repräsentirt, und die ritterliche Treue der Zeiten des Mittelalters verschmelzen sich bei ihm; wie er im Horace sagt: dem König gehöre das Blut eines Jeden; wer sein Blut auf eine Weise vergieße, die der Fürst missbillige, entziehe ihm etwas von seinem Rechte. Es kommen Stellen vor, in denen die Autorität, welche Richelieu zur Seite des Königs besaß, gebilligt und sogar sein Anspruch, über die Gesetze erhaben zu seyn, gut geheißen wird."

Nur unter diesen Umständen war es möglich, daß die Jesuiten am französischen Hofe und in der französischen Gesellschaft discreditirt werden konnten, wodurch es dem Jansenismus gelang, sich einigermaßen geltend zu machen; aber auch er konnte nur bis zu der Linie aufsteigen, an welcher sein frommer Ernst mit dem frivolen Egoismus der Staatsgewalt collidirte. „Die ultramontanen Meinungen wurden von allgemeiner Ungunst betroffen. An der Universität verloren die Jesuiten den Einfluß, den sie sich während der letzten Streitigkeiten verschafft hatten, wieder; ihre casuistische Moral ward durch förmlichen Beschluß der Sorbonne getadelt; ihre Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes als eben so gefährlich für die Kirche wie für den Staat bezeichnet; denn gerade durch Uebertreibung der Idee von der päpstlichen Gewalt sey der Abfall der Protestanten veranlaßt worden, stärkere Uebertreibungen derselben aber habe es nie gegeben; durch eine Art von Sacrilegium werde ein Mensch der Gottheit gleich gestellt. Ungefähr dasselbe, was von Anfang an gegen die Jesuiten gesagt worden war, wurde diesen jetzt von einer Seite her, mit der sie bisher in Verbindung gestanden hatten, zum Vorwurf gemacht." Mit einem Wort, Ludwig XIV. wollte sich, indem er alles Ansehen der alten Kirche auf seine allerhöchste Person durch Declarirung der gallicanischen Grundsätze übertrug, zugleich auch die Vortheile der Reformation, ja sogar die Triumphe des Pascal aneignen. Nur so war es möglich, daß nicht lange darauf sogar der Geist Voltaires beim allerchristlichsten König hoffähig wurde. Unter demselben Ludwig hörte der Einfluß der Sorbonne in dem Maaß auf, in dem sie dem Oberhaupt der Kirche opponirte und begann dagegen der Einfluß der neuen französischen Academie, des großen Instituts weltlicher Wissenschaft im Dienste der Staatsgewalt.

Norddeutsche Bilder.

1) Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe. Zur Kenntniß deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes bei Alt und Jung. Von Dr. J. C. Kröger. Erster Theil. Leipzig, Brandstetter, 1854.

In diesem mit viel patriotischer Wärme geschriebenem Buche wird der Leser neben den bekannten Dingen von Arminius und Varus, Wittekind, Heinrich dem Löwen, der Hansa, dem deutschen Orden ꝛc. auch manches minder bekannte, sonderlich von den Ost-, West- und Nordfriesen, Dithmarschen ꝛc. finden, woran sich das Herz erfreut, denn das waren Kerndeutsche. Die Reformationskriege sind weggelassen (wenn sie nicht etwa im zweiten Bande nachfolgen). Dadurch wird jeder scheele Seitenblick vermieden und das patriotische Interesse bleibt ungetrübt.

2) Im Wald und Gestade. Skizzen und Bilder von Ernst Willkomm. Dessau, Katz, 1854.

Sechs novellenartige Bilder aus dem Marsch- und Geestlande an der Nordsee, aus dem Leben eines Zündlers (Bienenzüchters) in der Haide, aus dem Volksleben auf der Insel Sylt, aus dem Schifferleben ꝛc. Alles Genregemälde nach der Natur und für den, welcher das Nordseeleben nicht aus eigener Anschauung kennt, nicht blos unterhaltend, sondern auch belehrend.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 30. 14. April 1855.

Orientalische Literatur.

Rapport annuel fait à la societé Asiatique (12. Juin 1854) par M. J. Mohl, membre de s'Institut. Paris, impremerie Imperiale, 1854.

Die neueste der jährlichen Berichterstattungen von Seiten des Sekretairs der asiatischen Societät in Paris, Herrn Mohl.

Im Eingang einige Worte zum Ehrengedächtniß jüngst verstorbener Orientalisten, der H.H. Marcel, Lee und Grotefend. Sodann Bericht über die zuletzt eingegangenen Schriften auswärtiger Societäten und über die Thätigkeit der Pariser. Aus England wird berichtet, daß daselbst zwei neue Societäten sich gebildet haben, die eine zur Erforschung und Ausbeutung der Alterthümer in Mesopotamien, die andre für Palästina. Loftus, der Chef der englischen Expedition für Mesopotamien, ist, reichlich durch Mittel von Privaten unterstützt, in dem Augenblick in Asien angekommen, in welchem die französische Expedition ihre Thätigkeit aus Mangel an Mitteln hat einstellen müssen, und ein anderer Engländer, Rawlinson, beutet jetzt den wohlerhaltensten assyrischen Palast aus, den der Franzose Place zuerst aufgefunden hatte (soll aber nach neuesten Nachrichten auch zu früh haben heimkehren müssen). Wenn Herr Mohl einen Seufzer nicht unterdrücken kann, daß die französische Thätigkeit von der englischen überflügelt worden ist, rühmt er dagegen den neuen Eifer, mit welchem die Pariser Societät nunmehr angefangen hat, aus eigenen Mitteln die in der Pariser Bibliothek aufbewahrten Schätze von orientalischen Handschriften zu ediren. Die Reisen des Ibn Bartoutah sind das erste Werk dieser Art.

Am Schlusse des diesmal überhaupt kürzeren Berichts macht Herr Mohl auf die Wichtigkeit orientalischer Studien in unserer Zeit aufmerksam. Die Frage des Tages ist eine orientalische. Wer die Gegenwart im Orient verstehen will, muß seine Vergangenheit kennen. Nun ist zwar, wie Herr Mohl anerkennt, unerwartet viel für das früher fast ganz vernachläßigte Studium des Orients geschehen, aber nach Verhältniß doch noch lange nicht genug. Neben tausend Gelehrten, die sich mit dem Studium des classischen Alterthums beschäftigen, zählt noch kaum ein Orientalist. Die morgenländischen Forschungen können und werden denen des classischen Alterthums nie den Rang ablaufen, aber das Misverhältniß zwischen Classikern und Orientalisten ist doch in der That zu groß und eine Mahnung wenigstens an diejenigen Regierungen, die im Orient Einfluß genießen oder noch erringen wollen, etwas mehr für das Studium desselben zu opfern, ist gewiß an der Zeit.

Alte Geographie.

Thule. Die phönicischen Handelswege nach dem Norden, insbesondere nach dem Bernsteinlande, sowie die Reise des Pytheas von Massilien. Nach den Quellen neu untersucht von Prof. Dr. G. M. Redslob. Leipzig, Hinrichs, 1855.

Derselbe Verfasser hat vor einigen Jahren das alte Tartessus der Phönicier in dem spanischen Tortosa nachgewiesen. Hier weist er nach, daß die Phönicier im europäischen Norden niemals weiter gekommen sind, als bis zur Westküste von Dänemark. Die Untersuchung ist lichtvoll und sehr interessant. „Die Erwägung, daß diese nördlichen Völker lediglich Küstenfahrer seyn konnten, die mit ihren Fahrzeugen nicht über die engen Grenzen der ihnen mit allen ihren Eigenthümlichkeiten wohlbekannten Nachbarmeere hinausgehen, ließ in Bezug auf den alten Bernsteinhandel auch nicht einmal die Annahme zu, daß diese Anwohner der Nordsee auf dem

langen und gefahrvollen Wege um Jütland durch das Kattegat und den Sund oder die Belte die Ostsee entlang bis zur ostpreußischen Küste oder umgekehrt ostpreußische Schiffer auf demselben Wege bis zu der Nordküste Frankreichs oder gar Spaniens gefahren wären, sondern nöthigte zu der Annahme eines Zwischenmarktes zwischen Nordsee und Ostsee, an welchem die Verkäufer aus dem Osten mit den Käufern aus dem Westen zusammentrafen, um das, was von beiden Seiten Werth für den andern Theil hatte, gegenseitig umzutauschen. Als der einzig geeignete Punkt für einen solchen Zwischenmarkt aber mußte der Fuß der cimbrischen Halbinsel anerkannt werden, der beiden Theilen einen über 100 geographische Meilen langen und sowohl durch die Beschaffenheit des Meeres selbst als durch die Raubgier roher Anwohner gefahrvollen Seeweg ersparte und einen kurzen und gefahrlosen Landtransport der Waaren an dessen Stelle setzte. Noch in den ersten Jahrhunderten des Christenthumes im Norden gab es keinen direkten Seeverkehr zwischen der Nord- und Ostsee durch das Kattegat, sondern der Handel zwischen beiden Meeren bewegte sich über den Fuß der cimbrischen Halbinsel in der Art, daß die Seefahrer des Westens, unter denen hauptsächlich die Britten hervortraten, mit ihren Fahrzeugen die Eidermündung herauf in die damals unter dem Namen Norderelder bekannte Treene bis zu dem nur noch zwei Meilen von Schleswig gelegenen Hollingstedt fuhren, die Seefahrer der Ostsee dagegen in die Schley bis zu dem im innersten Winkel dieses langen Meerbusens gelegenen und wesentlich mit Schleswig identischen Haddebye einliefen, die aus dem Westen in den Osten und umgekehrt zu führenden Waaren also nur den kurzen Landweg (es ist dies gerade der Weg, längs dessen das merkwürdige Dannewerk, eine in ihren Anfängen uralte Landwehr) zwischen den genannten beiden Städten machten, um aus dem einen Wassergebiete in das andere zu gelangen. Damals ragte unter allen Städten des Nordens als Handelsemporium Schleswig (Haddebye) hervor, sein Hafen wimmelte, wie es bei einem gleichzeitigen Schriftsteller heißt, von den Schiffen aller (ostseeischen) Nationen und sein Name wurde selbst den Arabern bekannt. Entsprechende Wichtigkeit hatte der gegenüberliegende Stapelplatz Hollingstedt, wo die Engländer ihre Packhäuser hatten, deren Steine nach dem Verfalle dieses Handelsweges zum Bau der dortigen Kirche verwendet worden sind. Hier stand auch eine Burg des Bischofs von Schleswig, in der er einen einträglichen Land- und Wasserzoll erhob. Später wurde die Schleymündung unfahrbar gemacht und der Handel verzog sich von hier, indem die englischen Geschäftsleute nach Ripen dem Kattegat ziemlich gegenüber gingen, bis zuletzt die Vervollkommnung der Schifffahrt zur Umschiffung der Halbinsel führte. Unter den Seefahrern, welche den Hafen von Haddebye frequentirten, werden auch Preußen angeführt, welche Bernstein dem Westen zuführten."

Unter der Bernsteinküste verstanden die Phönicier also nicht die preußische Küste, zu der sie niemals kamen, sondern die Westküste Dänemarks, an der sie den Bernstein nicht nur kauften, sondern wo er auch am Meere gefunden wird. Die preußischen Küsten sind nur die reichste Fundgrube des Bernsteins, aber nicht die einzige.

Nur von Pytheas glaubt der Verfasser nachweisen zu können, derselbe sey von Ebeltroft (Abatus) aus über das Kattegat hinweg zur schwedischen Westküste gelangt. „Polybius in der Kap. 4 Not. 1 angeführten Stelle des Strabo erwähnt in unmittelbarstem Zusammenhange mit Thule Gegenden, in welchen nach Pytheas weder Erde, noch Meer, noch aber auch Luft, sondern eine der Meerlunge ähnliche Vereinigung aus diesen sich befinde, in welcher Erde und Meer schwebend enthalten sey, und diese Erscheinung, welche Alles gleichsam umschlungen halte, sey von der Art, daß sie sich weder zu Fuße begehen, noch zu Schiffe befahren lasse. Es lassen sich in diesem Bilde die eiweiß- oder gallertartigen farblosen Mollusken, die an den norddeutschen Küsten Quallen, sonst wohl — nicht von der Gestalt, sondern von dem brennenden Jucken, welches ihre Berührung auf der Haut hervorbringt — Seenesseln genannt werden, nicht verkennen, und zwar um so weniger, als die Erscheinung der Meerlunge ähnlich genannt wird. Diese formlosen Thiere, deren Erscheinung allerdings an Alles mehr als an ein Thier erinnert und deren anschauliche Beschreibung allerdings sehr schwer ist, weil sie allerdings nur wie Kuchen geronnenen Wassers oder wie mit Wasser gefüllte und auf die Erde gelegte Thierblasen aussehen, sind nun schon in der Nordsee, noch weit mehr aber in der Ostsee häufig. So z. B. im Kieler Hafen sind sie in solcher unzählbarer Menge beisammen, daß es mir selbst mehrmals erschienen ist, als sey das ganze Wasser gallertiger Stoff, und daß man beim Gehen hart am Strande häufig Mühe hat, seine Füße so zu setzen, daß man nicht auf ein solches gestrandetes Thier tritt und unfehlbar auf demselben ausgleitet. Wie häufig sie aber auch vielleicht in der ganzen Ostsee seyn mögen, so muß doch an der angegebenen Küste Schwedens ihre Menge ganz außerordentlich seyn, weil Tuneld in seiner Geographie öfver Sverige V. 152 es für der Mühe werth hält, ausdrücklich es zu erwähnen, daß diese allenthalben häufigen

Thiere in den Scheeren dieser Gegend in großer Menge sich befinden und auf dem Seewasser schwimmend liegen."

Das berühmte Thule selbst sucht der Verfasser nunmehr (nicht wie bisher im hohen Norwegen), sondern im Kattegat an der schwedischen Westküste. „Demgemäß müßte die Insel Thule oder Thyle in der Gegend von Halmstad liegen. Und wirklich, der Halmstäder Meerbusen ist an seinen beiden Spitzen je mit einer kleinen Insel besetzt, von welchen die an der Südspitze ohne Trinkwasser, folglich unbewohnt ist und Baderö heißt, die an der Nordspitze, also an der Seite von Halmstad selbst, liegende Trinkwasser hat, heutzutage demnach ein Freigut oder Rittergut (Säteri) trägt, Tylö oder, da das Zeichen y im Schwedischen wie im Griechischen das ü vertritt, Tülö. — In der Sprache der Nordfriesen finde ich das Wort Tuul, welches den sogenannten Seetorf, ein fossiles Holz, welches zur Ebbezeit unter dem Meeresboden ausgegraben wird, bezeichnet. Sollte dieser Name, welcher zu der Nebenform Thule Veranlassung gegeben haben könnte, identisch mit Tyl seyn, so würde Tylö s. v. a. Seetorf-Insel heißen, was für eine Insel von moorichter Unterlage ein passender Name seyn würde. Freilich scheint dieser kleine Werder dem berühmten Namen Thule gegenüber beinahe ein ridiculus mus zu seyn. Aber es ist nirgends, wo nicht Thule mit dem Lande um Thule verwechselt ist, die geringste Veranlassung gegeben, uns Thule als eine große Insel zu denken. Im Gegentheil, wenn Pytheas nach Strabo 1, 62 Cas. sich veranlaßt fand, einen gewissen Längenkreis (Breitengrad) der Erde durch die Insel zu bestimmen, wurde sie für eine solche Bestimmung um so tauglicher, ein je kleinerer Punkt sie war, weil die Bestimmung um so genauer war."

Man kann diesen natürlichen Erklärungen die Anerkennung nicht versagen.

Epische Dichtkunst.

Robert der Teufel. Eine christliche Heldensage in zwölf Gesängen von Victor von Strauß. Heidelberg, Karl Winter, 1854.

Die christlichen Ideen, wie sie in der Legende und Heldensage niedergelegt sind, werden von der modernen Zeit fast nirgends mehr begriffen und wenn auch ihre poetische Schönheit Dichter der Neuzeit zu neuen Bearbeitungen anreizt, so werden sie doch fast regelmäßig verderbt und namentlich ihres specifisch christlichen Charakters beraubt. So ist die tiefsinnige Sage von Faust, so die vom ewigen Juden entchristlicht worden. So hat man den der Hölle verfallenen Faust zu einem Träger höchster Menschenwürde und einer über den Gegensatz von Gut und Böse erhabenen Geisteshöhe des Menschen, so hat man den Ahasver zum unschuldigen Träger des s. g. Weltschmerzes, zu einem Vorbild aller unterdrückten Freiheitsbestrebungen gemacht und auf ihn das victrix causa diis placuit, sed victa Catoni angewandt. Um den ursprünglichen Sinn der Sagen, um den tiefen christlichen Ernst, der darin liegt, haben sich die modernen Dichter nicht mehr bekümmert.

Zu jenen alten Sagen gehört auch die von Robert dem Teufel, bekanntlich als Spectakelstück auf die Bühne gebracht unter nichts weniger als christlichen Einflüssen. Es war daher an der Zeit, daß jene wunderbare Sage endlich wieder einmal von einem christlichen Dichter behandelt wurde. Victor Strauß darf diesen Ehrennamen führen. Sein Gedicht in zwölf Gesängen ist in Ottaverimen geschrieben und mahnt in Ton und Geist am meisten an Tasso's befreites Jerusalem. Die Sage steht ganz auf christlichem Boden und ist gewissermaßen das Gegenstück zur Sage von Faust. Denn wie Faust freiwillig sündigt und der Hölle sich verschreibt, also auch nothwendig des Teufels werden muß, so fällt Robert bei eigener ursprünglicher Schuldlosigkeit nur durch den Frevel seiner Eltern eine Zeit lang in die satanische Gewalt und kann eben deshalb gerettet, durch Buße von allem Greuel der Hölle gereinigt werden. Seine Eltern, achtzehn Jahre kinderlos, haben, nachdem alle ihre Gebete nichts gefruchtet, von Gott sich abgewandt und den Teufel um ein Kind gebeten. Da wird ihnen Robert geboren, der von Kindheit auf Teufelsnatur an sich trägt und die ungeheuersten Verbrechen häuft, plötzlich aber in sich geht, sich zu Gott wendet, Buße thut und gereinigt wird. Die Sage ist zuerst in einem 1496 zu Lion herausgekommenen Buche enthalten, die geschichtliche Grundlage lieferte dazu aber das Leben des Herzog Robert von der Normandie, der erst ein arger Wütherich war, dann Buße that und auf einer Wallfahrt starb, 1035. Aus diesen wenigen Grundzügen der Sage erhellt zur Genüge ihr christlicher Ideengehalt.

Herr Strauß hat sowohl den verteufelten Sünder und Wütherich, als später den reuigen Büßer mit den lebendigsten Farben geschildert. Neben ihm nimmt seine Mutter mit ihrer Angst das Interesse am meisten in Anspruch. Die Reue in diesem Mutterherzen ist von ergreifender Wahrheit. Wie Robert Frevel auf Frevel häuft, wie seine Barone sich zusammenschaaren und ihn mit constitutionellen Vorstellungen zähmen zu können glauben, was ihnen kläglich mislingt, das alles ist vom

Dichter sehr gut gezeichnet. Zu der Art und Weise der Sinnesänderung und Bekehrung haben wir ein wenig den Kopf schütteln müssen. Die junge schöne Aweline, Tochter des Kaisers, reist durch das Land. Robert überfällt sie, mordet ihr Gefolge, wird aber von ihrem Anblick tief erschüttert:

Doch wie im Waldesdunkel die Gazelle,
Wenn sie den Löwen nah im Sprung erblickt,
Vorm offnen Schlund, der glühnden Augen Helle,
Den ausgestreckten Klaun zusammenschrickt,
Von Todesangst gefesselt an die Stelle,
Vor seinem Anblick schon zu Boden knickt:
So sank, vergessend ob es bleib' ob fliehe,
Das Kind, vom Schreck gelähmt, auf seine Kniee.

Vom wilden Kampf, vom blutgen Mord umgeben
Fand Awelina sich zum ersten Mal.
Entsetzlich zuckte durch ihr tiefstes Leben
Der jähe Schreck wie mit des Blitzes Strahl.
Zum Himmel wollte sie den Ruf erheben,
Zu Gott, dem sie im Herzen sich befahl,
Doch Laut und Wort versagten Kehl' und Munde;
Stumm war sie, und sie blieb's seit dieser Stunde.

Da griff sie nach dem goldnen Kreuzesbilde,
Das ihr am Gürtel hing, und hielt's empor
Und sprach im Herzen: Sey du mir zum Schilde,
Mein Gott und Herr, und neige mir dein Ohr!
Mein Tod ist da; nun zieh mich sanft und milde
An deiner Hand in's Himmelreich empor!
Nimm mich hinauf, da ich dein Antlitz finde!
Herr Christ vom Himmel, hilf mir armem Kinde! —

So flehte sie mit brünstigem Vertrauen,
Als Robert's Blick sie traf, der nahe war.
Schon drei der Ritter hatt' er wundgehauen
Und mit den Andern kämpfte seine Schaar,
Da nahm er, zwischen Blumen auf den Auen,
Umringt vom Kampf, des bleichen Kindes wahr,
Das knieend lag, das Goldkreuz in den Händen,
An dem ihr Blick hing ohne sich zu wenden.

Er hielt und sprang herab von seinem Pferde,
Trat vor sie hin und blieb betroffen stehen.
Ihm war's, als hätt' er nie auf dieser Erde
So unantastbar Heiliges gesehen,
Als ob der Himmel ihn vernichten werde,
Wenn er es wagte, zu ihr hinzugehen,
Als müßten Erd' und Abgrund sich empören,
Wenn er's versucht' ihr kindlich Flehn zu stören.

Bezwungen fühlt' er über sich erwallen
Der Unschuld weltbesiegende Gewalt.
Er sah sie an; der Schwerter wildes Schallen
Dünkt' ihm in weiten Fernen wie verhallt.
Ihm war's, als müss' er schluchzend niederfallen
Vor dieser zarten, zitternden Gestalt
Und flehn: O gib mir was mich stets gemieden,
Unschuldig Kind, o gib mir deinen Frieden!

Es will uns nicht gefallen, daß Robert sich zum Kreuze nicht anders bekehren soll, außer indem er es in der Hand eines schönen Mädchens erblickt. Es kommt dadurch eine Zweideutigkeit in den Bekehrungsact.

Von schauerlicher Schönheit, echt homerisch wie die letzten Bücher der Odyssee ist die Rache beschrieben, die Robert jetzt plötzlich an seinen eignen wilden Gesellen nimmt. Nachdem er sie vergebens zur Sinnesänderung aufgefordert, schlägt er sie alle ohne Gnade todt mit derselben Wuth, mit der er vorher an ihrer Spitze gegen die ganze Welt gekämpft hatte.

Doch immer mehr ward der, die er erschlagen,
Und schon gering war seiner Gegner Zahl;
Da packte, die noch lebten, Graun und Zagen,
Fortstrauchelnd flüchteten sie durch den Saal —
Der Würger hinterdrein mit wildem Jagen,
Und seiner Keule zorn'ger Wetterstrahl
Fuhr ihnen auf die Schädel, in die Flanken,
Daß auch die Fliehenden in Haufen sanken.

Klein war der Rest der bleichen Fluchtgenossen,
Der lebend kam bis an des Thurmes Thor.
Nach würgte Robert ihnen unverdrossen,
Da war kein Keulenschlag, den er verlor.
Doch als sie nun die Pforte sahn verschlossen,
Scholl fürchterlich ihr Wuthgeheul empor,
Verzweifelt stürzten sie zurück, und Alle
Erschlug sie Robert jetzt am Thor der Halle.

Dann wandt' er sich, und was noch lebte, fand
Jetzt völl'gen Tod vor Robert's letzten Streichen.
Drauf schleudert' er die Keul' aus seiner Hand
Und sah sich um. Rings lag der Saal voll Leichen.
Wie still war's jetzt! Nur da und drüben schwand
In Röcheln noch ein letztes Lebenszeichen.
Rings lagen Todt' an umgestürzten Tischen
Und Becher, Schüsseln, Speis' und Wein dazwischen.

Mit ernstem Blick schritt Robert durch die Todten
Und sprach: Nun athme sicher, Normandie!

Robert geht nach Rom, beichtet, übernimmt die schwerste Buße, stumm und wie ein wildes Thier zu leben, vollbringt dann aber noch große Thaten wider die Heiden und empfängt endlich zum Lohn die Hand der schönen Aweline.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 31. 18. April 1855.

Die Nibelungenfrage.

1) Zur Geschichte der Nibelunge Not von Karl Müllenhoff. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1855.

2) Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter. Von Prof. Dr. Adolph Holtzmann. Stuttgart, Krabbe, 1855.

Der verstorbene Lachmann erklärte bekanntlich in Bezug auf unser hochgefeiertes National-Epos, das Nibelungenlied, 1) die älteste und beste der vorhandenen Handschriften desselben, die jeder neuen Ausgabe zu Grunde gelegt werden müsse, sey die deshalb auch mit A bezeichnete Münchner-Hohenemser Handschrift, 2) das Nibelungenlied sey aus vielen älteren Einzelliedern von ziemlich ungeschickter Hand zusammengeflickt worden. Mit dieser letzten Behauptung trat er in die Fußstapfen Wolfs, der bekanntlich den Homer auf dieselbe Art „in Stücke gerissen" hat.

Gegen beide Behauptungen ist Holtzmann in einer entschiedenen kleinen Schrift aufgetreten, die wir unsern Lesern bereits in Nr. 13 unserer vorjährigen Blätter vorgeführt haben. Wir erklärten uns um so mehr mit Holtzmann einverstanden, als wir selbst schon im Jahre 1843 (Literaturblatt Nr. 126) die Handschrift A verworfen und dagegen die Handschrift C (die Laßbergische) als die älteste und beste und die allein neueren Ausgaben zu Grunde gelegt werden könne, empfohlen hatten. Es handelte sich um die bekannte Uebersetzung Simrocks, dem wir vorwarfen, daß er, als Dichter, ein feineres Gefühl für das Schöne und Echte im Nibelungenliede hätte haben, demnach auch nach der Lachmann'schen Ausgabe sich nicht hätte richten sollen. Aber auch im zweiten Punkt stimmen wir Holtzmann bei und halten das Nibelungenlied für ein schönes, überaus sinnreich geordnetes Ganze und nicht für ein Flickwerk.

Unterdessen ist Karl Müllenhoff Professor in Kiel, mit einer Gegenschrift „zur Geschichte" ꝛc. herausgerückt, um Lachmanns unhaltbare Ansicht noch einmal zu vertheidigen und hat leider die mangelnden Gründe durch Stylübungen ersetzt, in denen er jede Art von Hohn, Verachtung und Beschimpfung auf Holtzmann häuft. Für die Handschrift A bringt er nichts Nachhaltiges oder irgend Bedeutendes bei und nur die Lachmann'sche Zerstückelungstheorie vertheidigt er mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit, der einer bessern Sache werth wäre, ohne die innere Unvernunft dieser Theorie irgend zur Vernunft bringen zu können. In weniger Tagen, als Müllenhoff zu seiner Schrift Monate gebraucht hat, antwortete Holtzmann darauf bereits mit der zweiten Schrift „Kampf um der Nibelungehort", worin er sehr verständigerweise der Hitze und Galle seines Gegners eine vollkommene Ruhe und Heiterkeit entgegengesetzt und den gelehrten Anstand mit keinem Worte verletzt hat. In zweiter Linie stehen sich sodann Haupt in Berlin, der sich für Müllenhoff, und Zarncke in Leipzig, der sich für Holtzmann erklärt hat, gegenüber und Zarncke ist mit besonderer Gehässigkeit angegriffen worden, weil er selbst früher der Lachmann'schen Schule angehört hat und somit als ein Abtrünniger behandelt wird.

Was ist es denn mit dieser „Schule"? Eine Lächerlichkeit. Das Nibelungenlied läßt sich nicht in die Schule nehmen. Es wäre gerade so, als wenn Held Sifrit zum Schulbuben erniedrigt und, um Schillers Wort von Cäsar hier anzuwenden, über seine eigenen Thaten greinen müßte, weil er sie, nachdem er sie gethan, auch noch in der Schule exponiren müßte. Der Geist des Nibelungenliedes und seiner Zeit ist zu gewaltig, um von modernen Schulmeistern, philologischen Sylbenstechern und Versemessern begriffen werden zu können. Dazu

gehören frischere Naturen, als die in der sauren Schulstubenluft aufgewachsen und gealtert sind. Auch Homer hat für sein Volk, für alle Völker, nicht etwa blos für einen alexandrinischen Grammatiker gesungen.

Herr Holtzmann hat ganz recht, wenn er S. 17 sagt: „Es ist schmerzlich, die innern Schäden unsrer philologischen Welt berühren und an's Licht bringen zu müssen. Wäre es möglich, sie den Blicken der Nation zu entziehen und mit Nacht zu bedecken! Tröstlich ist, daß schon längst die große Mehrzahl der edlergesinnten Philologen das hochmüthige, aller Humanität bare Treiben einer kleinen Zahl von Leuten, die mit solchen Mitteln nicht der Wahrheit, sondern der Partei zur Herrschaft verhelfen wollen, mit Unwillen bemerken. Wenn meine Schrift über die Nibelungen nichts anderes zur Folge hatte, als daß in der Gegenschrift des Herrn Müllenhoff die herrschsüchtige Partei sich enthüllen mußte, so bin ich zufrieden. Die Partei muß sich in ihrer wahren Gestalt zeigen, und eben damit ist sie gerichtet und vernichtet, denn hier handelt es sich nicht um eine Frage, die innerhalb der Schule entschieden wird, — in diesem Fall dürfte die Partei hoffen den Sieg davon zu tragen, denn die Schule ist eingeschüchtert und zu blindem Gehorsam erzogen — sondern es handelt sich um das Nibelungenlied, einen Schatz der Nation; es ist eine Angelegenheit, die außerhalb der Schule vor dem Forum der ganzen Nation entschieden werden muß; und wie die Partei aus der Schule heraus, wie sie vor die Nation treten muß, ist sie verloren. Das ist es gerade, was die Partei vermeiden wollte. Sie hatte es durch ihre Mittel dahin gebracht, daß kein Gelehrter es wagte, über die Nibelungen eine andere Ansicht auszusprechen, als die Lachmannische, die überall als die wunderbarste Leistung menschlichen Scharfsinns und feinen Schönheitssinnes gepriesen wurde. Wer nicht einstimmen konnte, zog es vor zu schweigen, um nicht mit jenen Wächtern der reinen Lehre in verdrießliche Berührung zu kommen; man bleibt lieber ruhig zu Haus, ehe man in eine Gesellschaft geht, in der man vor Ungezogenheiten nicht sicher ist. So hatten sie also innerhalb der Schule die Alleinherrschaft; und da nun die Nation von den Gelehrten nichts anderes mehr hörte, als immer die eine wunderbar vortreffliche Lehre Lachmanns, so war es natürlich, daß sie nicht anders glaubte, als daß diese Lehre, die ja allen Gelehrten einleuchtete, vollständig erwiesen und über allen Zweifel erhaben sey." Daraus folgt H. weiter, wie nothwendig es gewesen sey, endlich diesem Unwesen der Schule zu steuern.

Er hat das rechte Wort ausgesprochen. Das Nibelungenlied gehört der Nation, als deren Universalerbe sich eine kleine Schule mit verknöcherten Begriffen nicht geriren darf. Man wird so frei seyn, der Nation ihr Eigenthum zu vindiciren und es von den Entstellungen, die es innerhalb der Schule hat erfahren müssen, zu säubern. Glücklicherweise war es nur in der Einbildung Lachmanns zerstückt, in Wirklichkeit ist es immer ein Ganzes gewesen und geblieben. Das herrliche Lied ist für die Nation und für Jahrtausende gedichtet und nicht für eine Schulmeistershoffahrt, die nur ein Paar Decennien zu beherrschen fähig war. Des Liedes Inhalt ist für viele Tausende von hohem Interesse, wenn diese Tausende auch keine Philologen sind, auch die Sylben nicht wägen. Die ältern Herausgeber des Nibelungenliedes haben sich unbefangen und redlich bemüht, es allen Gebildeten zugänglich zu machen und für das Erhabene, Schöne, Liebliche in allen Theilen seines reichen Inhalts Begeisterung zu erwecken. Man darf behaupten, diese Begeisterung sey erst erkaltet, seitdem Lachmann mit seiner fast beispiellosen Pedanterei das herrliche Lied in Beschlag nahm und Niemand mehr gestattete, es ohne seine Brille anzusehen.

Die ehrwürdigen und herzerfreuenden Denkmäler unserer Vorzeit waren in den Jahren der Fremdherrschaft unter Napoleon ein Hort, zu dem die edleren Geister flüchteten, an dem sie zu stolzer Hoffnung erstarkten. Eine kleine Taschenausgabe des Nibelungenliedes konnte man im Degenkorbe manches preußischen Freiwilligen finden. Das Wiederaufleben altdeutscher Studien stand im innern Zusammenhange mit der ersten Erhebung deutschen Nationalsinnes aus tiefster Schmach und Selbstentfremdung. Man erkannte, es liege in jenen Studien gleichsam etwas Heiliges, und in der That, wem sollte der Ruhm der Väter in alten Denkmälern nicht heilig seyn? Das war die rechte Stimmung, in der man zum Nibelungenliede griff, jede andre ist unwürdig, am unwürdigsten aber die der Schulmeisterhoffahrt, absprechenden Pedanterei und des geifernden Brodneides, der die Nibelungen für sich aparte haben möchte lediglich als Melkkuh oder Fußschemel nichtswürdigster Professoreneitelkeit. Groß war das deutsche Volk, als das Nibelungenlied aus seinen Thaten und Schicksalen hervorwachsen konnte, groß war es auch noch in der Zeit des Sängers selbst. Wollen wir in unsern Tagen noch einigermaßen jener Größe gleichkommen, so müssen wir das Lied und seine Sänger ehren und uns bestreben, der darin gepriesenen alten Kraft und Milde treu zu bleiben, nicht aber es zum Gegenstand gelehrter Rechthaberei und Zänkerei machen und zum Text der Heldenzeit den traurigen Commentar einer verächtlichen Epigonenzeit liefern. Was würden

die großen Gestalten des Liedes, was würde der Sänger sagen, wenn er die späten Enkel diesen gelehrten Streit anheben sähe? Sie würden glauben, in das Gebiet der Thierfabel versetzt zu seyn und die Gockeler auf der Miste sich spreizen und spornen zu sehen. Ihr Unwille müßte aber auf die Lachmann'sche Schule um so mehr fallen, als dieselbe 1) den Sänger des Liedes unterschätzt und herabwürdigt, 2) des Liedes inneren Zusammenhang und Bestand zerstört, 3) des Liedes Inhalt und seine Helden mit nichten würdigt, sondern nur Verse zählt und Sylben sticht und 4) alle Ehre, die dem Liede gebührt, nur sich, der Schule, zuwendet, als ob das Lied überhaupt nur Lachmanns wegen existirte, nur des künftigen Lachmanns wegen vor vielen Jahrhunderten entstanden wäre. Dagegen würden jene Helden und jener Sänger, wenn sie auf den Streit herabsehen könnten, Holtzmanns Ansicht billigen und als wohlmeinende Vertretung ihrer eigenen Sache anerkennen.

Der Sänger des Nibelungenliedes hat aus älteren Liedern geschöpft, aber dieselben nicht zusammengeflickt, sondern den Stoff auf eine freie Weise und nach einem sinnigen Plane behandelt. Das erkennt man am besten, wenn man sein Lied mit den uns noch erhaltenen ältern Liedern (namentlich den Eddaliedern von den Nibelungen) und Bearbeitungen (Volsungasaga, Niflungasaga) vergleicht. Der Sänger des Nibelungenliedes hat aus einem reichen Material von Ueberlieferungen mit Maaß und feinem poetischem Gefühl ausgewählt und dem Ganzen einen eigenthümlichen Geist eingehaucht. Es war ein christlicher Ritter des Mittelalters, der die älteren heidnischen Erinnerungen im Geist seiner Zeit auffaßte und damit ein unübertreffliches Werk schuf.

Gegenüber von Müllenhoff und Haupt, die ihn mit groben und nichts weniger als geistreichen Schmähungen überhäuft, gebraucht Herr Holtzmann mit Fug und Recht die Waffen des feinen Witzes. „Es war einmal ein Mohrenkönig im Mohrenland, dicht am Aequator, wo die Sonnenstrahlen senkrecht herabschießen. Der war ein großer Freund von Edelsteinen und Glasperlen, und er sammelte solche Schätze, die er gegen Goldkörner eintauschte. Nun kam einmal ein Schiff, das hatte eine Ladung von Eis. Der Handelsmann überbrachte dem Mohrenkönig die größte Eisscholle, die er noch hatte, und erhielt dafür eine Menge Goldes, womit er lachend weiter fuhr. Ein Edelstein von so erstaunlicher Größe und von so reiner Durchsichtigkeit, zugleich so lieblich kühl anzufühlen, war ein Schatz, der alle andern Kostbarkeiten an Werth weit übertraf. Darum befahl der König, daß dieser unschätzbare und unvergleichbare Stein wohl verwahrt, und in Ermangelung von Drachen, deren Geschlecht ausgestorben war, von den zwei grimmigsten Riesen des Mohrenlandes bewacht würde. Diese stellten sich wohlbewaffnet vor dem Eingang des Schatzhauses auf und verstärkten sich noch durch einige wachsame Bullenbeißer. Jeder Vorübergehende oder in die Nähe Kommende wurde ohne Umstände von den Bullenbeißern niedergerissen und von den Riesen lebendig verspeist. Als nun nach einiger Zeit der König befahl, das Schatzhaus zu öffnen, weil er sich an dem Anblick seines kühlen Steines laben wollte, da erwarteten die Riesen eine Belohnung ihres treuen Dienstes. Sie durften den König begleiten, um ebenfalls den Stein zu berühren. Es wandelte diese Riesen eine fast menschliche Rührung an, als sie die Ehre haben sollten, den Schatz, in dessen treuem Dienst sie schon so viele Menschen verspeist hatten, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Händen zu betasten. Aber ihre Rührung ging über in Erstaunen und Entsetzen, als sie den Edelstein nicht finden konnten. Sie tasteten überall umher, sie fanden aber nichts als ein kleines Restchen ungeschmolzenen Eises, das sie nun, in der Hoffnung, daß es an der freien Luft und im Sonnenlicht seine vorige Größe erhalten werde, herausbrachten. Aber in ihren Händen verschwand das letzte Restchen des Eises, und der kostbare Edelstein war und blieb für immer verloren."

Biographie.

1) Die Jugend Caterina's de' Medici. Von Alfred von Reumont. Mit einem Titelbild. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1854.

Eine kurze Jugendgeschichte der berühmten Katharina von Medici, aus der Feder des Herrn von Reumont, dessen römische Briefe rc. seine gründliche Kenntniß der mittleren italienischen Geschichte längst bewiesen haben. Das Porträt der jungen Caterina, das er uns hier zeichnet, ist in vieler Beziehung interessant, hauptsächlich auch, weil er das gewöhnliche Vorurtheil gegen diese königliche Dame nicht theilt.

Caterina war frühe verwaist, aber Vatersstelle an ihr vertrat Papst Clemens VII., ihr naher Verwandter (wie auch der frühere Papst Leo X. ein Mediceer), der ihre Jugend und Schönheit mit in die Berechnungen seiner Politik zog. „Die Heirathspläne für Caterinen bilden, seit 1527 schon, ein wahres Labyrinth — selten,

nie vielleicht, ist die Hand einer Braut von so vielen zugleich gewünscht worden. Es handelte sich, Clemens VII., den wankelmüthigsten Politiker seiner Zeit, zu gewinnen. Außer Italien traten Schottland, England, Frankreich in die Reihen." Frankreich führte die Braut heim. Caterina wurde die Gemahlin König Heinrichs II. und Mutter dreier Könige, Franz II., Karls IX., Heinrichs III. Ein venetianischer Gesandter hat folgendes Bild von der 13jährigen Caterina entworfen: „,Die Duchessina ist jetzt in ihr dreizehntes Lebensjahr getreten. Sie ist von sehr lebendigem Wesen, zeigt einen leutseligen Charakter und feine Gesittung. Ihre Erziehung erhielt sie bei den Nonnen der Murate zu Florenz, Frauen von vortrefflichem Ruf und heiligem Lebenswandel. Von Statur ist sie klein und mager; ihre Züge sind nicht fein; sie hat hervorstehende Augen wie die Meisten des Hauses Medici.' Fra Sebastiano del Piombo, der berühmte Meister, der das Colorit Giorgione's mit Buonarroti's Zeichnung zu vereinigen suchte, malte Caterinens Bildniß, als sie in Rom war, aber das Werk ward nicht vollendet und blieb, unfertig wie es war, in der päpstlichen Guardaroba stehn. Es gibt indeß ein Gemälde, das, wenn auch später ausgeführt, Caterina in dieser Zeit darstellt. Wir haben ein nicht schönes aber angenehmes Gesicht vor uns, mit etwas groben aber nicht unregelmäßigen Zügen, mit klugem und besonnenem Ausdruck. In dem zurückgestrichenen Haar trägt sie Blumen, um den Hals eine reiche, das enganliegende Gewand abschließende Spitzenkrause, während eine kunstvolle Kette herabfällt und in die Aermel Perlen eingenäht sind. In späten Jahren noch rühmte Brantôme ihre schöne und majestätische, dabei aber anmuthige Haltung, ihren angenehmen Ausdruck und ihren Geschmack im Anzug, daneben ihre schöne Taille, ihren weißen Teint, wohlgeformten Fuß und Hand — eine schönere Hand, sagt er, hat's wohl nie gegeben und die Königin bewahrte bis zu ihrem Tode diesen Vorzug, welchen der König, ihr Sohn, Heinrich III. von ihr erbte." Das eben beschriebene Bild mit der Blume im Haar ist auf dem Titelblatt gut copirt.

Herr von Reumont beschreibt ausführlich die Bewerbungen, die Aussteuer, die Heimführung und schließt mit einem Blick auf das spätere Wirken Caterina's als der berühmten Königin Mutter von Frankreich. „Inmitten aller Ausgelassenheit des französischen Hofes, wie Franz I. ihn um sich versammelt hatte, war sie vom bösen Leumund unberührt geblieben. Als Regentin des großen mächtigen Reiches ist ihr Bild nur verzerrt auf die Nachwelt gekommen. Ihr Unglück wollte es, daß sie, eine Fremde, zwischen zwei großen politischen und religiösen Parteien stand, daß sie nur schwächliche Söhne um sich sah, die von den heißen Leidenschaften der Zeit hingerissen wurden, statt sie zu bemeistern. Die moralischen Schwächen ihrer Vermittlungspolitik, der es auf die Mittel nicht ankam, haben sich an ihr gerächt und man hat in ihr gleichsam die Personification der traurigen Politik der letzten Valois erkennen wollen, von denen gesagt worden ist, sie seyen mit einem Fuß im Grabe, mit dem andern im Blute gestanden. In ihrer Vorsicht hat man nur Mistrauen, in ihrer Geschicklichkeit nur Hinterlist, in ihrer Ausdauer nur Verstocktheit, in ihrem Muth nur Rachsucht gesehen. Ueber ihrem gänzlichen Mangel an tieferen sittlichen Motiven hat man zu sehr vergessen, was die Monarchie Frankreich ihr verdankte. Kaum abgelenkt von den gefährlichen Bahnen, auf welche seit Carls des Achten Tagen der heiße Durst nach italienischem Besitz und die Nebenbuhlerschaft mit dem Hause Habsburg sie geführt, stürzte diese Monarchie in das Getümmel des innern Krieges, der mehr noch als ein Religionskrieg ein Kampf um die Herrschaft war: da hat Caterine de' Medici allein sie zusammengehalten in dem Kampf zwischen Krone, Hugenotten und Guisen."

Wir hätten gewünscht, Herr von Reumont würde uns etwas mehr über den Einfluß Caterina's in Frankreich in Bezug auf Geschmack, Kunst und Literatur gesagt haben. Frankreich, welches unter Karl VIII. und Franz I. so glühend nach Italien begehrt hatte, bekam dieses Italien gleichsam in der Person Caterina's in's Land und bis auf den Cardinal Mazarin ist Frankreich italienisirt geblieben. Und sonderbarerweise ist der mit Caterina in Frankreich herrschend gewordene italienische Geschmack auch auf ihre bittersten Feinde, Holländer, Engländer und deutsche Protestanten übergegangen. Die allüberwältigende Mode der italienischen Academien, Opern, Pastoralen ꝛc. kam uns über Frankreich zu, während das ehrwürdige Kaiserhaus in Wien, obgleich Italien näher, doch mehr spanischen Geist pflegte, als italienischen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Sonnabend, № 32. 21. April 1855.

Philosophie.

Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generatianismus von Dr. J. Frohschammer. München, Rieger, 1854.

Nach der Lehre des Creatianismus ist jede Seele unmittelbar von Gott geschaffen, nach der in dem vorliegenden Buche vertheidigten Lehre des Generatianismus aber nur mittelbar. Unmittelbar, meint der Verfasser S. 40, könne Gott nur unschuldige Seelen schaffen, wie die des Adam vor dem Falle gewesen ist. „Die Imputation der Sünde Adams, durch welche die nachgeschaffenen Seelen der Menschen derselben theilhaftig werden nach der Behauptung des Creatianismus, läßt man gewöhnlich, um sie einigermaßen zu begründen und ihr den Schein vollkommener Willkürlichkeit von Seite Gottes zu nehmen, veranlaßt werden durch den fleischlichen Zusammenhang mit Adam. Das Fleisch, der Leib ist hiernach zwar nicht Träger der Sünde Adams, und kann sie daher auch nicht mittheilen, aber es ist doch, weil es den Zusammenhang herstellt mit den ersten Menschen, die Veranlassung und der Grund, daß Gott die Sünde des ersten Menschen, die vor ihm steht, auch den folgenden Menschen insgesammt zurechnet. Allein auch mit dieser Vereinigung von göttlicher Imputation und fleischlichem Zusammenhang mit Adam ist für Lösung der Schwierigkeit in der That Nichts gewonnen. Aus der Verbindung zweier Unmöglichkeiten entsteht ja noch keine Möglichkeit." Genügt nun die blos fleischliche Vermittlung nicht und kann Gott selbst „nicht unmittelbar thätig seyn bei der Fortpflanzung der Erbsünde", so bliebe, sagt der Verfasser, nichts übrig, als die Lehre des Generatianismus, d. h. die Lehre, nach welcher Gott unmittelbar nur die Menschheit, jeden einzelnen Menschen aber mittelbar creirt habe. Die Zeugung des Individuums gilt dem Verfasser als secundäre Creation, vermittelt durch die Gattung. Eben weil zwei Individuen zur Hervorbringung des neuen erforderlich seyen, sey es nicht das Individuum, sondern die Gattung, die höhere Einheit, das Ganze, welches zeuge. „Es soll dies durch eine der Menschheit selbst immanente Kraft oder Macht geschehen, nicht durch beständige Wunder, wie auch sonst im Leben des Menschen und Menschengeschlechtes stets die Kräfte desselben angewendet werden müssen zur Erhaltung und Förderung des Lebens, des Glückes, des Fortschrittes u. s. w.; denn die Vorsehung Gottes besteht zunächst darin, daß er die verschiedenen Kräfte und Anlagen in die Menschennatur gelegt hat, durch deren Anwendung die Menschen gegenseitig sich fördern und beglücken sollen." Der Verfasser erklärt somit auch die Erbsünde als der ganzen Menschheit als Gattung immanirend. „Es ist also zwar die Gattung, die Menschheit unter die Idee der Erlösung gestellt, und damit allerdings auch der Einzelne; dieser aber in diesem Leben nicht so unmittelbar, sondern nur mittelst der Gattung, von welcher die Realisirung dieser Idee an dem Einzelnen abhängig ist. Innerhalb der Gattung also läßt Gott die Menschheit gewähren; selbst das Christenthum mit seinem Inhalt ist ihr übergeben, und daher kann man immerhin, bei aller Einwirkung Gottes auf die Menschheit behaupten, das Schicksal derselben sey ein immanentes. Dieser ganze Entwicklungsgang der Menschheit hätte gar keinen Sinn und keine Bedeutung, wenn es blos Menschen und nicht eine Menschheit gäbe; wenn es nur lauter unmittelbar von Gott geschaffene, isolirte Geistesmonaden gäbe, die nur insofern in Beziehung und Zusammenhang stünden, als die rohe Materie des Leibes sie verbände oder verkittete. Dieser Entwicklungsgang der Menschheit erschiene völlig überflüssig, und in Bezug auf den Einzelnen im höchsten Grade ungerecht, wenn

die Menschheit nicht ihrem tiefsten Wesen nach eine Einheit bildete und zusammengehörte in allen ihren Individuen, wie die Natur mit all' ihren verschiedenen Hervorbringungen doch eine Einheit bildet, — mit dem Unterschiede, der in beider verschiedenem Wesen begründet liegt. So verhält es sich in der That. Wie daher in der Natur Alles sich gegenseitig hält, trägt, bewegt, hervorbringt, und Eines das Andere zum Entstehen und Bestehen bedarf, so ist es auch in der Menschheit. Das einzelne Individuum bedarf der Gattung, wie zum Bestehen und Bilden seiner ganzen Natur, der geistigen und leiblichen, so auch zum Entstehen derselben. Diese ganze Anschauungsweise führt gleichwohl so wenig zum Materialismus oder zur Annahme einer wesentlichen Gleichheit der Menschheit mit der Natur, daß sie sogar das Gegentheil beweist, daß nämlich das Menschenwesen ganz verschieden sey von der Natur, weil es sich in ihr allein nicht entwickeln kann; weil sie allein also nicht genügt zur Bildung desselben, sondern stets die höhere Einwirkung bewußter Geister bedarf." S. 208.

Doch weist der Verfasser diese Ueberordnung der Geisterwelt über die gemeine Natur nicht mit demselben Scharfsinn nach, mit dem er andere Theile seiner Beweisführung behandelt hat. Wie seine Menschheit sich in der Zeit entfaltet, ein in sich geschlossenes Factum gleich dem in sich geschlossenen Ganzen der Natur, könnte sie auch ein für allemal dagewesen seyn, ein wunderbares und höchst interessantes Werk Gottes, aber ohne daß daraus irgend eine Unsterblichkeit des Individuums gefolgert werden könnte, oder auch nur eine Berechtigung und Befähigung dazu. Das Ganze der Geschichte, wie der Natur, stellt sich unter dem Gesichtpunkt des Generatianismus nur wie etwa ein reiches Gemälde dar, dessen Urheber die höchste Bewunderung verdient, dessen einzelne Figuren aber, so schön sie sich zum Ganzen im Bilde geordnet haben, doch auch eben nur in dieses Bild und nirgends andershin gehören und lediglich nicht berufen sind, aus ihrer bisherigen Unselbstständigkeit im Bilde heraustretend als freie Figuren sich künftig noch in einem andern Daseyn zu bewegen.

Auf der Unabhängigkeit der individuellen Seele von dem im irdischen Leben sie umgebenden, sie einschließenden Kreise beruht die einzige Möglichkeit unsterblicher Fortdauer. Diese Unabhängigkeit kann der Seele aber nur zu Theil werden dadurch, daß sie von Anfang an aus einem Urquell des unsterblichen Lebens quillt, dessen Strömung nur auf eine kurze Zeit durch das irdische Daseyn fließt. Dieser Urquell des unsterblichen Lebens ist aber Gott unmittelbar und kann nichts anders seyn.

Zweitens thut die Lehre vom Generatianismus auch der menschlichen Freiheit Eintrag. Nachdem man die Gesetze der Biologie erkannt hat, ist die Generation ihrem physischen Theile nach nur als ein großer Mechanismus aufzufassen, in welchem sich nach bestimmten Regeln immer dasselbe wiederholt, so gewiß im Menschenreich, wie nach rationeller Viehzucht im Thierreich. Mit diesem unabänderlichen Gesetz der physischen Welt steht aber die geistige Freiheit in einem Widerspruch, welcher anerkannt und ausgesprochen ist, seit Menschen denken können. Die Freiheit, im irdischen Daseyn ganz anders handeln zu können, als die gemeinen Naturgesetze verlangen, und die jedem Menschen eingeborne Hoffnung eines über dieses Leben in der Natur fortdauernden, ja unsterblichen Lebens hängen aufs innigste mit einander zusammen und stammen beide aus demselben ewigen Urquell der Geister. Sie lassen nur ein unmittelbares Verhältniß des geschaffenen Geistes zum Schöpfer voraussetzen, dessen Vermittlung die Gattung nicht übernehmen kann. Der Generatianismus paßt nur auf Pflanzen und Thiere, in denen eine allgemeine Kraft und Macht immanent ist, wonach aus demselben Keim, wenn auch mannigfach in vielen tausend Arten, immer nur dieselbe Blume und Frucht hervorwachsen kann, während in der Menschenwelt neben dieser festen Gesetzlichkeit der Generation die Freiheit der Geister waltet, die, wie sie einer ewigen, nicht zeitlichen Urquelle angehört, auch über die Zeitlichkeit hinaus wirkt. Das wird man aber niemals anders als durch Creatianismus erklären können.

Der Generatianismus hat nur einen relativen Werth, sofern er die Präexistenz der Seelen ausschließt, allein um diese auszuschließen bedarf es seiner doch nicht.

Sofern der Generatianismus den Begriff der Menschheit dem des Menschen überordnet, vermag er ihn auf keine Weise aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit zu übertragen, denn für die Ewigkeit fällt die Menschheit nothwendig auseinander in selige und unselige Individuen.

Völkerkunde.

1) Der Karenen-Apostel oder Nachrichten von Ko-Thah-Byu mit Notizen, seine Nation betreffend von Rev. Francis Mason, Missionär der Karenen. Aus dem Englischen. Mit einem Titelkupfer. Berlin, Gustav Schlawitz, 1855.

In dieser kleinen Schrift gibt ein englischer Missionär Kunde von dem Volk der Karenen, welches hinter den Bergen von Rangoon im Reiche Birma wohnend

seit alter Zeit den Götzendienst verachtet, nur einen unsichtbaren Gott anbetet und daher seit dem Jahr 1827, in welchem der erste englische Missionär mit ihm in Berührung kam, dem Christenthum äußerst zugänglich war. Binnen zwölf Jahren wurden 1270 Karenen bekehrt. Dazu diente den Missionären hauptsächlich der auf dem Titel genannte Apostel, der zuerst Bekehrte. Bei der bekannten Schwierigkeit, Ostindien zur Annahme des Christenthums zu bewegen, empfiehlt der Verfasser der Mission aufs dringendste die, wenn ich so sagen darf, bergmännische Ausbeutung der neuentdeckten so ergiebigen Ader. Nirgends in ganz Ostindien, meint er, könnten Missionen so leicht und wohlfeil angelegt werden und so glänzenden Erfolg haben.

Was sind nun aber die Karenen ursprünglich? wie unterscheiden sie sich von den andern Birmanen? Ein Mr. Kincaid bemerkt darüber Folgendes: „Als Resultat meiner Nachforschungen stellt sich heraus, daß Kakhyen nur ein anderer Name für die Karenen ist. Alle diese Gebirgsvölkerschaften, in der ganzen Ausdehnung des Landes Shyan und noch weiter nördlich bis in Thibet hinein, werden Kakhyenen genannt, mit einziger Ausnahme des Thales Kukong, zwischen Mogaung und Assam, wo sie Thing-bau-kakhyen heißen. Das ganze Gebirgsland zwischen Mogaung und Cathay wird von demselben Volke bewohnt. Um den Meerbusen von Martaban herum, und von dort ins Land hinein, so weit die birmanische Bevölkerung sich jemals ausgebreitet, werden die Gebirgsstämme Karenen genannt. Zwischen Rangoon und Toung-oo, und zwischen Toung-oo und Ava sind sie sehr zahlreich; eben so zwischen Toung-oo und Monay, einer Shan-Stadt, ungefähr 250 Meilen östlich von Ava. Einige Stämme zwischen Birmah und den Shyan-Staaten verstreut wohnend, heißen Karennee (rothe Karenen), und diese verbreiten sich nach Osten bis Zimmay, sind aber weniger civilisirt, als diejenigen, welche in der Nachbarschaft birmanischer Städte leben. Irrthümlich wurden sie von Einigen als zu der Shyan-Familie gehörig, betrachtet, während doch ihre Sprache und Alles, was ihnen sonst eigen, karenisch ist. Ueberdem wird noch der südöstliche Theil Thybets von Kakhyenen bewohnt, wenigstens habe ich Grund das zu glauben, weil die Shans, welche in dem nördlicheren Theil von Birmah und von dem angrenzenden Thybet leben, das Land ‚Kakhyenen-Land‘ nennen. Man sieht, daß diese Gebirgsstämme über weite Landesstrecken verbreitet sind, und ich schätze ihre Zahl auf ungefähr fünf Millionen. Dr. Helfer spricht sich entschieden für die ‚Kaukasische Gesichtsbildung‘ der Karenen aus, und Capitain Hanney sagt, indem er von den Kakhyenen redet: Sie zeichnen sich unter allen Völkerschaften um sie her durch den völligen Mangel an tartarischer Gesichtsbildung aus, da ihre Gesichter lang und ihre Nasen grade sind. Ein so unabhängiges und von theoretischen Vorurtheilen freies Zeugniß trägt viel zu dem Beweis für die Identität dieser Stämme bei. Angenommen, daß die Karenen Einwanderer von den Grenzen China's und Thibets gewesen, so kann man doch schwerlich in Tavoy viele Beweise für diese Thatsache zu finden vermuthen; es gibt aber dennoch Manches in ihren Sitten und Traditionen, was stark darauf hinzudeuten scheint. Die Nation zerfällt in zwei Parteien, die man eigentlich Secten nennen kann. Eine derselben bringt den abgeschiedenen Geistern ihrer Vorfahren beständig Opfer dar, welcher Brauch ihnen nicht wohl anders als von den Chinesen zugekommen seyn kann. Die andere Secte verwirft diese Sitte und vermeidet sie sorgfältig, wie auch, sagen sie, ihre Vorfahren es gethan, welches ferner beweist, daß der Brauch ihren alten Sitten eingepfropft worden. Ferner: Teen, der chinesische Name für Gott, kommt in der karenischen Poesie als der Name eines falschen Gottes vor, der, wie sie annehmen, von einem Volke, mit dem sie früher in Berührung gestanden, angebetet worden; daß die Chinesen dieses Volk gewesen, ahnen sie aber nicht im Entferntesten. — Endlich: Der Beweis für die Verbindung der Karenen mit den nordwestlichen Völkerschaften wird durch ihre Sprache geliefert. In einem Vokabelverzeichniß von siebzig Wörtern, welches in Zeitschriften veröffentlicht worden, um die Sprache dieser Stämme anschaulich zu machen, findet man ungefähr fünfzig, die mit geringen Abweichungen in einem oder dem andern der karenischen Dialekte vorkommen.“ Man kann nicht umhin, diese Notizen noch ungenügend zu finden.

Aber in noch höherem Grade erregen die Nachrichten über den bisherigen Glauben der Karenen unser Bedenken. In diesem Glauben verrathen sich allzu deutlich christliche Traditionen, als daß nicht an eine früher schon wirksam gewesene christliche Mission unter den Karenen geglaubt werden müßte. Da uns aber nur der zuerst im Jahr 1827 bekehrte s. g. Apostel als Gewährsmann angeführt wird, so scheint es erlaubt, dessen Aussagen einigermaßen zu bezweifeln, und wenigstens einige Vermischungen älterer und erst sehr neuer Anschauungen bei den Karenen anzunehmen. Die hier mitgetheilten Traditionen haben das Kennzeichen des Alterthümlichen nicht. Sie sehen vielmehr neuen Erfindungen ähnlich. Je geistreicher sie sind, um so mehr scheinen sie modern. Hier einige Beispiele, die unsre Vermuthung zu unterstützen dienen.

Nach dem Glauben der Karenen schuf Gott die ersten Menschen aus Erde, setzte sie in einen Garten, verbot ihnen die Frucht eines Baumes und strafte sie, als sie sein Gebot brachen. „Nach diesem ward eins ihrer Kinder sehr krank, und der Mann und sein Weib sprachen zu einander: Wir haben Gottes Gebot nicht befolgt, als er sagte: Esset nicht von den Früchten des Baumes, sondern wir aßen. Was sollen wir nun machen? Gott hat uns verworfen; wir wissen nicht, was wir thun sollen. Wir müssen Satan aufsuchen und ihn fragen. Sie erhoben sich und gingen zu ihm. O Satan, sprachen sie, Gott gebot uns: Esset nicht von der Frucht, du sagtest: Esset; und wir gehorchten deinen Worten und aßen. Nun ist unser Kind krank; was wirst du sagen? was wirst du angeben? Satan erwiederte: Euerem Vater Gott gehorchtet ihr nicht, ihr gehorchtet mir; nun ihr mir gehorcht habt, gehorcht mir auch bis ans Ende! Satan bestimmt dann die vornehmsten Opfer, Darbringungen und Ceremonien, welche bei Anbetung der Dämonen gebräuchlich sind. Zuerst, befiehlt er, soll ein Schwein geopfert werden, und wenn das nicht vorhanden, ein Vogel. Danach schreibt er die Art des Wahrsagens aus Vögelknochen vor, nebst vielen anderen Bräuchen und Ceremonien, deren genauere Aufzählung kein Interesse haben dürfte." Daher hat nun der Götzendienst seinen Ursprung genommen. Eine Fabel, wie dergleichen auch im Talmud und Koran oft vorkommen, um die Entstehung heidnischer Cultur vom Teufel herzuleiten. Hier aber scheint es noch näher zu liegen, daß ein Bekehrter der Neuzeit seinen Landsleuten den Unterschied zwischen dem Christenthum und dem Götzendienst durch eine solche kleine Erweiterung der biblischen Erzählung hat deutlich machen wollen.

Der sehr moderne Ursprung der Tradition und die dabei zu Grunde liegende Absicht, den Eingeborenen den großen Unterschied zwischen ihrer Rohheit und der durch die Engländer eingebrachten Bildung hervorzuheben, erhellt auch aus folgendem kleinen Mythus. „Die Alten erzählten, daß Gott, vor Alters zu den Karenen zurückkehrend, ihnen gesagt: Karene, führe mich. Die Karenen erwiederten; das Unkraut steht sehr dick, wir können dich nicht führen; und Gott sprach: Möget ihr Unkraut ausgäten von einer Generation zur andern. Zu den Birmanen kommend sagte er: Birmane, führe mich. Die Birmanen erwiederten: wir hauen ein Canoe aus, wir können dich nicht führen; und Gott sprach: möget ihr Canoes aushauen von einer Generation zur andern. So antwortete einer nach dem andern, bis er zu den weißen Fremdlingen kam, dem jüngsten Bruder, welchem er sagte: weißer Fremdling, führe mich. Der weiße Fremdling erwiederte: ich habe kein Schiff noch Boot, ich kann dich nicht führen; aber ich möchte dich führen. Da ließ Gott ihn seinen Hut abnehmen und denselben ins Meer setzen; da ward er ein großes goldenes Schiff, in welchem sie Gott wegführten gen Westen. Dort angekommen segnete Gott sie und sprach: möget ihr fahren in Schiffen und Böten; möget ihr Wasser durchziehen und Länder erreichen; möget ihr stattliche Kleider tragen; möget ihr schön seyn; möget ihr Beherrscher haben, die aus euch selber hervorgegangen; möget ihr weite Flecken und große Städte besitzen! Dann ging Gott in den Himmel, und die weißen Fremdlinge kehrten zurück. Daher kommt es, daß die weißen Fremdlinge geschickter sind, als alle andern Nationen, und in Schiffen fahren bis auf den heutigen Tag." Das haben nicht die Alten erzählt, sondern das ist eine geistreiche Fabel allerjüngster Erfindung.

2) Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit. Ein Vortrag von Dr. L. Weise. Berlin, Hertz, 1554.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift hat sehr Recht, wenn er das Loos der Frauen im Christenthum viel würdiger findet, als im Alterthum. Was aber die härteren Frauencharaktere des Alterthums betrifft, so war an ihnen nicht blos das Heidenthum, sondern auch die Race Schuld. Trotz des Christenthums hat sich in der südlichen Race weniger Gemüthlichkeit ausgebildet, weil sie ein für allemal hier kein Racenzug ist. Was der Verfasser schließlich zum Lob und Preis der lutherischen Ehe und Häuslichkeit im Gegensatz gegen die katholisch-romantische Schwärmerei für das Weibliche sagt, hat seine Berechtigung nur in einer gewissen Bescheidenheit, denn die moderne Renommisterei mit den „christlichen Frauen" ist wenn auch in pietistischem Gewande etwas Eitles und Kokettes, häufig sogar nur gemeine Buchhändlerspeculation.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 33. 25. April 1855.

Ueber Musik.

Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von Dr. Eduard Hanslick. Leipzig, Rudolf Weigel, 1854.

Eine anregende Schrift, die sehr viel Wahres enthält, wenn sie auch im Eifer zu viel beweist.

Der Verfasser sieht in der Musik immer mehr eine der eigentlichen Musik fremde Richtung vorherrschend werden und klagt die Aesthetik an, sie mache eine Nebensache zur Hauptsache und setze den Zweck der Musik in etwas, was eigentlich eine Erniedrigung derselben sey, nämlich in den Gebrauch derselben als Mittel zu einem andern Zwecke. Dieser ihr fremde Zweck ist die Gefühlerregung. Der Verfasser verzeichnet eine lange Reihe von ästhetischen Werken, worin die Musik lediglich als Sprache des Gefühls oder der Leidenschaften charakterisirt wird. Darüber spottet er nun. „Lust und Trauer können durch Musik in hohem Grade erweckt werden; das ist richtig. Nicht in noch höherem vielleicht durch den Gewinnst des großen Treffers oder die Todeskrankheit eines Freundes? So lange man Anstand nimmt, deshalb ein Lotterieloos den Symphonien, oder ein ärztliches Bülletin den Ouvertüren beizuzählen, so lange darf man auch factisch erzeugte Affecte nicht als eine ästhetische Specialität der Tonkunst oder eines bestimmten Tonstücks behandeln.“ S. 9. Wenn aber auch die Musik Gefühle ausdrücken sollte, so glaubt der Verfasser, sie sey gar nicht im Stande, ein bestimmtes Gefühl auszudrücken. „Was macht denn ein Gefühl zu diesem bestimmten Gefühl? Zur Sehnsucht, Hoffnung, Liebe? Etwa die bloße Stärke oder Schwäche, das Wogen der innern Bewegung? Gewiß nicht. Diese kann bei verschiedenen Gefühlen gleich seyn und auch wieder bei demselben Gefühl, in mehreren Individuen, zu andern Zeiten verschieden.“ Man sagt frischweg, in einer Arie flüstre die Zärtlichkeit, in einem Marsch stürme die Kampflust, aber das ist unwahr. „Um auf festen Boden zu gelangen, müssen wir vorerst solche altverbundene Metaphern schonungslos trennen: Das Flüstern? Ja; — aber keineswegs der ‚Sehnsucht‘; das Stürmen? Allerdings, doch nicht der ‚Kampflust‘. In der That besitzt die Musik das Eine ohne das Andre; sie kann flüstern, stürmen, rauschen, — das Lieben und Zürnen aber trägt nur unser eigenes Herz in sie hinein. Die Darstellung eines Gefühles oder Affectes liegt gar nicht in dem eigenen Vermögen der Tonkunst.“ S. 13.

Um zu beweisen, wie leicht sich der Mensch betrüge, wenn er Gefühle in ein Musikstück hineintrage, die nicht nothwendig darin liegen, führt der Verfasser das Thema aus dem zweiten Finale der Hugenotten an, dessen Text „schändlich ist es, unerhört, ha, wie können sie es wagen!“ eben so gut lauten könnte: „O Geliebte, ich habe dich wieder, welche Wonne, welch Entzücken!“ Und noch andre ähnliche Beispiele, z. B. eine Stelle in Beethovens Fidelio, die „o namlose Freude“ charakterisirt ist, aber eben so gut heißen kann „er soll mir nicht entkommen!“

„Die schädlichsten und verwirrendsten Anschauungen sind aus dem Bestreben hervorgegangen, die Musik als eine Art Sprache aufzufassen; sie weisen uns täglich praktische Folgen auf. So mußte es hauptsächlich Componisten von schwacher Schöpferkraft geeignet erscheinen, die ihnen unerreichbare selbstständige musikalische Schönheit als ein falsches, sinnliches Princip anzusehen, und die charakteristische Bedeutsamkeit der Musik dafür aufs Schild zu heben. Ganz abgesehen von Richard Wagners Opern findet man in den kleinsten Instrumentalsächelchen oft Unterbrechungen des melodischen Flusses durch abgerissene Cadenzen, recitativische Sätze u. dgl., welche den Hörer befremdend sich anstellen, als bedeu-

teten sie etwas Besonderes, während sie in der That nichts bedeuten, als Unschönheit. Von modernen Compositionen, welche fortwährend den großen Rhythmus durchbrechen, um mysteriöse Zwischensätze oder gehäufte Contraste vorzudrängen, pflegt man zu rühmen: es strebe darin die Musik ihre engen Grenzen durchzubrechen und zur Sprache sich zu erheben. Uns ist ein solches Lob immer sehr zweideutig erschienen. Die Grenzen der Musik sind durchaus nicht eng, aber sehr genau festgesteckt. Die Musik kann sich niemals ‚zur Sprache erheben', — herablassen müßte man eigentlich von musikalischem Standpunkt sagen." S. 49. „Eben so schlimm als diese praktischen Folgen, ja noch schlimmer, weil nicht alsogleich durch das Experiment geschlagen, sind die Theorien, welche der Musik die Entwicklungs- und Constructionsgesetze der Sprache aufdringen wollen, wie es in älterer Zeit Rousseau und Rameau gethan, in neuerer Zeit von den Jüngern R. Wagners versucht wird. Es wird dabei das wahrhafte Herz der Musik, die in sie selbst befriedigte Formschönheit, durchstoßen und dem Phantom der ‚Bedeutung' nachgejagt. Eine Aesthetik der Tonkunst müßte es daher zu ihren wichtigsten Aufgaben zählen, die Grundverschiedenheit zwischen dem Wesen der Musik und dem der Sprache unerbittlich darzulegen, und in allen Folgerungen das Princip festzuhalten, daß wo es sich um Specifisch-Musikalisches handelt, die Analogien mit der Sprache jede Anwendung verlieren." S. 51. „Mit der Schilderung der subjectiven Bewegungen, welche den Kritiker bei Anhörung einer Symphonie überkommen, wird er deren Werth und Bedeutung nicht begründen, eben so wenig kann er von den Affecten ausgehend den Kunstjünger etwas lehren. Letzteres ist wichtig. Denn stünde der Zusammenhang bestimmter Gefühle mit gewissen musikalischen Ausdrucksweisen so zuverlässig da, als man geneigt ist zu glauben, und als er dastehen müßte, um die ihm vindicirte Bedeutung zu behaupten, so wäre es ein Leichtes, den angehenden Componisten bald zur Höhe ergreifendster Kunstwirkung zu leiten. Man wollte dies auch wirklich. Mattheson lehrt im dritten Kapitel seines ‚vollkommenen Capellmeisters', wie Stolz, Demuth und alle Leidenschaften zu componiren seyen, indem er z. B. sagt, die ‚Erfindungen' zur Eifersucht müssen ‚alle was Verdrießliches, Grimmiges und Klägliches haben'. Ein anderer Meister des vorigen Jahrhunderts, Heinchen, gibt in seinem ‚Generalbaß' acht Bogen Notenbeispiele, wie die Musik ‚rasende, zankende, prächtige, ängstliche oder verliebte Empfindungen' ausdrücken solle. Es fehlt nur noch, daß derlei Vorschriften mit der Kochbuch-Formel ‚Man nehme' anhüben, oder mit der medicinischen Signatur m. d. s. endigten. Es holt sich aus solchen Bestrebungen die lehrreichste Ueberzeugung, wie specielle Kunstregeln immer zugleich zu eng und zu weit sind. Diese an sich bodenlosen Regeln für die musikalische Erweckung bestimmter Gefühle gehören jedoch um so weniger in die Aesthetik, als die erstrebte Wirkung keine rein ästhetische, sondern ein unausscheidbarer Antheil daran körperlich ist. Das ästhetische Recept müßte lehren, wie der Tonkünstler das Schöne in der Musik erzeuge, nicht aber beliebige Affecte im Auditorium."

Doch es ist Zeit, dem, was der Verfasser tadelt, das entgegenzuhalten, was er lobt. „Das Urelement der Musik ist Wohllaut, ihr Wesen Rhythmus. Rhythmus im Großen, als die Uebereinstimmung eines symmetrischen Baues, und Rhythmus im Kleinen, als die wechselnd-gesetzmäßige Bewegung einzelner Glieder im Zeitmaß. Das Material, aus dem der Tondichter schafft, und dessen Reichthum nicht verschwenderisch genug gedacht werden kann, sind die gesammten Töne, mit der in ihnen ruhenden Möglichkeit zu verschiedener Melodie, Harmonie und Rhythmisirung. Unausgeschöpft und unerschöpflich waltet vor Allem die Melodie, als Grundgestalt musikalischer Schönheit; mit tausendfachem Verwandeln, Umkehren, Verstärken bietet ihr die Harmonie immer neue Grundlagen; beide vereint bewegt der Rhythmus, die Pulsader musikalischen Lebens, und färbt der Reiz mannigfaltiger Klangfarben. Frägt es sich nun, was mit diesem Tonmaterial ausgedrückt werden soll, so lautet die Antwort: Musikalische Ideen. Eine vollständig zur Erscheinung gebrachte musikalische Idee aber ist bereits selbstständiges Schöne, ist Selbstzweck und keineswegs erst wieder Mittel oder Material zur Darstellung von Gefühlen und Gedanken, wenn sie gleich in hohem Grad jene symbolische, die großen Weltgesetze wiederspiegelnde Bedeutsamkeit besitzen kann, welche wir in jedem Kunstschönen vorfinden. Tönend bewegte Formen sind einzig und allein Inhalt und Gegenstand der Musik. In welcher Weise uns die Musik schöne Formen ohne den Inhalt eines bestimmten Affectes bringen kann, zeigt uns recht treffend ein Zweig der Ornamentik in der bildenden Kunst: die Arabeske. Wir erblicken geschwungene Linien, hier sanft sich neigend, dort kühn emporstrebend, sich findend und loslassend, in kleinen und großen Bogen correspondirend, scheinbar incommensurabel, doch immer wohlgegliedert, überall ein Gegen- oder Seitenstück begrüßend, eine Sammlung kleiner Einzelnheiten, und doch ein Ganzes. Denken wir uns nun eine Arabeske nicht todt und ruhend, sondern in fortwährender Selbstbildung vor unsern Augen entstehend. Wie die starken und die feinen

Linien einander verfolgen, aus kleiner Biegung zu prächtiger Höhe sich heben, dann wieder senken, sich erweitern, zusammenziehen und in sinnigem Wechsel von Ruhe und Anspannung das Auge stets neu überraschen! Da wird das Bild schon höher und würdiger. Denken wir uns vollends diese lebendige Arabeske als thätige Ausströmung eines künstlerischen Geistes, der die ganze Fülle seiner Phantasie unablässig in die Adern dieser Bewegung ergießt, wird dieser Eindruck dem musikalischen nicht sehr nahekommend seyn? Jeder von uns hat als Kind sich wohl an dem wechselnden Farben- und Formenspiel eines Kaleidoscops ergötzt. Ein solches Kaleidoscop auf incommensurabel höherer Erscheinungsstufe ist Musik. Sie bringt in stets sich entwickelnder Abwechslung schöne Formen und Farben, sanft übergehend, scharf contrastirend, immer symmetrisch und in sich erfüllt. Der Hauptunterschied ist, daß solch unserm Ohr vorgeführtes Tonkaleidoscop sich als unmittelbare Emanation eines künstlerisch schaffenden Geistes gibt, jenes sichtbare aber als ein sinnreich-mechanisches Spielzeug. Will man nicht blos im Gedanken, sondern in Wirklichkeit die Erhebung der Farbe zur Musik vollziehen, und die Mittel der einen Kunst in die Wirkungen der andern einbetteln, so geräth man auf die abgeschmackte Spielerei des ‚Farbenclaviers', oder der ‚Augenorgel', deren Erfindung jedoch beweist, wie die formelle Seite beider Erscheinungen auf gleicher Basis ruhe. Sollte irgend ein gefühlvoller Musikfreund unsre Kunst durch Analogien, wie die obige herabgewürdigt finden, so entgegnen wir, es handle sich blos darum, ob die Analogien richtig seyen oder nicht. Herabgewürdigt wird nichts dadurch, daß man es besser kennen lernt." Wir mußten diese ganze das System des Verfassers am besten bezeichnende Stelle ausheben, um unsere Entgegnung zu motiviren.

Der Verfasser hat gefühlt, daß die Vergleichungen mit der Arabeske und mit dem Kaleidoskop ärmlich sind. Er würde besser gethan haben, auf ein vergessenes, aber sehr geistreiches Buch, „die Aphorismen über die Kunst" von Görres zurückzugehen, und sich die Musik als eine in Fluß gekommene Architektur wie die Baukunst als eine „versteinerte Musik" zu denken. Die Vergleichung eines großen musikalischen Werkes mit einem gothischen Dome ist jedenfalls würdiger, wie die mit einer Arabeske oder einem Kaleidoscop. Die Hauptsache hat Herr Hanslick nicht befriedigend erledigt. Jedes große Kunstwerk der Menschen muß einen geistigen Inhalt haben. Nach diesem aber fragen wir vergeblich in der musikalischen Theorie des Verfassers. Seine Arabeske, sein Kaleidoscop lassen eine fühlbare Leere zurück. Das bloße harmonische Spiel mit Tönen, wie mit Zeichnungen und Farben erfüllt die Seele nicht, befriedigt den Geist nicht. Am gothischen Dom bewundern wir nicht blos die Kunst, sondern auch das Heilige, dem sie zum Ausdruck dient. Was für ein unsinniger Bau müßte das seyn, an dem wir blos die Kunst bewunderten? Dasselbe gilt aber auch von der Musik. Was für eine unsinnige Musik müßte das seyn, die nichts wäre als Musik schlechthin und wobei man nicht wüßte, aus welcher Stimmung der Seele sie hervorgegangen und zu welchem Zwecke sie componirt wäre?

Es gibt keine Musik schlechthin und hat nie eine gegeben. Wie bei den Alten alle Musik in dorische, phrygische, lydische und äolische, d. i. in heilige, martialische, sentimentale und lustige getheilt war, so auch wieder unsre neuere Musik in Kirchenmusik, opera seria und buffa, Tanz, Marsch, Symphonie, Lied rc. mit denselben Grundrichtungen, wie in der antiken Musik. Mag es eine Musik der Engel oder Geister geben, unsre Musik ist eine Musik der Menschen und schließt sich an alles Menschliche an, hauptsächlich aber an das öffentliche Leben, sofern es von feierlichen oder leidenschaftlichen Stimmungen getragen wird. Die Musik ist aus dem praktischen Leben entsprungen und hat nie aufgehört, demselben zu dienen. Das erste Lied entstand aus der Modulirung eines lockenden Rufens, oder eines frohen Jauchzens, oder des Taktes im Marsch und Tanz. Und auch das größte musikalische Kunstwerk der Neuzeit hat bei aller künstlerischen Vollendung doch immer noch eine praktische Beziehung. Es ist Kirchenmusik, oder Oper mit dramatischem Charakter. Es hat einen Text in Worten oder wenigstens ein Programm. Es drückt etwas aus, es ist nicht blos Tönespiel. Es verhält sich zu einem Werk der bildenden Kunst nicht wie ein Kaleidoscop, sondern wie ein Historien- oder Landschaftsbild.

Dem, was der Verfasser verlangt, soll gebührend Rechnung getragen werden. „Wie aus dem gleichen Marmor der eine Bildhauer bezaubernde Formen, der andre eckiges Ungeschick heraushaut, so gestaltet sich die Tonleiter unter verschiedenen Händen zur Beethoven'schen Symphonie, oder zur Verdi'schen. Was unterscheidet die Beiden? Etwa, daß die eine höhere Gefühle, oder dieselben Gefühle richtiger darstellt? Nein, sondern daß sie schönere Tonformen bildet. Nur dies macht eine Musik gut oder schlecht, daß ein Componist ein geistsprühendes Thema einsetzt, der andre ein bornirtes, daß der Erstere nach allen Beziehungen immer neu und bedeutend entwickelt, der Letztere seines wo möglich immer schlechter macht, die Harmonie des einen wechselvoll und

originell sich entfaltet, während die zweite vor Armuth nicht vom Flecke kommt, der Rhythmus hier ein lebenswarm hüpfender Puls ist, dort ein Zapfenstreich." Das ist sehr wahr. Man vergleiche z. B. Don Juan und Zampa; jener bewahrt noch in der Hölle die musikalische Schönheit und Würde, dieser sinkt zum höllischen Gepolter herab. Wenn es sich um Ausdruck allein handelte, so würde die Musik am Ende müssen Frösche quacken und Esel wiehern oder (wie übrigens schon geschehen ist) Kanonen abfeuern lassen. Dafür ist sie Musik, daß sie sich über die Naturtöne erhebt.

Allein damit ist die Musik nicht absolut losgerissen von jedem Inhalt oder Anhaltspunkt im Text, so wenig wie von der ewigen Quelle der Gefühle. Sie wird, trotz dem Verfasser, doch in alle Ewigkeit künftig wie vorher, für eine Sprache der Gefühle genommen werden. Welche engen Schranken würde sich die edle Kunst setzen, wenn die Musik nicht mehr an einen bestimmten Text gebunden seyn sollte, der Charakter und Maaß der auszudrückenden Gefühle bezeichnet. Gerade an der Mannigfaltigkeit der Oratorien-, Opern-, Arien-, Liedertexte 2c. entfaltet sich der reichste Zauber der Tonkunst, was sonst gar nicht möglich wäre.

Herr Hanslick ist S. 69 so weit gegangen, die durch Musik bewirkte Gefühlserregung eine blos körperliche zu nennen. Das ist eine Beleidigung gegen das menschliche Gefühl, wie gegen die Musik. Man kann, um das Gefühl von allem Körperlichen entkleidet zu wissen, kaum ein anderes Element erfinnen als das der Töne. Es gibt nichts Magischeres, d. h. nichts im Sinnlichen das Geistige so unmittelbar Verklärende als der musikalische Ton. Wo das Wort noch zu gemein ist, da kann den edelsten Ausdruck das Gefühl nur im Ton finden. Darauf beruht die ganze Kirchenmusik. Nicht minder der höchste Zauber des Liebesliedes.

> Süße Liebe denkt in Tönen,
> Denn Gedanken stehn zu fern,
> Nur in Tönen mag sie gern
> Alles, was sie will, verschönen.

Die Musik ist eine höhere Potenz der Sprache; sie verhält sich zur gemeinen Sprache fast wie das magnetische Schlafwachen zum gemeinen Wachen. Es ist die Sprache höherer Wesen. Die Musik adelt. Die Musik erhebt gewissermaßen aus der gemeinen Welt in die Geisterwelt.

Auch von der Macht der Musik denkt Herr H. zu gering. Er spottet darüber S. 61. Indeß lag auch in der groben Magie des Mittelalters, die den Tönen einer aus einem gewissen Holz geschnitzten Flöte Eigenschaften zuschrieb, die sonst nur der Pflanze zukommen, der das Holz angehört, oder den Tönen eines aus Knochen verfertigten Instruments die Sprache und den Geist dessen, dem einst die Knochen angehört hatten, — wenigstens eine hohe Verehrung vor der Musik und ihrer Wunder wirkenden Macht. Dem Aberglauben lag immerhin ein tiefer Sinn für das Wesen der Musik zu Grunde.

Ein bekanntes Beispiel von der Wirkung der Töne ist vielleicht am besten geeignet, die Ansichten des Verfassers zu rectificiren. Der Schweizer Kuhreigen weckt bei den in fremdem Dienst stehenden Schweizern unwiderstehliches Heimweh. Warum? ist das auch, nach des Verfassers Ansicht, ein blos körperliches Gefühl, was eben so gut durch den Anblick und Geruch von Schweizerkäse geweckt werden könnte? Ist hier nicht vielmehr die Schönheit der Melodie das Seelenergreifende? Zugegeben daß auf uns andere alle dieselbe Melodie eine so tiefe Wirkung nicht hervorbringt, so ist es doch auch nicht blos die dadurch hervorgerufene Erinnerung an die Heimath, die den Schweizer Soldaten bewegt, denn eine solche Erinnerung würde ihm durch ein Stück Käse eben so gewiß erweckt.

Das, was wir als vollkommen gerechtfertigt in der vorliegenden Schrift erkennen, wollen wir durch eine Vergleichung mit der Malerei erhärten. Was Herr Hanslick in der Musik rügt, ist noch weit mehr zu rügen in der Malerei. Denn hier läuft alles je mehr und mehr nur auf Ausdruck und Bedeutung hinaus und der große oder pikante Gegenstand soll die schwache Kunst des Malers entschuldigen. Es gibt nun gewiß einen Reiz der Gestalten und Farben, wie einen Reiz der Töne, dessen Schönheit der Künstler unter allen Umständen zur Geltung bringen muß. Titian, der wundervoll malte, ohne seinen Gestalten irgend viel Ausdruck oder Bedeutung zu geben, steht unendlich höher als hundert Historienmaler, die mit dem Dichter wetteifernd in ihre Bilder alle mögliche Bedeutung legten, aber eben schlechter malten. Dasselbe Kriterium gilt nun auch für die musikalischen Componisten, ohne daß es nöthig wäre, deßhalb die Wechselwirkung zwischen Musik und Gefühl und die Anlehnung der Musik an den Text so weit abzulehnen, als der Verfasser der vorliegenden Schrift gethan hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, № 34. 28. April 1855.

Biographien.

Ludwig IV., Landgraf von Thüringen und Hessen, und seine Gemalin, die heilige Elisabeth von Ungarn. Ein geschichtliches Lebensbild. Von G. Simon. Frankfurt a. M. Brönner, 1854.

Der Verfasser glaubte sich als evangelischer Geistlicher verpflichtet, diese Schrift der vor kurzem vom Grafen Montalembert herausgegebenen Lebensgeschichte der h. Elisabeth entgegenzustellen, sofern in der letztern Ausfälle gegen den Protestantismus vorkommen und den Wundern zu viel Glauben geschenkt sey. Graf Montalembert hatte allerdings Unrecht, jene Ausfälle zu machen, zu denen das Leben der h. Elisabeth keine nothwendige Veranlassung darbot. Wenn er z. B. die Verehrung, die Luther für jene Heilige ausgesprochen, nur als eine „traurige Ehre" bezeichnet, so ist das gehässig. Selbst Luthers Feinde sollten in dieser seiner Verehrung mehr nur eine Concession an die in der h. Elisabeth zur Erscheinung gekommene immerhin specifisch katholische Heiligkeit erblicken. Auf der andern Seite geht auch Herr Simon viel zu weit, wenn er S. 226 geradezu die h. Elisabeth der evangelischen Kirche vindicirt. „Die evangelische Kirche ist viel älter, ihre Wurzeln reichen zurück in die apostolische Zeit. Darum behaupten wir, die evangelische Kirche ist die einige, heilige, apostolische und allgemeine Kirche. Als Glieder dieser einen Kirche betrachten wir darum auch Ludwig den Heiligen und seine fromme Gemahlin." So wohlfeil kann man doch der katholischen Kirche des Mittelalters ihre Heiligen nicht wegnehmen. Der ganze Hader der Neuzeit gehört überhaupt nicht an das Grab dieser lange vor der Reformation verstorbenen Heiligen. Hier sollte Friede walten.

Im Uebrigen gewährt die Schrift des Herrn Simon eine gute Uebersicht über die Quellen und bisherigen Bearbeitungen der elisabethanischen Lebensgeschichte. Die letztern sind sehr zahlreich. Herr Simon sagt: „Den Einen ist die h. Elisabeth, wir möchten sagen, noch mehr als eine Heilige, eine Göttin; den Andern eine fromme Schwärmerin. Aber ein merkwürdiges Zeugniß für ihre sittliche Größe ist die Achtung und Verehrung, die ihr selbst von diesen gezollt wird, ist ferner die unverkennbare Vorliebe, mit welcher selbst die trockensten Erzähler bei ihr verweilen." Daß auch die ausgesprochensten Feinde der katholischen Kirche und der mittelalterlichen Gefühls- und Denkweise, ja sogar die trivialsten Rationalisten (wie Justi, der das Leben der Heiligen gleichfalls beschrieben hat) nicht ohne hohe Verehrung und Wärme von der h. Elisabeth zu reden vermocht haben, muß allerdings als entscheidend hervorgehoben werden.

Herr Simon theilt diese Verehrung und Wärme bis zu dem Grade, daß er, wie wir schon bemerkten, die Heilige am liebsten gar den Katholiken entführen möchte. Allein er erklärt sich doch entschieden gegen die Wunder und bezeichnet deßfalls die Schrift Montalemberts als eine bloße „Legende", der er eine „Geschichte" entgegensetzen wolle. Nichtsdestoweniger kann er sich nicht enthalten, S. 265 ein Wunder der Heiligen gleichsam indirekt zu beglaubigen, indem er ihm ein protestantisches aus der Neuzeit nebenordnet. „Ein merkwürdiges Seitenstück zu diesem Gesange der h. Elis. bietet die neueste Geschichte der ev. Mission in Südafrika dar. Als nämlich Missionar Gorth von der rhein. Missionsgesellschaft am 4. Jan. 1853 im Namaqualande starb, versammelten sich die angesehensten Männer des Stammes um sein Sterbebette und sangen ein Gotteslied, das sie von dem Missionar gelernt hatten. Als sie so sangen, hörten Alle ganz deutlich, wie G., ohne den Mund zu bewegen, gerade so laut und kräftig

in den Gesang einstimmte, wie sonst. Die Augenzeugen erzählten später übereinstimmend den Hergang mit dem Zusatze: ‚Da hätten sie die Macht des Geistes in seinem Diener gesehen.' s. Weckstimmen, Beilage zum Kirchenblatte für das Großherzogth. Hessen. Jahrg. 1854. Nr. 3, S. 11."

Der Verfasser skizzirt das Leben der Heiligen in wenigen Worten: „Als kaum vierjähriges Kind aus dem, damals fernen und unbekannten Osten von Europa, aus Ungarn nach Deutschland gebracht, hat sie hier schon in ihrer Kindheit manches Schwere zu erdulden, bis sie durch die treue Liebe ihres jugendlichen Bräutigams am Ziele ihrer Wünsche angelangt und Gattin und Mutter wird, um nach wenigen Jahren der glücklichsten Ehe ihren Gemal im fernen Apulien auf dem Wege zum heiligen Lande zu verlieren. Dann muß sie als Verstoßene in der Hauptstadt ihres Landes ihr Leben mit ihrer Hände Arbeit, durch Spinnen fristen, wird in der Kälte des Winters von allen Thüren gewiesen, muß den Hohn frecher Bettler erdulden, die sie vorher mit Wohlthaten überhäuft hatte, und findet endlich in Franken bei theilnehmenden Verwandten eine Zuflucht, welche sie jedoch nicht verstehen. Mit den Gebeinen ihres geliebten Gemals und in Begleitung seiner treuen Begleiter und Mitpilger kehrt sie dann nach Thüringen zurück und wird durch deren furchtloses Auftreten in ihre fürstlichen Rechte wieder eingesetzt. Nun aber entsagt sie freiwillig aller Ehre und allem Glücke der Welt, sucht sich ein stilles Asyl in ihrem entlegenen Wittwensitze, und stirbt dort im 24. Jahre ihres Lebens, nachdem sie ihre letzten Tage mit einer Aufopferung und Hingebung, die nicht ihres Gleichen hat, im Dienste der leidenden Menschheit zugebracht. Der Eindruck, den diese Betrachtung ihrer äußern Lebensschicksale macht, würde allein schon hinreichen, das Interesse zu erklären, das man von jeher an ihrer Person genommen hat, selbst wenn nicht die unermüdliche Treue und Geduld hinzukäme, womit sie dieses Alles, ja noch Schwereres als dies, auf sich nahm, selbst wenn nicht die Kirche ihre Anerkennung eines solchen, wahrhaft christlichen Muthes durch ihre Heiligsprechung anerkannt und die bewundernde Nachwelt ihr Gedächtniß nicht durch die großartigsten Denkmäler geehrt hätte." Das sind ihre äußeren Schicksale. Der Verfasser hätte sich auch wohl bemühen dürfen, ein sprechendes Bild ihres Charakters zu geben als einer königlichen Magd und als eines heiligen Kindes, denn die Demuth der Magd und die Kindlichkeit sind es, die an ihr aufs wunderbarste anziehen.

Montalembert hat Unrecht, wenn er die Reformation beschuldigt, alle wohlthätigen Stiftungen der h. Elisabeth zerstört zu haben. Simon weist nach, daß die von ihr zu Marburg, Eisenach und Gotha gestifteten Hospitäler heute noch bestehen. Dagegen hat Montalembert wieder vollkommen Recht, wenn er über die Mishandlung empört ist, welche das Grabdenkmal der h. Elisabeth in Marburg während der Reformation durch Philipp den Großmüthigen erfuhr. Unter seinen eigenen Augen ließ dieser Landgraf das Grabmal aufbrechen und berauben. „Sein Gewissen nahm Anstoß an der abgöttischen Verehrung, welche die noch immer zahlreich herbeikommenden Pilger den Reliquien erwiesen. Denn dem Landescomthur Wolfgang Schutzbar von Milchling, der gegen das Vorhaben des Landgrafen protestirte, ließ er antworten: Er sey eben krank gewesen und im Falle seines Todes würde dann die frühere ‚Abgötterei und Ketzerei' mit den Gebeinen wieder getrieben worden seyn, wie bisher. Es sey darum sein ernstlicher Wille, die Reliquien zu entfernen, so daß sie, im Fall seines Todes, nicht mehr zum Vorschein kommen könnten. Der Landgraf ging darum mit großem Gefolge in die Elisabethenkirche. Herzog Albrecht von Lüneburg-Grubenhagen, ein Graf von Isenburg-Büdingen und sein ältester Sohn, Johann, viele Adliche und Räthe waren bei ihm. Nachdem sie zuerst eine evangelische Predigt gehört und der Feier des heiligen Abendmahls nach lutherischem Ritus beigewohnt, gingen sie nach der Sacristey. Ein großer Haufe Neugieriger folgte ihnen. Nachdem der Landescomthur die drei äußeren Thüren zur Sacristey aufgeschlossen hatte, schlug er, um den Andrang der Menge abzuhalten, die vorderste Thüre wieder zu. Als man zum letzten Gitter kam, weigerte sich derselbe, es zu öffnen und warf die Schlüssel ungestüm weit von sich weg. Da befahl der Landgraf, Schlosser und Schmiede mit Hämmern zu rufen. Allein da man die zugeschlagene Thüre zur Sacristey von innen mit dem Schlüssel nicht öffnen konnte, so mußte man diese zum Fenster hinauswerfen und von außen aufschließen lassen. Die Schlosser kamen herbei, konnten aber die Schlösser an dem innersten Gitter mit den Schlüsseln nicht öffnen und mußten sie größtentheils zerschlagen. Man legte darauf das Denkmal um und brach eine Oeffnung in den Boden hinein. Der Landgraf griff nun selbst hinein mit den Worten: ‚Das walt Gott! Das ist Sanct Elsbeths Heiligthum, mein Gebein, ihre Knochen! Komm her, Muhme Els! Das ist meine Aeltermutter! Herr Commenthur, das ist schwer, wollte, daß es eitel Kronen wären, es werden der alten Ungarischen Gulden seyn!' Der Land-Commenthur erwiederte, er wisse nicht, was

es wäre, er sey nie so nahe dazu gekommen. ‚Wollte Gott,‘ setzte er hinzu, ‚ich wäre auch jetzt und mein Lebtage nicht so nahe hinzugekommen!‘ Der Landgraf langte nun ein, ohngefähr ¾ Ellen langes, mit rothem Damast überzogenes Kästchen heraus, übergab es dem Statthalter, dieser reichte es seinen Knechten, die es in einen ‚Futtersack‘ steckten und aufs Schloß brachten. Darauf ward das Monument wieder aufgerichtet und das Gitter versiegelt. Das Haupt der Heiligen fand man in einem besonderen Schranke der Sacristey, mit der goldnen Krone, die einst Kaiser Friedrich II. bei der Erhebung der Gebeine der Leiche aufgesetzt hatte und in einem goldnen Becher von demselben Kaiser, worin es aufbewahrt war. Da der Landgraf auch dieses Alles auf das Schloß zu tragen befahl, machte der Landes-Comthur abermals Einwendungen. Landgraf Philipp aber fragte: ob er ihm etwa nicht das Geschmeide anvertrauen wolle? und befahl dem Statthalter Georg von Collmatsch, ‚dem Landes-Comthur das Geschmeide alles unverkleinert und ungeringert wieder zu schicken, was auch geschah.‘ Was nun die Art und Weise betrifft, wie Landgraf Philipp die Gebeine seiner heiligen Ahnin von ihrer bisherigen Stelle entfernte, so wird sie kein Mensch rechtfertigen wollen. Es geschah allerdings auf eine die Pietät, die er seiner frommen Aeltermutter schuldig war, sowie jedes feinere Gefühl verletzende Art. Daß er sie aber entfernte, dafür hatte er seine guten und triftigen Gründe.“ rc. Herr Simon entwickelt nun die bekannte lutherische Theorie, wonach der Heiligen- und Reliquiendienst verworfen wurde. Die Gebeine der Heiligen, als die Hauptsache, wurden damals gestohlen und haben sich nie wieder gefunden, ausgenommen der Kopf, der nach Köln gerettet wurde. Ein zweiter Kopf zu Breslau hat mindere Beglaubigung. Die Kleinodien tastete Landgraf Philipp nicht an, sondern gab sie dem Deutschorden zurück, der das Grab hütete. „Das Grabdenkmal besteht in seinen Wandungen aus Eichenholz und ist mit dickem, stark vergoldetem Kupferblech überzogen. Die zahlreichen, daran angebrachten Figuren dagegen, sowie die Basreliefs auf den Dachflächen sind von feinem Silber und stark vergoldet. Das Ganze war mit einer sehr großen Menge der kostbarsten geschnittenen Steine von jeder Art, mit Perlenmutter und mit Perlen verziert. Man zählte vor der Wegführung: an den vier Hauptfiguren 259 Edelsteine, an den kleineren Figuren deren 252, und an den Verzierungen des Daches, den Einfassungen u. s. w. dergleichen 313, zusammen acht hundert vier und zwanzig Edelsteine, 59 große Perlenmutterplatten, zwei sehr große Perlen, eine etwas kleinere und sehr viele kleine Perlen. Von den großen Perlen soll die eine die Größe eines Taubeneis gehabt haben und auf 2000 Rthlr. geschätzt worden seyn. Sehr viele der vor der Wegführung noch vorhandenen Steine waren Gemmen und Kameen, von griechischer, römischer und orientalischer Arbeit, wahrscheinlich Geschenke frommer Pilger. Für einen einzigen daran befindlichen geschnittenen Onyx soll ein Churfürst von Mainz das ganze Amt Amöneburg geboten haben. — Philipp der Großmüthige ließ es, wie wir bereits gesehen haben, der größern Sicherheit wegen, zu Anfang des Schmalkaldischen Krieges nebst den Gebeinen der Heiligen nach der Festung Ziegenhayn bringen, gab es aber 1548 an den deutschen Orden wieder zurück, der es an seine frühere Stelle brachte. Hier blieb es unangetastet bis zum Jahre 1810, und überstand glücklich die furchtbaren Kriege, welche Deutschland seit der Reformation verheerten. Zu Ende des Jahres 1810 aber wurde dasselbe auf Befehl der damaligen westphälischen Regierung nach Kassel abgeführt, um es, wie man sagt, weil man es von massivem Silber hielt, in die Münze zu schicken, und dort, — glücklicherweise nicht von Lutheranern, — seiner kostbarsten Steine beraubt. Zu Kassel, wo das Monument durch verschiedene Hände ging und an verschiedenen Orten, namentlich längere Zeit in dem Privatzimmer eines französischen Offiziers, aufbewahrt wurde, ward es seiner köstlichsten Zierrathen beraubt. Das nach der Rückgabe aufgenommene Inventar zeigte, daß einhundert und siebzehn der köstlichsten Edelsteine, worunter der oben erwähnte Onyx, mehrere schöne Smaragde, Saphire, sämmtliche Kameen und Gemmen (bis auf eine), die größten Perlen und selbst einige silberne und vergoldete Hauptfiguren, wie Christus am Kreuze und der über ihm schwebende Engel, — schwerlich von gemeinen Dieben, sondern von solchen, die den Werth der Steine zu beurtheilen verstanden, — gestohlen worden waren! Dem Bilde des Christuskindes, das im Schooße der Maria ruht, war der Arm, dessen Bekleidung mit einem smaragd-, einem rubin- und einem saphirähnlichen Steine geschmückt war, ebenso die Hand, womit es die Weltkugel hielt, nebst dieser letztern weggerissen. Dem Apostel Petrus wurde der goldne Schlüssel, dem Apostel Paulus das Schwert und die rechte Hand, womit er es hielt, geraubt u. s. w. Die Kurhessische Regierung ließ dieses herrliche Denkmal nach ihrer Restauration im Jahre 1814 wieder an seine frühere Stelle bringen und so zeugt dasselbe, obgleich beraubt und geschändet, dort in der Elisabethenkirche noch immer von dem frommen Sinne und von der hohen Kunstbildung unserer Vorfahren, wie von ihrer tiefen

Ehrfurcht vor den christlichen Tugenden einer längst verblichenen Fürstin. Noch immer ist es eines der herrlichsten und sehenswürdigsten Denkmäler aus dem Mittelalter."

Dramatische Literatur.

1) Meleager. Ein Tragödie von Paul Heyse. Berlin, Hertz, 1854.

Es ist keine Kleinigkeit, mit Aeschylos und Sophokles, oder auch nur mit Euripides concurriren zu wollen. Die antiken Stoffe haben in all ihrer Unheiligkeit doch etwas gewissermaßen Heiliges, nämlich Nobles, Erhabenes, mit keiner gemeinen Hand Antastbares. Mit Recht warfen schon die Alten selbst dem Euripides vor, die Götter und Heroen ins gemein menschliche Gebiet heruntergezogen zu haben. Allein Euripides war doch noch kein Kotzebue, er machte aus seinen Helden wenigstens keine „jungen Liebhaber" in dem Sinn des modernen Lustspiels, keine empfindsamen Lecker. Seine Helden hatten doch immer noch Ziele, die über das Suschen und Lottchen hinausgingen. Wir vermögen uns eine griechische Tragödie mit obligaten Liebhabern in diesem modernen Style gar nicht zu denken. Ein griechischer Heros kann in eine so lächerliche Situation einem Mädchen gegenüber gar nicht kommen. Nun vollends Meleager, der zu dem Marmor des antiken Charakters noch insbesondere die Rauhigkeit des Jägers fügt? Herr Heyse zeichnet diesen Meleager so modern toll in seine Atalante verliebt, daß er ihr überall nachläuft, obgleich er schon eine Braut hat, und nachher, als er auf die bekannte Weise durch seine Mutter getödtet, von innen her verbrennt, alles vergißt und nur sein liebes Atalantchen in den Armen haltend ausruft:

> Es ist aus. So aber, so
> Bin ich todesfroh.
> Ich hab' es ja vorausgewußt!
> Ob Tod, ob Leben,
> Es gilt mir gleich — ich lieg' an deiner Brust.
> Den Andern wär' ich doch gestorben;
> Mit meiner Mutter hätt' ich's doch verdorben.
> Nun stehl' ich mich mit meiner Wonne fort rc.

Ist das antik empfunden? Ein klein wenig heroischer benimmt sich Atalante, die zwar eben so närrisch verliebt, wie Meleager, doch nach seinem Tode die Lanze ergreift, um ihn zu rächen und seine Mutter zu durchbohren. Mit dieser wenig erbaulichen Scene schließt das Ganze. Das alte und das junge Weib stehen sich gegenüber, die Eine um die Andere zu durchstoßen, die ihr aber die Lanze wegzuzerren sucht. Glücklicherweise treten die Parzen dazwischen.

In dem Charakter des Meleager ist nichts, was ihn erhaben erscheinen lassen könnte gegenüber seinem tragischen Schicksal. Er ist ein gemeiner untreuer Bräutigam, der einem andern Mädchen anhängt. Was im alten Mythus von männlicher Tüchtigkeit an ihm war, hat Herr Heyse hinausgedichtet und ganz verwischt. In den verschiedenen Redactionen des alten Mythus erscheint Meleager als trutziger, entschlossener Jäger, später ganz wie der zürnende Achilles, indem er, wie dringend man, von seiner Heldenkraft Rettung erwartend, ihn anfleht, doch sich jedem Kampf versagt. Endlich wird er auch von seiner Mutter nicht wegen einer läppischen Liebschaft, sondern deshalb getödtet, weil er ihren Bruder umgebracht hatte. Das ist ein ganz anderer Meleager, als der romantische Süßling, das Herr Heyse daraus gemacht hat.

2) Der spanische Student. Ein Schauspiel in drei Acten von Henry Wadsworth Longfellow. Aus dem Englischen von Karl Böttiger. Dessau, Baumgarten und Comp., 1854.

Die bekannte Geschichte der schönen Zigeunerin Preciosa, nach der berühmten Novelle des Cervantes, aus der auch Webers berühmte Oper entlehnt ist. Longfellow hat die Schöne zwischen drei Liebhaber gestellt, den wilden trutzigen Zigeuner Bartolome, den romantischen Studenten Victorian, der ihr aus leidenschaftlicher Liebe unter die Zigeuner folgt, und den reichen Grafen von Lara, der von ihrer Schönheit überwältigt zu ihren Füßen sinkt. Nach allerlei kleinen Nöthen triumphirt die Liebe. Preciosa wird als Tochter eines vornehmen Herrn erkannt und reicht dem treuen Studenten ihre Hand.

Der Stoff verliert fast nie an Reiz, wer ihn auch behandle. Es ist schwer, ihn zu verderben. Longfellow hat sich Mühe gegeben, in der Sprache seiner Liebenden die Innigkeit und Süßigkeit Romeos und Juliens wiederzufinden, doch fehlt ihm der reiche Geist und Witz Shakespeares. In der Anordnung wäre Einiges zu tadeln, namentlich der Schluß. Die Liebenden reisen nach Segovia, wo sie von Preciosas Vater erwartet werden. Sie halten unterwegs im Gebirge an, da fällt ein Schuß auf sie, abgefeuert vom eifersüchtigen Bartolome, aber er fehlt. Ein Gegenschuß aus der sich entfernenden Reisegesellschaft streckt den Zigeuner zu Boden. Damit schließt das Stück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 35. 2. Mai 1855.

Werke über Spanien.

1) Die Halbinsel der Pyrenäen. Eine geographisch-statistische Monographie von Dr. Moritz Willkomm. Leipzig, Gustav Mayer, 1855.

Bei dem neuen Interesse, welches Spanien durch seine jüngste Revolution einflößt, muß sich die Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade auf gute Werke richten, die uns das merkwürdige Land in seinem gegenwärtigen Zustande näher kennen lehren. Herr Willkomm hat Spanien Jahre lang durchreist und war in vorzüglichem Maaß geeignet, ein umfassendes Gemälde des Landes zu entwerfen. Das vorliegende Werk, 594 Seiten stark in Groß 8°, enthält die Geographie und Statistik der ganzen pyrenäischen Halbinsel nach den neuesten Quellen, die im Eingang verzeichnet sind.

Der physischen Geographie, namentlich den Gebirgssystemen, die der Verfasser auf höchst interessanten Fußreisen durchwanderte, so wie der landschaftlichen Physiognomie ist reichlich Rechnung getragen. Hierin behauptet das Werk einen großen ihm einzig eigenthümlichen Vorzug.

Spanien ist noch immer in vielen seiner Landschaften so gut wie unbekannt. Herr Willkomm muß mehr als einmal die Landkarten corrigiren. „Wenige Gegenden der pyrenäischen Halbinsel sind bis jetzt auf den Karten in geographischer Hinsicht so verkehrt dargestellt worden, wie der östliche Rand des neucastilischen Plateaus. Die gewaltigen Gebirgsketten, welche die Karten um und zwischen Molina, Setiles und Pozondon angeben, existiren gar nicht. Ich war auf meiner Reise von Molina nach Teruel nicht wenig erstaunt, auch nicht über einen einzigen Berg von nur irgend einer Bedeutung zu kommen, während ich den Karten und geographischen Handbüchern zufolge bedeutende Gebirgsketten übersteigen und gefährliche Pässe passiren zu müssen geglaubt habe. Zwischen Molina und der tischgleichen Ebene von Pozondon gibt es nur kahle gewölbte Plateaus, die hier und da von wasserlosen felsigen Barrancos seicht gefurcht sind. Die Sierren, welche die Karten mit Namen angeben, existiren allerdings, sind aber höchst unbedeutende Höhenzüge, welche zu beiden Seiten des Weges in größerer oder geringerer Entfernung bleiben. So ist z. B. die gewöhnlich als eine hohe schroffe Gebirgskette dargestellte Sierra de Molina weiter nichts als ein niedriger mit nackten Felszacken besetzter Höhenkamm. Alle jene Bergzüge haben allerdings eine absolute Höhe von 4000 bis 4500′ und darüber, allein die enorme Erhebung des Plateaus, auf dem sie stehen, macht, daß sie nicht als Gebirge erscheinen. Deshalb dürfen sie aber auch auf den Karten nicht als solche dargestellt werden. Ebenso fehlerhaft pflegt die Terraindarstellung in der Gegend der beiden Plateaus von Estremadura zu seyn, wo man gewöhnlich hohe und zusammenhängende Bergketten gezeichnet findet, während in der Wirklichkeit blos Hügelreihen oder kurze isolirte Gebirgsmassen von unbedeutender Höhe vorhanden sind. Die Vinolas de Zalamea findet man auf keiner Karte angegeben." S. 18. Viele Irrthümer sind durch ungenaue Reisende verbreitet worden, so durch Bory de St. Vincent, den der Verfasser zum öftern zurechtweist. So in Bezug auf angebliche Vulkane: „Nach Bory soll derselbe (er schreibt übrigens ‚Calderas‘, was ganz falsch ist) davon herkommen, daß in diesem Theile des algarbischen Gebirges eine große Menge von Kratern erloschener Gebirge vorhanden sey. (Vgl. Guide du voyageur, p. 34.) Ich habe im algarbischen Gebirge nirgends Spuren von Vulkanismus gefunden, auch nichts von solchen in Erfahrung bringen können. Auch berichten weder Link, der dieses Gebirge auf seiner Reise mehrfach passirt und überall geognostische Forschungen angestellt hat, noch Lopes, welcher im topo-

graphischen Theile seiner ‚Corografia' bei jedem Dorfe die benachbarten Berge und alle naturhistorischen Merkwürdigkeiten genau schildert, irgend etwas von vulkanischen Vorkommnissen. Wahrscheinlich hat sich daher Bory durch den bloßen Namen verleiten lassen, erloschene Vulkane in diesem Gebirge anzunehmen. Jener Name kann ebenso gut von kesselförmigen Thälern herrühren, die auch in der Sierra Morena keine Seltenheit sind, denn caldeirao heißt Kessel und nicht Krater, was cratéra ist."

Herr Willkomm gibt sehr klare Ueberblicke über das ganze Land, über die charakteristischen Hochplateaus, die höchsten in Europa, über die Parallel-Gebirge und Flüsse, über das Tiefland des Ebro, über die subtropischen Küstenländer im Süden. „Hinsichtlich der vegetativen Physiognomie gibt es kein zweites System der Halbinsel, welches eine so große Mannigfaltigkeit in seinem Pflanzenwuchse und folglich einen so wechselnden vegetativen und landschaftlichen Charakter darböte, wie das iberische. Der Hauptgrund dieser Erscheinung ist die bedeutende Längenerstreckung des Systems. Die Vegetation der altcastillianischen Kette besitzt große Aehnlichkeit mit derjenigen des gegenüberliegenden Pyrenäenabhangs, und hat im allgemeinen mehr mittel- als südeuropäischen Charakter. Von der kümmerlichen Vegetation der Parameraskette von Molina ist bereits die Rede gewesen; dieselbe hat den ächten centralspanischen oder peninsularen, durch Einförmigkeit ausgezeichneten Charakter. Die nicht bewaldeten Gegenden der Serrania von Cuenca sind mit ausgedehnten Rosmarin- und Wachholderhaiden bedeckt, eine Vegetationsform, welche Centralspanien ebenfalls eigenthümlich ist. Denselben peninsularen Charakter hat noch das hohe Plateau der nordvalencianischen Terrasse; ihr Ostabhang dagegen, sowie die südliche Hälfte von Valencia, besitzen eine ganz andere Physiognomie, nämlich die ächt mediterrane, welche, je weiter das System nach Süden vordringt, ein immer mehr an Nordafrika erinnerndes Ansehen annimmt. Hier begegnen dem Auge allenthalben die schroffen für die südlichen Mediterranlandschaften charakteristischen Contraste, indem die Thäler und Schluchten mit der üppigsten Vegetation erfüllt, die Kämme, Gipfel und obern Abhänge der Berge und Gebirge dagegen nackte, von der Sonne verbrannte, höchstens spärlich mit niedrigen Halbsträuchern bedeckte Felsmassen sind." S. 81.

Unter den Naturmerkwürdigkeiten Spaniens zeichnen sich die Durchbrüche einiger Flüsse und Bäche durch scheinbar undurchdringliche Gebirge aus. „Wer, wie ich, von Pamphona kommend, von den Höhen von Monreal aus die beiden Thäler von Lumbier und Aiba überschaut, der zerbricht sich den Kopf, wie der Irati aus dem ersten Thale in das zweite gelangen kann, und denkt nicht anders, als daß derselbe hinter dem sich zwischen beiden Thälern trotzig erhebenden Felsenberge hinweggehe. Wie erstaunt man aber, wenn man beim Hinabsteigen in das Thal von Aiba hart am südlichen Fuße jenes Felskolosses ein fast kreisrundes Wasserbecken erblickt, aus dem der Irati als breiter Fluß hervortritt, dann bald eine dunkle Kluft in dem Felsenberge sich öffnen sieht und nun gewahrt, daß der Irati durch eine enge spaltenartige, jenen mehrere hundert Fuß hohen Felskoloß senkrecht und rechtwinklig von Norden nach Süden durchsetzende Schlucht strömt. Die Schlucht hat das Ansehen, als wäre der Berg mitten auseinander geborsten, denn sie verläuft fast geradlinig, so daß man durch sie hindurchsehen kann. Der gewaltsam eingeengte Fluß schleicht langsam durch die von ihm vollkommen ausgefüllte Spalte hindurch, und die grünlichblaue Farbe seines krystallhellen Wassers verräth die bedeutende Tiefe dieses natürlichen Kanals. Am Ausgange dieser Schlucht ragen zu beiden Seiten zwei niedrige Felsenvorsprünge empor, welche man benutzt hat, um eine Brücke über den Irati zu schlagen. Diese jetzt zerstörte Brücke wird die Teufelsbrücke genannt." S. 168. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich öfter. „Außer den großen Durchbruchthälern des Nalon und Sella gibt es in Asturien noch zahlreiche Durchbruchsschluchten sowohl innerhalb des Küstengebirges als zwischen den Thälern, welche die ‚Cordales' des Hauptgebirges von einander scheiden. Manche dieser Schluchten sind vollkommen unzugänglich. Ja, mehrere Bäche gehen unter den Bergketten weg durch unterirdische Kanäle und Höhlen, welche sie sich gegraben haben." S. 208.

Der physischen Geographie folgt eine ausführliche Statistik und Topographie, aus der ebenfalls auf erfreuliche Weise hervorleuchtet, daß der Verfasser wenn nicht alles, doch sehr vieles bei einem mehrjährigen und wiederholten Aufenthalt in Spanien selbst gesehen hat. — Ein sehr umfangreiches Register am Schluß erleichtert das Nachschlagen.

2) Altes und Neues aus Spanien von Jul. Freiherrn von Minutoli. Zwei Bände. Berlin, Allg. deutsche Verlags-Anstalt, 1854.

Der Verfasser, königl. Preußischer Generalconsul für Spanien und Portugal, lebt schon lange im Lande und liebt es. „Ich erkläre freudig und laut, und zwar auf Grund eines mehrjährigen Aufenthaltes in Spanien, der mich auf häufigen Reisen durch alle Provinzen geführt, mich mit allen Ständen in Berührung gebracht,

und mir die Gelegenheit und das Recht zur Beurtheilung verschafft hat — das Spanische ist ein edles Volk. Der Spanier hat Charakter. Seine Haltung ist ernst, männlich und würdig. Er ist stolz auf sein Vaterland; er liebt seine Königin; er ehrt die Kirche und er achtet das Gesetz. Er ist höflich, mäßig und gastfrei; er ist in hohem Grade rücksichtsvoll gegen Eltern, gegen Bejahrte und gegen das weibliche Geschlecht. — Eben jene gerühmten Tugenden in dem spanischen Charakter, jene Treue und Zuverläßigkeit im Handel und Wandel, jene rücksichtsvolle Behandlung der Eltern, Frauen und Schwachen, jene gemüthliche gastliche Unbefangenheit, welche im Volke wurzeln — eben diese ursprüngliche Moralität steht dagegen in Spanien auch bei weitem höher als der sittliche Werth der höheren Stände trotz der ihnen zur vollendeteren Erziehung zu Gebote gestellten Mittel, oder als die großstädtischen und Beamtenverhältnisse." Es handelt sich um ein edles, charaktervolles Volk, dessen Tugenden aufs innigste mit seinem Glauben, mit seinen alten Sitten und Einrichtungen zusammenhängen, welches aber jetzt durch eine beispiellose Corruption von oben her demoralisirt werden soll. Und zwar nicht blos durch den Hof, der schon seit einem Jahrhundert verdorben ist, sondern auch durch die, welche sich für Liberale ausgeben und das angeblich bigotte und mittelalterlich finstre Spanien mit Aufklärung beglücken wollen.

Als in den Jahren 1810—13 in den Cortes zu Cadix die ersten liberalen Ideen und überhaupt der Namen liberal auftauchte (denn von dort ist er ausgegangen), waren es nur einige im Ausland gebildete Professoren, Journalisten und Kaufleute, die den Irrthum der damaligen ganzen gebildeten Welt theilend nach Rousseaus Ideen durch Erziehung eine neue philosophisch disciplinirte Generation, und durch den contrat social einen vollkommenen Vernunftstaat schaffen wollten. Obgleich im Irrthum begriffen handelten sie doch im guten Glauben. Aber bald gesellten sich zu ihnen die unreinen Geister. Durch buchhändlerische Speculanten wurde das fromme Spanien mit der infamen Literatur der Pucelle, der Guerre des Dieux rc. überschwemmt und eine Frivolität verbreitet, die eben so der Sittlichkeit, wie der Religion Hohn spricht. Das sollte Bildung und Aufklärung heißen und war nur Corruption. Sie hat aber in den mittleren Gesellschaftschichten um sich gegriffen, schon mehr als einmal und jetzt wieder die Herrschaft in Spanien erlangt und ist unter Espartero zum System ausgebildet worden. Dennoch widerstrebt ihr alles, was noch gesund ist in Spanien, und es wird Espartero auf die Dauer unmöglich seyn, die Spanier ihres nationalen und kirchlichen Charakters zu entkleiden. Im Gegentheil ist zu erwarten, daß der harte Angriff auf diesen Charakter das im Volk schlummernde Bewußtseyn wecken und eine unüberwindliche Reaction desselben hervorrufen wird. Denn in Spanien, wie in andern Ländern, ist das nationale und kirchliche Bewußtseyn im Verlauf der Zeiten eingeschlafen, man hat sich in gewohntem Geleise nur noch instinktartig und mechanisch fortbewegt, ohne sich mehr den Werth des Bestehenden klar zu machen, und ist daher vom Sturmdrang und Reiz des Neuen überrascht und überrumpelt worden. In allen katholischen Ländern hat dieser Schlaf des alten Bewußtseyns Statt gefunden und mehr oder weniger haben sich alle (wie z. B. Deutschland zur josephinischen Zeit) von Schwärmern imponiren lassen, die ihre Weisheit nur aus der französischen Modephilosophie geschöpft hatten, durchgängig nur mittelmäßige Köpfe und der Ehre gar nicht werth waren, ein Volk zu leiten. Von derselben Art sind auch die heutigen Illuminaten Spaniens.

Das vorliegende Werk enthält eine Menge einzelner Aufsätze, die theils Schilderungen aus der Gegenwart geben (spanische Sitten, Feste, merkwürdige Gegenden, Menschenklassen rc.), theils von der Vergangenheit (historische Erinnerungen, Denkmäler rc.).

Zuerst eine sehr lebendige Beschreibung des Corpusfestes in Valencia. Hier, in der schönsten Stadt Spaniens unter dem lachendsten Himmel sieht man 250,000 geputzte Menschen zu einem religiösen Fest von außerordentlicher Pracht und Anmuth vereinigt. Man kann Spanien kaum von einer reizenderen Seite kennen lernen. Dem folgt aber unmittelbar „eine Gewitternacht in Merida", ein etwas schauerliches Nachtstück. Der Verfasser schildert ein fernes Gewitter, das er spät am Abend beobachtete. Da auf einmal erhob sich in der Dämmerung eine Gestalt und brach mit einem lauten Schrei wieder zusammen. Es war eine ehrbare aber arme Frau, die für eine reiche Dame eine Wallfahrt übernommen hatte, unterwegs von tiefer Sehnsucht nach ihren zwei kränklichen Töchtern daheim ergriffen worden war und mit übermenschlicher Anstrengung vierundzwanzig Stunden hinter einander gelaufen, jetzt aber zusammengefallen war. Der Verfasser sandte seinen Bedienten nach Hülfe, aber sie starb. In derselben Gewitternacht waren daheim ihre beiden Töchter gestorben.

So die Einleitung des Werks in Licht und Schatten. Aus den übrigen zahlreichen Bildern heben wir hervor: den Besuch im großen Palmenwald von Elche, den Morgen in Madrid (das Straßenleben), das Wirthshausleben (welches sich in neuerer Zeit wenigstens auf

den Hauptstraßer verbessert), das Stiergefecht. Was das letztere anlangt, so hat es Herr von Minutoli zwar lebendiger und umständlicher als wohl irgend Jemand vor ihm beschrieben, allein wir wünschten nun doch endlich einmal ein Buch über Spanien zu lesen, in dem ein Stiergefecht nicht vorkäme. Der Gegenstand ist doch gar zu sehr abgedroschen.

Aufsätze über Begebenheiten und Menschen aus der jüngsten Vergangenheit: die Aufhebung der Klöster im Jahr 1835, der Königsmörder Merino und sein Prozeß. In Bezug auf die erste bemerkt Herr von Minutoli, daß allerdings 36000 Mönche für Spanien zu viel waren, daß sie sich zwar mit Wohlthun, aber mit nichts Geistigem beschäftigten, daß Einzelne unter ihnen faule Bäuche und sogar sittenlos waren, daß es aber ein großes Unrecht war, den ganzen Stand als solchen zu verdammen und alle, auch die frommsten und ehrenwerthesten Mitglieder desselben für die Fehler der übrigen haftbar zu machen. Die Unterdrückung geschah äußerst tumultuarisch und Brand und Mord spielten im Jahr 1835 in Spanien so gut eine Rolle, wie 1793 in der französischen Revolution. Der Haß gegen die Klöster wurde künstlich geschürt. „Der Sitz jener Verbindung oder vielmehr der Centralpunkt der damals im Lande künstlich genährten Bestrebungen war Barcelona. Dort fand der erste Angriff auf die Klöster und Klostergeistlichen statt; dort wurden die ersten Klöster und Klostergeistlichen wie tolle Hunde von Menschen gehetzt und erschlagen. Von Barcelona aus wurden Emissaire zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen durch das ganze Königreich in Eile entsandt, um wie mit einem electrischen Schlage das einmal Begonnene überall gleichzeitig durchzuführen. Fragen Sie mich nicht, wie es möglich war, in Madrid unter den Augen des Hofes, unter den Augen des Ministerii Martinez de la Rosa, unter den Augen und in Gegenwart der entbotenen Truppenabtheilungen gegen 200 Dominicaner und über 100 Franziscaner in ihren Klöstern wehrlos niederzumetzeln! — In Barcelona hatte man den 26. Juli St. Jaime ausersehen, um den Vernichtungsschlag wider die Klöster zu führen. Es war ein Stierkampf in der Plaza de toros drüben in Barceloneta. Die Corrida war ziemlich schlecht und man wußte mit großer Geschicklichkeit die bei solchen Schauspielen bekanntlich herrschende Leidenschaftlichkeit des zahlreich versammelten Publikums auszubeuten. Von Pfeifen, Drohen und Schreien ging man zu Gewaltthätigkeiten über. Sämmtliche Stühle, Bänke, Geländer in den Logen und übrigen Sitzreihen wurden zerbrochen, in die Mitte des Circus geschleudert und in Brand gesteckt. Als man sich darauf verabredetermaßen eines Stieres bemächtigte, ihn fesselte und vorschlug, denselben auf diese Weise durch die Stadt zu führen, und demnächst vor die Klöster zu ziehen und solche gleichfalls anzuzünden, war des Schreiens und Beifallsrufens kein Ende. So ergoß sich der ganze Menschenstrom, wohl 6000 Köpfe zählend, aus dem Amphitheater in die Straßen der Stadt." Die Klöster wurden wirklich angezündet, die Mönche grausam gepeinigt. In ganz Spanien wurden mehr als 5000 Klöster ausgeleert, zum Theil zerstört, zum Theil in Wirthshäuser oder Fabriken umgewandelt.

Das Werk des Herrn von Minutoli enthält auch Aufsätze über die Vergangenheit, z. B. alte Actenstücke über den Einzug Kaiser Karls V. in Barcelona im J. 1519, über den Markgrafen Johann von Brandenburg, der unter jenem Kaiser im Jahr 1523 zum Vicekönig von Valencia ernannt wurde; den sehr ausführlichen Bericht des Don Juan d'Austria über die berühmte Seeschlacht bei Lepanto; die Seefahrten und Schiffbrüche des Alvar Nunnez Cabeza de Vaca (aus dem Archiv von Sevilla), das Testament des berühmten Maler Murillo.

Endlich eine Abhandlung über das angebliche Herkulesgrab in Tarragona, entdeckt und als ägyptisch erklärt von Buonaventura Hernandez. Obgleich dasselbe von der archäologischen Gesellschaft in Berlin für eine Fälschung erklärt worden ist, rechtfertigt doch der Verfasser den spanischen Entdecker des Denkmals als einen allgemein geachteten und ehrlichen Mann und meint, wenn dessen Erklärung auch nicht stichhaltig sey, so entscheide das noch nicht gegen die Echtheit des Denkmals, sofern dasselbe, wenn auch nicht altägyptisch, doch aus der ägyptisirenden spätern Römerzeit stammen könne (S. 216). Das Denkmal ist ein Sarkophag mit bunten allerdings den ägyptischen Sarg- und Wandbildern sehr ähnlichen Darstellungen, von denen mehrere auch im vorliegenden Werk abgezeichnet sind. Hernandez las darin eine Herkunft des Herkules aus Aegypten und dessen Einwanderung in Spanien. Indessen finden sich auf den Bildern allerlei unägyptische Dinge, vor allem Herkules selbst, dann Elephanten, Kameele, die nie auf altägyptischen Denkmälern vorkommen.

Die äußere Ausstattung des Werks ist schön.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 36. 5. Mai 1855.

Orientalisches.

Das religiöse Leben im Islam. Ein Vortrag von H. Abeken. Berlin, Wilh. Schultze, 1854.

Das verständige Wort eines Kenners, der mit eigenen Augen geprüft hat. Herr Abeken begleitete die berühmte Expedition des H. Lepsius nach Aegypten und hatte hinlänglich Gelegenheit, die Muhamedaner kennen zu lernen. Er fand ihr religiöses Leben sehr ernst und achtbar. „Schon der gewöhnliche Wechselgruß hat eine religiöse Bedeutung: Friede sey mit euch — mit euch der Friede!; und wo wir den Menschen Glückwünsche, Dank, Freude, Verwunderung auszudrücken pflegen, da wendet sich der Muselmann wenigstens in den Worten an Gott. Er sagt für eine empfangene Gabe niemals: ich danke dir, sondern: ich preise Gott für deine Güte; oder: Gott vermehre dein Wohlergehen! oder auch wohl: Gott vermehre deine Güte und Liebenswürdigkeit! Dem glücklich Heimkehrenden ruft er zu: Gott sey Lob für dein Wohlergehen! und dem Niesenden selbst: Gott erbarme sich deiner!, worauf dieser antworten muß: Ich bitte ihn, daß er deine und meine Sünden vergebe! Glaubt er irgend etwas im Gespräch oder sonst versehen oder die Anwesenden beleidigt zu haben, so wendet er sich nicht an diese um Vergebung, sondern an Gott: Ich bitte Gott um Verzeihung!, und dieselben Worte gebraucht er, wenn er etwas Böses oder Unangenehmes abwenden will. Jedes Mahl beginnt er mit den Worten: Im Namen Gottes des Gnädigen, des Barmherzigen! und das Ende desselben, so wie jeden Trunk frischen Wassers, jenes in den heißen Ländern (wo das Sprichwort als das Ziel irdischer Glückseligkeit bezeichnet: grünen Schatten, klares Wasser und freundliche Sitte) so köstlichen Gutes, beschließt er mit einem: Lob sey Gott! Erst dann spricht der etwa Anwesende: Er lasse dir es wohl bekommen. Als Ausdruck der Verwunderung, der Freude oder des Lobes für ein merkwürdiges Ding, für ein schönes Menschenantlitz hat er nur: Gott ist groß!, als Ausdruck des Schmerzes, des Entsetzens: Gott ist barmherzig! — Fragt ihr ihn: werden wir heut, morgen ankommen? wirst du morgen mich besuchen?, so antwortet er nur: Wenn Gott will! und fügt dieses Inschalah jeder Bezeichnung, auch der scheinbar nächsten und gewissesten, von seinem eigenen Entschluß abhängigen Zukunft bei, die er doch immer nur ungern wagt. Selbst aus der Vergangenheit wird er selten etwas erzählen ohne hinzuzusetzen: Gott weiß es besser. Ja, im gewöhnlichsten Verkehr, in Kauf und Verkauf, wenn man ihm ein Gebot thut, das weit unter der Hälfte des geforderten Preises bleibt, erwiedert er: Gott öffne uns einen Weg! Der Handel selbst aber wird selten abgeschlossen ohne ein: Im Namen Gottes, des Gnädigen, des Barmherzigen!; und wo es sich um einen bedeutenden Vertrag handelt, recitiren gewöhnlich die Contrahenten das Gebet des ersten Kapitels des Koran zusammen. Eben so aber auch bei den ernsteren Begebenheiten des Lebens; auf die Frage nach einem Kranken erhält man selten eine andere Antwort, als entweder: Lob sey Gott! — oder: Gott ist barmherzig!" Nie wird der Name Gottes in einen Fluch gemischt, was unter Christen so allgemein ist. Nie wird der Name Gottes auch nur in Schriftzügen entweiht. „Man hütet sich, ihn an Orten zu schreiben, wo seine Buchstaben der leisesten verunreinigenden Berührung ausgesetzt seyn könnten; daher bei den meisten Muselmännern ein Widerwille gegen den Druck religiöser Schriften, indem sie den Namen Gottes nicht unter die Presse bringen wollen." Wie streng die Muhamedaner auf die täglichen Gebete halten, ist bekannt.

Manches höchst Löbliche, was uns Christen beschämt, offenbart sich in den muhamedanischen Volkssitten. „Auf

einer Wanderung, die ich mit Professor Lepsius am oberen Nil zur Aufsuchung der Reste alter äthiopischer Pyramiden machte, redete uns der Scheich eines nahen Dorfes, der, wie die Orts-Obrigkeit, so auch zugleich der religiöse Vorstand seiner Gemeinde war, auf das eifrigste zu, die Gastfreundschaft seines Hauses anzunehmen. Als die Eilenden lange seinen dringenden Bitten widerstanden, rief er zuletzt aus: ‚Ist nicht Jesus von Nazareth, den auch wir als einen Gesandten Gottes verehren, euer Prophet? In seinem Namen bitte ich euch, kränkt mich nicht durch Verschmähung der Gastfreundschaft meines Hauses.‘ — Sie werden gewiß begreifen, daß wir nicht ablehnen konnten. Und mit wahrhaft patriarchalischer Gastfreundschaft wurden wir dort, wie so oft im Orient, empfangen. Diesen patriarchalischen Charakter, diese in ihrer Beschränkung oft rührenden Sitten der Urzeit hat der Islam eben durch seine Eigenthümlichkeit jenen Ländern erhalten, ja er hat sie wieder über weite Regionen verbreitet, welche schon einer höchst verfeinerten Bildung und Verbildung anheimgefallen waren. Dem Islam dankt es der Reisende, wenn er bei seinen Wanderungen im Oriente überall, in der Wüste, wie im Schatten der Palmen, am Brunnen, unter dem Zelt, ja unter den Thoren der Städte selbst noch auf altpatriarchalische Gebräuche und Sitten stößt, daß er sich lebendig in die Zeiten der Erzväter und des ältesten Bundes, gleichsam mitten ins Alte Testament hinein versetzt sieht, und von der menschlichen Seite dieser Zustände eine Anschauung und ein Bild gewinnen kann, welche zur Belebung und Aneignung unserer heiligen Schriften von unschätzbarem Werthe sind. Und wie tief wir es beklagen mögen, daß jene herrlichen Länder dem Christenthum fast ganz entzogen sind, dürfen wir es nicht doch auf der anderen Seite auch als einen Rathschluß Gottes ansehn, daß den morgenländischen Völkern auf einer gewissen Stufe der Bildung oder Unbildung, daß heidnischen Arabern, götzendienenden Tartaren, ja feueranbetenden Persern der Glaube an den Einen Gott mit seinem sittlichen Einfluß zuerst in dieser Form gepredigt werden sollte?“

Von Mohamed selbst sagt Herr Abeken: „Darüber, Mohamed nur für einen selbstsüchtigen Lügner und Betrüger zu halten, ist das tiefere Geschichtsstudium unserer Tage und das bessere Verständniß der bewegenden und treibenden Kräfte im Herzen und in der Geschichte der Menschen wohl hinweggekommen; und man darf es aussprechen, daß dem einfachen naturkräftigen Gemüthe des Arabers, im Gegensatz gegen den damals noch weit verbreiteten Götzendienst seines Volks, die Ahnung des einigen, unsichtbaren, unbekannten, aber wahrhaftigen Gottes in wunderbarer siegreicher Kraft aufgegangen war, und daß seine Stärke darin lag, daß er sich wahrhaftig für den Gesandten dieses Gottes hielt. Seine Siege mit dem Schwert hätte der Islam nicht erfechten können, wenn der Hand, die dieses Schwert führte, nicht aus dem begeisterten Herzen eines Volks, das durch die neue Erkenntniß zu einer ungeahnten Fülle geistigen Lebens erhoben war, die überwältigende Kraft zugeführt worden wäre! Und leider müssen wir sagen, daß denjenigen Theilen der christlichen Kirche, mit denen der Islam zunächst in Berührung kam, nicht mehr jene evangelische Kraft innewohnte, welche einem solchen, aus dem innersten Herzen kommenden jugendlichen Aufschwung hätte Widerstand leisten können.“ Dieser Gegensatz besteht zum Theil noch heute. Die Türken üben heute noch eine sittliche Ueberlegenheit über die elenden Neugriechen. Das Wort eines Türken ist heute noch so heilig und geachtet, wie es vordem das Wort eines Deutschen war, während der christliche Neugrieche als falsch und betrüglich verrufen ist.

Nach so vielen Lichtseiten am Islam verfehlt Herr Abeken nicht, auch die Schattenseiten hervorzukehren. Zuerst an der Lehre selbst. „Die Liebe zu Christo — von der Liebe zu Mohamed ist so wenig jemals die Rede, wie von der Liebe Mohameds zu den Seinen; sondern immer nur von der Annahme seiner Sendung und Lehre und der Bezeugung seiner Würde. Ja es gibt im Verhältniß zu ihm keinen Ausdruck, welcher der lieblichen Bezeichnung: ‚die Seinen‘ entspräche, und so ist von einem ‚Gestaltgewinnen in den Seinen‘ auch keine Ahnung, kein Bedürfniß vorhanden. — Bedarf es nun noch erst der Erwähnung, daß ihm auch jeder Gedanke von Erlösung und Versöhnung fern liegt?“ Damit hängt die Verachtung des Weibes im ganzen weiten Gebiete des Islam zusammen. Der Islam ist nur eine Religion für Männer. Das alles setzt Herr Abeken sehr schön auseinander.

Für die welthistorische Entwicklung der Völker des Islam ist aber von besonderer Wichtigkeit, daß der Islam keine Hierarchie leidet, sondern nothwendig Staatskirche ist.

Ueber die Sekten im Islam hätte der Verfasser wohl etwas mehr sagen können. Hauptsekten sind die Sunniten (von sunna Tradition) d. h. die orthodoxen Türken und Araber, und die Schiiten (Absonderer) d. h. die Perser, welche die Tradition verwerfen und sich an den Koran allein halten. Was Herr Abeken S. 34 am Islam überhaupt vermißt „die göttliche Verklärung des Leidens und Schmerzes“, davon findet sich bei den Schiiten wenigstens eine Spur in der berühmten Todtenfeier Alis und

Hussains. Von der dritten großen reformatorischen Sekte der Wechabiten versprach man sich früher eine größere Zukunft, die sich nicht erfüllt hat.

Biographien.

Theodat, König der Ostgothen. Aus dem Nachlasse des Dr. Otto Abel, Privatdocenten zu Bonn. Stuttgart, Metzler, 1855.

Eine kleine, nur anderthalb Bogen umfassende Biographie desjenigen Königs, durch dessen Schwäche das vom großen Theoderich gegründete Reich wieder unterging. Ein lehrreiches Exempel für neubegründete Großstaaten. „Wenn das Erbe eines großen Königsnamens, wenn die Wehrhaftigkeit der Nation, wenn endlich das, worin bald philosophische Geschichtsbetrachtung, bald patriotischer Glaube den historischen Beruf eines Volkes finden will, zur Erhaltung eines Staates ausreichte, so wäre das Reich der Ostgothen nicht untergegangen. Oder welcher andere deutsche Staat schien so sehr den Beruf zu haben, die auseinander gesprengten Germanenstämme zu einem machtvollen Reiche zu vereinen, die Ordnung und Gesittung der römischen Welt zu verschmelzen mit deutscher Kraft und Freiheit, und so was noch lebenskräftiges in den alten Zuständen war, in sicherem Bette hinüberzuführen zu neuer Entwickelung? Kein deutscher Stamm zeigt neben heldenmüthigster Tapferkeit diese Empfänglichkeit für die aus dem Alterthum überkommene Bildung, bei keinem haben die Wissenschaften, hat das Christenthum so schnell und so tief Wurzel geschlagen. Dazu war der Sitz seines Reichs Italien, er herrschte in Rom, das die Welt seit einem Jahrtausend als ihre Herrin betrachtete, wohin auch die deutschen Völker schon lange mit Ehrfurcht und einem gewissen Abhängigkeitsgefühl blickten. Und wenn dieser Umstand dem gothischen Staat ein zu vorwiegend römisches Gepräge zu geben drohte, so hatte Theoderichs weiser Sinn ihn doch immer entschieden in seiner deutschen Bahn und Bestimmung erhalten. Ohne seine Macht zur Unterjochung anderer Völker zu benützen, stand der große König freiwillig anerkannt als oberster Richter, als Haupt und Hort der deutschen Staaten da. Schirmend hielt er seine Hand über alle; durch eigene Macht sowohl als durch Bündnisse, die er unter ihnen stiftete, suchte er auch die schwächeren vor dem gewaltthätigen Ehrgeiz, der sich in ihrer Mitte selbst erhob, wie vor den Ansprüchen der Byzantiner zu schützen." Der Nachfolger Theodat aber war dieser Stellung nicht gewachsen, stand nicht mehr fest auf eigener Kraft, sondern hatte das unselige Bedürfniß, sich anzulehnen und eine unbegreifliche Sympathie für den oströmischen Kaiser, in dem er den Hort der Welt erblickte. „Sobald einmal die Gothen die Politik ihres großen Königs verließen, nicht mehr den Beruf eines selbstständigen Staats in sich fühlten, sondern sich von neuem in den Bann des Kaiserreichs begaben und im Anlehnen an dieses statt in der eigenen Kraft die Gewähr ihres staatlichen Bestehens suchten, trat Unsicherheit, Schwanken ein und ihr Fall war vorauszusehen. Wie sehr aber die Vorstellung von dem Ostreich, als dem einzig wahren Imperium und der Quelle jeder rechtmäßigen Staatsgewalt noch in jener Zeit die Gemüther beherrschte, davon zeugt der gothische Geschichtschreiber Jordanes, der im Leben des Theoderich es als das höchste Gut und die erste Würde der Welt preist, vom Kaiser zum Consul ordinarius gemacht zu werden, und uneingedenk seiner eigenen Abstammung mit Belisar triumphirt bei der Abführung des Gothenkönigs Vitigis nach Konstantinopel. Daß solche Gesinnungen namentlich bei den Vornehmen Eingang gefunden hatten, das läßt sich aus dem Verlauf des Kriegs deutlich genug ersehen. Wer aber am meisten davon angesteckt schien, war unstreitig König Theodat selber: die Schwäche ward so noch zum System aufgeputzt und Friedfertigkeit wollte heißen, was die nackte Feigheit war. Statt durch die Bereitschaft zum Krieg den Frieden sich zu sichern, glaubte er ihn durch die demüthigsten Briefe und Gesandtschaften vom kaiserlichen Hofe erbetteln zu müssen. Als nun aber trotzdem Belisar mit seinem Heere in Sicilien gelandet war und ohne daß Theodat das Schwert aus der Scheide gezogen hätte, binnen Kurzem die ganze Insel erobert hatte, da war in dem schwachen Mann der letzte Funke von Selbstgefühl erloschen: er, der noch eben mit so kecker Hand nach der Krone gegriffen hatte, glaubte, als theilte er schon des Vandalenkönigs Schicksal, nur noch in völliger Unterwerfung sein Heil zu finden. Er berief den byzantinischen Gesandten Petrus zu einer geheimen Unterredung, in der er nicht nur auf Sicilien förmlich Verzicht leistete, sondern sich noch durch einen Vertrag verflichtete, dem Kaiser einen jährlichen Tribut zu zahlen, ein gothisches Heer zu seiner Verfügung zu stellen und durch Uebertragung verschiedener königlicher Vorrechte die Oberherrschaft Justinians anzuerkennen. Jedoch als hätte die Leidenschaft der Selbsterniedrigung alle seine Sinne umdunkelt, auch durch diese schmachvollen Bedingungen glaubte Theodat den Zorn des Kaisers noch nicht besänftigt zu haben. Von den Gebilden

seiner Furcht umhergetrieben, rief er den Gesandten noch einmal zu sich über das Meer zurück, um aus seinem Munde die beruhigende Versicherung zu erhalten, daß der Kaiser auch den abgeschlossenen Vertrag bestätigen werde. Petrus hielt das für wahrscheinlich. ‚Was soll aber dann daraus werden, wenn er es nicht thut?' fuhr der elende König fort zu fragen. ‚Dann hast du, hoher Herr, Krieg zu führen.' Als nun auch auf das hin Theodat das Gefühl seiner Würde nicht wieder finden konnte und sich gar in Zweifeln darüber erging, ob er auch das Recht habe, den Kaiser zu bekriegen, da schonte der Gesandte seiner nicht länger. ‚Jeder Mensch,' sprach er, ‚handelt nach seiner Natur. Du bist zum Philosophen geboren; den Justinian aber beseelt das Streben, ein tüchtiger Kaiser der Römer zu seyn. Dir steht es nicht an, den Tod zumal so vieler Menschen zu verursachen, vielmehr darfst du nach der Lehre deines Platon deine Hand nicht mit Blut beflecken, ihm dagegen verbietet nichts, die Länder, die von Alters her zu seinem Reich gehören, sich mit den Waffen wieder zu erobern.'"

Genug, Theodat wurde das Opfer seiner Hingebung an den oströmischen Kaiser. Von demselben umstrickt und schon im Begriff, überwältigt zu werden, erlag er dem Mordstreich eines seiner eignen, über seine Schwäche wüthend gewordenen Unterthanen. Sein Reich war aber auch unter einem bessern Nachfolger nicht mehr zu halten, weil er es bereits zu sehr nach außen geschwächt und im Innern demoralisirt hatte.

Geschichte.

Die General-Visitationen der evangelischen Kirchen und Schulen im Fürstenthum Liegnitz 1654, 1655 und 1674 nebst urkundlichen Belegen. Von David Matzke. Berlin, Hertz, 1854.

Nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges ließ Herzog Ludwig von Liegnitz den Zustand der Kirchen und Schulen in seinem Herzogthum untersuchen und sich darüber berichten. Sie waren in tiefem Verfall. „Da vernehmen wir von der Geistlichkeit zu Liegnitz die bittersten Klagen über Nichtachtung der stillen und ernsten heiligen Advents- und Passionszeit und von den meisten Geistlichen der übrigen Orte über Entheiligung der Sonn- und Festtage. Es gibt keine Arbeit und kein Vergnügen, das man an diesen Tagen vorzunehmen Anstand genommen hätte. Da wird gepflügt und gesät, gemäht und geerntet, gedroschen und zu Markte gefahren, in den Werkstätten gehämmert und geschaffen und in den öffentlichen Amtslokalen verhandelt und verwaltet nach Möglichkeit. Das geschieht selbst an den allerheiligsten Tagen z. B. am Charfreitage. Daß an den nämlichen Tagen die Schenklokale und die Oerter des Vergnügens bis tief in die Nacht hinein am zahlreichsten besucht werden, auch zum Unheil von Solchen, die Vormittags in der Kirche zum Tische des Herrn gegangen sind, versteht sich nach dem Gesagten ganz von selbst. — Die Kirche und ihre Heiligthümer werden nicht mehr mit einer heiligen Scheu und Ehrfurcht, sondern mit sehr profanen Augen betrachtet. Bei Taufen und Trauungen ist die Feier in der Kirche nicht die Hauptsache, sondern die damit verbundenen weltlichen Vergnügungen. Daher die häufige Klage, daß die Brautpaare so spät zur Trauung in der Kirche sich einfänden, und die nicht minder häufige, daß die Wöchnerinnen zur Einsegnung erst während der Predigt oder gar erst nach derselben zur Kirche kämen. Die Zeit, welche auf den Gottesdienst verwendet wird, däucht den Meisten schon zu lang. Sie warten das Ende desselben nicht ab, sondern verlassen zum Theil noch vor Spendung des Segens die Kirche, oder stellen die Forderung, daß ihnen zu Gefallen der Segen unmittelbar nach der Predigt ertheilt werden möchte. Auch die Fürbitten der Kirche werden zum Theil gering geschätzt und in einzelnen Fällen geradezu verbeten." Aus den Acten wird nachgewiesen, wie die Gutsherrschaften selber des Sonntags ihre Hörigen aus der Kirche haben holen lassen, um für sie zu arbeiten. „Die Herrschaften verfahren hierbei oft so rücksichtslos, daß sie die Leute aus der Kirche, mitten unter der Predigt, herausholen lassen.*) Weigern sich die Unterthanen und wollen sie den Besuch der Kirche und die Heiligung des Feiertages sich nicht vorüber lassen, so werden sie wohl in einzelnen Fällen mit Gefängnißstrafe belegt.**) Aus diesem Vorgange der Herrschaften entwickelte sich eine Sabbathschändung und Verachtung des Gottesdienstes ꝛc." Auch viele Prediger und ihre Frauen waren verdorben und gaben das übelste Beispiel.

*) In Heidau, Groß-Wandriß, Samitz, Lüben, Waldau u. a. m.

**) So in Kaltwasser bei Lüben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 37. 9. Mai 1855.

Länder- und Völkerkunde.

Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer auf Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale von Heinrich Brugsch. Mit einer Karte, Steintafeln rc. Leipzig, Brockhaus, 1855.

Ein Nachfolger des Professor Lepsius erzählt uns hier mit der wärmsten Begeisterung für die Sache seine Reisen und Entdeckungen in Aegypten. Er ging hauptsächlich darauf aus, Inschriften treu und vollständig zu copiren und hat deren auch in ungeheurer Menge gesammelt. Tagelang brachte er in dumpfer Mumienluft, tropischer Hitze, unaufhörlich verfolgt von Fledermäusen, vor denen er kaum seine Lampe zu schützen wußte, in unterirdischen Räumen zu, um Inschriften abzuzeichnen. Da die hieroglyphischen Zeichen entziffert sind, bieten diese Inschriften einen nicht genug zu schätzenden Reichthum von geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und mythologischen Notizen dar. Das alte Aegypten tritt uns erst jetzt recht ins Licht, nachdem seine Schriftdenkmale verständlich geworden sind.

Herr Brugsch, Privatdocent an der Berliner Universität, reiste über Triest nach Alexandrien, über die Natronseen nach Kairo. Hier interessirte ihn zunächst das von Mariette kurz vorher wiederentdeckte Serapeum. Mariette wurde durch eine Stelle bei Strabo auf die Lage dieses im Alterthum hochberühmten Tempels aufmerksam gemacht, suchte und fand ihn unter dem Sande. Als Tempel des Apis enthält er in seinen Bildwerken und Inschriften heute noch die Data der Apis-Inthronisationen mit Bezugnahme auf die je damals regierenden Könige, so daß die Entdeckung sehr wichtig ist zur Vervollständigung der altägyptischen Zeitrechnung. „Diese Stelen beziehen sich sämmtlich auf die Geschichte des Apis und erwähnen genau das Datum seines Geburts- und Todesjahres, immer mit Bezug auf das Regierungsjahr des jedesmaligen Herrschers, seine Lebensdauer, das Jahr seiner Auffindung, seiner Intronisation u. s. w. Diese Stelen haben es Herrn Mariette möglich gemacht, die Reihe der Apisperioden, mithin auch die der Regenten, von Ramses dem Großen an bis zur Griechenzeit hinab, mit Ausschluß der XX., XXIII. und XXIX. Dynastie, vollständig herzustellen, und zwar in ununterbrochener Reihe der Könige. Es werden dabei Pharaonen genannt, von denen sich bisher nirgends eine Spur auf den vorhandenen Monumenten entdecken ließ. Zum erstenmale wird hierdurch für die entsprechenden Zeiten der ägyptischen Chronologie und Reichsgeschichte eine unangreifbare und unerschütterliche Grundlage gegeben.“

Die Grabgewölbe in der Nähe der Pyramiden sind längst bekannt. Der Verfasser macht auf die vielerlei hohen Staatsämter ihrer Inhaber aufmerksam. Da findet sich ein Kammerherr des Palastes, ein Oberster des Gesangs, ein Oberster der Bücherrollen, Vorsteher der Magazine rc. Diese Herren haben in ihren Grabkammern Bilder und Verzeichnisse aller ihrer Besitzungen verewigen lassen. „Man sieht, wie die Beschäftigungen des Ackerbaues und des Landlebens, der Jagd, des Vogel- und Fischfangs betrieben werden; man erblickt ein ganzes Museum von Thieren, bis auf die Namen getreulich zusammengestellt, ferner die Handwerker in vollster Thätigkeit sammt ihren einfachen Instrumenten, vermittelst denen sie Kleidung, Waffen, Schmuck und andere nützliche Geräthschaften herstellen. Hier sieht man spielende Musikanten und taktschlagende Sänger, dort erhebt der Tänzer den Fuß zum lustigen Tanze, während der fleißige Schreiber beschäftigt ist, die Rechnung zu ordnen, und der Ungehorsame oder Faule mit dem Stocke

gezüchtigt wird. Wie eine verzauberte Welt ziehen diese Scenen des alten Lebens an uns vorüber."

Bei einem Ausflug nach Heliopolis bemerkt der Verfasser, er sey fest überzeugt, man werde bei Materieh noch unter dem Sande den alten Sonnentempel wiederfinden und zwar besser erhalten als das nur aus Kalkstein gebaute Serapeum.

Unter den Ruinen des alten Memphis nahm unsern Reisenden besonders der Tempel des Ptah in Anspruch. Wir übergehen, was dazwischen liegt, und folgen dem Verfasser den Nil aufwärts nach Tentyra. „Etwa eine Stunde unterhalb der Stadt Deneh bot sich mir ein schönes Schauspiel dar. Mitten aus einer üppigen Vegetation von Dattel- und Dompalmen erschien zwischen zwei großen dunkeln Schuttbergen plötzlich ein Tempel, dessen regelmäßige Formen das lange Gebirge im Hintergrunde nur noch mehr hervorhob. Die letzten Strahlen der Abendsonne erleuchteten die Scene und vergoldeten die Zinnen des Tempels, dessen stattliche Säulenreihe in einem matten bläulichen Lichte schimmerte. Ich war in der That so überrascht, daß ich mich aus der Wirklichkeit in eine Feenwelt versetzt glaubte. — Bei meinem Eintritt in den Pronaos war ich so überwältigt von dem Eindruck, daß ich wohl eine Stunde in seinen Räumen umherlief, ohne zu wissen, wo ich meine Arbeit beginnen, wo ich enden sollte. Jeder, auch der kleinste Raum ist mit Inschriften oder symbolischen Darstellungen bedeckt, und so öffnet der Tempel gleichsam ein Buch des ägyptischen Mysteriums, das Jahre erfordert, um nur copirt werden zu können. Die Hieroglyphen sind leider! unschön und enthalten eine Fülle phantastischer Varianten, welche der Epoche des reinen Styls, wie wir ihn noch zu den Zeiten der Psammetiche sehen, fremd sind. Der Tempel war dem Dienst der Göttin Hathor geweiht, woher denn auch der heilige Name der zu ihm gehörigen Stadt Tha-n-hathor, ‚Haus oder Wohnung der Hathor' kommt, dessen Spuren in der griechisch-römischen Umschreibung Tentyra (Te-n-athyr) noch sichtbar sind. Die Göttin führt in vielen Inschriften folgenden Titel: Hathor, die Herrin von Tentyra, das Auge der Sonne, die ‚Herrin des Himmels, die Gebieterin der himmlischen Götter, die Herrin des Spiels und Gesangs, die goldene unter den Göttinnen.' In einer andern Inschrift führt sie die seltsame Bezeichnung: ‚die große Königin des goldenen Kranzes.' — Einen Hauptschatz dieses Tempels bilden die astronomischen bunten Darstellungen an der Decke im Pronaos. Auch sonst habe ich an verschiedenen Stellen des Tempels bisher gänzlich übersehene Festlisten copirt, welche sich auf den Aus- und Einzug der Hathor in den Tempel beziehen. Noch habe ich auf dem Dache des Tempels Zimmer vorgefunden, welche höchst werthvolle, auf den Tod und die Mysterien des Osiris bezügliche Inschriften enthalten, und einen ganzen Festkalender der Osirisfeiern beschreiben, welche in den Monat Choiak, den vierten des altägyptischen Jahres, fallen."

In dem berühmten Karnak fand Herr Brugsch einen Photographen, der für den Vicekönig von Aegypten alle altägyptischen Denkmäler aufnimmt, um sie in einem großen Album vereinigt den sämmtlichen Monarchen Europa's zum Geschenk zu machen. Im großen Ammonstempel zu Karnak bieten sich historische Erinnerungen an die gewaltigen Kriege und Siege der Könige Seti und Ramses dar. „Die Schasu, Amalekiter, wahrscheinlich dieselben, welche über 500 Jahre lang unter dem Namen der Hik-schasu oder Hik-schus das ägyptische Land unterjocht haben, wurden zuerst im Jahre 1599 vor Chr. unter Thutmes III. gänzlich geschlagen und bei einem zweiten Einfalle 1414 unter Seti I. vernichtet. Diese letztere Niederlage soll die Darstellung und der Text dem Gedächtnisse überliefern." Nun folgt die Bilderreihe, erklärt durch die Inschriften, eine lange Kriegsgeschichte. Noch großartiger sind die Kriege des Ramses in Asien. „Hier werden erwähnt die Tribute des Landes Asi, die Tribute der Könige der Reten-nu, die des Königs von Cheta, dann ein Feldzug, worin ‚Se. Majestät sich befand am Wege des Meeres (meri), um zu vernichten die Festung von Sche-re-ka-tu', mit mehren andern, welche im Lande Kana liegen. Darauf geht er nach dem Lande U-nep und von da zur Festung Kedeschu. Das ‚elende Ne-he-ri-na' bringt ihm Tribute, ebenso das Land Tane-mi, wobei auch Vasen mit kunstvoller Ke-fa-ta'scher Arbeit erwähnt werden, und zuletzt zahlt das elende Ke-scha und Ua-ua seinen Sold. Im Jahre 33 ist, nach dem pariser Denkmale, der König in Reten-nu und greift von da aus Neherina an. Er geht bis Nenii oder Ninive." Dann folgen noch Siege des König Thutmes. Es wäre sehr zu wünschen, daß man die ägyptischen Nachrichten über die asiatischen Völker genauer prüfte und mit den ältesten Nachrichten der Chinesen vergliche. Zu Tentyra fand der Verfasser sämmtliche Götter der Chaldäer verzeichnet. Zu Karnak folgende Inschrift, betreffend die Phönizier: „Die östliche an diesen Pylon stoßende Tempelmauer enthält unter andern Darstellungen eine Reihe von Leuten, mit rothem Angesichte und Kinnbart, die ersten davon erscheinen als Sprecher, die letzten bringen Geschenke oder Tribute in Beuteln. Diese ganze Ambassade findet ihre historische Bedeutung in einer Inschrift darüber: ‚Wir die Alten und Großen von Pun (Phön-icien) sprechen so: Neige

dein Antlitz o König von Aegypten und Sonne Nubiens, groß sey deine Verehrung; nicht hatten wir gekannt Aegypten, nicht hatten es unsere Vorfahren betreten, wir aber haben empfunden die Wohlthaten deiner Gaben, dem alle Völker zum Schemel deiner Füße dienen.'"

Das Grab des Admiral Ahmes enthält dessen sehr ausführliche Lebensgeschichte. Ahmes diente von der Pike auf, zeichnete sich durch Tapferkeit aus und stieg nach und nach von einer Stufe zur andern empor.

Der große Tempel von Edfu enthält unter unzähligen Bildwerken auch einen vollständigen Calender.

Im Tempel von Qurnah fand der Verfasser wieder prächtige Gemälde aus den Kriegen der Ramses (d. i. Ramses II., der größte dieses Namens). „Die Darstellungen auf der Westseite dieser Tempelflügel betreffen die Eroberungen des großen Ramses. So werden auf dem linken Flügel funfzehn Festungen als gezwungen genannt, jedesmal mit der Beischrift: Dies ist die Festung, welche erobert ward durch Se. Majestät im Jahre . . . . , worauf ihr Name folgt. Das höchste Jahr, welches ich gelesen habe, ist 8; leider! sind nur wenige Zahlen erhalten. Der Schluß der Beischrift der dritten Festung lautet: ‚Im Lande von Ai-mau-ri des Landes Ta-pu-ri' (nicht Ta-ka-ri, nämlich ka, statt pu, wie man angeführt hat); der der neunten: ‚Der Berg von Beita-anat des Landes Ka-ri-pu . . .' Die gefangenen Könige werden von den Aegyptern verspottet, an dem Bart gezupft und gezüchtigt. Hernach erscheint das ägyptische Heer im Lager, daneben ist eine große Parade. Am Ende, nach dem Eingange zu, sitzt Ramses II. auf seinem Throne, um die Huldigungen seiner Krieger zu empfangen. Seine Rosse und Streitwagen werden fortgeführt. Der Krieg ist beendet. In einer Inschrift darüber wird berichtet, ‚daß dies die Eroberung der Festung Keteschi sey auf dem zweiten Feldzuge des Königs im Lande von Chi-li-bi (Chalybon) im Norden des Landes Tu-p.' Auf dem rechten Pylonen ist die Darstellung einer Schlacht, die Ueberschrift lautet: ‚Dies ist der Bericht dessen, was gethan hat Se. Heiligkeit; er sitzt im Nordwesten des Landes Ketesch und greift an die Feinde und Ueberwundenen des Landes Cheta. Er steht allein in seiner Größe da, kein Anderer kommt ihm gleich u. s. w.' Der Krieg gegen die Cheta bildet eine Hauptepoche im Leben Ramses II. Ihre Hauptstadt war Ketesch, die, so scheint es, am Ai-ri-net-Flusse, d. i. Orontes lag. Unter den feindlichen Führern werden eine Menge namentlich aufgeführt, auch ihre Würden genannt. — An der innern Seite der noch erhaltenen Wand erblicken wir wieder ein Schlachtgemälde. Die Festung Ketesch liegt hier umströmt von einem Flusse da, der zuletzt eine große Insel bildet. Die Niederlage der Feinde ist gewaltig. Die Streitwagen derselben werden von den angreifenden Aegyptern in den Strom getrieben, die Feinde retten sich durch Schwimmen oder werden mit Pfeilen durchbohrt. Die Schlacht am Ufer des Flusses wird hitzig, lange Reihen von Streitwagen rennen gegeneinander, die Feinde werden von den ägyptischen Kämpfern besiegt. Vor allen ist Ramses II. in riesenhafter Größe auf seinem Streitwagen im Kampfe thätig, neben ihm kämpft sein Löwe. Auf einem abgetrennten Stein las ich, daß diese Schlacht im Monat Epiphi, im fünften Jahre der Regierung Ramses II. stattgefunden habe. Nach Diodor sollen sich die Kriegsscenen auf den Kampf mit den abgefallenen Baktriern beziehen; selbst der Löwe fehlt in der Beschreibung bei diesem Schriftsteller nicht (siehe Cap. 48). Unter den Feinden werden angeführt ‚Ta-ri-ka-ni-na-si, Wagenlenker des Königs von Cheta,' ein anderer, Ka-ma-it' (Kamuz), heißt ‚ein Großer der Tu-hi-ri.' Ein dritter, Chi-ri-pe-si-ri, wird ‚der Bücherschreiber der Cheta' genannt. Hier sind noch andere Namen bemerkenswerth; ‚Ti-ta-li (vergl. Tideal, Genes. 14, 1), der Oberste der Diener des Königs der Cheta. Ke-li-be-tu-si, der Schmid des Königs von Cheta. Pasi, Wagenlenker des Königs der Cheta. Ri-bi-su-ni-na, der erste des Bogens vom Lande An-ni-nas' u. a. m."

Für uns haben besonders Interesse die Kriege Ramses III. mit den Temeh: „Die Feinde werden mit dem Namen der Te-meh (Nordwelt bezeichnet und vertreten in dem Grabe König Seti I. die europäische Race. II. Darstellung. Eine große Schlacht entwickelt sich, die Feinde stürzen haufenweis vor dem siegreichen Andringen des Königs, ‚in Stücke gehauen sind die Te-meh, du hast sie geschlachtet in ihren Sitzen,' heißt es vom König in seiner Inschrift. III. Darstellung. Die Feinde sind besiegt, ihre Führer werden in drei Reihen zum Könige geführt. Ein Schreiber zählt und schreibt die den Feinden abgehackten Hände und Membra auf. Die Zahl jener ist 12,535, die Zahl dieser dieselbe. Nach der Inschrift redet der König die Feinde an: ‚So spricht Se. Majestät zu den Königen und zu den Fürsten, welche bei ihm stehen: Ihr habt geschaut die schönen Siege, welche geschenkt hat Amon-Ra, der König der Götter dem Pharao, seinem Kinde; er hat erbeutet das Land von Temeh und hat gestoßen die Maschauasch, jetzt wenden sie täglich ihr Antlitz nach Aegypten, denn sie sind zerschmissen unter meinen Sandalen.' Die Scene geht bei einer Festung vorüber, welche den Namen des Königs führt und als Grenzwacht gegen die Temeh diente. Die Feinde, welche in der Nähe der Festung

wohnen, heißen Ri-bu. Einen Nebenzug unternimmt der König gegen die T'eh. In einem dritten großen Schlachtbilde trägt der König einen neuen Sieg davon. Eine Menge von Ochsen gezogener Karren werden von den Aegyptern erbeutet. — Auch die innern Wände des zweiten Vorhofs, welcher ehemals zu einer koptischen Kirche umgestaltet ward, sind mit bunten kriegerischen Darstellungen aus dem Leben dieses Pharao bedeckt. Nachdem eine große Schlacht beendigt ist, sitzt der König in ruhiger Stellung auf seinem Wagen. Er rühmt von sich, daß er überwunden habe das Land der Tehennu, und als Beweise des großen Sieges werden 3000 abgeschnittene Hände und Membra der Ri-bu ausgeschüttet. Vor ihm werden sodann von ägyptischen Königskindern die gefangenen Fürsten mit Stricken gebunden geführt, hellfarbige Leute mit assyrischen Physionomien und mit langen Seitenzöpfen. In einer zweiten Schlacht werden die Temoh besiegt, ein Mischvolk, so scheint es, bekleidet mit langen blauen Röcken mit weißem Saume. Zuletzt führt der König zum Amon die Gefangenen, welche als Ri-bu bezeichnet werden."

Die Götter erscheinen meist als Schutzpatrone der großen Könige, zuweilen als ihre Diener. Alle himmlischen Wesen wetteifern, den Ruhm eines Königs zu verherrlichen, wie auf den Bildern von Rubens in Bezug auf Ludwig XIII. und seine königliche Mutter. Nirgends zeigt das Heidenthum so viel Byzantinisches, als hier. Wir sehen nicht einen Kirchenstaat, sondern eine Staatskirche vor uns.

Unter den wenigen das religiöse Leben charakterisirenden Bildern und Inschriften, welche der Verfasser neben den zahlreichen historischen Notizen erwähnt, zeichnet sich „die Seelenwage" aus. „Das dritte Gemach im Tempel Ramses III., ist dem unterirdischen Richterpersonale geweiht. Hier sieht man in einem hypostilen Saale in der obern Reihe die 42 unterirdischen Richter dargestellt. In der untern Darstellung erblickt man die große Seelenwage, auf welcher das Herz, der Sitz der guten und bösen Gedanken, gewogen werden soll. Die erste Ma, ‚die Gebieterin der Unterwelt', führt eine Seele in Menschengestalt in den Saal hinein: ‚es kommt die Seele in den Richtersaal,' lautet die erklärende Inschrift. Sie befindet sich jetzt vor einer zweiten Ma, welche spricht: ‚Keine Sünde ist in ihr.' Das Herz der Mumie wird nämlich gewogen, auf der östlichen Schale der Wage liegt das Herz, dabei steht Harsiesis, auf der westlichen liegt das Gegengewicht: die Wahrheit, und dabei ist ‚Anubis, der Osiris-Sohn', beschäftigt. Ueber dem Wagebalken hockt der Kynoscephalus, das Symbol der Gleichheit des Gewichts. Zu beiden Seiten desselben liegen zwei geköpfte Ellen als Zeichen der gleichen Länge. Der zweimal große Thot, ‚der Gerichtsschreiber der großen Götter im Gerichtssaale,' schreibt das Ergebniß der Wägung auf, um es dem Osiris vorzulegen. Dieser sitzt als Oberrichter der Todten auf seinem Throne (unter manchen Beinamen führt er hier den mir neuen: ‚der wiederauflebende in seinem Lande'), vor ihm erscheint Harpechrot auf dem Hak-Scepter sitzend, der ‚Fresser der Unterwelt' oder der ägyptische Cerberus, und endlich die vier Genien der Todten auf einer Lotosblume stehend. An den übrigen Wänden beziehen sich die Darstellungen auf Todtencult und Todtengötter."

Der Verfasser kam südwärts bis zur Insel Philä, wo er noch eine Menge Inschriften copirte. Aus diesen geht hervor, daß Philä schon in einer sehr alten Zeit, lange vor Griechen und Römern, Ziel von fremden Wallfahrten gewesen ist.

Bekanntlich verfuhren nur die Perser als Eroberer Aegyptens intolerant gegen dessen alte Religion; die griechischen Ptolemäer dagegen schmiegten sich der letztern an. „Hierbei," sagt der Verfasser S. 260, „wiederhole ich die Bemerkung, die sich mir jedesmal im Angesicht jüngerer Monumente des ägyptischen Alterthums von neuem wieder aufdrängt, daß in diesen jungen Inschriften das Mysterium der Gottheit weit offener und durchsichtiger heraustritt aus dem Dunkel, welches sich in den ältern Epochen der ägyptischen Geschichte unter einer kleinen Zahl hieroglyphischer Zeichen birgt, und daß die Redeweise einen Schwung annimmt, der, so scheint es, nicht ohne alle Einwirkung des griechischen in Aegypten bald heimisch gewordenen Genius dasteht."

Auf der Rückreise überzeugte sich der Verfasser durch die Ausgrabungen, die Mariette unterdeß in der Nähe der Pyramiden um den berühmten colossalen Sphinx gemacht hatte, daß dieser 172 Fuß lange Coloß in den rohen Felsen gehauen ist und keinerlei Zugang etwa zu unterirdischen Gemächern darbietet, die man hier zu finden hoffte.

Wir trennen uns ungern von einem Reisenden, der mit so vieler Frische und Freudigkeit so interessante Dinge berichtet und wünschen bald von ihm wo möglich etwas Uebersichtliches über diejenigen Theile der altägyptischen Geschichte zu lesen, die den Norden und Europa's Völker berühren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 38. 12. Mai 1855.

Gedichte.

Dichtungen von J. Kreuser. Paderborn, Schöningh, 1854.

Von demselben Kölner Gelehrten, der das schöne Buch über den Kirchenbau geschrieben hat. Herr Kreuser ist reich an Geist und Gemüth, wovon die hier gesammelten Dichtungen rühmlichen Beweis geben. Er ist nicht mehr jung, hat aber auch Lieder seiner Jugend in die Sammlung aufgenommen, vermischt mit denen des reiferen Alters, wie in einem Garten voll Blüthen und Früchte zugleich.

Vor allem ist des Dichters tiefe Frömmigkeit zu rühmen, die er in echt poetischer Weise kund gibt, nämlich nicht in frommen Phrasen, sondern in eigenthümlich ergreifenden Bildern, z. B. S. 24.

Das Kreuz.

In der heil'gen Stadt am Rhein
Hängt ein alterthümlich Kreuz,
In der Nacht gibt's lichten Schein,
Tröstung manchem Armen beut's.
Aus der Wand hervorgesprossen,
Wie die alte Kunde sagt,
Ist es schwarz in's Holz geschossen
Das zu rühren keiner wagt.

Christus traurig niederblickt
Tief das Haupt in Schmerz gesenkt.
Wer ihn ansieht, der erschrickt,
Wann er seiner Schuld gedenkt.
Beugt er doch sich ob den Sünden
Dieser lastervollen Welt
Wie sein Spruch einst wird verkünden,
Wenn das All in Staub zerfällt.

Weit die Arm' am Kreuzesstamm
Breitet er, wie Gnade fleh'nd,
Weil auf sich die Schuld er nahm,
Liebreich nach den Kindern seh'nd.
Doch stets neue Sünden mehren
Seine, des Erbarmers, Last;
Lasten drücken und beschweren
Ihm das Haupt zur Erde fast.

Und wann müd er sich einmal
Ganz bis auf den Boden neigt,
Reif ist dann die Saat im Thal,
Die aus Todtengräbern steigt.
Und bei der Posaunen Schalle
Oeffnet sich der Grüfte Schoos,
Legt die Thaten, Thäter alle
Vor dem ew'gen Richter bloß.

Wird der Herr dann zum Gerichte
Kommen mit der schweren Last,
Ruft der Sünder: o vernichte,
Herr, die du gebildet hast!
Fallet über mich, ihr Berge!
Ew'ge Nacht, bedecke mich,
Daß ich mich vor ihm verberge,
Denn sein Zorn ist fürchterlich! —

Nahm ein Maler einst sich vor,
Abzufein das heil'ge Kreuz,
Doch das Aug umzog ein Flor,
Und den Kecken bald gereut's,
Denn die freche Hand verdorrte,
Löste sich und fiel ihm ab,
Wahnsinn wurden That und Worte,
Und er sank in's frühe Grab.

Zuweilen schweift des Dichters Phantasie in die antike Welt hinüber und weilt bei poetischen Gestalten des klassischen Mythus, aber mit feiner, sinniger Auswahl. In dem folgenden Gedicht auf S. 162 ist zugleich

Sprache und Versbau eigenthümlich. Diese seltsam spielenden Reime, deren Humor den ernsten, ja tief-tragischen Gedanken doch keinen Eintrag thut, kehren auch in andern Gedichten Kreusers wieder und dienen ihn besonders zu charakterisiren und von allen andern lebenden Dichtern zu unterscheiden.

Eos.

Milde Göttin, Himmelsröthenin,
Sanfte Eos, Jugendtödterin!
In der heilgen Frühe
Sahst du Kephalos,
Riefest: blühe, blühe!
Nahmst ihn auf in deinen Schoos,
Tilgtest ihm das junge Leben,
Ihm Unsterblichkeit zu geben.

Milde Göttin, Himmelsrötherin,
Sanfte Eos, Jugendtödterin!
Jung und schön im Frühen
Sahst du einst Tithon,
Fühltest dich erglühen
Für den Erdensohn,
Raubtest ihn in deine Schleier,
Und unsterblich starb er freier.

Milde Göttin, Himmelsrötherin,
Sanfte Eos, Jugendtödterin!
Tödte nur, o tödte,
Wen du innig liebst,
Bei der ersten Röthe,
Weil du Gnade gibst,
Ewig Leben Todten leihest,
Und die Jugend heilig weihest!

Milde Göttin, Himmelsrötherin,
Sanfte Eos, Jugendtödterin!
Nach der heilgen Frühe
Mit dem Rosenaug
Kommt des Mittags Glühe,
Dorrt und tödtet auch.
Doch gefallen ist der Schleier,
Und der Mittag ist kein Weiher!

Derselben Manier gehört ein schönes Gedicht auf S. 206 an, worin die ewige Ruhe und Dauer der Welt unter den nur vorübergehenden Stürmen der Weltgeschichte gepriesen wird:

Von Makedonien fern nach Indien
Zog welttrüttelnd einst Alexander.
Weit aus Norden dem eisigen windigen
Bis zum Süden dem zimmtduftrindigen
Drang der Gott- und Menschsalamander.
Aber es kam sein Sterbetag,
Wo er stumm auf der Bahre lag.
Meinten da Alle, die Welt muß vergehn,
Aber nichts ist von allem geschehn.
Und den alten gewöhnlichen Lauf
Ging die Sonne unter und auf.

Schmiedeten einst die Römer die mächtigen
Um die Erde ein Joch von Eisen
Fern aus Chorassan dem ambraträchtigen
Bis zu Britannen dem vollaugnächtigen
Und Aethiopen den nakten und weisen.
Aber es kam ihr Sterbetag,
Wo ihr Rumpf auf der Bahre lag.
Meinten da Alle, die Welt muß vergehn;
Aber nichts ist von allem geschehn,
Und den alten gewöhnlichen Lauf
Ging die Sonne unter und auf.

Attila kam und der Korse zergeißelte,
Kneteten neu der Welt Sauerteig.
Friedrich der Einzige formte und meißelte,
Timur zerstörte, zerhakte, zerbeißelte;
Denn die Formen der Erde sind weich.
Aber es kam ihr Sterbetag,
Geißel und Held in der Bahre lag.
Meinten da Alle, die Welt muß vergehn rc.

Unter den Lehrgedichten ist besonders das auf S. 84 anmuthig. Es handelt von einem indischen Braminen, dem die Gabe verliehen war, mit seinem bloßen Auge, wohin er es richtete, alles was er ansah, wenn es krumm war, gerade zu machen. Das Gedicht schließt:

Ach guter braver frommer Mann,
Nur leider fern in Hindostan,
Zu reisen hast du wohl nicht Lust
Zumal zu uns vom Nord beruß't?
Doch wolltest du nicht Ein, Zwei, Drei'n
Dein grademachend Auge leihn?
Denn Gott im Himmel der erklär's,
Und unser Tollhaus hier bewähr's,
Wohin sie nur das Auge drehn
Und sehen oder auch nicht sehn,
Wird gleich das Grade schief und krumm
Und läuft im Zikzak toll herum.

Aus der Jugendzeit finden sich hier auch viele zarte Liebeslieder. Ihre Grundstimmung ist nicht Klage, sondern Innigkeit zärtlicher Erinnerung. Wir heben aus S. 190 ein niedliches Nestlied heraus:

So traulich heimlich.

Auf jedem Zweige von Blüthen gedeckt,
Da schmettert es, wettert es, singt so versteckt
So traulich heimlich.

Und wie ihr so wirbelt und trillert und piept,
Da höret man gleich an dem Klange, ihr liebt
So traulich heimlich.

An Blättern und Blüthen hat es nicht Noth,
Kaum merkt euch ein Strählchen vom Abendroth
So traulich heimlich.
Ihr feiert da täglich ein Frühlingsfest,
Und habet genug mit dem lieben Nest
So traulich heimlich.

Wie neid' ich euch fast um das traute Gemach
Da unter dem luftigen duftigen Dach
So traulich heimlich.
Getrennt von der Welt, in dem schwebenden Nest,
Wer einmal so säße, das wäre ein Fest
So traulich heimlich!

Es wird noch mehrerer Proben aus der vorliegenden Sammlung nicht bedürfen, um ihren Werth zu beurkunden. Kreusers Gedichte gehören zu den wenigen, die in der breiten lyrischen Strömung unseres Jahrhunderts sich nach Form und Inhalt auszeichnen und daher nicht untergehen werden.

Länder- und Völkerkunde.

Engadin. Ein Vortrag von Karl Witte, Prof. in Halle. Berlin, Hertz, 1855.

Eine gute Monographie, wie deren Herr Prof. Witte schon mehrere der Oeffentlichkeit übergeben hat.

Engadin ist bekanntlich das obere Innthal zu Graubündten gehörig, von Romanen bewohnt. „Rings um das obere Engadin zieht sich ein Gürtel von Eis und Schnee, der in keinem der größeren Alpenthäler den menschlichen Wohnstätten so nahe gerückt ist, als eben hier. Alle die Nachbarn weit überragend breitet sich die Berninakette mit ihrem sechszehnstündigen Gletschergebiet zwischen Veltlin und Engadin aus. Diese mächtige Berggruppe, die der Höhe nach zwischen den beiden andern höchsten Gebirgsknoten der Schweiz, dem Monte Rosa und dem Berner Oberland in der Mitte steht und die Spitze der Jungfrau um siebenhundert Fuß überragt, ist für die Welt der Reisenden so zu sagen kaum erst entdeckt. Vor vier Jahren erstieg zum ersten Mal der Geometer Coaz die eine der Spitzen und maß sie zu 13506 Fuß. Zahllose andre Spitzen, die im weiten Amphitheater um diese eine her aus dem Gletschermeer auftauchen, führen selbst im Munde der Schafhirten und Gemsjäger noch keine Namen, und leicht möglich, daß in wenig Jahren neue Messungen einer anderen Bergzinne vor jenem Piz Bernina den Vorrang überweisen. Noch wetteifert auf der Surouel-Alp, die am oberen Ende des arvenreichen Rosetschthales den Circus von Gletschern überblickt, welche sich unter des Beschauers Füßen zu einem Eismeer verbinden, kein Hôtel des Anglais mit der ungastlichen Herberge des Montanvert, und doch übertrifft in der weiten Alpenkette, mit alleiniger Ausnahme des Monte Rosa-Panorama's von der rothen Kumm, an Großartigkeit der Formen, an makelloser Reinheit des Schneegürtels, an phantastischem Gewirr zerborstener Gletschertrümmer, kaum eine Rundsicht den Umblick von jener Sennhütte, dessen für jetzt noch schwerlich mehr als 12 Touristen im Jahr sich erfreuen. Gleich dem berühmten Jardin im Glacier de Talèfre des Chamounix ragt auch hier eine blumenreiche Matte jenseits des Gletschers mitten aus der Eiswüste des Agliagliokls; doch hat die Alpfahrt, welche das Vieh sonst allsommerlich nach jener würzigen Matte unternahm, wegen vermehrter Zerklüftung des Gletschers seit Jahren aufgegeben werden müssen. Um so auffallender ist jener seltene Besuch von Reisenden als an der Mündung des Thales, aus dessen Hintergrunde silberglänzend die Zacken und Pyramiden des Rosetschgletschers über Lärchen und Arven hervorleuchten, wöchentlich zweimal der Postwagen nach dem Veltlin vorüberrollt, und eine Stunde weiter aufwärts die Poststraße sich bis auf wenige hundert Schritt dem vielleicht noch wilder durch einander geworfenen, seit Jahren mächtig in das Thal vorrückenden Mortiratschgletscher naht. Von demselben mächtigen Eismeer, das sich um den Piz Bernina und seine Nachbaren, Piz Tschierva, Monte rosso und Tscherschen lagert, steigen noch gegen Morgen der Palüd- und gegen Nordwesten der Feetgletscher herab, der anderen nicht zu gedenken, die von eines Naturforschers Auge vielleicht noch nie gesehn, gegen Süden die wasserreichen Bäche des Malenco-Thals speisen. In merkwürdigem Gegensatze zu dieser starren Welt des ewigen Eises steht der Anblick des Thalbodens selbst. Selten wohl, selbst in der mattenreicheren Schweiz, sieht man weitere Strecken saftig grüner mackelloser Wiesen, als sich hier über die Fläche breiten und zwischen den Waldstrecken die Bergabhänge überkleiben. In der oberen Hälfte des Thals reihen, durch den Inn verbunden, auf weniger als vier Stunden vier größere Seen sich an einander. Dichter Waldwuchs steigt bis zum Rande des klaren lichtgrünen Wassers hinab und drängt sich hin und wieder auf Landzungen und Vorgebirgen malerisch in die Fluth hinaus, deren reiner Spiegel den Hintergrund der Hochalpen in ungeschwächtem Glanze zurückstrahlt. Zwischen

Wald, Wiesen und Seen hat aber noch eine Reihe der freundlichsten Ortschaften mit ansehnlichen Kirchen, schlanken Thürmen und gar stattlichen, fast städtischen Häusern Platz gefunden, die eine der anderen so nah, daß man auf weniger als acht Wegstunden ihrer fünfzehn zählt."

Von dieser schönen und klaren Naturschilderung geht der Redner zum Volk über und beleuchtet die Hypothese seines etruskischen Ursprungs. „In der That, vergleichen wir den Klang der Namen hetruskischer Gottheiten, wie Sethlans, Fufluns oder Turms mit so manchen Ortsnamen dieser Gegenden, wie Scanfs, Schuols oder Naturns, so möchten wir an eine gewisse Verwandtschaft eher zu glauben geneigt seyn, als wir uns entschließen können, mit den einheimischen Schriftstellern andere Namen auf Localitäten der römischen Umgegend zurückzuführen, wie z. B. Lavin auf Lavinium oder Ardetz auf Ardea. Für eine rätische Urbevölkerung dieser Gebirge fehlt es uns aber an geschichtlichem Zeugniß, und der Angabe der römischen Schriftsteller, daß um die Zeit des älteren Tarquinier die hetruskischen Bewohner der Po-Ebene vor den unter Sigovesus eingebrochenen Galliern in das nördliche Gebirge geflohen seyen, stellt sich die Schwierigkeit entgegen, daß dies ganze Gebiet kein Denkmal aufzuweisen hat, welches irgendwie der Kunstfertigkeit und dem Baustyl der Hetrusker jener Zeit entspräche. Ein Felsstück oberhalb des Innfalls zwischen Sanct Moritz und Celerina, das man mir als ein alträtisches Grabmonument bezeichnet hatte, ergab sich bei genauer Betrachtung als ein erratischer Block, den ein urweltlicher Gletscher dort niedergelegt hat. Wie die romanische Sprache jedoch jetzt zusammengesetzt ist, stammt sie mit sehr wenig Ausnahmen von lateinischen oder germanischen Wurzeln."

Das Volk ist heute noch sehr eigenthümlich in seinen Sitten. Bekanntlich sind die berühmten Schweizerbäcker, die alle Hauptstädte der Welt von Petersburg bis New-York mit Süßigkeiten versehen, alle Engadiner. Wie weit sie sich aber auch im Ausland verbreiten und wie reich sie dort werden, so bleiben sie doch alle der Heimath treu, heirathen nur Engadinerinnen und lassen sie auch in Engadin, indem sie ihnen dort schöne Häuser bauen und allsommerlich zu ihnen kommen, im Winter aber wieder in der Ferne ihre Etablissements besorgen. Nie aber, und das ist besonders charakteristisch, verpflanzen sie ausländische Industrie und Cultur in ihre Heimath, die muß stets draußen bleiben. „Von Martinsbruck bis zur Maloja qualmt kein Schornstein einer Dampfmaschine, dreht sich keine Baumwollenspindel. So mannigfache Bildung jene Handelsherren, ja auch jene Zuckerbäcker aus den Ländern heimgebracht haben, in denen sie ihre Reichthümer sammelten, so gute Erziehung deren Kinder im hohen Alpenthal genossen und so lang die ungastlichen Winterabende sind, so erscheint doch im ganzen Engadin keine Zeitung, so arbeitet doch von Sils bis Pontauta keine Druckerpresse, so ernährt sich kein Leihbibliothekar von der Lesesucht seiner Mitbürger. In der Mehrzahl jener zierlich ausgestatteten sauberen Häuser findet der reisende Literat, wie in unserem gesegneten Pommern, außer Bibel, Katechismus und etwa Frizzoni's Philomele oder einem anderen romanischen Andachtsbuch nichts, was ihn an sein Handwerk erinnerte." Glückliches Engadin!

Geschichte.

Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Von Friedrich Bodenstedt. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Zweiter Band. Berlin, Decker'sche Oberhofbuchdruckerei, 1855.

Die tapferen Kaukasusvölker sind es werth, von Europa bewundert zu werden und es liegt kein besseres Gemälde ihres großen Kampfes vor, als das von Bodenstedt. Diese Völker haben nunmehr dreißig Jahre lang ihre Gebirge gegen die ungeheure Uebermacht Rußlands vertheidigt. Ihr Recht ist das heiligste, was es geben kann, denn sie kämpfen für ihr Vaterland und für ihre Unabhängigkeit. Sie haben noch ein höheres Recht, denn sie sind eine edlere Menschenrace, als die, welche sich anmaßen, ihnen Civilisation beibringen zu wollen. Wenn es irgend noch nöthig wäre zu beweisen, daß Rußland in seiner Eroberungslust kein Völkerrecht achtet, so würde es der Krieg im Kaukasus augenscheinlich machen, ein Krieg, der von Seiten Rußlands auf die ungerechteste Weise begonnen und fortgeführt uns überall nur den Angriff mit Gewalt und arglistigen Bestechungskünsten auf ritterliche, gastfreie, körperlich und geistig adelige Volksstämme darstellt, wie sie so naturwüchsig und heldenherrlich wohl nirgends sonst mehr auf dem Erdenrunde vorkommen. Aus ihren Kämpfen erkennt man zugleich, wie mißlich es ist, dem Staate unheilbarer Corruption die Christianisirung und Civilisirung des Orients als Ehrenrecht zuzusprechen. Asien hat alle Ursach, die russische Mission eben so zu scheuen, wie Europa.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 39. 16. Mai 1855.

Geschichte.

Urgeschichte des Indogermanischen Völkerstammes in ihren Grundzügen wiederhergestellt von J. Kruger. Erstes Heft. Die Eroberung von Vorderasien, Egypten und Griechenland durch die Indogermanen. Bonn, in Commission bei E. Weber, 1855.

Das kleine Heft behandelt hauptsächlich die berühmten Hyksos, die von Asien herüber in Aegypten eindringend, dasselbe eine Zeit lang beherrschten. Der Verfasser hält diese Hyksos für arischen, d. h. indogermanischen Stammes. „Herr Röth hat nachgewiesen, daß die Religion der Hyksos eine arische gewesen seyn müsse, indem nur durch diese Annahme sich die gleichen Elemente im Kult der Egypter erklären lassen. Ist es nun nicht natürlicher, diese Ueberbringung durch die Arier selbst, als durch einen andern Völkerstamm geschehen zu lassen? — In seiner ‚egyptischen Reise' spricht Lepsius vom Stamm der Aamu, der unter der 12. Dynastie gegen Ende des 23. Jahrhunderts v. Chr. in Egypten einwanderte. Lepsius erklärt sie für Vorläufer der Hyksos und von ihrer Nation. Auf den Monumenten sind sie dargestellt mit blonden Haaren und blauen Augen. Es gibt aber keinen Völkerstamm, der diese körperlichen Abzeichen hätte, als den indogermanischen, die Semiten am allerwenigsten. — Fast bei allen indogermanischen Völkern spielt der Name eines und desselben alten Königs und Gesetzgebers eine wichtige Rolle in den Stammlisten: Ind. Manu, griech. Minos, armen. Manavaz, lyd. und phryg. Manes, germanisch Mannus. Von ihm heißt der Mensch (= männisch) auch indisch Manushja und bei den Persern heißt Meschia der erste Mensch. Dieser Manus findet sich nun auch in Egypten wieder unter der leichten Veränderung in Menes. Was von ihm erzählt wird, stimmt durchaus mit dem Indischen. Er ist erster König und Gesetzgeber."

Da sich die Armenier heute noch Haik nennen, identificirt sie der Verfasser mit den Hyksos. „Damit vergleiche man nun die Ueberlieferung der Armenier, welche St. Martin mittheilt: ‚der erste Häuptling oder Fürst, der ihr Land beherrschte, war ein gewisser Haik. Zwei und zwanzig Jahrhunderte ungefähr vor unserer Zeitrechnung, verließ er sein Vaterland Babylon und ließ sich mit seiner ganzen Familie in den Armenischen Bergen nieder, um der Tyrannei des Assyrerkönigs Belus zu entgehen. Dieser Fürst, ergrimmt über seinen Abfall, versammelte eine zahlreiche Armee und griff den Haik inmitten seiner neuen Niederlassung an. Aber das Waffenglück entschied gegen den Assyrer. In einer großen Schlacht besiegt, verlor er das Leben.' St. Martin gibt als Datum hier ungefähr 2200 v. Chr., hat aber in demselben Band eine chronologische Tafel, in welcher die Regierungszeit Haik's genau auf 2107—2026 fixirt ist. Da Haik hier offenbar eine Personifikation des Armenischen Volkes ist, wie auch seine unmäßig lange Regierungszeit (81 Jahre) beweist, so haben wir demnach die allervollkommenste Uebereinstimmung der Thatsachen: Flucht der Haik's nach Armenien, Flucht der Hyksos nach Egypten; vollkommenste Uebereinstimmung ihrer Ursache: Uebermacht der Assyrer, und endlich der Zeit: Einfall der Hyksos 2100 v. Chr. Anfang Haik's 2107 v. Chr."

Nach der armenischen Genealogie ist des Haik Enkel Gadmos, den Herr K. mit dem griechischen Kadmos identificirt, so wie das griechische Urvolk, die Pelasger, wieder mit den Hyksos. Er bestreitet nämlich die semitische Abkunft des Baal, Apollo, und vindicirt diesen Gott, von dem er die Pelasger herleitet, den Indogermanen. „Die Sylbe asg ist nämlich nichts Anderes, als die indogermanische Endung isch, plattdeutsch isk,

lat. iscus (in Faliscus), slav. -ski, die noch in altdeutschen Mundarten esk und ask lautet. Pel-ask-i, wie auch Pel-ist-im bedeutet also nichts Anderes als Pelische; und ist demnach der Religionsname, Hait aber der Nationalname unseres Volkes. Der Name des Bel gilt allgemein für semitisch, weil ihm das Wort Baal, der Herr, entspricht. Es ist aber merkwürdig, daß auch die indogermanischen Sprachen dieselbe Wurzel aufzuweisen haben; bala heißt Sausc. Macht, βάλλην phrygisch der König und Balder angelsächs. dasselbe.“ 2c. Auch die Kelten zieht der Verfasser hieher, läßt aber nur ihre Krieger und Priester als echte Indogermanen gelten.

Dies die Grundgedanken der vorliegenden Schrift. In einem zweiten, größeren Hefte will der Verfasser zum erstenmal das altpersische Epos als Geschichtsquelle ausbeuten und mit Hülfe der Chronologie Manches feststellen, was über die Urgeschichte des arischen Namens helleres Licht verbreiten soll.

Wir loben den Muth, mit dem hier ein, wie es scheint, noch junger Mann an eine so schwere Aufgabe gegangen ist. An einem gesunden Gefühl für gewisse Merkmale, die hauptsächlich die Orientirung ermöglichen, fehlt es ihm nicht. Aber wir tadeln die Eile, mit der er der gelehrten Welt ein kleines Bruchstück seiner Arbeit hinwirft, da er gewiß auf mehr Anerkennung würde rechnen können, wenn er ruhiger und systematischer erst die Uebersicht gewonnen und seine Leser auf einen Standpunkt gestellt hätte, von wo aus es ihnen möglich gewesen wäre, die arische Völkerströmung gleichsam wie von der Quelle aus mit den Augen zu verfolgen. Vor allem kam es darauf an, von den Ariern selbst zu handeln, ihre Scheidung in das östliche Gangesgebiet und in das westliche Iran zu charakterisiren und sofort das Verhältniß der Iranier einerseits zu den semitischen Stämmen, andrerseits zu den Skythen zu beleuchten. Dann erst war es Zeit, von den Hyksos und Armeniern, Pelasgern und Kelten zu reden.

Auch sind wir nicht damit einverstanden, daß der Verfasser die erklärenden und beweisenden Noten hinter den Text wirft. Bei solchen Untersuchungen muß die ganze Beweisführung dem Leser auf einmal dargeboten werden. Er darf nicht nöthig haben, für eine Behauptung im Text erst mühsam hinten in den Noten Belege zu suchen.

Möge sich jedoch der von einem gesunden Gedanken geleitete und eifervolle Verfasser durch den Tadel nicht abschrecken lassen, rüstig weiter zu forschen. Es gibt allerdings etwas allen Verzweigungen des indogermanischen Völkerstammes Gemeinsames, welches auszumitteln und bis auf seine Ursprünge zurückzuführen sehr der Mühe werth ist, und worüber nicht blos die Sprachforschung entscheiden kann, sondern auch die mythische Geschichte und Geschichte des Mythus vernommen werden muß.

Reisen.

1) Eine Nordfahrt. Streifzüge in Island von Pliny Miles. Leipzig, Lorck, 1855.

Eines der besseren unter den s. g. Lorck'schen Eisenbahnbüchern. Verfasser ist ein Yankee von gutem Humor. Seine Reisebeschreibung ist ohne wissenschaftlichen Werth, enthält aber manche recht lebendige Schilderung nach der Natur.

Besonders glücklich ist er in Landschaftsbildern. Die pittoresken Vulkane, Lavafelder, die durchsichtige Luft Islands treten uns dicht vor das Auge. „Am 15. Tage erblickten wir zum ersten Male die isländische Küste. Es war ein unregelmäßiges, felsiges Vorgebirge, welches mit dem Cap Reykianäs, der südwestlichen Spitze der Insel, endigte. Zwei Tage darauf sahen und passirten wir den „Mehlsack“, eine merkwürdige Felseninsel, die etwa drei Stunden südlich vom Cap Reykianäs liegt. Sie ist beinahe zweihundert Fuß hoch, von ziemlich gleichem Durchmesser, dem Anscheine nach rundumher perpendikulär und zwar auf der Nordseite noch mehr als auf den übrigen. Ihre felsigen Seitenwände waren mit Tausenden von Seevögeln überdeckt. Als der Sonnenuntergang herannahte, sahen wir eine Menge von Solangänsen auf sie zufliegen, um dort Nachtruhe zu suchen. Diese Vögel sind größer wie eine Gans und haben beim Fliegen in Folge ihrer eigenthümlichen Farbe ein höchst merkwürdiges Aussehen; sie sind weiß bis auf die äußere Hälfte der Flügel, die Füße und den Schnabel, was Alles kohlschwarz ist, und den bräunlich gelben Kopf. Einige Meilen südwestlich von dem Mehlsack liegt noch eine merkwürdige Insel, die man den Grenadier nennt. Sie ist ein höchst auffälliger Punkt und ragt mehrere hundert Fuß wie ein langer Riese oder eine hohe Säule aus dem Meere empor. Welch ein unablässiges Kreischen von Seevögeln man jederzeit in der Nähe dieser einsamen Inseln vernimmt! Aber wohin kommt in diesen nordischen Breiten zur Sommerszeit die Nacht? Fragt die liebliche Dämmerung, welche die zwei bis drei Stunden anhält, während die Sonne unter dem Horizont zubringt. Um Mitternacht habe ich ohne die geringste Anstrengung ein Kapitel in

meiner kleingedruckten Bibel gelesen. Ich konnte auf stundenweite Entfernung die Scheidelinie zwischen den Felsen und dem Pflanzenwuchse auf den Bergen erkennen. Und welches herrliche Gebirgspanorama dieses merkwürdige Land darbietet! Es ist Allem, was ich je auf dem Erdball gesehen habe, unähnlich."

Island ist größer als Irland, zählt aber nur 60000 Einwohner. Diese sind ein trefflicher Menschenschlag, groß, kräftig, gutherzig, gastfrei und sehr gebildet. Kein Haus ohne Bücher. Auf der ganzen Insel ist nur ein einziges Gefängniß, welches man aber, weil gar Niemand hineinkam, in eine Wohnung für den Gouverneur eingerichtet hat. Bei dem gelehrten Rector Johnson fand der ungelehrte Verfasser die freundlichste Aufnahme.

Das Innere des Landes ist ganz unwegsam. Man kommt nur zu Pferde fort, weil außer spärlichen Grasflächen und s. g. Wäldern, die nur aus niederem Haidekraut bestehen, alles nur Steinboden ist. „Wir ritten, fortwährend lange, vor uns aufsteigende Bergketten im Auge, ein Paar Stunden weit durch eine trostlos aussehende vulkanische Gegend, welche völlig mit Lavafelsen, Schlacken und vulkanischem Sand überdeckt war. Sie war, wie alle lavabedeckten Striche, in mächtige unregelmäßige Massen zerspalten und zeigte an manchen Stellen dreißig bis vierzig Fuß tiefe Höhlen. Keine Beschreibung, kein Bild vermag Demjenigen, welcher nie in einer vulkanischen Gegend gewesen ist, eine gute Idee von der alten Lava auf der Oberfläche des Bodens zu geben. Selbst die rauhste Kalkgesteingegend, die ich je gesehen habe, läßt sich nicht von fern mit den Lavabezirken vergleichen, welche beinahe zwei Drittel der Oberfläche von Island bilden. In den Beschreibungen vulkanischer Gegenden sehen wir häufig Lavaströme erwähnt. Diese Ströme gehen in anderen Ländern gewöhnlich die Berghänge hinab, aber hier auf Island ziehen sie sich stundenlang auf der ebenen Bodenfläche hin, und wir können uns nicht erklären, woher sie kommen, da wir in der Regel keinen Krater oder Berg in der Nähe erblicken. Ich habe dergleichen Ströme als schroffe, schwarze, schauerliche Massen von zehn bis hundert Fuß Höhe, mehreren hundert Schritten Breite und einer halben bis ganzen Stunden Länge herausstehen sehen. Das Alter der Lava dürfte sehr schwer zu bestimmen seyn. Nach dem Abkühlen, welches häufig mehrere Jahre in Anspruch nimmt, und dem Auseinanderbrechen durch die Ausdehnung der darin enthaltenen Luft, pflegt die Lava fast ganz schwarz zu seyn. Nach mehreren hundert Jahren geht sie in eine etwas braunere Farbe über, oder wird vielmehr altersgrau und überzieht sich mit einer sehr dünnen Decke von einem der niedrigsten Moose. Sehr alte Lava wird oftmals ganz morsch, leicht und porös, und ist in diesem Zustande oft sehr roth."

Die erste Landparthie machte der Verfasser zum berühmten Geyser. Da dieser schon so oft beschrieben worden ist, citiren wir nur die Hauptstelle über den Knalleffect des Sprudels. „Das Wasser schoß in einer ungeheuren, volle zehn Fuß dicken Säule senkrecht empor, wobei es sich ein wenig in verschiedene Strahlen sonderte. Ein solches Schauspiel vermögen keine Worte zu beschreiben. Die Höhe der Wassersäule betrug, so viel ich beurtheilen konnte, siebzig bis fünfundsiebzig Fuß. Der furchtbare Lärm, womit die nachdrängenden Massen die Quellen im Spielen erhielten, klang als ob tausend Dampfmaschinen ihren Dampf durch einen Teich von siedendem Wasser ausströmen ließen."

Nachher machte der Verfasser einen mühsamen Ritt nach dem Hekla. Unterwegs stieß er nur selten auf einen einsamen Hof, wo er aber überall Gastlichkeit fand. So zu Hruni, wo sich nur eine Kirche, ein Pfarrhaus und ein Bauerngut befindet. Der Pfarrer war ein Muster von einem ehrenwerthen Isländer. „In physischer Hinsicht war Herr Briem einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe. Er maß wenigstens fünfundsiebzig Zoll, war gut proportionirt und würde selbst unter den Grenadieren Friedrichs des Großen eine auffallende Figur gespielt haben. Sein Haus hatte gute Möbeln und die eine Wand seines Wohnzimmers war mit einer schönen Bibliothek bedeckt. Hier erblickte ich, auf Island zum ersten Male, die Antiquitates Americanae, ein von der Gesellschaft der nordischen Alterthumsfreunde in Kopenhagen herausgegebenes Werk, worin die vorcolumbische Entdeckung Amerika's ausführlich dargestellt wird." — Das Ersteigen des Hekla war äußerst mühselig und gefährlich, zwischen steilen Abhängen von Lava. Endlich war der Gipfel erreicht. „Eine großartigere Aussicht habe ich nie erblickt. Island lag unter mir und um mich her wie eine Landkarte da. Wir befanden uns sechstausend Fuß über der Meeresfläche und höher als die Gipfel fast aller übrigen Berge auf Island. Im Westen und Nordwesten lagen, von Bergen umgeben und mit Hügeln abwechselnd, mächtige grüne Strecken Wiesenland. Weiße schimmernde Flüsse durchschnitten die Thäler und Ebenen wie lange silberne Bänder. Im fernen Norden und gegen Nordosten hin lagen Schneeberge nicht in Gipfeln, sondern zu ungeheuren, glänzend weißen und im Sonnenschein glitzernden Ebenen ausgebreitet. In einem etwa vier Meilen nordwestlich liegenden Thale befand sich eine

schöne Gruppe von Seen, deren Wasser häufig die Wiesen an ihren Ufern abspiegelte und daher eine dunkelgrüne Farbe hatte. Hier und da zeigten sich in der Landschaft die isländischen ‚Wälder‘ wie dunkelgrüne Gesträuche. Einige Hügel und alte Lavadistrikte waren mit Haidekraut bedeckt, welches jetzt in voller Blüthe stand und die Gegend mit einem purpurnen Gewande bekleidete. Die Oberfläche des Hekla selbst und der Boden rund umher war auf einige Entfernung von seinem Fuße eine einzige schwarze Lavamasse. Im Nordwesten stieg nicht weit von uns der Bjöllfell, ein sonderbar aussehender Berg steil aus der Ebene zweitausendfünfhundert Fuß hoch auf. Im Südosten lag eine dunkle Wolke, welche die Aussicht verdeckte, aber auf allen anderen Seiten war der Himmel rein und das Panorama durch nichts verhüllt. Im Süden, weit draußen im Meere — etwa zehn Meilen entfernt — erhoben sich die Westmanna-Inseln, steil, mehr als zweitausend Fuß aus dem Wasser und ließen ihre basaltischen Klippen in klarumgrenzten Umrissen erkennen. Städte, Dörfer und Menschenwohnungen füllten keinen Theil der Landschaft aus. Die magische Reinheit der Atmosphäre und der eigenthümliche Charakter dieses vulkanischen Landes machen die Aussicht von dem Gipfel des Hekla zu einer der umfassendsten und wechselvollsten des Erdkreises. Zum größten Glücke war der Tag wunderschön hell, und nach der ersten halben Stunde, welche wir auf dem Gipfel zubrachten, die ganze Gegend, mit Ausnahme einer Wolkenbank in Osten, erkennbar.“ Der Krater ruhte. Eben so der ungeheure Vulkan Skaptarjökull, der nur eine weite Schneefläche darbot, in dessen Krater aber, wenn er in Thätigkeit ist, Aetna und Vesuv bequem neben einander Platz haben.

Eine originelle Art, Lachse zu fangen, bemerkte der Reisende im Flusse Laxa, der davon den Namen hat. „Der Fluß besteht aus zwei Armen, und wenn die Fischzeit herankommt, so wird, mittelst zweier Dämme, das Wasser von dem einen abgeschlossen. Sobald es abgelaufen ist, liegen die Lachse auf dem trockenen Grunde und die Fischer haben nichts weiter zu thun, als in das Flußbett zu gehen und sie aufzulesen. Hierauf wird das Wasser aus dem andern Arme in den leeren gelassen, und dann werden dort die armen Fische gefangen. Die Zeit der Lachsfischerei ist für die ganze Bevölkerung von Interesse. Die Fische werden sehr wohlfeil verkauft, und diejenigen, welche man nicht sofort verzehrt, werden gedörrt, geräuchert, und zum großen Theile ausgeführt. Man kauft diese geräucherten Lachse hier häufig zu dem geringen Preise von nicht einmal einem Groschen das Pfund und bringt sie nach England, wo man sie mit außerordentlichem Vortheil verkauft.“ Auch die Pferde sind auf Island äußerst wohlfeil; eine kleine, aber starke und ausdauernde Race. „Auf einer Waide in der Nähe eines Flusses erblickten wir prächtige Pferde. Sie waren feist und glatt, hatten lange flatternde Schweife und Mähnen, aber ein wildes, ungezähmtes Aussehen. Die isländischen Bauern pflegen eine große Menge von Pferden zu halten, auch gibt es auf der ganzen Welt kein Land, wo sie so wohlfeil gezüchtet werden könnten, und man verkauft diese Thiere sehr billig. Ich sah bei den Geysern einen schönen kohlschwarzen vierjährigen Hengst, der nie einen Sattel auf dem Rücken gehabt hatte. Seine Gestalt war die Symmetrie selbst. Er war etwa zwölf und eine halbe Hand hoch. Ich fragte nach dem Preise — weniger als fünfzehn Thaler.“

Diplomatie.

Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten ꝛc. vom westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit mit kurzen geschichtlichen Einleitungen herausg. von Dr. Ghillany, k. württemb. Hofrath. Erster Theil. Nördlingen, Beck, 1855.

Ein nützliches und empfehlenswerthes Buch, sofern die gewöhnlichen Geschichtsbücher den genauen Inhalt der wichtigsten Staatsacten aus Mangel an Raum nicht geben können, die Einsicht in die Acten selbst aber meist erschwert ist, weil sie in verschiedenen Sammelwerken, die man nicht leicht zusammenbringt, zerstreut sind. Im ersten vorliegenden Bande finden wir zunächst den lateinischen Text des westphälischen Friedens. Dann die meist fanzösischen Texte der Friedensschlüsse von Ryswik, Utrecht, Nystädt, Paris (1762, 3), Hubertsburg und die Theilungen Polens (1772, 1793, 1795, 1846).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 40. 19. Mai 1855.

Die Deutschen in Amerika.

Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Von Franz Löher. Zweite Ausgabe. Göttingen, G. Wigand, 1855.

In diesem lehrreichen Buche werden zuerst die Niederlassungen und früheren Schicksale der Deutschen in Nordamerika, dann ihre gegenwärtigen Zustände geschildert und endlich wird ihre Zukunft vorhergesagt.

Die ersten deutschen Ansiedler in der neuen Welt waren Sektirer, um der Religion willen Verfolgte, Mennoniten, Pfälzer, Salzburger ꝛc., deren Geschichte hier ausführlich beschrieben ist. Von diesen deutschen christlichen Demokraten ging der erste Gedanke der Unabhängigkeit Nordamerika's aus, nicht von den Anglo-Amerikanern. „Die Grundsätze der amerikanischen Selbstherrschaft wurden von den Deutschen schon erklärt und verfochten, ehe die Englischen an die Verwirklichung derselben dachten. Es bestand ein großer Unterschied zwischen ihrer und ihrer englisch sprechenden Mitbürger Denkungsart in politischen Dingen. Die Englischen waren in der Anhänglichkeit an England und seine Regierungsweise, und noch mehr in der Treue gegen den König erzogen. Was ging aber die Deutschen England an, was hatten sie mit den regierenden Herren zu schaffen? Sie hatten in England kein Vaterland und der englische König war ihnen ein fremder Mann. Sie waren nicht, wie die Englischen, von ihrem Vaterlande mit dem Bewußtseyn weggegangen, unter seiner Regierung zu bleiben, sondern sie hatten die Freiheit gerade gesucht. Ihnen waren die Beamten, welche die englische Regierung herüberschickte, um so widerwärtiger, weil dieselben zugleich Fremde waren. Was von England kam mußte ihnen verhaßt erscheinen, weil es ihnen vorgezogen wurde. — Als die demokratische und deutsche Partei in Pennsylvanien das Uebergewicht auf dem Landtage hatte, verweigerte dieser 1739, den Forderungen der englischen Regierung nachzukommen und Geld und Mannschaft zum Kriege wider Spanien zu stellen; denn für Englands Vergrößerungssucht wollte man nicht arbeiten, das eigene Land aber sey vor den Spaniern und deren Schiffen sicher. Zwei Vorfälle in Neuyork, dem holländisch-deutschen Staate beweisen ebenfalls die Stimmung der Nichtenglischen. Jakob Leisler war der reichste Mann in Neuyork und beliebt bei den Holländern, Deutschen und Franzosen, weil er den Engländern nicht den Hof machte. Letztere wählten ihn 1689 zum Befehlshaber in der Stadt, als die Nachricht ankam, die Stuarts seyn gestürzt und der Holländer König in London. Leisler führte eine gute Ordnung ein, und legte sein Amt später in die Hände des von England hergeschickten Statthalters nieder. Dieser ließ es ihn gleichwohl mit dem Tode büßen, daß er der Volksbeamte gewesen. Peter Stuyvesant und Schuyler waren ähnliche Bekämpfer der englischen Maßregeln. Am berühmtesten wurde Zengers Prozeß; von dem der Statthalter Moris sagte: ‚er sey der Keim der amerikanischen Unabhängigkeit gewesen, der Morgenstern der Freiheit, welcher nachher Amerika von England losgerissen habe.‘ Der Statthalter Cosby von Neuyork übertraf nämlich seine Vorgänger an Erpressungen und Willkürherrschaft. Er hatte wie jene einen Anhang von Reichen und Günstlingen, welche sich manche Gewaltthat erlaubten. Das Volk war erbittert, und seine Partei, welche sich damals schon die demokratische nannte, ordnete sich, um die ungerechte Verwaltung zu brechen. Am lautesten beschwerten sich die Deutschen und andern Fremden, und viele von ihnen zogen nach Pennsylvanien. Damals gab nun Johann Peter Zenger, einer von den Deutschen, welche der Statthalter Hunter mitgebracht hatte, eine Wochenschrift heraus, (the Newyork weekly journal), in welcher die Schändlichkeiten der Verwaltung ungeschmückt er-

schienen und ihre Handlungen mit beißenden Spottgedichten lächerlich gemacht wurden."

Im Unabhängigkeitskriege selbst gaben die kräftigen deutschen Bauern den Ausschlag, während oft die Yankees davonliefen. „Die Deutschen in Pennsylvanien traten bei dem Beginnen der Zerwürfnisse mit England sofort in beständige Vereine zusammen, deren Ausschüsse durch Reden und Flugschriften sowie durch das Ansammeln von Waffen und Mannschaften eine außerordentliche Rüstigkeit entfalteten (Associators). In den meisten Bezirken griffen die Deutschen zuerst zu den Waffen. In der Stadt Lancaster war die allgemeine Versammlung, in welcher die Offiziere für das pennsylvanische Heer gewählt wurden. Georg Roß war dabei Vorsitzer, Daniel Cleymer Schreiber, Roberdeau wurde erster, Ewing zweiter General. Auch die Deutschen in Philadelphia gingen muthig an's Werk. Die Alten unter ihnen, wahrscheinlich frühere deutsche Soldaten, errichteten sogar eine Veteranen-Compagnie, über welche sie den Befehl ihrem Aeltesten gaben, der nahe hundert Jahre zählte. Fortwährend erklärte sich das Landvolk von Pennsylvanien entschieden für die gänzliche Unabhängigkeit von England, soviele Winkelzüge auch die Herren in den Städten machten. So ragte auch das pennsylvanische Heer, in welchem sich die deutschen Obersten Müller, Bonner, Dritt, Schmeiser, Febiger auszeichneten, durch Tapferkeit und Ausdauer hervor. Als bei der Landung Howes auf Long Island die Truppen aus den Neuengland Staaten sich so feig und ehrlos benahmen, daß sie den Feind nur zu sehen brauchten, um ihre Gewehre wegzuwerfen und die Flucht zu ergreifen, und zwei volle Brigaden von ihnen sich von sechszig Mann, die entfernt vom Haupttreffen waren, gefangen nehmen ließen: da hielten allein die Truppen, welche aus den südlich des Hudsons gelegenen Ländern waren, den Andrang der Feinde aus und fochten gut bis auf den letzten Mann. Und als bei Washingtons Rückzuge die Yankees haufenweise entliefen, die Generale ihre Brigaden dazu aufmunterten, um ihnen folgen zu können, und die Wundärzte sich bestechen ließen, um Gesunde für krank zu erklären, so daß von 13 Bataillonen aus Connecticut sich alle bis auf 700 Mann unsichtbar machten, und Washington auch diesen Rest seiner Lumpigkeit wegen entlassen mußte: da waren es wiederum die Landsoldaten aus Pennsylvanien und Virginien, welche aushielten, und mit denen Washington, nachdem er sich durch eine neue Anwerbung von 1500 Pennsylvaniern verstärkt hatte, den Ueberfall bei Trenton auf den Feind wagen konnte, der dem bestürzten Lande wieder einigen Muth einflößte. Die pennsylvanische Reiterei, unter welche die wohlhabenderen deutschen Bauernsöhne gingen, hielt sich besonders gut. Von der treuen und aufopfernden Hülfe aber, welche die pennsylvanischen Bauern den bedrängten Truppen leisteten, sind die Erzählungen noch reich in mündlicher, hier und da auch in schriftlicher Ueberlieferung erhalten. — In Virginien war das deutsche Landvolk ebenso eifrig und ausdauernd. Oft sah man die deutschen Frauen in das hungernde Lager mit Körben reiten, deren jeder einen Scheffel harte Apfelkuchen, damals etwas Kostbares, enthielt. Die starken deutschen Virginier waren es gerade, welche in diesem Kriege so beharrlich fochten. Wie unter den Minutenmännern (Minutemen) von Culpepper sich viele Deutsche befanden, so bestand auch die Schaar von Morgans berühmten Scharfschützen hauptsächlich aus ihnen. Auch Pennsylvanier-Deutsche waren in Menge dabei. Sie nannten sich selbst ‚die Büchsenmänner' (Riflemen). Noch jetzt sind unter dem deutschen Landvolke in Virginien, Pennsylvanien und den Carolinas die Schützenfeste (Shooting Matches) sehr beliebt. Die beiden letzten von Morgans wilder Schaar waren Peter Lauck und Johann Schultz. Sie lebten bis an ihr Ende in Winchester, wo ihr tapfrer Führer begraben war, dessen Gefangenschaft sie in Canada getheilt hatten. Der verwegene Lauck wunderte sich oft, daß Schultz, der schwächste von der ganzen Bande, den er oft durch den canadischen Schnee getragen, ihn überleben solle. Der ausgezeichnete General Stephens und wahrscheinlich auch der Oberst und nachherige General Wilhelm Darke aus Pennsylvanien, dessen Eltern nach Shephardstown im Jefferson Bezirk gezogen waren, ein wilder Krieger, tapfer und kaltblütig wie wenige, — war ein Deutscher."

Noch ausführlicher handelt der Verfasser von zwei deutschen Generalen, welche damals der Sache der Amerikaner die wichtigsten Dienste leisteten, von Kalb, der in der Schlacht bei Cambden fiel und dem ein ehrenvolles Denkmal gesetzt wurde, und von Steuben, der zum Lohn großen Grundbesitz erhielt. Der letztere war ein Preuße.

Von den Deutschen ging ferner das demokratische Gepräge der nördlichen Provinzen aus im Gegensatz gegen das aristokratische der Südprovinzen und gegen die Sklaverei.

Zur Zeit des Unabhängigkeitskriegs waren die Deutschen nicht nur sehr zahlreich, sondern auch sehr geachtet. „Die werden nicht Unrecht haben, welche die Zahl der Deutschen und Holländer damals im Staate Neuyork auf vier Fünftel, in Pennsylvanien auf zwei Drittel, in Jersey, Delaware und Maryland auf die Hälfte, in Virginien auf etwa ein Drittel, und in den drei süd-

lichen Staaten auf ein Fünftel, und die Gesammtzahl der Deutschen in den Staaten auf reichlich ein Drittel der Bevölkerung angeben." Die Zahl hat sich seitdem durch neue Einwanderungen ansehnlich vermehrt, aber dennoch ist das deutsche Element in Abnahme gekommen. Die Gründe sind einfach: 1) sobald die Vereinigten Staaten unabhängig geworden waren, haßten die Deutschen das Englische nicht mehr, denn sie standen nicht mehr unter englischen Herren; 2) das Bedürfniß der Spracheinheit war zu einleuchtend, als daß nicht auch viele gute Deutsche, um die politische Einheit zu befördern, das sprachliche Sonderinteresse hätten aufgeben sollen; 3) es wanderten allmählig gar viele schlechte Subjecte aus Deutschland ein, die ihre Nationalität in Miscredit brachten; 4) die Deutschen, in ihrer eigenen Heimath schon getrennt und einander Feind aus religiösen, politischen und provinziellen Gründen, haderten auch drüben über dem Meer und konnten sich nicht vereinigen.

Erst seit neuester Zeit tauchen nationale Emancipationsgedanken unter den Deutschen in Amerika wieder auf und das vorliegende Buch dient ihnen zum Ausdruck. Wie viele Hunderttausende unsrer Landsleute auch schon in der dritten und vierten Generation entdeutscht sind, so sind doch wieder jährlich andre Hunderttausende aus Deutschland eingewandert und es wäre nicht unmöglich, daß auch Jene in ihre Deutschheit wieder zurückgreifen könnten, denn es liegt etwas im Deutschthum, was dem Yankeethum überlegen ist. „Sobald aber ein so ernstlicher Wille der Deutschen den Englischen gegenüber tritt, so wird er nach einigen Stößen deren Widerstand überwinden. Denn so wie es kein Volk gibt, in welchem der Einzelne, auch der Bauer, so edel und selbstherrschend ist, so findet sich auch keines, in welchem er so willig anerkennt, wenn ihm ein Wille entgegentritt, der seine Selbstberechtigung in sich trägt. Es verhält sich das ungefähr, wie man in guter Gesellschaft jedem sein Recht anerkennt, wenn er es zu vertreten gewillt ist und es mit der Gesellschaft selbst bestehen kann. In Amerika kommt hinzu, daß dies aus allen möglichen, namentlich den leichtblütig irischen Bestandtheilen zusammengeflossene und noch fort und fort zusammenfließende Volk außer dem Yankeecharakter noch kein festes Gepräge angenommen hat, vielmehr über einen weitgedehnten Flächenraum vertheilt noch unbeständig und flüchtig hin und wieder wogt. Deshalb ist es das bildsamste von allen Völkern und kann mit Leichtigkeit noch manche Arten von Gestaltungen annehmen. Seine englische Sprache hat schon jetzt andere Betonungen, Wendungen, Wortbildungen und eine Anzahl neuer Worte aufgenommen, die bei keinem Engländer zu finden sind. Man arbeitet auch schon daran, die Schreibweise dieser Sprache zu amerikanisiren. Dem Katholicismus aber und den neuen Secten fällt dieses Volk zu wie die Fliegen dem Brei. Setzen die Deutschen in diese bewegliche, weit und dünn zerstreute Volksmenge ihr Deutschthum als eine lebenskräftige Eiche hinein, so werden sie sich wundern, wie viele Nahrung ihre Wurzeln anziehen, wie viele sich zeitig unter deren Schatten sammeln werden, sobald sie nicht mehr umzustoßen ist. Dann wird sich eine Menge ihrer deutschen Abstammung erinnern, denen sie jetzt kein Mensch mehr ansieht. Was und wie aber wird denn das Deutschthum seyn? fragt man. Nun, die Deutschen können nicht bloße Deutsche bleiben wie sie jetzt hier und drüben sind, sie können nicht gleich deutsche Dome in den Wäldern aufrichten und Veilchen suchen hinter den hölzernen Zickzackzäunen. Sie werden Amerikaner werden, tüchtige Republikaner und tüchtige Geschäftsleute, sie werden sich auch mit Nichtdeutschen vermischen und verheirathen und viel von deren Wesen annehmen. Aber Gehalt und Ausdruck werden deutsch bleiben, unsre Landsleute können Wein an den Flußhügeln pflanzen und ihn trinken unter fröhlichen Liedern und Tänzen, sie können deutsche Schulen und Universitäten, deutsche Literatur und Kunst, deutsche Wissenschaft und Philosophie, deutsche Regimenter, Gerichte und Staatsversammlungen haben, — kurz sie können einen deutschen Staat bilden, in welchem ihre Sprache gerade so Volks- und Regierungssprache ist, als jetzt die englische, und in welchem das deutsche Wesen gerade so lebt und treibt, richtet und herrscht, wie jetzt überall das englische."

Die Ueberlegenheit der Deutschen liegt in ihrem Geist, in ihrer Bildung, in ihrer Geduld. Sie kommen immer wieder auf, wenn auch lange misachtet.

Der Verfasser glaubt, das gegenwärtige Durcheinander der Sekten und Parteien in den Vereinigten Staaten werde sich allmählig klären und die Zukunft werde der katholischen Kirche und dem Methodismus angehören.

Was er über die katholische Kirche sagt, ist um so interessanter, als er sich auf einem akatholischen, ja antikatholischen Standpunkt befindet. „Die katholische Kirche tritt in gebieterischem Glanze, in kunstvoller Gestalt und Geschlossenheit dem Amerikaner gegenüber. Mit Siegesgewißheit spricht sie von ihrer Macht und ihrem Wachsthum. In den wohleingerichteten Klöstern und Schulanstalten wird feinere Bildung gewährt, prachtvolle Kathedralen steigen auf, die Messe wird begleitet von einer Auswahl von Musikstücken, der Bischof predigt vor dem Altare zur Gemeinde gewendet mit Stab und Mitra,

das mystische Glück der Gnadenmittel der Kirche steht verheißend im Hintergrunde: — das macht Eindruck, das lockt. Außerdem, wer sich dem katholischen Glauben ergibt, ist des peinigenden Denkens entledigt. Daneben schaffen die Katholiken, wohin sie nur kommen, sehr viel in Erziehungshäusern, Hospitälern, barmherzigen Schwesternhäusern, Waisen-, Blinden-, Irren-, Taubstummen- und Armenanstalten, und was die Katholiken darin thun, das ist tüchtig, reichlich und sauber. So etwas Praktisches gefällt dem Amerikaner nun ganz besonders. Dann aber haben die Katholiken auch einen Ueberfluß von weltklugen und feingebildeten Geistlichen, von Lehrern und Lehrerinnen, mit denen es die protestantischen Berufsgenossen gar nicht aufnehmen können. Die Geistlichen sind meist Jesuiten und sehr viele in Rom gebildet; diese entwickeln eine stille, aber höchst gewandte und unermüdliche Thätigkeit. Die reichsten Familien sind ihr Hauptaugenmerk. Einige weltliche Sendlinge gehen unter verschiedenen Vorwänden dort ein und verbannen zuerst die Irrthümer über die Katholiken; man sieht ein, daß es damit noch gar nicht so arg sey. Dann kommt der angenehme Geistliche, er wird Hausfreund, und bald hat er die Fische im Netze. Ihre Priesterschaft ist vortrefflich geordnet und eingeübt, die Masse ihrer Gläubigen gehorcht ihrem Worte wie Ein Mann. Die katholischen Bischöfe sind schon jetzt diejenigen, welche in den Freistaaten am meisten politische Macht haben. Wenn sie wollen, machen sie den Präsidenten wie den Statthalter, denn ihre Irländer gehorchen blindlings, leider auch viele Deutsche. Noch sind sie vorzugsweise demokratisch, weil unter den Whigs, den aus England abstammenden Familien, ihre bittersten Widersacher sind: sie wissen aber ihre Politik wohl nach Umständen zu drehen. Laßt die Katholiken erst einmal pomphafte Prozessionen halten, laßt die Politiker sich, um sie zu benutzen, mit ihnen verbinden, und man wird die Uebertritte zur katholischen Kirche nicht mehr zählen können. Im Jahre 1776 verhielten sich die Katholiken zu den Protestanten wie 1 zu 100, jetzt wie 1 zu 15. Die katholische Bevölkerung verdoppelt sich, während sich die übrige im gleichen Zeitraume nur um ein Drittel vermehrt."

Auf sehr charakteristische Weise steht der katholischen Kirche als zweite Hauptmacht der Methodismus gegenüber: „Der Methodismus geht nun neben dem Katholicismus dem Amerikaner zu Gemüthe, dem Manne, der seine Seele kurzweg praktisch selbst behandeln will. Der Methodist will das selbst thun, deßhalb ist er der ächte Republikaner in Glaubenssachen und will die Kirche gänzlich vom Staate frei wissen. In den Glaubenssätzen unterscheidet er sich scharf vom Lutherischen, weil er keine Stoffverwandlung im Abendmahle, und vom Reformirten, weil er keine Vorherbestimmung (Prädestination) annimmt; letztere konnte überhaupt in Amerika nicht viel Anhänger finden, weil der Amerikaner sein Verdienst sich selbst verdanken will. Die Hauptkraft des Methodismus aber liegt in seiner Einwirkung auf den inneren Menschen. Wenn man sich in den Methodistenkirchen, noch mehr bei den Waldlagern, wenn die Raserei die Höhe erreicht hat, befindet, so verspürt man etwas Electrisches in der Luft, weil Prediger und Bekehrte und arme Sünder so viel Geist ausarbeiten und ausströmen. Das ergreift die Leute mit krampfhaften Zuckungen, besinnungslos jauchzen und stöhnen sie und machen fürchterliche Sätze im Springen, es wäre ein Wunder, wenn sie nicht übernatürliche Erscheinungen hätten. Katholische Geistliche sehen den leibhaftigen Teufel darin seine Faxen machen. Solche Wiederbelebungen sind aber durchaus dem Geschmacke der englischen Amerikaner angemessen. In dem Wirrwarr der Geschäfte, in dem unaufhörlichen Rechnen und Handeln und schnell aufgerafften Vergnügungen sinkt dem Volke sein besseres Selbst unter, das fühlt es und braucht nur ein starkes Mittel, eine heilsame Erschütterung, um der Seele wieder zum Durchbruch zu verhelfen, gerade so, wie es von Zeit zu Zeit, nachdem es mit hartem Fett, Gewürz und Fleisch sich vollgeschlungen hat, ungeheure Dosen von Calomel und Castoröl zu sich nimmt, um die Verdauung wieder in Ordnung zu bringen. Natürlich geht es dann am liebsten zu denjenigen Aerzten, welche der Seele eine solche Pferdekur mit guter Manier beibringen können, und deßhalb blüht der Weizen der Methodisten mit jedem Jahre besser. In Amerika ist mit dem Stande der Begnadigung auch ein höheres Ansehen in der Gemeinde verbunden, und vor allem, man macht bessere Geschäfte und mehr Geld dabei, Gründe genug, um dem Methodismus täglich mehr Jünger zu verschaffen. Kein Wunder daher, daß schon jetzt die sechs Arten von Methodisten 1,270,000 Communicanten zählen, und die sämmtlichen übrigen Protestanten noch nicht 2 Millionen, ein Beweis wie sehr die Methodisten durch Bekehrung von Erwachsenen zugenommen haben. Prediger haben sie fast ebenso viele als die anderen Glaubensbekenntnisse zusammengenommen."

Das sind einige Lineamente, um darnach die Zukunft der vereinigten Staaten zu bemessen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 41. 23. Mai 1855.

Geschichte.

1) Monumenta Habsburgica. Sammlung von Actenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg von 1473—1576. Herausg. von der histor. Commission der kais. Akademie d. Wissenschaften. Erste Abtheilung. Erster Band. Auch unter dem Titel: Actenstücke und Briefe im Zeitalter Maximilians I. von Joseph Chmel. Erster Band. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1854.

Schon vor einigen Jahren gab Herr Chmel eine Geschichte Kaiser Friedrichs IV. (III.) und Maximilians heraus, wovon zwei Bände erschienen sind und deren Fortsetzungen wir noch entgegensehen. Diesem Werke dient das vorliegende zur Ergänzung als erster Urkundenband.

Der Herausgeber bemerkt mit Recht, „daß die Regesten meist nur Andeutungen und Fingerzeige seyen, welche den Forscher nur aufmerksam machen, in den wenigsten Fällen ihm jedoch genügen können, wenn sie anders nicht vollständig Augenzeuge sind.“ Es genügt nicht, die vortrefflichen Regestensammlungen Böhmers vor Augen zu haben, weil sie fast nur Ueberschriften und die Inhaltsangabe nur in kurzestem Ausdruck enthalten. Um genauer den Inhalt der Acten einsehen zu können, bedarf es solcher Werke wie das vorliegende von Chmel, worin die Urkunden, Briefe rc. selbst vollständig, so weit sie irgend ein historisches Interesse darbieten, abgedruckt sind. Begreiflicherweise sind solche Sammlungen umfangreich und ihr Abdruck kostspielig. Daher bleibt es die Aufgabe der Akademien, sie in Druck zu geben und die k. k. Akademie in Wien hat sich durch Herausgabe des vorliegenden Werkes ein hohes Verdienst erworben. Es wäre mancher Akademie zu wünschen, sie leistete mehr in der Herausgabe werthvoller alter Sachen, und etwas weniger in der Promulgation von Abhandlungen der jeweiligen Mitglieder.

Wenn es die Absicht war, in die zuerst vom Minister Stein angeregten und seither von Pertz verwirklichten Monumenta germanica alle sicheren Quellen zunächst der ältern deutschen Geschichte aufzunehmen, so daß durch dieses große Sammelwerk künftig alles bisher vereinzelt Erschienene entbehrlich wird; so hat es diese Sammlung hauptsächlich mit Annalen, Chroniken, Lebensbeschreibungen rc. zu thun. Daneben sollte eine andre große Sammlung für deutsche Reichsgeschichte angelegt werden, die ausschließlich nur schriftliche Urkunden mittheilte, in der Art wie die vorliegende Sammlung von Chmel. Das wären Böhmers fortlaufende Kaiserregesten, wozu die päpstlichen, bischöflichen, fürstlichen Regesten chronologisch addirt werden müßten, alle aber in vollständigem Abdruck. Auf den ersten Blick erscheint ein solches Unternehmen kolossal. Allein wenn man bedenkt, wie unzählig viele Kräfte schon für Sammlungen im Einzelnen, für specialgeschichtliche Quellenstudien aufgewendet worden sind, so sollte man meinen, durch eine großartige, mit akademischen Mitteln bestrittene Sammlung, die alles umfaßte, bei der Jedermann künftig Rathes erholen könnte und die jede fernere Einzelsammlung entbehrlich machte, könnten Kräfte eher gespart als verschwendet werden. Das germanische Museum hat eine ähnliche Tendenz zur Sammlung im Großen. Es wäre aber zweckmäßiger, wenn sich die historischen Abtheilungen der deutschen Akademien in die Arbeit theilten, als wenn bald hier bald da mit unzureichender Kraft das Ganze aufgefaßt werden will.

Herr Chmel stellt den Urkunden eine kurze Chronik voran, um die Uebersicht zu erleichtern. Der starke erste Band enthält blos Urkunden aus den Jahren 1473 und

1474. Das war die interessante Zeit, in welcher Kaiser Friedrich III. mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund vergeblich wegen der Heirath ihrer Kinder unterhandelte, was ihren Bruch und die berühmten Burgunderkriege veranlaßte. Wir folgen dem Kaiser und seinem liebenswürdigen Sohn, Erzherzog Maximilian, auf seinen Reisen durchs Reich, wir wohnen den Festen bei, die ihnen Herzog Karl mit unerhörter Pracht bereitete rc. Wir blicken aber auch tief in die Schäden des h. römischen Reichs hinein. Es war eine Zeit gemüthlicher Anarchie. Der Kaiser genoß nur noch dem Namen nach sein altes heiliges Ansehen; in der That waltete bereits die Fürstenaristokratie unumschränkt, neben der die Städte ihre Unabhängigkeit zu behaupten suchten. Das Uebel war schon verjährt und nicht erst neuen Datums. Der viel energischere Maximilian konnte so wenig ausrichten, wie sein trägerer Vater. Die kleinen Herren im Reich gehorchten eben nicht, oder nur, wenn es ihnen beliebte. Herr Chmel charakterisirt den Kaiser Friedrich und seine Zeit S. XLVIII. sehr gut: „Ohne Zweifel hatte die Persönlichkeit des weichen, unkriegerischen, stets zur Nachgiebigkeit geneigten Kaisers viel beigetragen, daß man am Ende sich gar so viel erlaubte, aber man würde eben so ungerecht als ungründlich die Schuld der so auffallenden Rücksichtslosigkeiten und Willkürlichkeiten dem Kaiser allein beimessen. — Was war zu Kaiser Friedrichs Zeit Recht und Verfassung im Deutschen Reiche? das ist die Frage. Die Antwort muß aus Tausenden von Urkunden nach und nach mühsam zusammengestellt werden, denn es war durchaus nicht klar und evident, wer zu befehlen habe und in wie weit die Fürsten des Reiches zum Gehorsam verpflichtet seyen. Die Verfassung Deutschlands war faktisch eine Aristokratie, seit die Monarchen, die römisch-deutschen Kaiser und Könige, in ihren vorzüglichsten Regierungsacten an die Willebriefe der Churfürsten gebunden waren. In welchen Fällen nun Willebriefe zur Gültigkeit erforderlich waren, wußte man damals selbst nicht genau, wie wir später aus einer schlagenden Stelle eines churfürstlichen Rathes nachweisen wollen. — Es ist darum nothwendig, alle derlei Willebriefe der Churfürsten sorgfältig zu sammeln, es wird sich herausstellen, ob denn eine allseitige Abgrenzung der Gerechtsame und Pflichten wirklich stattgefunden, die ich übrigens nach den bisherigen Ergebnissen stark bezweifle. — Es war eine Zeit des materiellen Treibens und Strebens, wer die Macht hatte, glaubte auch das Recht zu haben. — Nun hatte aber Kaiser Friedrich IV. als österreichischer Landesfürst in seinen Herzogthümern Oesterreich unter und ober der Enns, in Steiermark, Kärnten und Krain eine sehr beschränkte Macht, die Verhältnisse waren so beschaffen, daß beständige Reibungen und Verlegenheiten die Machtentwicklung hemmten. — Frägt man, wer die Schuld hat, so dürfte die Antwort allerdings auf den Landesfürsten hindeuten, der, was ihm übrigens auf der anderen Seite rühmlich ist, vor allen Gewaltthaten Scheu hatte. — Das Unglück war aber, daß so Viele andere diese Scheu nicht hatten. Sowohl Nachbarn als Unterthanen (besonders ein großer Theil des Adels) erlaubten sich nur zu viele Gewaltthätigkeiten, denen nur mit Macht und Gewalt zu widerstehen war. Ich hoffe durch Mittheilung und sorgfältige Zusammenstellung vieler Tausende von neuen urkundlichen Daten und Belegen dem unbefangenen Geschichtsfreunde zu beweisen, daß Kaiser Friedrich IV. nicht verantwortlich seyn könne für den Charakter seiner Zeit." Nur aus solchen Zeitumständen erklären sich Naivetäten, die man sonst für fabelhaft halten müßte, z. B. die hier S. 505 abgedruckte Urkunde eines Waffenstillstandes zwischen dem Kaiser und den Herren von Schwanberg, Rosenberg, Lobkowitz, Windenberg und Stupenski, fünf böhmischen Rittern, die auf eigne Faust Krieg mit ihm angefangen hatten. Nicht minder naiv sind die Geldgeschenke, die der Kaiser in jeder Reichsstadt empfing, und die sich auch auf die kaiserlichen Beamten erstreckten, gleichsam umgekehrte Trinkgelder, die der vornehme Gast nicht gab, sondern empfing.

Es war eine merkwürdige Zeit des Uebergangs aus älteren, naiven, patriarchalischen Zuständen in neue, die man schon revolutionär nennen kann, wenn es auch zunächst Fürsten waren, die den alten Boden des Rechts mit eherner Ferse umstießen, wie Karl der Kühne.

2) Fränkische Studien. Herausgegeben von Dr. C. Höfler. Aus dem Archiv für Kunde östreichischer Geschichtsquellen besonders abgedruckt.

Eine ähnliche Sammlung, aber aus verschiedenen Zeiten und mit sorgfältiger Auswahl des Interessanten. Wir haben früher schon in diesen Blättern (1853 Nr. 49) die von Höfler herausgegebenen höchst anziehenden Denkwürdigkeiten der Charitas Pirkheimer (Schwester des berühmten Willibald) empfohlen und wollen nicht verfehlen, hier abermals auf Höflers Verdienste um die Quellenkunde der deutschen Geschichte vom 15. bis 17. Jahrhundert aufmerksam zu machen.

Dem fränkischen Hause der Babenberger verdankt Deutschland seine erste Sicherstellung nach Osten. Das babenbergische Oesterreich war das gewaltige Bollwerk des deutschen Reichs gegen Ungarn und trennte zugleich die

Nordslaven von den Südslaven. Herr Höfler knüpft an die Erinnerung jener Babenberger sehr fruchtbare Betrachtungen über die späteren Ereignisse. Das Babenberger Haus ging fast zugleich mit dem Hohenstauffischen zu Ende. In das verwaiste Oesterreich drängte sich der Böhme mit panslavischer Tendenz ein. Ohne das gewaltige Einschreiten des ersten Habsburgers wäre das Östreich für Deutschland verloren gewesen. „Damals zeigte sich bereits die unermeßliche Bedeutung Oesterreichs unter den übrigen deutschen Ländern. 600 Jahre, ehe panslavische Träumereien wieder Wahrheit zu werden suchten, unternahm es der den Czechen immer theure Ottokar, das Hinderniß hinwegzuräumen, welches einer Vereinigung der West- und Südslaven entgegen trat. Blieben damals Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter dem Scepter des Böhmenkönigs vereinigt — und sei es auch nur ein Paar Menschenalter, so war im Osten das Uebergewicht des Slaventhums entschieden und das czechische Oesterreich rollte die übrigen deutschen Länder eines nach dem andern auf. Nur die äußerste Gedankenlosigkeit oder blinde Leidenschaft kann daher in dem Aufkommen der habsburgischen Macht ein Unglück für Deutschland erblicken, während in Wahrheit der Umstand allein, daß es den Habsburgern gelang, die verfallene Herrschaft der Babenberger wieder aufzurichten und von da aus nach dem Slaven- wie nach dem Ungernlande ihre Politik zu richten, das deutsche Interesse nach den Seiten hin geltend gemacht wurde, von wo aus dasselbe am meisten Gefährdung erlitten hatte, ein größeres Verdienst ist, als ꝛc."

Unter den vielen Briefen und Memorialen, die hier mitgetheilt werden, heben wir nur das vertrauliche Schreiben eines oberdeutschen Fürsten an einen brandenburgischen Rath vom Jahr 1614 hervor. Es drückt (vier Jahre vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges) die damalige Besorgniß der Fürsten vor einer demokratischen Revolution aus. Dieses Schreiben steht nicht allein. Referent ist im Besitz von noch mehreren sehr seltnen Flugschriften aus dem dreißigjährigen Kriege, in welchen wiederholt die kaiserliche Partei den Reformirten vorwirft, in Folge eines holländischen (bald auch englischen) Impulses und nicht ohne Zuthun der Venetianer mittelst der deutschen Städte und der Bauern einen Umsturz der gesammten Fürstengewalt zu bezwecken, während umgekehrt die Reformirten den Katholiken stets zum Vorwurf machen, sie wollten den „spanischen Dominatus absolutus" einführen und die alte Freiheit im deutschen Reich mit Stumpf und Stiel ausrotten. Der Correspondent von 1614 sagt nun unter anderem: Es ist „die allgemeine Intention aller Reichsstädte, wo nicht des senatus doch der Bürgerschaft insgemein als welche nichts mehr suchen als eine Universaldemocratiam aufzurichten und alles was derselben entgegen ist aus dem Wege zu räumen. Welches dan durch solches Mittel die gewünschteste Gelegenheit bekommen würde, mit Hülfe gleicher Intention unirter Staaten diesen ihren Wunsch ins Werk zu setzen. Zumal weil bewußt daß etliche unserer Fürsten und Herren denselben mit Schulden und Pfandschaften behaftet, theils mit denselben in allerhand nachpaurlichen bisweillen auch schweren Differentien stehen und da unter während Correspondenz sich auch wohl ihres Vermögens halber dahin eröffnen müssen, daß ihnen nuhn die vires deroselben Kammerguter bewußt, also sich ihrer Macht halber zue entsetzen vmb so vil desto weniger Vrsach haben. Wofern nun die oben bemeldeten Staaten auch die Hanse und Reichsstädte ihre vires conjugiren und die wenigen Fürsten und Grafenhäuser angreifen sollten, gebe ich denen Herren zu bedenkhen, durch was Mittel man denselben Widerstand thun und sie würde dampfen kennen, zumal wenn die Pfaffengüter auch in deroselben Handen seyn und sie also der ihrigen noch deren Macht pringen solten, vor denen wir unß jetzo allein fürchten und deswegen diese so hoch präjudicirliche Bündniß sollicitiren. So ist auch wol zu besorgen, wenn sich eine solche Neuerung hierbei in dem Reich anspinnen sollte, daß unsere Unterthanen und Landvolk selbst theils darein, weil der gemeine Pöfel zue derogleichen verenderungen ganz begierig als einer solchen zue natürlich begerten Freiheit zu genüssen verhofft; theils auch darum weil das Landvolk nun eine geraume Anzahl Jahre hero mit allerhand ordinari und extraordinari Anlagen und Beschwerden sehr hart gehalten worden, entweder diesen eingeladenen Gästen beifallen und die Wehre in denen sie etlichen Orten sehr wohl geübt, wider ihre Obrigkeit selbsten in die Handt nehmen, oder doch der Herrschaft zu derselben Beschützung einen schlechten eyffer brauchen also überall die Fürsten und Stände den Kürzern ziehen müßten." Auch über die geheimen Pläne Wallensteins findet sich hier S. 28 f. ein sehr interessanter italienischer Bericht.

3) Beschreibung der Diöcese Brixen. Von G. Tinkhauser. Erstes bis sechstes Heft. Brixen, Al. Weger, 1851—1854.

Geschichte und Statistik des uralten Bisthums Brixen, Beschreibung der älteren und neueren Kirchen in Brixen und aller einzelnen Pfarrbezirke. In dem sehr reichen Detail der örtlichen Erinnerungen findet sich vieles von allgemeinerem Interesse. Wir heben die Geschichte

des Klosters Inichen hervor. Zur Zeit der Wirren zwischen dem Cardinal Nicolaus de Cusa und dem in Tirol gebietenden Erzherzog Sigmund kam das ganze Land in Interdict mit Ausnahme des dem Cardinal treuen Inichen, dem nun allein die Seelsorge oblag. Dadurch scheint das Kloster ein wenig in Uebermuth gefallen zu seyn oder hatte sich die Spannung überhaupt und damit von Seiten der Laien den Pfaffenhaß erhalten. Genug, schon im Jahre 1484 kommt ein Beispiel von Auflehnung der Bauern gegen das Kloster vor, das einen sehr revolutionären Geist beurkundet. „Auf die Klage des Capitels von Inichen schied der Richter auf Heunfels den Candidus Haider aus Villgraten wegen ‚Abgang vnd Verhaltung der Zins' aus seinen Hof und Rechten (1482). Die Söhne des Verurtheilten, Christoph und Leonhard, wollten das väterliche Gut wieder an sich bringen und sandten dem Capitel zwei Absagebriefe. (1484). Der erste lautet: ‚Ich Christl Haider vnd Liendl Haider lassen Euch wissen vnd sagen Euch ab, dem ganzen Capitel ze Inichingen vnd allen Chorherren; den sagen wir ab an Leib und an guet, mit Feuer vnd mit brand, bei tag vnd nacht, bei Sunnen vnd bei mond und wenne wol frue vnd spat, hünz als lang das sie mit vns nit ains werden, vnd das sie uns vnser väterlichen vnd mütterlichen erbguet wider antworten ꝛc. Item begern wir vnd tuen zu wissen ob Ir nun kumbt und ains werdet in 14 tägen, daz ist wol vnd guet; tuet Ir aber das nit, darnach wellen wir Euch rauben vnd brennen, wo wir Euch ergreiffen oder die Ewren, auf wazzer oder auf land, nicht ausgenommen. Item tuen wir euch zu wißen liebe nachpauren ze Inechingen, das uns nicht lieb ist, wo Ir in schaden kombt von wegen der Pfaffen vnd Chorherrn, das wäre uns fast laid, aber wir mügen es auch nicht liegen laßen. Darum tuet si von Euch, da recht Euch auch. Wolt Ir ains werden, Ihr wißet wol wo wir sein.' Die Sache war ernstlich gemeint und würde ohne Zweifel auch zur Ausführung gekommen seyn, wenn nicht Leonhard Graf von Görz auf die Absager hätte fahnden lassen. Sie verließen das görz'sche Gebiet und flohen nach Venedig. Später söhnten sie sich mit den Chorherrn aus (1492). Wir sehen hierin bereits ein Vorspiel dessen, was im Bauerntumulte beinahe durch das ganze Land zum vollen Ausbruch gediehen war (1525). Auch dem Capitel von Inichen verweigerten viele Bauern in diesem verhängnisvollen Jahre und noch später die schuldigen Zinse, wozu sie aber durch die kraftvolle Einwirkung des Landesfürsten K. Ferdinands I. im J. 1529 gezwungen wurden. Jedoch weit schädlichere Feinde hatten sich im Stifte selbst festgesetzt. Der Canonicus Matthias Messerschmid bekannte sich offenkundig zur lutherischen Lehre; er mußte das Land verlassen und starb in der Schweiz (1538). Unter den Canonikern herrschte Uneinigkeit und insbesonders in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eine solche Entsittlichung und Verwilderung durch Concubinat und Trunksucht, wie man sie in keinem Winkel unserer Diöcese gefunden hat." Gewiß ein merkwürdiger kleiner Zeitspiegel.

Interessant ist in diesem Werke auch die Geschichte der geistlichen Orden und ihres Wirkens in Tirol. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie nach der Reformation hauptsächlich durch Jesuiten und Capuziner das System der Fraternitäten aufgekommen sey, den Laienassociationen zu frommen und sittlichen Zwecken, zu wechselseitiger Anfeuerung und Controle. „Diese Bündnisse, je nach den Ständen aus Jünglingen, Jungfrauen, Männern und Frauen zusammengesetzt und abgesondert, haben nebst den üblichen Andachtsübungen und den bezüglichen nur für sie berechneten Unterweisungen noch insbesonders die wechselseitige Ermunterung und Ueberwachung der Mitglieder zur genauern Erfüllung der Standespflichten sich zum Ziele gesetzt, und sind von den römischen Päpsten, damit der Eifer des Volkes mehr angeregt werde und desto anhaltender fortdaure, mit Ablässen ausgezeichnet worden. Das Ablaßbreve für die Jünglinge und Jungfrauen ist von Clemens XII. unterm 5. Mai 1735, und das nämliche auch für die Männer und Frauen von Benedict XIV. am 22. Febr. 1744 ausgefertigt worden. Nach dem J. 1784 verschwanden in Folge der Aufhebung des Jesuitenordens allmählich auch die Missionen und mit ihnen schied das regere Leben aus den Bündnissen, bis diese wieder in jüngster Zeit von den Ligorianern bei Gelegenheit ihrer Missionen entweder neu erweckt oder aufgefrischt worden sind. Und so findet man in unserer Diöcese kaum ein Seelsorgskirchlein, welches nicht der Mittelpunkt eines oder mehrerer religiösen Vereine wäre. Mögen sie fortblühen immerhin und heranwachsen zum gewaltigen Baum, an dem der Sturm der empörten Welt sich bricht!" Gewiß haben diese Vereine sehr viel dazu beigetragen, um das Volk der Tiroler bei der alten patriarchalischen Sitte und Kraft zu erhalten. Wir zweifeln, ob unsre modernen demokratischen Vereine, Lichtversammlungen, Diesterweg'sche Schullehrerconferenzen ꝛc. dem Volk so zu gut kommen, wie jene Tiroler Brüderschaften, bei deren bloßen Erwähnung das aufgeklärte Norddeutschland zu schaudern pflegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 42. 26. Mai 1855.

Epische Dichtkunst.

1) Joseph. Gedicht nach dem alten Testamente von Katharina Diez. Mit einem Titelbilde. Berlin, Decker'sche geh. Oberhofbuchdruckerei, 1855.

Seit einiger Zeit sind größere episch-lyrische Dichtungen, meist in kurzen Zeilen, Mode geworden, während die Romanzen, an denen wir vormals einen so großen Ueberfluß hatten, in Abnahme gekommen sind. Die Kluft, die zwischen der Lyrik und den Prosaromanen lange gegähnt hatte, scheint durch diese epischen Dichtungen nunmehr wieder ausgefüllt werden zu sollen.

Wir betrachten hier zunächst einige geistliche Heldengedichte. Katharina Diez hat die Geschichte des keuschen Joseph in 28 Gesängen und zwar in jambischem Versmaaß behandelt. Derselbe Gegenstand ist bekanntlich sehr oft von orientalischen Dichtern bearbeitet worden. Der Ruhm Jussuffs und Suleichas ist kaum von einem andern übertroffen in der poetischen Literatur der Perser und Araber. Aber diese Morgenländer suchten in Josephs Geschichte nur einen poetischen Reiz und eine ästhetische Berauschung; weshalb sie einstimmig Potiphars Weib entschuldigten. Sie gaben derselben den Namen Suleicha. Wie wäre es möglich gewesen, dachten sie, daß ein Weib der himmlischen Schönheit Josephs hätte widerstehen können? Sie war also nicht die Verführerin, sie that eigentlich nur, was ihre Pflicht war, indem sie nach dem Sohn des Lichts hinstrebte. Darum verdient sie auch keine Strafe und die morgenländischen Gedichte schließen nie, ohne daß zuletzt noch Suleicha mit ihrem geliebten Joseph vermählt wird. Sie machen aus Josephs Geschichte einen Triumph der sinnlichen Schönheit und der ihr geweihten Liebe. Daß Joseph ganz anders verstanden werden müsse, leuchtet ein. Er ist, wenn immer auch ein ästhetisches, doch vorzugsweise ein sittliches Ideal und ein alttestamentalisches Vorbild Christi. In diesem Sinn hat ihn das Abendland zwar weniger prächtig, aber immer würdiger aufgefaßt als das Morgenland.

Auch das vorliegende Gedicht contrastirt durch edle Einfachheit und hohe sittliche Schönheit sehr auffallend mit den wollustduftenden Gedichten des Orientes. Zunächst führt uns die Sängerin nach dem h. Lande und trauert über dessen Verfall:

O Morgenland! o Palmenland!
Nicht grünt und blühet mehr dein Strand,
Es stehen Zions Tempel leer,
Nicht rauschet Juda's Harfe mehr;
Wohl hat man deinen Schmuck geraubt,
Es ist von deinem heil'gen Haupt
Der Königskrone Zier gefallen!
Nicht mehr durch reicher Fluren Grün
Sieht man die vollen Brünnlein wallen
Und Rosen frisch und üppig blühn.
Ach! eine nackte Wüste, liegt
Der Länder Schmuck in todtem Schweigen,
Der Adler einsam drüber fliegt;
Der Feigenbaum mit dürren Zweigen
Steht an dem Wege früchtelos,
Und in des Sandes gelbem Schoos
Wallt müd' und traurig hin der Fluß,
Der einst empfing der Heilgen Gruß!

Aber Erinnerung baut den Tempel wieder auf und läßt das gelobte Land in all seiner alten Pracht wieder aufblühen und führt in die alten Tage zurück, wo hier noch fremde Hirten weideten, die Patriarchen des alten Bundes. Josephs lichte Kindesgestalt glänzt uns entgegen in heiliger Unschuld. Wir folgen ihm in die Grube, in Aegyptenland, in den Kerker, vor den großen Pharao, und immer umstrahlt den Fremdling, den Sclaven mitten unter den dunkeln Gestalten der Gebieter das

Licht einer heiligen Unschuld. Pothiphars Weib heißt hier Nitetis. In lieblichen Wechselgesängen ringt ihre liebende Sehnsucht mit seiner frommen Unbefangenheit. Sie lockt ihn bei Nacht in ihr Gemach, aber das Zeichen des südlichen Kreuzes am Himmel blickt durchs Fenster und übt eine heilige Magie, der aller böser Zauber weichen muß.

So flehend halten ihn umfaßt
Der schönsten Arme weiche Ranken,
Und unter seiner süßen Last
Fühlt zitternd sich der Jüngling wanken,
Heiß brennen ihn die Thränentropfen
Aus der Geliebten Augenlicht,
Im Todeskampfe fühlt' er klopfen
Das warme Herz, das für ihn bricht.
Ihm bleibt nur eine rasche Wahl —
Zu enden diese süße Qual —
Er eilt mit überird'schem Muth,
Die reine Seele zu erretten
Aus dieser zaubervollen Gluth —
Der zarten Arme starke Ketten
Löst er mit fester Männerhand —
O, lebe wohl! — ruft' er im Fliehen;
Verlassen bleibt Nitetis knieen,
Und nur das reiche Festgewand,
Das fliehend er zurück gelassen,
Kann zitternd noch ihr Arm umfassen!

Dieser zarten Auffassung entspricht auch im vorliegenden Gedichte das Benehmen Josephs gegen seine Brüder. Hier tritt sein Charakter noch deutlicher und schöner hervor. Hier erkennen wir in ihm erst recht das Vorbild Christi. Denn er ist ganz nur voll Liebe im Gegensatz gegen die sonst so strenge Gerechtigkeit des alten Testamentes. Ueberaus schön ist die Scene geschildert, wie er sich den Brüdern zu erkennen gibt:

Doch Joseph faßt sich jetzt — und liebend ruht er
Im sel'gen Anschau'n einen Augenblick,
Im stillen Zittern vor dem nahen Glück,
Dann spricht er: ich bin Joseph, euer Bruder! —

Sanft war der Laut der diese Worte sprach,
Und dennoch — wie ein jäher Donnerschlag
Fiel er erschreckend in das Herz der Brüder,
Daß sie betäubt zu Boden stürzen nieder!
Es rauschet über sie wie ein Gericht —
Als ob Jehovahs Engel sie erschlagen,
So schrecket sie des Bruders Angesicht.
Sie können nicht der Liebe Blick ertragen.

Wir empfehlen diese einfach und ernst gehaltene liebliche Dichtung hauptsächlich wegen ihrer anmuthvollen Anspruchlosigkeit.

2) Sankt Johannes auf Patmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen von Friedrich Heinzelmann. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1855.

Eine Prachtausgabe, sehr schönes Papier. Aber der Inhalt? Die zwölf Gesänge tragen jeder den Namen eines Apostels und haben eine christliche Sentenz zum Motto. Im Ganzen ist keine epische Handlung, mehr nur Lehre. Aber die frommen Gedanken des Dichters, die wir in Ehren halten, werden uns in einer fast ungenießbaren Sprache vorgetragen. Wohl selten wird man hartere Verse lesen, die eher gehackter Prosa ähnlich sehen als Versen. J. B.

Johannes zeigt, daß die Gesammtmomente,
Die Jesus Christus hier verleben thät,
Bis seine Himmelfahrt ihn von uns trennte,
Gleich sey'n geschliffner Demant-Ringelkett',
Damit die Menschheit diese tragen könnte
Als reinster Spieglung Schmuck und Amulet.
Er zeigt, daß so gewonnen werd' Versöhnung
Mit Gott und Welt und schönsten Hoffens Krönung.

* * *

Soll gräulich Wurzelwerk als Gipfel grünen,
Dann finden Blüthenträger Grab und Tod.
Den schönsten Schmuck von Perlen und Rubinen
Zerstampft der Stier, den aufgereizt das Roth.
Häuptlings verkehrt wird Alles, wo erschienen
Hoch oben schwarze Brut; Vernichtung droht
Dem Herrlichsten, das je die Menschheit zeugte;
Hohnlachend stürzt man den, der strahlt als Leuchte.

* * *

Sein gräul'ger Mund hört nimmer auf zu lästern;
Anbeten's Heidenvölker weit und breit.
Das dienet nur, die Gläub'gen zu verfestern;
Geduld und Hoffnung heischet Drangsalszeit.
Das Morgen kommt wohl besser als das Gestern
Und Heut xc.

* * *

Da wird die Thränen alle Gott abwischen,
Wird jeden Keim des Leides rotten aus.
Hinfort wird nimmer sich mit Freude mischen
Des Klagens Schreien und der Schmerzen Graus.
Auch wird der Tod hinfort da nicht mehr zwischen
Diesseits und Jenseits stell'n sein finstres Haus.
Gestillt wird sein tiefinnerstes Verlangen,
Sofern das Erste ist vorbeigegangen.

3) Clemens von Rom. Nebst drei kleinen Legenden. Von Prof. Dr. Reinkens. Breslau, Aderholz, 1855.

Die Legende des h. Clemens. In der Erwartung, sie werde hier in der reichen poetischen Ausführung wiedergegeben seyn, wie in der alten Kaiserchronik,*) sahen wir uns getäuscht. Herr Reinkens begnügt sich, in seinem lyrisch-epischen Gedicht nur den Contrast zwischen der verdorbenen Weltstadt Rom und der kleinen in den Katakomben verborgenen Christengemeinde aufzufassen und dem gräßlichen Nero den sanften Clemens gegenüberzustellen. Dieser Contrast ist klar und wahr und läßt sich nichts dagegen einwenden. Nero tritt in Beziehung zu den Christen durch den von ihm verursachten Brand Roms, den er tückisch den Christen Schuld gibt. Er wird darin zum Vorbild des Antichrist, der ungeheure Brand so wie die Schrecken des Amphitheaters, auf dem die Christen wilden Thieren vorgeworfen werden, zum Vorbild des Weltendes. — Gar schön ist eine erste Austheilung des h. Abendmahls in den Katakomben geschildert. Wir geben die Stelle, um zugleich Versmaaß und Manier des Gedichts zu charakterisiren.

Als in den Katakomben glänzte
Die Sonne der Gerechtigkeit,
Zum ersten Mal die unbegrenzte
Erlösungsmacht für alle Zeit
Unblutig wirksam sich erwies
In heil'ger Messe Wunderfülle,
Und alles Volk den Heiland pries,
Anbetend drauf in frommer Stille,
Ja als bei der Communion
Voraus es nahm den ew'gen Lohn,
Wenn auch verhüllt in weißen Schleier,
Doch voll von heißem Liebesfeuer:
Da wandelt sich vor seinen Blicken
Der Katakomben innrer Raum;
Zum süßen, seligen Entzücken
Ist's ein prophetisch reicher Traum.
Vor seinem Seelenblick sich weiten
Die stillen Gänge, und sich verbinden,
Und in der Tiefen Dunkelheiten
Sich ew'ge Lampen hell entzünden.
Den frommen Gläubigen geleiten
In diesen künstlichen Gewinden
Der Felsenstraßen von allen Seiten
Der Heil'gen Gräber, die überwinden
Die Schrecken früher Todeszeiten,
Die eine reiche Saat begründen
Für immer junge Ewigkeiten.

*) Referent hat sie in den 1825 erschienenen Moosrosen in die neuere Schriftsprache metrisch übertragen.

Clemens entgeht der Tyrannei in Rom und wirkt noch viele Wunder in Taurien, bis er ins Meer versenkt wird. Alle sieben Jahre aber weicht das Meer und deckt die ihm am Meeresboden prachtvoll erbaute Kirche dem Licht auf.

Im Anhang ein Paar kleinere Legenden, eine von der h. Magdalena. Hier heißt es von ihren Thränen:

Und sieh! die Thränen aufgehoben,
Ein Perlenkranz,
Zum Stern vereint am Himmel oben,
Durchstrahlt von ew'gen Lichtes Glanz,
Sind sie der Hoffnungsstern der Büßer,
Der sie erquickt, und immer süßer
Sie winkt zum Siegeskranz.

Daß in der größeren Legende vom h. Clemens S. 133 dasselbe Bild von den in Sterne verwandelten Thränen von Lucifers Thränen gebraucht wird, hätte vermieden bleiben sollen.

4) Der h. Franciscus Xaverius. Ein christliches Heldengedicht von F. X. Hafner, Priester. Der Erlös ist für den kathol. Missions-Verein bestimmt. Herbertingen, O.A. Saulgau in Würtemberg, im Selbstverlag des Verfassers.

Die Legende des h. Franz Xaver. Auch dieses Buch täuschte unsere Erwartung insofern, als wir glaubten, der Dichter werde die Ueppigkeit der tropischen Natur und die Ueberfülle des sinnlichen und thierischen Daseyns in den fernen Zonen, wo der h. Xaver als Missionär wirkte, zur Folie der edeln und heiligen Einfachheit machen, die das Christenthum adelt. Oder er werde die indischen Götter und das Gesetz Menus, oder die Abentheuerlichkeit des Cultus und der Sitte in China und Japan als Karikaturen in scharfen und charakteristischen Umrissen dem christlichen Ideal gegenüberstellen. Das ist nun nicht der Fall. Nur einzelne Bilder treten malerischer heraus, z. B. die anmuthige Schilderung, wie Xaver eine heidnische Wittwenverbrennung in Indien hindert.

Es ist Xaver, der heil'ge Mann.
Er sah das tolle Treiben an,
Vom hohen Felsen sah er nieder,
Vernahm die wilden Opferlieder,
Von Allen ungesehen noch,
Und Alles überblickend doch.
Wie pocht das Herz ihm eifervoll!
Des Mitleids heiße Zähre quoll
Ihm aus dem Auge. Annoch steht
Er auf der Platte. Im Gebet

Erhebt er Herz und Aug' und Hände:
„O daß ich siegreich überwände
Den Götzendienst!“ — Doch wie die Frauen
Sich stürzen in die lohe Gluth,
Erfasset ihn ein mächtig Grauen.
Er stürzt hervor mit hohem Muth,
Hat schnell den Opferplatz erreicht,
Dem Kreuz die Feuerflamme weicht.
Verwundert sie und staunend steh'n,
Sie wagen kaum, ihn anzuseh'n.
So steht, ertappt auf frischer That
Der Bösewicht. Fast bittend naht
Dem Richter er, und schweiget still,
Fügt sich, wie das Gesetz es will.
Sie hören ruhig auf sein Wort,
Es traut sich Keiner von dem Ort,
Sind stundenlang so dagestanden;
Die ersten Sonnenstrahlen fanden
Sie Alle noch am selben Ort,
Noch hörend auf des Priesters Wort.
Die Sonne hoch am Himmel brannte,
Versengend ihre Strahlen sandte
Sie auf die Erde, auf die Fluth,
Entbrannte fast zur Feuersgluth
Die Felsenplatte. Jetzt zum Schluß
Der Priester eilet an den Fluß.
Und manche Seele, welche glaubt,
Neigt ihm zur Taufe hin das Haupt;
Voran die Frau'n, die er gerettet.

Im Ganzen aber bietet das Werk mehr eine Reihe von Romanzen und Hymnen auf die Tugenden und Wunder des Heiligen, als eine zusammenhängende epische Erzählung dar. Ueberall herrscht lyrische Gluth und Begeisterung vor.

Kriegsgeschichte.

1) Das Corps der Zuaven im französischen Heere. Eine Skizze. Nach der Revue de deux Mondes. Berlin, Springer, 1855.
2) Die Jäger von Vincennes. Desgleichen. Daselbst.

Der Ruhm der Zuaven ist durch alle Zeitungen erklungen und Abbildungen dieser türkisch gekleideten Franzosen hängen an allen Bilderläden. Schwerlich aber kennt jeder ihre Entstehung und Geschichte. Im Jahr 1830 versuchte die französische Regierung kurz nach der Eroberung Algiers die Errichtung einer Miliz von Eingebornen. „Die Zuana sind ein Stamm oder richtiger ein Bund mehrerer Stämme der Kabylen, welche die verborgensten Schluchten des Jurjura bewohnen. Ein kühner, muthiger und arbeitsamer Menschenschlag. Sie waren den Türken eigentlich nur scheinbar unterwürfig, indessen in Algier sehr gut bekannt, wohin sie das Bedürfniß zog, ihre Oele und die sonstigen Erzeugnisse ihres rohen Gewerbfleißes gegen Lebensmittel umzutauschen, welche ihnen häufig fehlten. Da sie den Ruf hatten, die besten Infanteristen der Landschaft zu seyn, und da sie bei früheren Gelegenheiten den Barbaresken-Staaten ihre Kriegsdienste verkauft hatten, so legte man ihren Namen der eben neu geschaffenen Miliz bei.“ Man nahm aber ohne Unterschied allerlei Volk darin auf. Da es französischen Offizieren schwer wurde, diese Banden zu zähmen, mischte man Franzosen unter sie, zunächst Freiwillige de la charte, das lüderlichste aus Paris ausgewiesene Gesindel. Aber diese Truppe, zuerst nur aus zwei Bataillonen bestehend, bewährte eine seltene Tapferkeit bis zur Tollkühnheit und erlangte schon unter ihrem ersten Anführer, dem Ingenieurhauptmann Cavaignac großen Ruhm, so wie sie auch wieder zu dessen Ruhm und Erhebung beitrug, denn es war derselbe Cavaignac, der später an die Spitze der französischen Republik trat. Im Jahr 1841 wurde noch ein Bataillon hinzugefügt und nur so viel Afrikaner darin aufgenommen, als nöthig schien, die Kleidung und den Namen zu rechtfertigen. Die große Mehrzahl der Zuaven waren fortan Franzosen. Im Jahr 1852 wurde ihre Zahl verdreifacht in 3 Regimentern und sie gelten jetzt als die besten Fußsoldaten in der Welt. Sie genießen übrigens keinen Vorzug vor andern Regimentern der Linie. Ihr einziges Privilegium ist der Ruhm.

Die Jäger von Vincennes wurden im Jahr 1838 von Herzog von Orleans gestiftet, zunächst nur ein Bataillon. Aber sie bewährten sich so vortrefflich und das Bedürfniß von Schützen machte sich in der französischen Armee, wo diese Specialwaffe bisher arg vernachläßigt war, so fühlbar, daß die Jäger nicht nur der Zahl nach vermehrt, sondern auch in ihrer Waffe immer vollkommener geübt wurden. In Vincennes wurde eine besondere Schule für Schießübungen errichtet und hier wirkte vor allen der durch sein neues gezogenes Gewehr so berühmt gewordene Minié. Jetzt zählt die französische Armee bereits 21 Jägerbataillone. Jeder Division wird eines beigegeben.

Dies sind die allgemeinsten Umrisse der Geschichte zweier interessanten neuen Schöpfungen im Kriegswesen, über die man in den vorliegenden kleinen Schriften detaillirten Bericht erhält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 43.** 30. Mai 1855.

Philosophie.

Franz von Baader's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe sammt dem Nachlasse, Biographie rc. Herausg. von Prof. Dr. Franz Hoffmann. 5ter und 6ter Band. Gesammelte Schriften zur Societätsphilosophie. Leipzig, Bethmann, 1854.

Es war nöthig, endlich eine Gesammtausgabe der Baader'schen Werke zu veranstalten. Baader ist unstreitig ein Mann seiner Zeit gewesen. Indem die Zeit sich allmählich aus den Geistesbanden der falschen Aufklärung befreite und im staatlichen und bürgerlichen Leben, in Poesie und Kunst wieder zur Achtung der Religion und Kirche zurückkehrte, mußte auch die Philosophie von ihrer Gottentfremdung umkehren und, nachdem sie im vorigen Jahrhundert total heidnisch geworden war, wieder christlich werden. Diese Aufgabe stellte sich die Philosophie Franz Baaders. Wie er der christlichste unter allen neueren Philosophen war, so hinwiederum der philosophischste Kopf unter den Gläubigen. Allein er ist noch nicht genug erkannt und anerkannt. Indem sich die wissenschaftlich so lange tyrannisirte und geekelte Menge von aller Philosophie abwandte, gab sie auch auf die Baader'sche nicht mehr Acht. Die Philosophen von Profession aber feindeten Baaders Lehre, als eine christliche, von ihrem übereinstimmend unchristlichen Standpunkte aus als einen fremdartigen Eindringling an, oder suchten sie geflissentlich zu ignoriren. Der Herausgeber macht sogar dem verstorbenen Schelling den Vorwurf, derselbe habe sich mit seinem ganzen Einfluß der Herausgabe einer Gesammtausgabe der Baader'schen Werke widersetzt und mit kleinlichem Neide keine Anerkennung Baaders wollen aufkommen lassen, gerade weil sich beide näher standen, Baader aber viel entschiedener in die Pforte des christlichen Mysteriums eintrat, vor der Schelling stehen geblieben ist.

Franz Baader fand als Katholik unter den Gelehrten seiner eigenen Kirche keine Vorgänger, die alten Mystiker des Mittelalters ausgenommen. Sein Geist begegnete daher dem Geiste Jakob Böhmes, eines Protestanten, der (wie Oetinger) als Stern der christlichen Philosophie einsam in wissenschaftlich verdunkelten Jahrhunderten geleuchtet hatte. Baader erkannte aber auch in den älteren Mystikern des Mittelalters, wie überhaupt in der christlichen Idee einen ewigen Fortschritt, eine Evolution, nicht eine Gletschererstarrung, sondern eine ewig lebendige Springquelle. „Was Baader am Mittelalter am meisten anzieht, ist gerade das jugendkräftig Fortschreitende, die organischlebendige Triebkraft, wovon es sich beseelt zeigt, und das die Götzendiener der Stagnation so sehr verkennen, die sich so hochkomisch auf dasselbe berufen. Uebrigens stellt Baader am höchsten und erkennt als seinen Meister par excellence nicht eine mittelalterliche Geistesgröße, sondern J. Böhme, der nicht das Mittelalter beschließt, sondern die neuere Zeit beginnt, der nicht auf die Vergangenheit zurück, sondern auf die Zukunft vorwärts deutet, dessen tiefsinnige Ideen erst durch Baader recht erkannt ihrer allseitigen Entwickelung erst noch entgegengehen. Baader verhehlt nicht, daß er in den Schriften der älteren Forscher, besonders der Mystiker, mehr Tiefe des Geistes und mehr Wahrheitsgehalt finde, als in den logisch und methodologisch weit vollkommeneren Werken der neueren Philosophen, aber er kennt auch diese, weiß das Kleine und Große, das Wahre und Falsche in ihnen zu unterscheiden und blickt zwar von der Gegenwart aus beständig auf die Vergangenheit zurück, aber nur um die Nothwendigkeit kräftiger und umfassender Weiterentwickelung überzeugender darthun zu können. Der Grundgedanke seiner Gotteslehre trägt eine unendliche Zukunft in sich."

Insofern kämpft Baader gegen jede Stagnation wie gegen jede blind nur negirende und zerstörende Revolution und hält ihnen die gesunde Evolution entgegen. Auch hat Baader in seinem Gottesbegriff ein Centrum gesucht, in welchem nicht die Gegensätze Spiritualismus und Naturalismus, Idealismus und Naturalismus sich identificiren, sondern in welchem nur die Gegensätze als Extreme aufgehoben sind, ohne ihre relative Berechtigung zu verlieren.

Aus der Societätsphilosophie Baaders fließen somit sehr praktische Lehren für die kirchlich-politischen Wirren der Gegenwart. „Wie es zu jeder und besonders zu unserer Zeit zweierlei Conservative in Kirche und Staat gibt, so auch zweierlei Reformer oder Protestirende, von welchen letzteren die Einen Abstellung der Verunstaltungen und Mißbräuche in Kirche und Staat wollen, um beide zu erhalten; den Anderen dagegen diese Mißbräuche und Verunstaltungen willkommen sind, theils weil sie ihren Vortheil davon ziehen, theils weil sie eben dadurch Kirche und Staat radical zerstören zu können hoffen. Von dieser letzteren Classe der Reformer, welche sich auch Liberale zu nennen pflegen, gilt sowohl in Betreff ihrer generatio aequivoca als ihrer Propagation: ‚ubi cadaver, ibi aquilae' d. h. wo ein böser Schaden ist, da wachsen von selbst Würmer, und wo durch schlechte Forstwirthschaft das Holz absteht, da kömmt der Borkenkäfer. Kirche und Staat können darum zu jeder Zeit nur mit Hilfe der ersten Reformer, nämlich der positiven, der zweiten negativen sich erwehren, und nur in einer solchen nachdrücklichen und aufrichtigen Assistenz der Evolution der Societät, nicht aber im Mangel derselben, oder wohl gar in einer Resistenz wider selbe, kann, besonders in unserer Zeit, eine wahrhafte Contrerevolution Bestand haben. Und wenn Regenten und Regierte, wie nicht zu leugnen ist, dermalen sich wechselseitig gegen- und voneinander verbinden, als dies früher der Fall war, so können beide eine Lösung dieses ihres gespannten Verhältnisses nur dadurch herbeiführen, daß sie beide den Berathungen des liberalen nicht minder als jenen des servilen Absolutismus für immer ihr Ohr verschließen, anstatt, wie dieses bisher oft genug geschah, entweder wechselsweise für den einen gegen den anderen Partei zu nehmen, oder durch eine Composition (juste milieu) von beiden, d. h. durch eine doppelte Lüge, beiden begegnen zu wollen. Denn beide sind nicht nur, jeder für sich, rechtsverletzend und also antisocial, sondern sie sind in solidum gegen das Freiwalten des Rechtes verbunden." VI. 127.

„Nach so vielen in unserer Zeit gemachten Erfahrungen sollte man freilich meinen, daß das Verständniß über das Wesen und Unwesen des Revolutionismus uns sattsam geöffnet worden wäre, wovon sich indeß das Gegentheil zeigt, indem man z. B. noch immer und schier allgemein diesen Revolutionismus nur einseitig, nämlich von seiner negativen Seite faßt, nicht aber zugleich von seiner positiven Seite, oder indem man nicht klar einsieht, daß der Ausbruch jeder revolutionären Bewegung, als einer wenn schon usurpirten socialen Macht oder puissance und als einer abnormen monstrosischen Evolution oder Geburt des Lebens, nur die Folge einer (verschuldeten oder nichtverschuldeten) nichtassistirten, schlecht assistirten, oder zurückgedrängten positiven Evolution desselben Lebens ist; sey dieses nun im religiös-ethischen, oder blos natürlichen, sey es im individuellen, oder im socialen Leben: so daß es folglich z. B. in letzterem nicht genügt, diese negative Evolution durch polizeiliche und Prohibitiv-Mittel zurückzudrängen und niederzuhalten, falls man nicht zugleich die zurückgehaltene unfreigewordene positive Evolution wieder frei macht und fördert, mit anderen Worten: daß es nicht genügt, den Barrabas wieder zu binden, falls man den gebundenen Christus nicht wieder frei gibt. Ohne nun jener Fehlgriffe zu erwähnen, welcher man sich hie und da damit schuldig machte, daß man meinte, dieses Revolutionismus sich utiliter als Waffe, oder auch als modus acquirendi bedienen zu können, gebe ich hier nur zu bedenken, daß eine solche Einseitigkeit und Einäugigkeit in der Entgegnung des Revolutionismus gerade in gegenwärtiger Zeit um so unwirksamer und verwerflicher seyn muß, da es nicht zu leugnen ist, daß wir bereits in die zweite asthenische Periode des Revolutionismus eingetreten sind, d. i. aus seiner inflammatorischen Stasis in die gangrenös-insensible oder indifferente, welche freilich äußerlich und anscheinend zur Ruhe führt, — nämlich zur Ruhe des Kirchhofes, und also doch zur innern Unruhe der Verwesung. Ein anderer noch weniger bemerkter Irrthum über den Revolutionismus unserer Zeit liegt in der Nichtbeachtung des Mißgriffes von Seite der Revolutionäre oder Reformatoren, welcher darin bestund, daß sie das eingetretene Bedürfniß einer Socialreform mit dem Bedürfniß einer politischen Reform (oder jener des Regiments der Societät) vermengten, hiemit aber in denselben Fehler fielen, in den im 16. Jahrhundert die Kirchenreformatoren fielen. Wie nämlich diese meinten, daß die in der allgemeinen religiösen Societät allerdings unaufschiebbar und unvermeidlich gewordene Reformation des Clerus und der Laien schlechterdings nur von Oben herab forcirt werden könne und müsse, und wie hiebei gerade jener dringendere Theil der Reformation der religiösen Societät vernachläßigt

ward, welcher ohne alle Befehdung der obersten Kirchenverwaltung sofort hätte bewerkstelligt werden können und sollen; — eben so meinten die französischen Reformatoren (denn nur von jenen Wenigen ist hier die Rede, welche wirklich eine Reform im guten Sinne bezweckten), daß das Uebel, an welchem die Societät litt, lediglich politischer Natur sey, und daß also auch durch bloße Umformung oder Wechsel des Regiments oder des Regenten diesem Uebel abzuhelfen stünde." (VI. 75.) Unter diesem Gesichtspunkt faßte Baader die Restaurationsperiode nach Napoleons Sturz auf. Er bemerkt, kein Name sey unpassender gewesen, als der Name Restauration für das Regime der Bourbons, die nur mit ihrem Königsmantel das alte revolutionäre Geschwür warm gehalten hätten.

Man kann diesen Grundsatz auch auf die innere Politik des deutschen Bundes, auf das ganze Regierungssystem Metternichs anwenden. Damals wurde unaufhörlich mit äußern Mitteln der Polizei, Censur, Militairgewalt gegen jedes Symptom der Revolution eingeschritten, während die nämlichen Regierungen die inneren Ursachen der Revolution beförderten und pflegten, die Verarmung, die berechtigte Unzufriedenheit, die sociale Frivolität, die Steigerung des Luxus, die allem Ernst des Lebens feindlichen Modetendenzen, die antikirchliche Richtung in Schule und Presse. Während Metternich die wenigen ausgesprochenen Revolutionäre in Ketten hielt, duldete seine Polizei in Wien die tiefste Corrumpirung des Publikums durch die äußerste Theaterfrivolität, Literaturjudenfrechheit 2c. und entzog den Oestreichern alle und jede gesunde Geistesnahrung, wie sie in andern katholischen Staaten damals die Jugend zu kräftigen anfing. Männer, die für die Kirche, für den Glauben der Väter, für die Erhaltung des frommen und biedern Sinnes im Volk im übrigen katholischen Deutschland wirkten, wie Görres, Möhler, (Franz Baader selbst) waren unter Metternich nicht gelitten, ihnen war und blieb der große katholische Kaiserstaat verschlossen, der gleichzeitig den schmutzigsten und gottlosesten Literaturbuben gastfrei offen stand.

Ganz der nämliche Vorwurf trifft die Restauration in Preußen. Während man hier die alten Patrioten von 1813 (Arndt, Jahn 2c.) als Revolutionäre behandelte und maßregelte, duldete und pflegte man die Alleinherrschaft der Hegel'schen Philosophie auf den Universitäten und zog der Staat mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln jene Saat groß, die im Jahr 1848 aufgegangen ist. Dieselben Misgriffe beging man in den südwestlichen Bundesstaaten. Hier war es, indem man sich einbildete und auch den guten Willen hatte, sehr conservativ zu seyn, doch vier Jahrzehnte hindurch System, die Kirche als eine Magd des Staates zu behandeln und in Verachtung zu bringen, dagegen die Schule mit irreligiöser Tendenz unnatürlich hinaufzuschrauben, die Bureaukratie und das Schreiberregiment zu steigern und verhaßt zu machen und zugleich durch übelverstandene Gesetze die kleinen Gewerbe und durch die Güterteilung auch den begüterten Bauernstand zu ruiniren und jenes ungeheure Proletariat aufwachsen zu lassen, das durch die Auswanderungen nach Amerika keineswegs abgeflossen ist. Kurz man war in Süd und Nord sich überall bewußt, Feind aller Revolution zu seyn, und man war dennoch ihr Pfleger, Beförderer und zärtlicher Vater. So verkehrt und verödet waren die Herzen der Diplomaten, Minister, zum Theil noch Höherstehenden, daß die kirchlich wie staatlich wahrhaft Conservativen an Höfen und in Kammern nur benaserümpft und misachtet wurden, während man witzige Spottschriften der gottlosesten Art mit heimlichem oder auch öffentlichem Entzücken las.

Baader findet das Experimentiren der sich allweise dünkenden Minister nicht weniger bedenklich als das der Revolution. Im Princip standen und stehen sich die königlichen Schöpfer der Bureaukratie und die Jakobiner, der kaiserliche Destructor der Kirche und die Illuminaten durchaus nicht entgegen. Aber das Experimentiren ruinirt unmittelbar die Völker. Baader charakterisirt „die gefährliche Thorheit unserer Zeiten, gemäß welcher man sich einbildet, beliebige Gesellschaften (Nationen) constituiren oder auch destruiren zu können, wie man Manufakturanstalten etablirt und wieder abbricht. Erst durch trübe Grübeleien irre geführt, die uns an Allem zweifeln und über Alles ungewiß, somit unentschlossen und unthätig machten, glaubt man dagegen jetzt Alles zu wissen und Alles unternehmen zu können, weil man Vieles gethan, ja Vieles gelitten hat. In den Eingeweiden der zerfleischten Societät wähnt man das Geheimniß ihres Ursprungs und ihres Lebens gefunden zu haben, und scheut in dieser Zuversicht keine Schranken seines Thuns und Experimentirens mehr, constituirt und decretirt sich bald zu einer Republik, bald zu einer Monarchie, und ist einfältig genug, mit dem verrufenen Thomas Payne zu glauben, daß nur das eine leibhafte Constitution sey, was man Schwarz auf Weiß in die Tasche stecken kann! Aber unwiderruflich bleibt das Gesetz, daß jede Societät, welche einmal ihrer Natur entfiel, oder sich gegen sie empörte, und nicht wieder ihr sich fügen oder gehorchen will, nicht anders als durch die Vermittelung ihrer gänzlichen Auflösung (ihres Todes) wieder in's Leben zu treten vermag. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt! Ein Gesetz, welches, wie

Rec. im Vorbeigehen bemerkt, für die religiöse Societät nicht minder gilt als für die bürgerliche." V. 165.

Der Satz der Socialphilosophie: jedes Gemeinwesen, jede Nation muß zu Grunde gehen, die, nachdem sie in Unnatur gefallen ist, ihre Natur nicht wiederfinden kann, ist eine der einfachsten und wahrsten, die es geben kann. Die einzige Aufgabe unserer Nationen und Staaten ist, der Natur treu zu bleiben, die Natur wiederzufinden und sie von aller Unnatur, wie von allem Zwange zu befreien, einem Zwange, den keineswegs der Despotismus allein auf sie übt, sondern auch die Revolution. Es ist ein wahrhaft erbarmungswürdiger Anblick, ein ursprünglich kirchliches und braves Volk von Ministern regiert zu sehen, die in einer falschen Schulansicht verrannt, total blind sind für des Volkes Natur und nur mit vornehmer Miene dem Volke tödtliche Recepte als Wohlthaten verschreiben.

Nichts beweist die Unfähigkeit moderner Staatsweisheit so deutlich, wie das Proletariat. Für diesen Zuwachs hat die Staatsweisheit lediglich keinen Platz im Staate übrig. So wenig versteht sie ihr Terrain, so wenig kann sie organisiren. Baader sagt sehr wahr: „In der That, wer als Augenzeuge nur einen Blick in den Abgrund des physischen und moralischen Elends und der Verwahrlosigkeit geworfen hat, welchen der größere Theil der Proletairs in England und Frankreich Preis gegeben ist (in welchen beiden Ländern jenes oben berührte Mißverhältniß mit der Entwickelung des industriellen Systems durch bloße Geldlöhnungen sich am fühlbarsten machen mußte), der wird troß aller meist im Interesse der Argyrokratie (des moneyed interest), minder in jenem der Aristokratie (des landed interest) gemachten öffentlichen Versicherungen des Gegentheils gestehen müssen, daß die Hörigkeit, selbst in der härtesten Gestalt (als Leibeigenschaft, mit welcher die Geisteigenschaft gleichen Schritt hielt, wie denn keine ohne die andere bestehen kann), doch noch minder grausam und unmenschlich, folglich unchristlich war (denn Christenthum ist Menschthum), als diese Vogelfreiheit, Schutz- und Hilflosigkeit des bei weitem größten Theils unserer, wie man sagt, gebildetsten und cultivirtesten Nationen. Ein solcher Beobachter, sage ich, wird gestehen müssen, daß im sogenannten christlichen und aufgeklärten Europa größtentheils noch die Civilisation der Wenigen nur durch die Uncivilisation, ja Brutalität der Vielen besteht, und daß man dem alten unmenschlichen Slaven- und Helotenthum bereits ungleich mehr sich wieder genähert hat, als dieses z. B. der Fall im Mittelalter war." VI. 131.

Es versteht sich von selbst, daß Baader dem Christenthum den größten Einfluß und die wirksamste Heilkraft auf die krankhaften Zustände der Societät zuschreibt. „Wenn das Christenthum die zur Zeit seines Eintrittes in die Welt gänzlich in die Sinnlichkeit versunkene, und an diese gebundene Menschheit von dieser Bindung, d. i. von dem Geiste der Niederträchtigkeit, wieder zu befreien begann, so scheint es besonders zu unserer Zeit nicht überflüssig, zu bemerken, daß so wie diese Sinnlichkeit eben so gut die Zuleiterin des Hoffartgeistes als die Quelle der Niederträchtigkeit ist, dasselbe Christenthum nicht minder die Macht hat, den Menschen vom Geiste der Hoffart (der Empörung) zu befreien, ihm ‚die Kraft der Demuth' wiedergebend, welche er verlor. Wenn nämlich das wahre Unglück (Unseligkeit) des materialisirten Menschen darin besteht, ‚daß er nicht lieben kann, was er doch achten muß, und lieben muß, was er doch nicht achten kann, ja verachten muß', so begreift man leicht, wie Sclavensinn und Empörungslust schon hier zusammenfallen, indem der Mensch sich der Sollicitation eines ihm wahrhaft Höheren, welches ihn befreiend zu sich zu erheben strebt, freiwillig verschließend diese Sollicitation sich hiemit in einen lästigen Druck verwandelt, dessen Gefühl endlich in einen activen, gegen jenes Höhere sich empörenden Haß ausschlägt. Hat aber der Mensch einen solchen Widerspruch in sich einmal angefacht, so begreift man, daß er, sich selber gelassen und ex propriis, diesen Widerspruch (diese Entgründung) in sich nicht wieder aufzuheben, sich nicht von ihm zu erlösen vermag, und daß diese Erlösung (Begründung) ihm nur durch eine Vermittelung, und zwar nur durch eine aus dem Centrum selber hervorgehende, werden kann, weil ja der Mensch von diesem nach zwei Richtungen zugleich (sowohl ihm entfallend, als es zu übersliegen strebend) gewichen und entsetzt sich befindet. Wie sich darum jeder einzelne Mensch um so tiefer zerrüttet und abimirt, je mehr er sich versinnlichend jener reliirenden Vermittelung (religio non religare) sich entzieht, so gewahren wir dasselbe an der Societät und an allen ihren Instituten, und die Geschichte derselben gibt uns darum seit geraumer Zeit nur einen Commentar zu den Worten des Erlösers, ‚ohne mich könnt ihr nichts thun.'" V. 125.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 44. 2. Juni 1855.

Philosophie.

Franz von Baader's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe sammt dem Nachlasse, Biographie rc. Herausg. von Prof. Dr. Franz Hoffmann. 5ter und 6ter Band. Gesammelte Schriften zur Societätsphilosophie. Leipzig, Bethmann, 1854.

(Schluß.)

Die beiden vorliegenden Bände enthalten eine Menge kleiner in verschiedenen Zeitschriften gedruckter Aufsätze, die eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen besprechen, überall aber Baaders klares und fruchtbares Princip zur Anwendung bringen.

So lesen wir in Bezug auf freie Forschung und Vernunftgebrauch: „Christus warnt ebenso ausdrücklich vor dem Nichtgebrauch der Forschungsgabe in religiösen oder göttlichen Dingen, als vor dem Mißbrauch derselben, gegen welchen letzteren er den rechten Gebrauch dieser Gabe lehrt, wie er denn den Menschen sagt, daß sie (Jeder für sich) selber suchen und forschen, nicht aber blos ihn und seine Apostel für sie suchen lassen sollen; und wie die Nichtcultur eines Grundes denselben nicht minder unproductiv oder nur Schlechtes produciren macht als dessen schlechte Cultur. Es ist darum die pietistische Nichtwissenheit oder Einstellung eigenen Vernunftgebrauchs (welches Selberwissen man nicht mit dem selbst gemachten Von-sich-selber-Wissen zu vermengen hat) zur Bewahrung der Jungfräulichkeit des religiösen Gefühls eben so schlecht als die servilistische Nichtwissenheit, welche, ohne die eigene Vernunft zu brauchen, gegen ein billiges oder unbilliges Honorar andere Menschen für sich Vernunft haben und brauchen läßt; als gleich schlecht und Religion zerstörend die rationalistische Nichtwissenheit ist, welcher eben diese servile und pietistische Ignoranz zum Vorwande dient, den Religionsdoctrinen die Vernünftigkeit abzuläugnen. Den Nichteinverständnissen und Mißverständnissen der Menschen in religiösen Dingen mit der Einstellung des Vernunftgebrauchs abzuhelfen, oder das Einverständniß Aller mit dem Nichteinverständniß Aller, mit Ausnahme Einiger oder eines Alleinigen, herstellen und sichern zu wollen, würde darum um nichts besser seyn, als der Rath, den die verschnittenen Wächter eines Serails den Unverschnittenen gäben, sich gleichfalls zur Verwahrung gegen alle den Frieden und die Einigkeit störenden Mißbräuche ihrer Zeugungskraft verschneiden zu lassen. In der That aber laboriren diese Servilisten, Pietisten und Rationalisten doch nur an einer und derselben Nichtkenntniß, indem ihnen Allen die klare Einsicht mangelt, daß der Mensch, er mag wollen oder nicht, sich so wenig des Glaubens als des Wissens zu entschlagen vermag, und daß er also wissen muß, um zu glauben, und glauben muß, um zu wissen; entgegen jener schlechten Schulweisheit, die alles Wissen aus dem Zweifel per generationem aequivocam entstehen läßt. Welche Solidarität des Wissens und Glaubens vorzüglich für den historischen Glauben gilt, wenn schon das sämmtliche geflügelte und ungeflügelte rationalistische Gewild in unserer Zeit neuerdings wieder gegen denselben sein Geschrei erhebt." V. 324. Das ist ohne Zweifel das Vernünftigste, was über den Streit je gesagt worden ist und gesagt werden kann.

Sehr anziehend ist, was Baader gelegentlich über den Ursprung der Sprache sagt. Bekanntlich will der menschliche Stolz nicht zugeben, die Sprache von Gott empfangen zu haben, und behauptet, der Mensch selbst habe sich nach und nach die Sprache gebildet. Eine Ansicht, die auch Jakob Grimm unlängst in einer akademischen Abhandlung geltend gemacht hat und die wir (Literaturblatt 1854 Nr. 54) bestritten haben. Unsre Ansicht stimmt ganz mit der Baader'schen überein. Die

Sprache, wie der Geist kam von Gott, nicht aus dem Menschen selbst. Baader sagt: „Die Absurdität jener Hypothese leuchtet sogleich ein, wenn man nur bedenkt, daß der Mensch seine Sprache oder Worte erst denkt, ehe er sein Denken sagt, oder daß er sein Denken nur insofern zu sprechen vermag, als er sein Sprechen denkt. Da die Sprache dem Menschen folglich bereits nöthig war, um nur an ihre Erfindung denken zu können, so hätte der Erfinder der Sprache sich hiemit das Werkzeug alles Erfindens erfinden müssen. In der That muß man dagegen das Wort jenes Licht der moralischen Welt nennen, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese (die Gesellschaft) tritt, und welches noch täglich jeden einzelnen Menschen (als intelligent und sich selbst bewußt seyend) aus dem Nichts hervorruft und emporhält, so wie jenes schaffende Wort diese Welt dem Chaos enthob, und der Mensch konnte sich diese Sprache so wenig erfinden, daß er sie vielmehr, als das Mysterium magnum seines Geisteslebens, nicht einmal zu begreifen vermag."

Sehr wahr und schön ist, was Baader über die Gottentfremdung und Gottentfernung sagt, in der sich die aufgeklärten Generationen so gerne gefallen. Entweder bedürfen sie im Bewußtseyn eignen Werthes und eigner Göttlichkeit keines göttlichen Beistandes von außen mehr, oder sie thun bescheiden und meinen, wenn Gott ein so großer Herr sey, wie man sage, so werde er wohl etwas besseres zu thun haben, als sich um unsereinen zu bekümmern. „Jene Religionsindifferentisten, welche, ihren Stolz und ihre Widerspenstigkeit unter heuchelnder Demuth verbergend, in der Größe, Macht und Weisheit des Schöpfers selbst einen Grund suchen, ihr Beachtetwerden von Ihm zu bezweifeln, welche also meinen, ihre Gleichgültigkeit gegen Gott durch eine präsumirte Gleichgültigkeit Gottes gegen sie zu bemänteln, der Verfasser, sage ich, vergleicht diese Religions-Indifferentisten mit jenen obscuren Vagabunden, welche der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen und sich unbemerkt von ihr durch die Welt schleichen zu können meinen. Wie sie sagen, wäre zwar Gott nicht zu groß gewesen, um den Menschen zu erschaffen, wohl aber wäre Er zu groß, um von ihm, nachdem er einmal erschaffen sey, weiter Notiz zu nehmen, so wie dieser Gott zu weise und zu vernünftig sey, um unter seinen Creaturen Ordnung und Gesetz, d. i. Vernünftigkeit, festzusetzen, und auf deren Beobachtung zu halten. Ihnen zufolge hätte also Gott, nachdem er den Menschen in's Daseyn gerufen, gleichsam gesagt: Ich habe dich zwar erschaffen, es in mir aber völlig gleichgültig, ob du mich anerkennst oder verleugnest, ob du mir dienest, oder dich gegen mich empörest, denn du bist ein so nichtiges Produkt meiner Allmacht, daß ich dich in alle Ewigkeit ignoriren werde, und ein Gleiches von dir erwarte." V. 190. Das ist so erfreulich in Baaders Schriften, daß sie ganz in Gottesbewußtseyn wie in goldnes Licht getaucht sind, daß wir immer in diesem göttlichen Lichte wandeln und uns doch nicht geblendet fühlen, sondern wie in heimischer Frühlingsluft.

Unter den kleinern Bruchstücken finden wir folgende Rechtfertigung der Statue Schillers von Thorwaldsen. „Man hat an der herrlichen Statue Schillers von Thorwaldsen die Senkung des Kopfes des Dichters getadelt und gemeint, der Bildner hätte dessen Antlitz zum Himmel emporgerichtet darstellen sollen. Wäre Schiller ein Theolog oder ein religiöser Dichter gewesen, so hätte diese Meinung Grund. Da er aber weder der Eine, noch der Andere war, da vielmehr eben das Charakteristische seiner Dichtungen es ist, sich meistens in jenem Chiaroscuro und in der diese begleitenden Wehmuth als Unbefriedigtheit des Forschens zu halten, welche gleich einer Thräne den völlig klaren Blick trübt, eben aber in dieser Trübung in dem Reichthum der Farben sich bricht und wie ein Regenbogen in der zur Erde sich senkenden Wolke erscheint, so hat der Meister den Charakter des Dichters trefflich mit seinem zur Erde sich senkenden Haupte ausgesprochen." Thorwaldsen selbst, bei dem Referent dereinst in Rom die Anfertigung der Statue Namens des Stuttgarter Schiller-Vereins betrieb und der nachher nach Stuttgart kam und die Statue daselbst nach ihrer Vollendung im Erzguß betrachtete, äußerte sich gegen uns in ähnlicher Weise. Man hatte ihm gesagt, wie viele Stimmen sich gegen die gesenkte Kopfhaltung seines Schiller erhoben, wie ein bekannter Aesthetiker in Tübingen sie in Versen verspottet habe ꝛc. Allein Thorwaldsen bemerkte lächelnd, er denke, seine Statue werde noch stehen bleiben, wenn die ganze moderne Generation längst werde ins Grab gesunken seyn, und alsdann, in drei- oder fünfhundert Jahren vielleicht, werde man die Physiognomie des großen Tragikers aus der frivolen Zeit, in der er lebte, immer ernster, immer tragischer herausblicken sehen. Mit einem Wort, sagte Thorwaldsen, ich habe ihn „dantesk" aufgefaßt.

Wie wir hören, hat Franz Baader noch immer nur ein kleines Publikum. Ein Geist dieses Ranges verdiente doch von der Nation mehr gekannt zu seyn. Den Männern, die vielleicht mit Opfern zur Herausgabe seiner sämmtlichen Werke sich entschlossen haben, gebührt aufrichtiger Dank.

Urgeschichte des Menschen.

1) Urgeschichte des menschlichen Geschlechts durch A. Fr. Gfrörer. Schaffhausen, Hurter, 1855.

Der Verfasser stellt die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, die Genesis, mit den physiologischen Erfahrungen der letzten Zeiten zusammen, um den evidenten Beweis zu führen, daß die Menschen, trotz ihrer verschiedenen Racen, alle von einem Paar abstammen. „Es ist nicht lange her, daß die Naturforscher von einer sogenannten generatio aequivoca oder von einer zufälligen aus blindem Trieb schöpferischer Naturkraft abgeleiteten Zeugung niederer Organismen redeten, aber die fortgeschrittene Handhabung des Mikroskopes hat diese Meinung als einen Irrthum zerstreut. Es ist ebenfalls nicht lange her, daß ein bekannter Naturforscher (Oken) die Meinung aussprach, der erste Mensch sey gleich andern Geschöpfen aus blinden Naturkräften zusammengeronnen und fertig aus dem Urschlamme herausgekrochen. Muß nicht jeder Vorurtheilsfreie über solche Einfälle lachen, denen man es beim ersten Blicke ansieht, daß sie lauterer Angst vor dem Uebernatürlichen ihre Entstehung verdanken. Gewiß gibt es nur eine Erklärung für den Ursprung des ersten Menschen, die vor dem gesunden Menschenverstande Stich hält, nämlich die, daß höhere Intelligenzen, daß Bürger der obern Welt oder Gott selbst bei Erschaffung des Menschen eingegriffen haben. Die große kosmische Erkenntnißquelle oder die Erdkunde führt uns also auf denselben übernatürlichen Akt, wie das erste Buch Mosis, und die Urgeschichte unseres Geschlechtes beginnt nothwendig mit Anerkennung einer supranaturalen Thatsache, mag der Nihilismus neuerer Philosophie noch so stark dagegen protestiren."

Die philosophische Hoffahrt, die den Menschen allein durch sich selbst alles werden läßt, was er ist, stolpert nothwendig immer an der Erklärung, wie denn überhaupt der erste Mensch entstanden ist. Immer wird er auf einen Schöpfer hingewiesen, der eher da war als das Geschöpf und auf eine ursprüngliche Weisheit, vor welcher sich alles Wissen des Geschöpfs demüthigen muß.

Herr Gfrörer läßt sich in tiefere Untersuchung des großen Völkerstroms und seiner Verzweigungen ein, die sich von Inner-Asien her über den Westen ergossen haben und zeigt uns aus indischen und chinesischen Ueberlieferungen, wie diese die Herkunft der Menschen von Norden und Westen herleiten, also auf dieselbe Wiege des Menschengeschlechts hindeuten, die uns Abendländern im Osten liegt. Die ganze Weſtströmung der s. g. indokaukasischen Race erklärt der Verfasser aus dem zehnten Kapitel der Genesis als Abkömmlinge Japhets, nämlich: „Gomer-Cimmerier, Askenas-Asen oder Germanen, Riphat-Kelten, Togarma-Armenier, Magog-Skythen oder Slaven, Madai-Meder, Javan-Jonier, Elisa-Aeolier, Tarrschis-Tyrrhener, Kittim-Karier, Dodanim-Illyrier, Tiras-Thrazier." Im Namen des Stammvaters Japhet selbst findet der Verfasser den Begriff des Schönen, womit die weiße Race bezeichnet ist. Sem dagegen steht der braunen und Cham der schwarzen Race vor.

Herr Gfrörer sucht Japhets Urstamm in den berühmten Ariern (indisch Arjas, nach Herodot Väter der berühmten Meder und Perser) und führt die älteste Völkerwanderung auf den aus altpersischen Ueberlieferungen bekannten Gegensatz von Iran und Turan zurück, in den auch der älteste Gegensatz von Hirten und Ackerbauern eingreift. „Kein Zweifel ist, daß die ersten Menschen Hirten waren. Sicherlich ging nun in der Urzeit die Vermehrung der Menschen sehr schnell von Statten. Ich will von bekannten Dingen ein Beispiel nehmen. Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung von Nordamerika verzehnfacht. Die Ursachen dieses Wachsthums liegen am Tage. Wo jeder Erwachsene Raum genug findet, um ein Hauswesen zu begründen und mit leichter Mühe den eigenen und der Seinigen Lebensunterhalt gewinnt, muß die Menschenmenge schnell zunehmen. Noch günstiger waren wohl die Verhältnisse zur Zeit der Anfänge unseres Geschlechtes. Unermeßliche Waideflächen standen den Hirten und ihren Heerden offen. Die ungeschwächte Kraft der Körper und die Vielweiberei, die in der Urzeit allgemein stattfand, thaten das Uebrige. Aber das Hirtenleben hat noch eine andere Seite. Sobald die Menschenzahl ein gewisses Maaß erreicht hat, führt das Hirtenleben entweder zu Kampf und Krieg oder nöthigt es zu Auswanderungen in die Ferne. Derselbe Flächenraum, auf welchem bei eingeführtem Ackerbau eine Million Menschen leben kann, nährt kaum 1000 Hirtenfamilien. Ich erinnere an die Erzählung der Genesis über Abraham und Loth, wie Beide weite Flächen unter sich vertheilen und der Oheim zu dem Neffen spricht, zieh du links, so will ich mit den Meinigen mich nach rechts wenden. Aehnliches geschah auf tausend andern Punkten. Daher kommt es guten Theils, daß die Geschichte mit Wanderungen beginnt. Nichts steht der Annahme entgegen, daß im grauen Alterthum ein Zweig der Turanier, durch die erwähnte Nothwendigkeit getrieben, die Ursitze verließ und nach den Thälern des Kuen-lun zog, wo er sich dann ansiedelte. Setzen wir weiter den Fall, daß der nämliche Zweig, durch irgend eine

Ursache bestimmt, rasch und vollkommen vom Hirtenleben zum Ackerbau überging, so ist klar, daß eine ganz andere Entwicklung als bei denjenigen Stämmen, welche Hirten blieben und den Ackerbau nur als untergeordnetes Geschäft neben der Viehzucht betrieben, erfolgen, mit andern Worten, daß die fraglichen Auswanderer früher, als die Uebrigen, feste Wohnsitze, ein bürgerliches Regiment oder einen Staat gründen mußten. Die vorausgesetzten Umstände sind wirklich eingetreten: das hohe Alter chinesischer Cultur beruht auf dem Pflug. Laut den Berichten von Reisenden betrachten die Rothhäute Amerika's das Saatkorn als eine Art von Zauber, das die aus Amerika eingewanderten Weißen stark und unüberwindlich mache, dagegen den Untergang der rothfarbigen Eingebornen befördere. Nichts Neues unter der Sonne. Dasselbe Verhältniß, in welchem heute die Anglo-Germanen der vereinigten Staaten zu den Rothhäuten stehen, war vor fünf Jahrtausenden das der Chinesen zu den Hirtenstämmen, Jene wurden mächtig, die Andern gingen zu Grund!"

Die älteste Vermischung der Racen findet der Verfasser in Aegypten, sofern er die verschiedenen Kasten des Volkes aus eben so vielen Racen ableitet.

Uebrigens ist das gedankenvolle Buch nur eine Skizze.

2) Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatz zu dem Köhlerglauben des Herrn Carl Vogt. Von Andreas Wagner. Stuttgart, S. G. Liesching, 1855.

Eine kleine Schrift gegen den weiland Reichsregenten Vogt, der bekanntlich in allen seinen Schriften anmaßlich im Namen der Naturerfahrung das Christenthum angreift und verspottet. Vogt hält die Abstammung der Menschen von Einem Paar für Unsinn und nimmt so viele Urpaare als Racen an. Wagner führt dagegen den Beweis, daß die Menschen, sofern alle Racen sich mit einander vermischen, nur Eine Art darstellen (wie auch die Rinder, Ziegen, Hunde ꝛc. trotz ihrer oft außerordentlichen Verschiedenheit an Größe, Gestalt und Farbe). Seine Definition im Begriffe Art und Race ist von schärfster Präcision und wird durch alle Naturerfahrungen bestätigt. Dem Herrn Vogt wird nachgewiesen, wie leichtsinnig er diese Begriffe durcheinanderwerfe. Endlich wird er auch zurechtgewiesen wegen des Hohnes, mit dem er aus dem Adam, der so naiv und liebenswürdig als Vater der Menschen in der Genesis erscheint, eine Bestie macht. „Es sey erwiesen, daß einzelne Menschenracen ganz gewiß schon zur Zeit der Diluvialbildungen, zur Zeit des Höhlenbären und des Mammuths existirten, d. h. in einer Epoche, die sich jedenfalls nur nach Hunderttausenden von Jahren berechnen lasse. Diese Thatsache gehe ‚auf das Evidenteste' aus den Untersuchungen in den belgischen Höhlen hervor, welche Schmerling und Spring anstellten, indem sie in selbigen die damals in Belgien existirende primitive Menschenrace aufgefunden hätten. Die Köpfe nämlich, welche Spring untersucht hätte, wären klein gewesen, mit stark zurückweichender Stirne, abgeplatteten Schläfen und schief gestellten Zähnen. Alle diese Charaktere wiesen aber ‚unzweifelhaft' auf eine primitive Menschenart hin, welche den Negern und überhaupt dem ganzen niedern Typus der Menschenbildung ähnlicher sey als dem höheren. Nehme man nun die Abstammung von einem Paare an, so müsse man auch nothgedrungen annehmen, daß diese viele Tausende von Jahren alten Knochen in ihrer Bildung dem Urpaare näher kommen als wir, die wir in viel späterer Zeit leben. Daraus folge aber dann auch, daß Adam ein Schiefzähner, d. h. ein dem Affentypus näher stehender Mensch war; quod erat demonstrandum." Es liegt nämlich Herrn Vogt und Seinesgleichen Alles daran, die Weihung des Geschöpfs durch den Schöpfer zu leugnen, und dem menschlichen Geist allein die Fähigkeit zu vindiciren, daß er sich aus der Bestie heraus rein durch sich selbst veredelt habe.

Man mag übrigens annehmen, der Mensch habe schon ursprünglich von Gott die Sprache und den edeln Typus empfangen, oder erst aus dem Rohen, aus der Bestialität herausgebildet, immer bleibt das Wunder das nämliche, denn wie hätte der Mensch die Gabe der innern geistigen Entwicklung üben können, wenn er sie nicht zuvor von Gott empfangen hätte? Auch sogar jener Schiefzähner, in dem sich die Ironie des Herrn Vogt so sehr zu gefallen scheint, ist nicht von selber entstanden. Die höchste Vollendung des menschlichen Ideals ist am Ende kein größeres Wunder, als die Entstehung des ersten Thieres, des ersten Lebens, des ersten Dinges überhaupt, denn Alles kommt von Gott. Der Mensch fängt nicht eher zu denken an, bis er da ist, aber nicht er selbst hat sich gemacht, sondern er ist von Gott geschaffen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 2., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, | № 45. | 6. Juni 1855.

Mormonismus.

Die Mormonen von Moritz Busch. Leipzig, Lorck, 1855.

Eine ziemlich umfassende Monographie der berüchtigten Mormonensekte. Da wir bei unsern Lesern im Allgemeinen schon eine Kenntniß dieser Sekte und ihrer bisherigen Schicksale voraussetzen, wollen wir uns nur an diejenigen Erscheinungen in ihrer Lehre und in ihrer Praxis halten, die das rasche Emporkommen der Sekte erklären und ihr möglicherweise noch eine bedeutende Zukunft versprechen.

Der Mormonismus hat entschieden eine dem Muhamedanismus verwandte Seite, indem er die Menschen durch die Vorstellung von himmlischen Freuden verlockt und ihnen auch schon irdische gewährt. So lachende goldene Aussichten sind in hohem Grade geeignet, die unglückseligen Proletarier unsrer Zeit zu elektrisiren, wie denn auch die Sekte unter den armen Irländern viel Proselyten gemacht hat. „Die Missionäre der Mormonen wenden sich bei ihren Zuhörern ebensowohl an die Begier nach Reichthum, als an die Sehnsucht nach himmlischen Gütern, stellen ihnen neben Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse auch irdisches Wohlbefinden in Aussicht. Unverdrossen und unabgeschreckt durch schroffe Abweisung, durch Spott und Hohn, wandern sie von Ort zu Ort, sprechen in einzelnen Häusern ein, knüpfen mit Leuten auf der Straße ein Gespräch an, arbeiten bisweilen als Handwerker in einer Werkstätte und bringen auf diese Art das, was ihnen auf dem Herzen liegt, an den Mann. So ungebildet sie meist sind, besitzen doch fast alle eine große Uebung in sophistischen Fragstellungen und Schlüssen, und eine nicht geringere Kenntniß der Bibel. Wer ihnen zugibt, daß die letztere Norm der Wahrheit sey, wird unausbleiblich in ihrem Netze gefangen und kann sich nur durch gewaltsamen Durchbruch befreien. Gewöhnlich beginnen sie ihren Anlauf zur Eroberung der Herzen mit der Frage, ob die christliche Urkirche nicht gewisse Gnadengaben gehabt habe, welche das heutige Christenthum nicht mehr besitze, dann setzen sie auseinander, wie die Heiligen vom jüngsten Tage mit allen diesen Gaben als Heilung durch Handauflegen, Weissagung, Teufelaustreibung, Reden in Zungen u. s. w. von Neuem beschenkt worden, und nachdem damit Grund gelegt ist, entwickeln sie die am Wenigsten auffälligen Lehren der Secte, beweisen sie mit einer Fülle von Sprüchen vorzüglich aus den alttestamentlichen Propheten und der Offenbarung Johannis, und nehmen für ihr amerikanisches Zion sämmtliche Verheißungen in Anspruch. Ist der Zuhörer kein Mann von Vermögen, so erfährt er, daß an ihn wie an alle Menschen der Ruf ergangen ist, sich nach Zion in den Bergen zu begeben, wo Milch und Honig fließen und wo das schönste Land um einen Spottpreis zu haben ist, der noch überdies nicht sogleich bezahlt zu werden braucht und durch Arbeit abverdient werden kann. Hat der Mann das Reisegeld nicht, so bedarf es nur einer Erklärung zum Beitritt, und es wird ihm aus dem ‚Ewigen Wohlthätigkeits-Fonds‘ vorgestreckt. So sind Hunderte und Tausende verlockt worden. Die Lehre, daß drüben im heiligen Lande jedes Weib einen Mann hat, jede Magdalena durch die Taufe rein gewaschen wird, sichert den Beifall des schönen Geschlechts.“ Die Mormonen schicken alle Bekehrten nach ihrem Staate Deseret, dessen Hauptstadt „das neue Jerusalem“ in der That alles erfüllen soll, was in der Offenbarung Johannis vom neuen Jerusalem versprochen ist. Schon denkt man daselbst an den Bau eines ungeheuren Tempel, der alle Kirchen der Welt weit übertreffen soll.

Aus dem alten Testament haben die Mormonen den

Patriarchen die Vielweiberei abgelernt, und aus dem Talmud die Vorstellung eines ewigen Fortzeugens und Fortgebärens im Himmel. Die Fortpflanzung ist Bedingung zur Seligkeit. „Wahrlich, heißt es im heiligen Gesetz der Mormonen, wahrlich ich sage Euch, wenn ein Mann eine Frau nimmt durch mein Wort, welches mein Gesetz ist, und durch den neuen und ewigen Bund, und wenn es ihnen besiegelt wird durch den heiligen Geist der Verheißung, durch ihn, welcher gesalbt ist, dem ich diese Gewalt und die Schlüssel dieses Priesterthums übertragen habe, so soll zu ihnen gesagt werden, ihr sollt in der ersten Auferstehung hervorgehen, und wenn es nach der ersten Auferstehung ist, in der nächsten Auferstehung, und sollt ererben Throne, Königreiche, Fürstenthümer, Gewalten und Herrschaften, alle Höhen und Tiefen. Und wenn sie meinem Bunde gehorsam sind und kein unschuldiges Blut vergießen, so sollen sie die Engel und die Götter übertreffen an Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, welche in einer Kraftfülle und in ewiger Fortpflanzung ihres Samens bestehen soll. Dann werden sie Götter seyn, weil sie kein Ende haben. Darum sollen sie von Ewigkeit zu Ewigkeit seyn, weil sie fortdauern; dann sollen sie über Allen seyn, weil alle Dinge ihnen unterworfen sind. Dann sollen sie Götter seyn, weil sie alle Macht haben und die Engel ihnen unterthan sind." Die zu Göttern erhobenen Menschen werden jeder einen Himmelskörper beherrschen und ihn mit Kindern bevölkern. „Wir haben gesehen, daß es mehrere Götter gibt, und daß jeder derselben vermählt ist und Kinder ebenfalls göttlicher Art besitzt. Wir haben ebenfalls gesehen, daß jedem Gotte eine bestimmte Sphäre im Universum angewiesen ist. Hat derselbe nun diese Sphäre, oder um deutlicher zu sprechen, diesen Weltkörper mit seinen Kindern in dem Grade bevölkert, daß sein himmlisches Erbtheil zu klein wird, um sie alle zu bewegen und zu nähren, so schafft er, um den Ueberschuß unterzubringen, einen neuen Stern, nach welchem die Geister der jungen Götter als Bewohner gesendet werden. Diese verehren dann ihren Vater als Gott, gerade sowie dieser mit seinen Brüdern im Universum seinen Vater als Gott ehrt, und sofort zurück bis zum Ur- und Hauptgotte, der im Centrum der Welt auf seinem Sterne Kolob thront. So ist der Gott, den wir zunächst verehren, der Vater unserer Geister."

Wer steril ist, kann dieser Freuden im Himmel nicht theilhaftig werden. Daher unter den Mormonen Niemand ledig bleiben darf. Jedes Mädchen, jede Wittwe hat das Recht, einen Mann zu verlangen und der Präsident der Republik muß ihr einen verschaffen. Jeder Mann aber darf Weiber nehmen, so viel ihm gefällt und muß Weiber nehmen, die zunächst auf ihn angewiesen sind, z. B. Wittwen des Bruders. Die Mormonen halten das für sehr billig und beklagen sich über die Herzlosigkeit, mit der man sonst die alten Jungfern und Wittwen allein ließ. „Es ist häufig der Fall, daß weiblichen Wesen niemals ein Heirathsantrag von jungen Männern gemacht wird, denen sie so viel Vertrauen erweisen, daß sie sich mit ihnen für alle Ewigkeit verbinden möchten. Frage: Müssen diese Mädchen in der Ewigkeit ohne Gatten bleiben? Würde es nicht weit besser für jede einzelne von ihnen seyn, wenn sie mit einem frommen, obgleich schon verheiratheten Manne wie Abraham vermählt wäre, als wenn sie für die ganze Ewigkeit vereinsamt bliebe? Würde es nicht eine bei Weitem größere Seligkeit für sie in sich schließen, die zweite, dritte oder vierte Frau, und dadurch in der Lage zu seyn, eine endlose Nachkommenschaft zu gewinnen und sich mit ihrem Gatten aller der Herrlichkeit und Glorie seiner wachsenden himmlischen Königreiche zu erfreuen, als alle Ewigkeit hindurch in Gestalt eines bloßen Engels oder einer bloßen Magd, ohne Nachkommenschaft verharren zu müssen? Und wiederum gibt es viele Wittwen, deren Männer in Unglauben sterben. Diese Wittwen können möglicherweise keinen Antrag auf Heirath von einzeln lebenden Männern erhalten. Soll für sie nicht Fürsorge getroffen werden? Und welches tugendhafte Weib würde es nicht vorziehen, die sechste oder siebente Frau eines Gläubigen zu werden, als in der zukünftigen Welt in alle Ewigkeit ohne die Segnungen der Ehe zu leben?"

Wirklich leben die Mormonen in der Polygamie. Seite 117 wird die Hochzeit eines Mannes mit der zweiten Frau im Beiseyn der ersten beschrieben. „Ist der Tag gekommen, der für die Trauung bestimmt worden, so versammeln sich der Bräutigam, die Frau und die Braut nebst ihren Angehörigen und den übrigen Hochzeitsgästen an dem Orte, welcher dazu ausgesucht worden ist. Der Schreiber nimmt die Namen, das Alter, den Geburtsort, die Grafschaft, den Staat und das Vaterland der zu Verheirathenden auf und trägt sie sorgfältig in ein Buch ein. Der Präsident, welcher der Prophet, Seher und Offenbarer über die ganze Kirche in aller Welt ist, und welcher allein die Schlüssel der Macht in Betreff dieser göttlichen Anordnung hat, gebietet dem Bräutigam, seiner Frau und der Braut, sich zu erheben und ihm gegenüberzutreten. Die Frau steht zur Linken ihres Mannes, die Braut ihr zur Linken. Der Präsident legt dann der Frau die Frage vor: ‚Sind Sie Willens, dieses Weib Ihrem Ehemanne zu geben, auf daß sie sein gesetzlich vermähltes Eheweib sey für

Zeit und Ewigkeit? Wofern Sie dazu gewillt sind, so wollen Sie es dadurch kundgeben, daß Sie deren rechte Hand in die rechte Hand Ihres Ehemannes legen.' Sind beide Hände, die des Bräutigams und der Braut in dieser Weise mit einander verbunden, so nimmt die Frau den linken Arm ihres Mannes, wie wenn sie mit ihm einen Gang machen wollte. Dann fährt der Präsident fort, indem er den Bräutigam fragt: ‚Nehmen Sie, Bruder N. N. Schwester N. N. (die Braut) bei der rechten Hand, um sie zu Ihrem gesetzlichen Eheweibe zu nehmen und ihr gesetzlicher Ehemann zu seyn für Zeit und Ewigkeit, und versprechen Sie Ihrerseits, daß Sie alle Gesetze, Gebräuche und Anordnungen, die zu dieser heiligen Ehe in diesem neuen und ewigen Bunde gehören, zu erfüllen, indem Sie dies in Gegenwart Gottes, der Engel und dieser Zeugen Ihrem eignen freien Willen und Ihrer Wahl nach thun?' Der Bräutigam antwortet mit: Ja. Der Präsident legt dann dieselbe Frage, den Verhältnissen der Braut angepaßt, der letzteren vor, welche gleichfalls mit Ja zu antworten hat. Der Präsident sagt dann: ‚Nun verkünde ich im Namen des Herrn Jesu Christi und kraft des Amts des heiligen Priesterthums Euch als gesetzlich verbundene Ehegatten für Zeit und Ewigkeit, und ich siegle auf Euch die Segnungen der heiligen Auferstehung mit der Macht, am Morgen der ersten Auferstehung, bekleidet mit Herrlichkeit, Unsterblichkeit und ewigem Leben hervorzugehen. Und ich siegle auf Euch die Segnungen der Throne und Herrschaften und Fürstenthümer und Gewalten und Erhöhungen, zugleich mit dem Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs, und sage zu Euch: seyd fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde ꝛc." Zuweilen wohnen die verschiedenen Frauen eines Mannes von einander getrennt, zuweilen aber auch beisammen in gar idyllischer Eintracht. „Es ist häufig der Fall, daß sie alle in demselben Hause wohnen und vereint und mit der größten Heiterkeit sich der Geschäfte der Haushaltung widmen, an demselben Tische essen und sich gegenseitig Alles zu Gefallen thun, während der holdeste Friede und die herzlichste Eintracht Jahr auf Jahr unter ihnen herrschen. Ihre Kinder spielen mit einander in Liebe als Brüder und Schwestern, während jede Mutter für die Kinder der Andern so viel liebreiches Wesen und zärtliche Aufmerksamkeit an den Tag legt, als für ihre eigenen. Und Morgens und Abends, wenn der Gatte seine Familie zusammenruft, um dem Herrn zu dienen und seinen Namen anzurufen, so beugen sie alle gemeinsam ihre Kniee und bringen dem Allerhöchsten das Opfer ihrer Andacht dar."

Der Verfasser läßt es dahingestellt, ob die Sekte sich werde behaupten können, da so Vieles gegen sie spreche. Wenn man aber erwägt, zu welcher weiten Ausbreitung und langen Herrschaft es der Islam mit nicht sehr abweichenden Tendenzen gebracht hat, warum sollten nicht auch die Mormonen noch Fortschritte machen können? Gewiß ist, daß ihre Lehre für die sinnliche Natur sehr verlockend ist.

Länder- und Völkerkunde.

Rom. Eine Skizze von Dr. Friedrich Hurter. Freiburg im Breisgau, Herder, 1855.

Nicht mehr als sieben Bogen und eine bloße Aufzählung der merkwürdigsten Gebäude und Anstalten in Rom, so daß man dieses kleine Werk trockener findet, als von seinem Verfasser erwartet werden konnte. Allein gerade in der nüchteren Einfachheit dieser Beschreibung tritt uns die Größe Roms desto klarer hervor.

Vor allem sucht man in Rom die Kirchen. „Ihre Zahl wird insgemein auf 365 angegeben; statistisch genau mag sie nicht seyn, auch sonst zum Jahr 1851 nicht vollkommen passen, da während der französischen Herrschaft deren mehrere entweder der Verschönerungslust oder den Nachgrabungen nach alten Ueberresten haben weichen müssen. Beträchtlich jedoch dürfte jene Zahl nicht sich vermindert haben. Aber wie viele Kirchen sind nicht heutigen Tages noch, an welche irgend eine bedeutende Erinnerung aus dem Gesammtleben der Kirche, an irgend ein denkwürdiges Ereigniß, an irgend eine unter den mannigfaltigen christlichen Beziehungen hervorragende Persönlichkeit sich anknüpft! Hiezu noch das christlich oder das künstlerisch Merkwürdige, wodurch so manche sich hervorhebt! — Unter allen ragen hervor, wie an Ansehen und Bedeutung, so an Alter, zum Theil an Größe, auch an innerem Schmuck, die fünf Patriarchal-Basiliken, die nebst St. Croce in Gerusalemme und St. Sebastian die sieben Kirchen sind, deren Pforten bei dem Anfang der Jubeljahre geöffnet, bei deren Ende geschlossen, von den Wallfahrern als Stationskirchen besucht werden. Neun andere Kirchen sind Collegiatkirchen; von 50, die letztgenannten beiden inbegriffen, führen 50 Cardinalpriester, von 16 andern ebensoviele Cardinaldiaconen den Titel. (Die sechs Cardinalbischöfe sind über die sechs sogenannten suburbicarischen Sprengel gesetzt.) Die 81 ehemaligen Pfarrkirchen hat eine Bulle Leo's XII. auf 54 beschränkt. Zu ihnen gehört jedoch manche Kirche mit einem Cardinals-

titel. Ob unter allen St. Peter in Vinculis, oder die Kirche der hl. Pudenziana, oder irgend eine andere (dem Bestehen, nicht dem Bauwerk nach) die älteste sey, wird sich schwerlich mehr ermitteln lassen." Herr Hurter gibt sofort von den wichtigsten Kirchen Roms kurze Skizzen.

Hieran reihen sich die milden Stiftungen, 12 Spitäler, 4 Waisenhäuser, 18 Hospitze und Bewahranstalten, 17 Brüderschaften zur Unterstützung Bedürftiger. „An Alter, Umfang und dem Maß der Leistungen steht das Spital vom hl. Geist in Sassia, eine Stiftung Innocenz III., ursprünglich für Findelkinder und Waisen, allen voran. Von dort an haben alle Päpste demselben Sorge und Aufmerksamkeit angedeihen lassen, und dadurch dessen großartige Ausdehnung möglich gemacht. Bei 12,000 Fieberkranke, mit einer durchschnittlichen Verpflegung von neun Tagen, werden jährlich in dasselbe aufgenommen. Durch drei große Säle sind für die Findelkinder Betten von Ammen aufgestellt, neben jedem zwei Wiegen. Viele Kinder werden auswärts in Kost gegeben, dieselben mit dem 12. Jahr bis zum 20. in einer Anstalt untergebracht, in welcher sie ein Handwerk lernen können. Ein eigenes Bewahrhaus vereinigt 600 Mädchen, aus welchem sie in Dienste treten, bei Verheirathung 100 Scudi als Mitgift erhalten. Jährlich finden etwa 800 Kinder Aufnahme, der Bestand in der Anstalt ist 2500. An dieser und an der Krankenanstalt zugleich sind vier Aerzte und zwei Oberchirurgen angestellt. Das Ganze steht unter der Aufsicht des Großmeisters vom Orden des hl. Geistes, dessen Glieder über die verschiedenen Verwaltungszweige gesetzt sind, auch die mit dem Hause verbundene Pfarrkirche besorgen. Eine prachtvolle Apotheke versieht nicht allein dieses Haus, sondern noch verschiedene andere Anstalten. Ein Armendispensatorium besteht hier nicht, sondern jeder Arzt darf nach freier Einsicht verschreiben. Die Reinlichkeit ist musterhaft, die Bedienung mehr als zureichend. Für die Krankenabtheilung werden jährlich 35,000 Scudi aus eigenen Einkünften verwendet, ebensoviel trägt die apostolische Kammer bei (so viel als mancher kleine Fürst für ein Theater). Die Anstalt für die Kinder bedarf jährlich 50,000 Scudi." Auch die übrigen Spitäler sind zum Theil sehr großartig. So das Erzspital von S. Salvator. „Von 578 Betten sind über 200 immerwährend besetzt: über dritthalbtausend Kranke werden jährlich verpflegt. Seit dem J. 1821 leisten Spitalschwestern, deren sechs jegliche Nacht Wache halten, den Dienst. Zu den Einkünften von 32,000 Scudi gibt die apostolische Kammer jährlich weitere 14,000." Eigenthümlich ist „die Gesellschaft der Liebe", ein Verein von Frauen über 40 Jahr, welche ein Spital für chronische Kranke errichtet hat. „Es sorgt für ärztliche Behandlung, Arznei, Essen, bei dem Ableben für das Begräbniß. Jeder Kranke wird von einer der Frauen wöchentlich zweimal besucht."

Unter den Rettungs- und Versorgungsanstalten finden sich besonders viele, die sich verwaister, dem Elend oder der Verführung ausgesetzter Mädchen annehmen, Töchter schlechter Weiber vom Lasterweg abhalten, Gefallene auf den Weg der Besserung führen rc. Schon der berühmte Jurist Mittermayer hat in seinem Werkchen über die Lombardei den Wohlthätigkeitssinn der Italiener und die praktische Einrichtung ihrer frommen Stiftungen bewundert und gepriesen. Auch bei uns in Deutschland fehlt es gewiß an Anstalten christlicher Liebe und Werkthätigkeit nicht, doch könnten wir noch Manches von den Italienern lernen in Bezug auf das speziellere Insaugefassen einzelner Bestandtheile der Gesellschaft, die am meisten verdienen, dem Elend und dem Laster entrissen zu werden, und in Bezug auf die Behandlung der Leidenden oder zu Bessernden. In Italien geht alles von der Kirche aus, wird das Gute geübt im Namen und Auftrag der Religion und von religiösen Genossenschaften. Das verleiht der Behandlung einen Charakter väterlicher oder brüderlicher Liebe, der unsern Anstalten fehlt, sofern dieselben ausschließlich Staatsanstalten sind und von besoldeten Dienern geleitet werden.

Der Verfasser geht sodann zu den Schulen, Akademien, Bibliotheken über, und hebt insbesondere das Collegium de propaganda fide hervor. „Seit der Wiedereröffnung des Collegiums im Jahr 1817 wuchs die Zahl der Zöglinge aus allen Weltgegenden so, daß an dem berühmten Sprachenfest, welches an Epiphanie gehalten wird, in der letzten Zeit dort an fünfzig Sprachen und Dialecten vernommen wurden." Schließlich verzeichnet der Verfasser die wichtigsten Paläste, Villen, Thore, Brücken, Wasserleitungen, Brunnen, Kloaken und Ruinen, an denen Rom so überreich ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 46. 9. Juni 1855.

Gewerbekunde.

Geschichte der Gewerbe von Dr. C. G. Rehlen. Mit 25 Abbildungen. Leipzig, Otto Wigand, 1855.

Es ist ein schönes Zeichen der Zeit, daß nicht nur einige Wissenschaften von der Höhe ihrer Theorien herabgestiegen und in die Werkstätten der Gewerbe getreten sind, um hier die Resultate ihrer Forschungen zur Förderung der Handwerke niederzulegen, — man erinnere sich nur, was die Gewerbe in unserer Zeit der Physik, Chemie und Mechanik verdanken, — sondern daß auch Gelehrte die Geschichte der Handwerke selbst zum Gegenstand ihrer Forschungen machen. Was früher Beckmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen, im Entwurfe der allgemeinen Technologie, und neuerlich Berlepsch in der Geschichte einzelner „ehrsamer" Handwerke monographisch versucht haben, das hat Dr. C. G. Rehlen in Nürnberg im vorliegenden Werke aus vielen andern Schriften zusammengetragen und zu einem Ganzen gesammelt, das wie ein Spiegelbild die Geschichte der Gewerbe in ihrer Entwicklung vom ersten rohen Anfang bis zur Industrieausstellung in London vor den Augen des Lesers zeigt.

Der Verfasser macht in der Vorrede darauf aufmerksam, wie unbetreten bisher der Weg gewesen, den er eingeschlagen, und spricht deßfalls die Nachsicht der Kritik an. Ohne Zweifel wird die Kritik so billig seyn.

Ueber den Plan des Werkes spricht sich Herr Rehlen also aus: „Die Geschichte der Gewerbe zeigt uns, wenigstens soll sie es zeigen, wie man in den vergangenen Zeiten eigentlich gelebt hat, und zwar hinsichtlich jener Bedürfnisse, ohne die der Mensch gar nicht zu leben vermag; hinsichtlich alles dessen, was zur Lebensnahrung und Nothdurft gehört, und wer es nicht weiß, wie man früherhin darin bestellt war, der kennt und versteht auch nicht die ganze große Geschichte selbst. Der Handwerkerstand selber aber wird freilich nicht aus dieser seiner Geschichte lernen, wie dieser oder jener Gegenstand zu rechtfertigen ist, das gehört in die Werkstätte; aber er wird erfahren von allen den Erfindungen und Entdeckungen, die je in seinem Kreise gemacht worden, wie viel er ausgezeichneten Männern des Staats und der Wissenschaft zu danken, und dann auch, wie viel er selbst gethan hat, und wie sich aus seinen Werkstätten heraus die Bildung der Welt aufgebaut hat." Mit patriotischer Vorliebe nimmt der Verfasser Rücksicht auf die Verdienste des deutschen Volkes um Erfindungen und Verbesserungen in den Gewerben. „Kein anderes Volk," sagt er, „kann die Geschichte aufweisen, das so fleißig war, wie das Deutsche, keines war so selbst schaffend, so anschicklich, so lernhaft und so praktisch, keines hat so große und so viele Entdeckungen und Erfindungen gemacht, die die Welt umgestaltet haben, keines endlich war so weit in die untern Stände hinunter so tüchtig und so brav."

Im allgemeinen Theile findet der Leser die Geschichte der Entwicklung des deutschen Handwerkerstandes, der mit der Entstehung der Städte unter Kaiser Heinrich I. und seinen Nachfolgern zusammenhängt. Nur nach harten Kämpfen gelang es dem deutschen Bürger- und Handwerksstande, sich im Laufe der Jahrhunderte aus einem elendiglichen, leibeigenen Zustande zum Rechte und zur Ehre eines freien Bürgers und Menschen emporzuschwingen. „Aber in demselben Maaße, als das ihm gelang, hob sich auch das Handwerk selbst aus der ursprünglichen Unvollkommenheit empor und die deutschen Städte wurden nun voll von geschickten Meistern in allen Gattungen von Handwerken, durch deren Hände sich nun Alles in Stadt und auf dem Lande besser und schöner gestaltete. Die Morgenröthe einer neuen Weltbildung ging auf

über die Menschheit, aus dem Innern Deutschlands, aus den Werkstätten deutscher Bürger und Handwerker hervor."

Wir sehen, Dr. Rehlen faßt die Geschichte der Gewerbe nicht handwerksmäßig auf, sondern stellt seine Lehre auf einen höheren Standpunkt. Ueber das Maschinenwesen, das bekanntlich der Handarbeit bei manchem Gewerbe den Todesstoß gab, sagt er p. 27: „Es war das Fabrikmaschinenwesen, das zunächst dem uralten wackern Weberhandwerk gegenüber außerordentliche, dieses fast vernichtende Kräfte entwickelte." Diese Betrachtung führt er im besondern Theile beim Weberhandwerk p. 107 noch weiter aus: „Vor einer solchen Macht (dem Maschinenwesen) erlahmte die Kraft der alten Weber, ihre Arbeiten trugen keinen genügenden Lohn mehr, und Tausende verhungerten, wie z. B. im schlesischen Gebirge, im buchstäblichen Sinne des Wortes, oder siechten mit Weib und Kindern einem frühen Tod entgegen. Beim Anblick eines solchen Elends fragt nun gern der Mensch, wie die göttliche Vorsehung so Etwas zugeben könne, und ob denn jene Vervollkommnung menschlicher Kenntnisse nicht vielmehr ein Unglück für die Menschheit wäre? Die aber so fragen, vergessen über das Einzelne das Ganze, vor dessen Erhabenheit jenes verschwindet." Mit größter Ungerechtigkeit schreibt man dem Maschinenwesen die Noth zu, welche bei der stufenmäßigen Entwicklung der Gewerbe nur vorübergehend seyn kann. Als die Buchdruckerkunst erfunden wurde, schrien einige Tausende, die ihr Brod durch Bücherabschreiben verdient hatten, über Nahrungslosigkeit; jetzt verdienen Millionen an dem ins Unendliche vermehrten Verbrauch der Bücher. Die Handspinner und Weber zertrümmerten in ungerechtem Aerger die ersten Maschinen in England. Im Jahr 1767 waren aber kaum 30000 Menschen in den Baumwollenfabriken beschäftigt, während jetzt, in Folge der Erfindung neuer Maschinen wenigstens 1¼ Millionen durch die Arbeit in den Baumwollenfabriken ihr Brod verdienen.

Im zweiten Theile, welcher die Geschichte der einzelnen Gewerbe gibt, werden 1) die Gewerbe für Speise und Trank, 2) die Gewerbe für die Kleidung, 3) die Gewerbe für das Haus und dessen Einrichtung, 4) die Gewerbe der Verarbeitung der Metalle, 5) die Gewerbe für die höhern Bedürfnisse, im Ganzen in 38 Gruppen abgehandelt. Um den Raum andern Artikeln nicht zu rauben, erlauben wir uns nur einzelne Ausstellungen. Im allgemeinen Theile p. 19 sagt Herr Rehlen von der Seidezucht in Frankreich: „vor der Revolution wurden daselbst jährlich 14000—15000 Pfund Seide gewonnen, die einen Werth von 40000 Millionen Livres hatten." Hier müssen statt der Pfunde Centner und statt 40000 nur 40 stehen. Im besondern Theile p. 100 heißt es richtig: „gegen das Ende des 18. Jahrhunderts war die gewonnene Seide auf 15000 Centner gestiegen, die einen Werth hatten von 40 Millionen Livres." Bekanntermaßen zahlt man das Pfund Rohseide dem Seidezüchter mit 10—13 fl. Rechnen wir vom Pfund 12 fl., so würden 15000 Pfund 180,000 fl. = 392,727 Livres kosten. Nehmen wir aber die richtige Summe, nämlich 15000 Centner, so macht der Werth 39—40 Millionen Livres. Auf Seite 16 erhält Rußland 60 Millionen Schafe, England 48, Frankreich über 36 Millionen, Preußen über 56 Millionen; auf der folgenden Seite heißt es (und das allein ist richtig): Preußen zählt über 18000 Metzger; dazu stehen ihnen zu Gebote bei 5½ Millionen Stück Rindvieh, bei 17 Millionen Schafe.

Wir können nicht unterlassen, hier auch eine Lücke in der Geschichte der Papierfabrikation auszufüllen. Seite 477 heißt es: „Man gebrauchte (als Schreibmaterial) in Italien noch bis ins 6. Jahrhundert außer Pergament Papyrus, den man in Sicilien baute, dann späterhin seit dem 8. Jahrhundert Baumwollenpapier, das von den Arabern besonders in Spanien gefertigt wurde, bis endlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts das Linnenpapier erfunden wurde, von dem das älteste Dokument wir aus dem Jahr 1308 besitzen; die ersten Papiermühlen aber erschienen im Jahr 1340 bei dem Schlosse Fabriano in der Mark Ancona, und 1390 in Augsburg und Nürnberg." Zur Ergänzung und Berichtigung dieser Notizen tragen wir folgende Data nach: daß das erste Papier aus leinenen Lumpen in Deutschland verfertigt wurde, wird allgemein angenommen, daß aber diese Erfindung am Anfang des 14. Jahrhunderts in Schwaben und zwar in Ravensburg gemacht wurde, ist urkundlich bewiesen, aber weniger bekannt. Die beiden Brüder Frick und Hans Holbein aus Ravensburg errichteten hier die ersten Papiermühlen, und ihre Familie blieb von 1301—1390 allein im Besitz des Geheimnisses der Papierfabrikation und sammelte sich dadurch Reichthümer. Es ist noch eine Urkunde auf Leinenpapier vom Jahr 1301 vorhanden; bisher hielt man eine Urkunde vom Jahr 1318 (wird wohl dieselbe vom Jahr 1308 bei Herrn Dr. Rehlen seyn), welche man in Kaufbeuern auffand, für die älteste, sowie man von der Mitte des 14. Jahrhunderts in den alten städtischen und dynastischen Archiven viele Urkunden findet, deren Stoff offenbar Leinenpapier ist. Erst um das Jahr 1360 scheint das Leinenpapier in Spanien und Italien bekannt geworden zu seyn. In München wird 1347, in Nürnberg erst 1390 die erste

Papiermühle erwähnt. Der württembergische Archivcommissär Friedr. Gutermann, ein geborner Ravensburger, hat schon vor 10 Jahren diese Notizen aus dem Archiv seiner Vaterstadt geschöpft und die Entdeckung im Serapeum 1845 Nr. 17 und 18 dem Publicum mitgetheilt.

Stuttgart.

Prof. **Volz.**

Biographie.

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraff. Mit dem Bildniß Ernst Schulzes. Leipzig, Brockhaus, 1855.

Nach dem ältern von Bouterweck verfaßten Lebensabriß des Dichters erschien derselbe als eine krankhaft reizbare Natur und in übertriebener Weise sentimental, wie denn auch seine Gedichte diesen Eindruck machen. In der vorliegenden Biographie erscheint er, trotz der eifrigen Bemühungen des Biographen, ihn zu verherrlichen, doch in einem weit ungünstigeren Lichte, indem wir aus den Aufzeichnungen des Dichters selber erkennen, wie gleißend und trügerisch sein Heiligenschein gewesen ist. Seine „bezauberte Rose“ und seine „Cäcilie“ werden immer noch als Muster der reinsten und zartesten Engelliebe empfohlen. Uns haben sie von jeher als Ziererei und Unnatur angeekelt. Gleichwohl läßt Bouterwecks älterer Bericht uns in Ernst Schulze immer nur einen kränklichen Schwärmer sehen, für den man Mitleid fühlen mußte. Aus den vorliegenden Mittheilungen erst geht hervor, daß Schulze nichts weniger als reinen Herzens war. „‚Abgemattet vom Debauchiren,‘ wie er selbst erzählt, suchte er seine gesunkenen Lebensgeister durch erneuerten Punschgenuß wieder zu beleben, und erschien dann in wildfröhlicher Stimmung vor der zum Gegenstand seiner Liebeständelei erwählten Frau; ‚ich spielte meine Rolle vortrefflich,‘ setzt er hinzu. Dieser erneueten Stimulation folgte dann naturgemäß eine um so größere Erschlaffung. ‚Ich bin so abgespannt, daß ich mich kaum auf dem Stuhl erhalten kann,‘ schließt sein Tagebuchblatt vom 13. October.“ Herr Marggraff sieht in diesem Katzenjammer etwas Entschuldbares, ja Bewundernswerthes: „Es wird nicht leicht einen wahren Dichter geben, der nicht vorübergehend von solchen dämonischen Stimmungen übermannt worden wäre. Es sind Versuche zur Ausgleichung theils mit der Prosa der Wirklichkeit, theils mit der Reue oder der Unbefriedigung, welche selbstverschuldete oder aus Exaltation und Reizbarkeit hervorgegangene Verirrungen nothwendig in der Seele zurücklassen.“

Nun findet Ernst Schulze seine berühmte Cäcilie. Bouterweck hat uns seine Liebe zu diesem „Engel“ in edelster Reinheit geschildert. Wir sahen neben der sterbenden Geliebten, die für diese Welt zu gut und zu zart der bessern zueilt, den gleichfalls schon dem Tode verfallenen Sänger, dessen letzte Lebensjahre nur eine ununterbrochene poetische Andacht an ihrem Grabe sind. Man konnte nicht umhin, dieser rührenden Liebe Theilnahme zu schenken, wenn es uns auch dünken mußte, der Sänger tändle und künstle zu viel mit Worten und seinem Schmerze habe ein einfacherer und wahrerer Ausdruck gebührt. Aber erst aus der vorliegenden Biographie ersehen wir, daß der ganze poetische Schmerz innerlich erlogen war. Es fällt schon auf, daß Schulze gleich nach der ersten Bekanntschaft mit dem noch blühenden Mädchen sich einen Schmerz vorlügt, den nicht wirklich empfunden zu haben er selbst gesteht. „Ich hatte schon früher ein Gedicht über den Schmerz angefangen und es schon ziemlich weit ausgeführt, ließ es aber liegen. Heute Abend setzte ich mich wieder daran. Mit Hülfe der Götter gelang es mir ziemlich. Ich setzte einen passenden Schluß daran und sandte es heute Cäcilien zu. Man wird glauben, ich hätte die ganze Epistel an diesem Abend gemacht, und mich abermals bewundern. Wer nichts seyn kann, muß wenigstens scheinen, und in dieser Kunst habe ich es zum Glück weit genug gebracht.“ Welcher gesunde und vernünftige Mensch wird seiner Geliebten ein Gedicht über den Schmerz zuschicken? und welcher männliche und wahrheitsliebende Charakter hintendrein sich im Tagebuch darüber lustig machen?

Auch Cäcilie ging in Unnatur unter. Von Kindheit auf zum Blaustrumpf erzogen, in allen europäischen Sprachen unterwiesen, zum Empfinden, Genießen und Beurtheilen der gesammten schönen Literatur abgerichtet, mit überreizten Nerven in der Treibhausluft der modernen Poesie festgehalten, konnte sie nicht anders als verzärteln und frühe abwelken. Schulze bettete sich in einen gleichsam wollüstigen Schmerz um sie ein. Während er aber den Engel anbetete und in süßer Wehmuth schmelzend allen Andern ein heiliger Priester der reinsten Seelenliebe zu seyn schien, las er für sich mit faunischem Behagen den Faublas, die schändlichste Ausgeburt französischer Lüderlichkeit. So schreibt er: „Ich bin ein Thor, das sehe ich in diesem Augenblicke deutlich ein, und doch ist es mir nicht möglich, von meiner Thorheit zu lassen. Ich las in diesen Tagen den ‚Faublas‘, und dieses phantasiereiche und geistvolle Gemälde des höhern Lebens mit

allen seinen Genüssen und Verdorbenheiten hat meine Phantasie so rege gemacht, daß ich keinen Augenblick Herr meiner selbst werden kann. Ich kann gerade nicht sagen, daß meine Sinnlichkeit durch die üppigen Scenen, die das Werk auf jeder Seite darbietet, besonders gereizt wäre, nein, ich möchte nur in jenes freie, bunte und glänzende Leben hinaus, das in seinen phantastischen Verwandlungen einen so unendlichen Reiz hat; ich möchte von Abenteuer zu Abenteuer fliegen, möchte in jenem geistreichen Spiel der großen Welt mit Anstand und Beifall eine Rolle übernehmen und allen Winken einer muthwilligen Laune frei und fröhlich gehorchen. Mein Charakter, der sich seit so langer Zeit versteckt hatte, ist auf einmal wieder hervorgekommen und ich merke, daß ich noch immer das alte Landstreichergenie bin. Die langweilige Alltäglichkeit eines mühevollen und kleinlichen Geschäftslebens, dessen ich schon ziemlich gewohnt worden war, zeigt sich mir jetzt wieder in ihrer traurigen Gestalt. Es ist wahr, daß solche Verhältnisse den Geist unendlich beengen und daß ein wenig Lüderlichkeit im guten Sinne ein wahres Conservationsmittel für die Beweglichkeit der geistigen Kräfte ist." Wenige Tage später lesen wir wieder in Schulzes Tagebuch: „Cäcilie ist ohne Rettung verloren. Ich fange an, eine Unsterblichkeit zu glauben und ein schönes seliges Leben nach dem Tode. Sollte die Natur sich blos einen augenblicklichen Scherz haben machen wollen, als sie dieses unendlich zarte und reine Gebilde erschuf? Sollte sie jetzt mit einem muthwilligen Zuge Das wieder auf ewig verwischen wollen, was sie mit so vieler Sorgfalt pflegte? Nein, Cäcilie wird in ein freundlicheres Seyn emporschweben und die Erinnerung ihres schönen Lebens auf der Erde wird sie dort selig machen."

Cäcilie wird immer kränker. Der Dichter scheint mit ihr in Schmerz hinzusterben. Aber unerwartet verliebt er sich in Cäciliens Schwester und treue Pflegerin Adelheid und schießt buhlerische Blicke zu ihr hinüber, indem er aus Gram um Cäcilien in Thränen zu vergehen scheint. „Ich lehnte mich ans Fenster und weinte laut. Adelhaid sank auf die Knie neben dem Ruhebette und schluchzte. O das keusche, das reine Wesen! Weinend küßte sie den blassen Mund ihrer Schwester. Ich konnte mich kaum aufrechterhalten. Leise flüsterte ich: Bete für mich dort oben, du Heilige! In diesem Augenblicke glaubte ich an eine bessere Welt und an einen Gott der Liebe. Die W. mußte uns fast mit Gewalt von der Leiche fortziehen." Der Jammer um Cäcilien dauert nun eine geraume Zeit fort, immer aber scheint der verliebte Blick auf Adelheid durch. Herr Marggraff findet das auch höchst natürlich und verehrungswürdig. „Schulze, wie wir ihn schon aus seinem frühern Lebensgange kennen, besaß ein zu liebebedürftiges Herz, um leben und dichten zu können, ohne, wie er selbst sagt, sein Herz und auch wohl seine Phantasie an einen lebenden Gegenstand zu fesseln. Indem er dies von neuem that und seine Wahl auf einen so edeln Gegenstand fiel, richtete sich sein Gemüth aus dem niederdrückenden Zustande dumpfer Verzweiflung wieder auf, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ohne diese neue Liebe sein episches Gedicht weder so rasch fortgeschritten seyn, noch sich durch dieselbe Frische des Colorits, diesen lebhaften Glanz phantasievoller Gestaltung, diese Wärme und Innigkeit des Gefühls auszeichnen würde. Insofern hat die deutsche Poesie dieser neuen Neigung Schulze's nur Dank zu sagen." Wir sind dagegen der Meinung, daß die Stimmung und Absicht, in welcher Schulze sein thränenreiches Gedicht auf Cäcilien ihrer Schwester Adelheid vorlas, indem er mit dem erlogenen Schmerz um jene das Herz dieser erobern und in ihren Armen die Verstorbene vergessen wollte, jedem ehrlichen Gemüth nur Ekel und Verachtung einflößen kann.

In Ernst Schulze culminirte der Subjectivismus der modernen Poesie in seiner krankhaften Reizbarkeit wie innern Lüge. Er bleibt somit immerhin eine merkwürdige Erscheinung in unserer Literatur. Das eigentlich Ungesunde ist kaum je bei einem Dichter, etwa Lenau ausgenommen, so unheimlich und widerwärtig herausgetreten, als bei Ernst Schulze. Was hat sich aber Herr Hermann Marggraff eingebildet, wenn er meint, er habe sein Buch zum Lobe und Preise Ernst Schulzes geschrieben? Nie ist ein Dichter von seinem Biographen in ungünstigerem Lichte geschildert worden. Herr Marggraff hätte, wenn er seinen Dichter loben wollte, kein Wort aus den Tagebüchern mittheilen dürfen. Wenn er aber unbestochenen Sinnes die Wahrheit über Ernst Schulze sagen wollte, so hätte er sich auch der Entschuldigungen und Beschönigungen enthalten sollen, wovon sein mattherziges Buch wimmelt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 47. 13. Juni 1855.

Geschichte.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel. Fünfter Band. Basel, Schweighauser, 1854.

Dieser Band enthält sehr viel Interessantes.

Zuerst die tragische Prozeßgeschichte des Erzbischof Andreas von Krain, die bisher sehr im Dunkeln gelegen ist. Im Jahr 1482 erschien zu Basel ein merkwürdiger Fremder, der Slavonier Andreas, Erzbischof von Krain (Laibach), vorher Gesandter Kaiser Friedrichs III. beim Papst Sixtus IV., schrieb ein neues Concil nach Basel aus und hielt donnernde Reden gegen die Verderbniß des Papstthums. Er fand in der Stadt um so mehr Anhang, als er auch schon (aus Italien kommend) in Florenz beim großen Lorenzo von Medicis, damaligen Gegner des Papstes, Unterstützung genossen hatte und die öffentliche Meinung damals schon den Reformationsideen günstig war. Aber er hatte keine Legitimation zur Berufung des Concils. Wie feurig immer seine Beredsamkeit war und welche Bewunderung er erregte, sobald ihn der Kaiser desavouirte und der Papst die Stadt Basel mit dem Interdict belegte, und andrerseits das Gerücht ging, er sey nur deshalb gegen den Papst so erbittert, weil dieser ihm den Cardinalshut verweigert hatte, erkalteten bald die anfangs für ihn und seine Sache glühenden Herzen und am Ende kam der arme Erzbischof ins Gefängniß. Standhaft aber weigerte sich die Stadt Basel, ihn an den Papst auszuliefern, wie dieser wiederholt verlangte. Im Jahr 1484 starb Sixtus IV. und sein Nachfolger Innocenz VIII. schien, da bei ihm der persönliche Haß wegfiel, gnädiger gegen den Gefangenen seyn zu wollen; allein eines Morgens fand man denselben im Kerker erhenkt. Die sehr unvollständigen und dunkeln Acten lassen ungewiß, ob man ihn umgebracht hat, um damit die Promulgation einer schon bereit gehaltenen Absolutionsbulle zu erkaufen, ob man diesen kürzeren Weg der lebendigen Auslieferung vorgezogen, oder ob man dem Papst die Verlegenheit hat ersparen wollen, den alten Mann noch irgendwie zu maaßregeln. Diese Abhandlung ist aus der Feder des Prof. Burckhardt, der sich durch die Aufhellung des merkwürdigen Vorfalls ein Verdienst erworben hat.

Die zweite Abhandlung, verfaßt von Prof. Fr. Fischer, gibt eine sehr gute Charakteristik des berühmten Theophrastus Paracelsus, der auch in Basel einige Zeit gelebt hat. Man erhält hier zunächst eine Erklärung seiner vielen Namen. Bombast war sein Geschlechtsname, denn sein Vater, ein Licentiat der Medicin, Bombast von Hohenheim, zeugte ihn im Kloster Einsiedeln mit einer dortigen Krankenaufseherin; Philipp war sein Taufname; eben so Theophrastus, denn so hatte ihn sein medicinischer Vater nach dem berühmten alten Arzt taufen lassen; Aureolus nannte er sich aus Misverstand eines Büchertitels jenes älteren Theophrast (exstant aureoli Theophrasti libri) und was endlich seinen Namen Paracelsus betrifft, so scheint derselbe nur die Uebersetzung von „Hohenheim" zu seyn. Im Folgenden wird uns der sonderbare Mann näher vors Auge gerückt: „Meist hat er sich in Noth und Elend umhergetrieben, und sein ärmlicher Aufzug war bereits hinreichende Veranlassung, ihm Verachtung zuzuziehen, die er bitter empfindet, wenn er ausruft: ‚Hab keine Acht meines Elends, du Leser: laß mich mein Uebel selber tragen.' Allein verdientere Verachtung hat ihn wegen seines Lebenswandels getroffen, der unsauber und schmutzig war, wie die Gesellschaft, in der er sich gefiel. ‚Hättest du ihn gesehen, schreibt Dr. Heinrich Bullinger an Thom. Erastus, so hättest du ihn nicht für einen Arzt, sondern für einen Fuhrmann gehalten.

Auch fand er an der Gesellschaft von Fuhrleuten absonderliches Vergnügen. Daher paßte er, während er hier im Storchen logierte, auf die ankommenden Fuhrleute; und mit diesen fraß und soff der schmutzige Mann, so daß er manchmal, vom Weine betäubt, sich in den nächsten Nachen legte und seinen garstigen Rausch ausschlief.' Das war freilich erst um's Jahr 1535, nachdem er von Basel aus sieben Jahre lang im Elsaß, Schwaben und der Schweiz herumgeirrt war. Mit alle dem war es ein geistreicher Mensch, voll reformatorischer Ideen, die freilich zum Theil blos durch den Geist des Widerspruchs gegen das Hergebrachte und die Sucht, Aufsehen zu erregen und recht neues und absonderliches vorzubringen, ihm eingegeben waren. Es ist hier nicht der Ort, in seinen Gedankenkreis einzugehen und die von ihm ausgegangenen Ideen und Anregungen der Reihe nach aufzuzählen. Ich muß mich begnügen, die von ihm hier in Basel vorgetragenen Ideen, so weit sie zugleich in sein hiesiges Schicksal eingegriffen haben, gelegentlich anzuführen. Indessen kann man von Jedem, der mit der Entwicklungsgeschichte der neuern Medicin vertraut ist, sey er nun Bewunderer oder Verächter des Mannes, hören: daß fast bei jedem Fortschritt, den die Medicin im 16. und 17. Jahrhundert gemacht hat, eben immer Paracelsus Einem wieder entgegen kommt, als unmittelbarer oder mittelbarer Urheber der Reform oder wenigstens als Vorgänger, der die Idee dazu concipirt und ausgesprochen hatte. Selbst die neuesten Fortschritte oder Verirrungen der Medicin, wie z. B. die Homöopathie von Hahnemann, die Krankheitsindividuen von Schönlein, finden ihre Vorbilder bei Paracelsus. Dieser Gaben, wie seines reformatorischen Berufs, war er sich nun auch in vollem Maße bewußt und hielt mit dem Bekenntniß seines Werthes nicht zurück, sondern sprach es mit maßlosem Selbstruhme aus: ‚Mir nach,' ruft er in der Vorrede zum Paragranum aus, ‚mir nach, Avicenna, Galenus ꝛc. Mir nach und nit ich euch nach, ihr von Paris, Montpellier, ihr von Schwaben ꝛc. Du Italia, du Athenis! Mein ist die Monarchei.' ‚Euer wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde ꝛc.' Dabei war er, wie man sieht, ebenso maßlos in der Grobheit. ‚Von der Natur,' sagt er selbst, ‚bin ich nicht subtil gesponnen: auch ist nicht meines Landes Art, daß man etwas mit Seidespinnen erlangte.' Aus den gegebenen Andeutungen begreift sich, wie seine Persönlichkeit ebenso viel Ekel und Widerwillen von der einen, als Glauben und Bewunderung von der andern Seite erregen mußte. Es gibt daher nicht leicht eine wissenschaftliche Erscheinung, welche so widersprechend ist aufgefaßt und beurtheilt worden. — Paracelsus hat gewirkt und zwar sehr einflußreich. Daß Jac. Böhme seine naturphilosophischen Ideen und Floskeln ‚den Salliter der Natur', ‚die Signaturen, wodurch er den Dingen in's Herz sieht' u. dgl. bei Paracelsus aufgelesen und dieser dadurch ein Vorläufer des deutschen Pantheismus geworden ist; daß die Rosenkreuzer seine Werke vorzugsweise ihren alchemischen Studien zu Grunde gelegt, und daß seine dynamische Naturansicht: ‚es ist nichts corporalisch, es lebete denn und hätte einen Spiritus in ihm,' auf Leibnitz, der im Jahr 1666 von einer alchemischen Gesellschaft in Nürnberg besoldet war, transspirirt haben konnte: das alles will ich nur als Nebenwirkung berühren. Seine Hauptwirkung war die Stiftung der chemischen, oder wie sie sich mit einem Paracelsischen Worte nannte, der spagirischen Schule, welche darauf ausging, an die Stelle der langen zusammengesetzten Recepte einfache Mittel oder specifica zu setzen, die unkräftigen und ekelhaften Decocte, Infusionen und Syrupe der Galenisch-Arabischen Schule durch kräftigere Pflanzenextracte, Essenzen und Tincturen zu verdrängen; mit besonderer Vorliebe aber und nicht immer mit der gehörigen Vorsicht die ungleich kräftigeren Mineralmittel anwendete. Spagirisch nannte sich die Schule, denn σπᾷν, ausziehen und ἀγείρειν, sammeln und verdichten, sollten die chemischen Mittel zur Gewinnung des wirksamen Princips der Arzneistoffe seyn. Der ausgezeichnetste Kopf dieser Schule war der Däne Peter Severin, um den allein der Kanzler Baco den Paracelsus beneidete. Auch eine spätere medicinische Schule, die dynamische, hat viel aus seinen Sprüchen über die Wirksamkeit der Lebenskraft oder des Archeus geschöpft, und der Stifter dieser Schule, der Holländer van Helmont, spricht mit großer Anerkennung und Hochachtung von den Gaben, Einsichten und chemischen Mitteln des Paracelsus."

Die Verfolgungen, welche dieser Mann zu erdulden hatte, rührten meistens von dem Brodneid der Apotheker und Aerzte her, sofern er die Arzneien vereinfachte und Curen machte, welche die älteren Aerzte nicht machen konnten. Seine Grobheit und Unverträglichkeit scheint nur eine Folge des Unrechts gewesen zu seyn, das so oft an ihm begangen wurde und das ihn empörte.

Indem Herr Fischer die Frage aufwirft, ob Theophrastus seine Weisheit allein aus sich oder wenigstens zum Theil von einem älteren Meister geschöpft habe, kommt er auf Basilius Valentinus zu sprechen und bemerkt: „Valentinus wäre freilich in keinem Falle der unmittelbare Lehrer des Paracelsus gewesen, denn er soll als Benedictiner-Mönch zu Erfurt um 1415 gelebt haben. Es scheint indeß wahrscheinlicher zu seyn, daß

dieser Baſ. Valentinus eine bloße Myſtification des Herausgebers ſeiner Werke, Johannes Thölden, war, der ſie vielmehr den Paracelſiſchen Schriften nachgebildet hat." Dieſe Meinung würde Herr Fiſcher nicht hegen, wenn er von den Schriften des Valentinus nähere Einſicht nähme. Schon Wendel in ſeinem 1704 geſchriebenen Programm macht die richtige Bemerkung, daß Valentinus viel „kürzer und deutlicher" geſchrieben habe, als Paracelſus. Auch Helmont hat das höhere Alter der valentiniſchen Schriften anerkannt. Wenn nun auch dieſe älteren Schriften ſpäter von den paracelſiſchen gleichſam paracelſiſch angeſtrichen und überklebt worden ſind, ſo hat dieſe Reſtauration doch den urſprünglichen Charakter derſelben nicht verwiſchen können. Der Styl des Valentinus iſt auch noch in den ſpätern Ausgaben ſeiner Schriften wenigſtens in einigen Theilen ſo durchaus einfach, edel, volltönend, noch die ſchleppenden Hülfszeitwörter durch die alterthümliche Participialconſtruction erſetzend, und inſofern dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſo durchaus angemeſſen, daß ſie mit der ſchwerfälligen, unklaren und bombaſtiſchen Sprache des Paracelſus gar keine Vergleichung zuläßt und noch weniger von deſſen ſpätern Schülern erfunden ſeyn kann. Man leſe nur die Eingangsworte zu ſeinem „Stein der Weiſen". „Da mir menſchliche Furcht zu Handen ſtieß, begunt ich zu betrachten aus der Natur Blödigkeit das Elend dieſer Welt und beweinete mit mir inniglichen die Miſſethat unſrer erſten Eltern begangen und daß keine Bußfertigkeit auf Erden wäre, ſondern die Menſchen immer böſer würden, auch das Ewige den Unbußfertigen zur Strafe angeſetzt, unerforſchlich und ohn Ende wäre: Eilete ich, ſo viel ich immer konnte, dem Böſen zu entrinnen, der Welt gute Nacht zu geben und mich Gott zu einem Diener zu verſprechen. Wie ich nun eine Zeit lang in meinem Orden war und das übrige Tagwerk, nach Verrichtung des Ziels, ſo ich mir ſelbſten zu meinem Gebet angeſetzt hatte, nicht vergeblich hinlaufen und meine Gedanken durch Müßiggang in neue Sünde nicht Urſach geben möchten, nahm ich mir für, die Natur von einander zu legen und durch ſolche Zerlegung ihre Heimlichkeiten zu erforſchen, welches ich denn nach dem Ewigen im Zeitlichen für das Höchſte befunden." ꝛc. So konnte weder Paracelſus, noch viel weniger Thölde im Jahr 1599 ſchreiben.

Die dritte Abhandlung des Rathsherrn Em. Burckhardt über den Basler Buchhändler Falkeiſen gewährt dem Leſer ein neues überraſchendes Intereſſe. Es handelt ſich um einen großen Preß- und Nachdrucksprozeß aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, aus dem man unter andrem lernt, welch ſchändlichem Wucher damals der Bibeldruck anheimgefallen war. Zu derſelben Zeit, in der ſich die wüthenden Zänker der lutheriſchen und calviniſchen Orthodoxie das Wort Gottes gleichſam aus den Zähnen riſſen, riſſen ſich auch die Buchdrucker und Buchhändler um deſſen Druck.

Theodor Falkeiſen, Sohn eines Basler Rathsherrn, lernte bei dem berühmten Elzevir in Amſterdam die Buchdruckerkunſt und reiste für deſſen Haus in England, Frankreich und Italien. Selber aus gutem Hauſe und frühe in die Geſchäfte des größten damaligen Buchhändlers eingeweiht, lag es ihm nahe, indem er ſich in Baſel etablirte, hier ein zweiter Elzevir zu werden, aber er fing ſein Geſchäft in zu großem Maßſtab und mit zu kleinen Mitteln an. Der Kurfürſt von der Pfalz hatte ihm ein Privilegium ertheilt zur Herausgabe einer reformirten, von der Dordrechter Synode approbirten Bibel mit Noten, die für die ganze calviniſche Kirche in Deutſchland die unentbehrliche Hausbibel werden ſollte. Nun beſtritten ihm aber andre Basler Buchdrucker die Gültigkeit jenes Privilegiums, ja ſein eigenes Meiſterrecht, Familienneid miſchte ſich ein, die Geſellen wurden gegen ihn aufgewiegelt, Satz und Druck verdorben ꝛc. Darüber erſchöpfte ſich ſeine Kaſſe, er ergab ſich dem Trunk und fing damals ſchon allerlei Tollheiten an. Sein Schwager Mangold gab indeß Capitalien her, wodurch der Bibeldruck wieder gefördert wurde. Nun aber nur noch in Mangolds Intereſſe, dem das Eigenthum zugewieſen wurde, als im Jahr 1662 Falkeiſen wegen toller Reden und fortgeſetzter Aſotie erſt eingeſteckt, dann außer Landes verwieſen wurde. Er begab ſich ſofort zum Kurfürſten von der Pfalz, der die Mißachtung ſeines Privilegiums durch die Basler übel aufnahm, bald jedoch an dem tollen Gebaren des Buchhändlers Mißfallen fand. Nun fand der letztere aber einen neuen Protektor in dem (abentheuerlichen) Grafen Caſimir von Hanau, der ihm Erlaubniß und Mittel gab, ein eigenes Bibelwerk in Hanau zu drucken. Zugleich klagte er in Wien beim Reichshofrath über die Nichtbeachtung des ihm ertheilten pfälziſchen Privilegiums in Baſel und über die ihm widerfahrene Rechtskränkung. Der Reichshofrath nahm ſich der Sache an. Baſel und die ganze Eidgenoſſenſchaft beriefen ſich aber auf den weſtphäliſchen Frieden, der ihnen Befreiung von den Reichsgerichten ſicherte. Die Sache erregte immer mehr Aufſehen. Alle Feinde der Schweiz intereſſirten ſich für den kecken Buchhändler, ſo der Herzog von Lothringen, der Markgraf von Baden, ſelbſt Cardinal Mazarin, damaliger Regent von Frankreich. Nun wurde Falkeiſen immer übermüthiger, kleidete ſich als Offizier mit Federhut und Degen und renommirte als

großer Mann herum, bis ihn sein Uebermuth antrieb, mit einem kleinen Gefolge von Saufgenossen in Basel selbst Einritt zu halten und daselbst ein glänzendes Gelage zu feiern. Aber die Basler Regierung ergriff ihn und ließ ihn nicht mehr los. Er wurde als Landesverräther eingekerkert, gefoltert und im Jahr 1671 öffentlich enthauptet.

Es folgen noch Abhandlungen über Gertrud, die Gemahlin des Rudolf von Habsburg von Dr. Rem. Meyer, über den Zürcher Bund mit den Waldstätten 1351 von Prof. Heußler, über Zwingli's politisches Wirken von Dr. Reber und Actenstücke zur Basler Reformationsgeschichte von Prof. Vischer. Von Interesse ist besonders, was Heußler über die Entstehung der Eidgenossenschaft bemerkt. Es ist das, wie man weiß, seit vielen Jahren ein Zankapfel der Historiker. Seitdem Kopp in Luzern das Recht Habsburgs gegen die Urner und namentlich Schwyzer vertheidigt hat, ist schon eine kleine Bibliothek von Streitschriften über diesen Gegenstand geschrieben worden. Kopp war der Ansicht, die Privilegien, die zuerst Kaiser Friedrich II., später Kaiser Heinrich VII. den Bauern ertheilt habe, seyen Eingriffe in die Rechte Habsburgs gewesen und nur aus der Feindschaft der betreffenden Kaiser gegen das gedachte Haus zu erklären. Dagegen bemerkt Heußler mit gutem Grunde: „Will man freilich in dem großen Kampfe zwischen Kaiser und Papst weiter nichts erblicken, als einen mit dem Kirchenbann zu bestrafenden Eidbruch Friedrichs II. (Kopp Gesch. II. 324), so wird man allerdings über die Rechtmäßigkeit jener Urkunde bald im Reinen seyn, sowie überhaupt ein Prozeß bald entschieden seyn wird, wenn man, wie Herr Kopp, alle für Habsburg sprechenden Urkunden für rechtskräftig, alle gegen dasselbe lautenden für Eingriffe in dessen Rechte erklärt. Wenn die bestimmteste Anerkennung einer bereits hergebrachten Reichsangehörigkeit weiter nichts seyn soll, als eine Verleitung zum Abfall vom rechtmäßigen Herrn, so darf man wohl auch fragen, warum denn Friedrich nicht eine gleiche Urkunde dem ebenfalls von Habsburg abgefallenen Luzern und überhaupt andern Unterthanen der jüngern Habsburger ertheilte? Es will mir scheinen, eine solche Geschichtschreibung suche die schwierigen Fragen zu zerschneiden, statt sie zu lösen."

Länder- und Völkerkunde.

Charakterbilder deutschen Landes und Lebens für Schule und Haus bearbeitet und gruppirt von A. W. Grube. Leipzig, Brandstetter, 1854.

Dritter Theil der „geographischen Charakterbilder", eines Buches, welches fünf Auflagen erlebt hat. Der Herausgeber hat aus den besten vorhandenen Reise- und Ortsbeschreibungen eine Anzahl besonders charakteristischer Bilder ausgezogen und in einem gewissen Zusammenhange dergestalt zusammengeordnet, daß er mit einer Beschreibung von Königsberg (nach den Königsberger Skizzen von Rosenkranz) beginnt, dann über Mecklenburg, Rügen, Oldenburg an der Ost- und Nordsee mit Beschreibungen fortschreitet, in die Lüneburger Haide und den Harz einlenkt, zum Riesengebirge und zur Elbe überspringt, mit der letztern wieder bis Hamburg geht, dann sich auf einmal wieder in Deutschlands Mitte nach Leipzig versetzt, über Thüringen und Hessen an den Rhein gelangt bis zum Bodensee, aber wieder abwärts geht nach Köln und an die Mosel, sofort wieder ins bayrische Hochland, nach Steyermark, an die Donau und in Wien schließt mit einem Auszug aus Dullers Charakteristik der Wiener. Ueberall sind es fremde Arbeiten, welche der Herausgeber nur benutzt und mit Auswahl abdrucken läßt, aber solche, die von Kundigen verfaßt dem Zweck der Sammlung am besten entsprechen.

Die Auswahl ist einigermaßen systematisch und doch auch wieder nur zufällig, denn man könnte ein eben so reichhaltiges Werk zusammenbringen, in welchem die Beschreibungen von deutschen Landschaften und Städten enthalten seyn würden, die wir hier nicht finden. Es ist nicht leicht möglich, den Reichthum deutschen Lebens kurz zusammenzufassen. Aber wir wollen damit gegen das vorliegende Buch keinen Tadel aussprechen, indem wir es auch bei seiner Unvollständigkeit für gut geeignet halten, namentlich junge Leser zu orientiren und für manche Seite des deutschen Lebens zu interessiren, die ihnen bisher weniger deutlich nahe getreten ist. Was kann wünschenswerther seyn, als daß sich die gebildete deutsche Jugend daran gewöhne, bei den verschiedenen Stämmen Deutschlands doch immer denselben Grundzug der Nationalität wiederzufinden und sich an dem Reichthum und der großen Mannigfaltigkeit deutschen Lebens zu erfreuen. Gegen provinzielle Einseitigkeit gibt es kein besseres Präservativ.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 48. 16. Juni 1855.

Antike Kunst.

Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs in der Pinakothek zu München von Otto Jahn. Mit 11 Tafeln. München, Lindauer, 1854.

Ein Band in ziemlich großem Octav von Seiten CCXLVI und 389, das ausgezeichnetste unter allen bisher erschienenen Werken, die von Vasen handeln, ausschließliche Kupferwerke ausgenommen. Herr Otto Jahn hat alle falsche Vorstellungen, die man sich von den Vasen gemacht, beseitigt und endlich einmal in diese ziemlich verworrene Region der alten Kunstgeschichte Ordnung gebracht.

Bekanntlich hielt man die so zahlreich in Gräbern vorkommenden Vasen anfangs für etruskisch, weil sie hauptsächlich in Etrurien gefunden wurden. Winkelmann bewies erst ihren griechischen Ursprung. Nachher gab man sich sehr irrigen Vorstellungen in Bezug auf die ursprüngliche Bestimmung jener Vasen hin. Einer wollte in ihnen lauter Weihgeschenke mit Bezug auf Mysterienwesen, ein anderer nur anderweitige Geschenke und persönliche Beziehungen auf Geber und Empfänger sehen. Zuletzt meinte noch Panofka in Berlin, die mythischen Bilder auf den Vasen enthielten Anspielungen auf den Namen der Meister, Geber oder Empfänger der Vasen. Das alles verwirft Jahn, indem er zeigt, die Vasen seyen in Griechenland fabrikmäßig verfertigt und als sehr beliebte Modewaaren nach Italien ausgeführt worden, ohne daß der Verfertiger den Käufer oder letzten Empfänger gekannt habe. Auch seyen die Vasenbilder für keinerlei bestimmte Gelegenheit verfertigt worden, sondern entfalteten nur kunstgemäß die in dem griechischen Religionssysteme, Mythus, Cultus, so wie im griechischen Kriegs- und Privatleben vorkommenden malerischen Motive. „Die Vorstellungen zerfallen in zwei große Abtheilungen, die welche sich auf Götter und Heroen, Cultus und Mythos beziehen, und die, welche das tägliche Leben darstellen. Nach beiden Seiten hin entfalten sie uns einen außerordentlichen Reichthum und die lebendigste Mannigfaltigkeit und lehren uns in einer früher so nicht geahnten Weise, mit welcher Fülle von poetischen und künstlerischen Anschauungen das griechische Leben selbst bei der dem Handwerk zufallenden Befriedigung der täglichen Bedürfnisse durchdrungen und gesättigt war."

Die ältesten Vasen „zeichnen sich aus durch die blaßgelbe Farbe des Thons, auf welchen die Malereien mit einer schwärzlichen oder noch häufiger bräunlichen Farbe aufgetragen sind, oft mit Hinzufügung von violetten und weißen Tinten, und haben meist einen schwachen Glanz. Den wesentlichen Theil der Verzierungen bilden Thiergestalten, Löwen, Panther, Hirsche, Böcke, Widder, Schwäne, Hähne, ferner Wunderthiere, Sphinxe, Sirenen, Greife. Sie sind einfach nebeneinander gestellt in einem Streifen, der rund um das Gefäß läuft, oder wenn dasselbe von größerem Umfang ist, in mehreren Streifen übereinander. Dazu kommen noch phantastische Blumen, und wo daneben noch Platz ist — denn offenbar ist es die Absicht, die Gefässe mit diesem Schmuck zu übersäen — Ornamente von kleinerem Umfang, namentlich Rosetten, Kreuze u. ähnl. von eigenthümlicher Form. Die Umrisse dieser Figuren und die inneren Linien sind eingeritzt, und zwar mit großer Sicherheit und Sauberkeit, wie überhaupt viele dieser Gefässe große Sorgfalt verrathen. Auch die Thierfiguren sind, obwohl nicht nach der Natur, sondern nach einem phantastischen aber bestimmten Typus gebildet, nicht ohne Lebendigkeit und Charakter und zeugen von einer mit Sicherheit geübten Technik. Die Gefässe sind — außer großen Pithoi, welche sich in Thera finden — gewöhnlich von mäßigem Umfang, hauptsächlich Lekythoi (F. 76.

77. 79), Oinochoen (F. 58. 66), tiefe Schalen (F. 6. 81) und von breiter, gedrückter Form. Vasen dieser Art sind in Griechenland (Athen, Korinth, Tenea, Mykenai, Aigina, Thera, Melos, Kypros, Korkyra) häufig, in Sicilien (Akrai, Agrigent, Selinus) und Apulien (Bari, Rubi) selten, in Nola aber und besonders in Etrurien (Veii, Monterone, Cäre, Vulci, Chiusi) sehr häufig. Das alterthümliche und fremdartige Gepräge dieser Vasen veranlaßte die neapolitanischen Kunsthändler und Liebhaber, sie ägyptische zu nennen; Gerhard, um den Gedanken an wirklich ägyptischen Ursprung zu beseitigen, bezeichnete sie als ägyptisirende oder pseudoägyptische. Indessen ist hier eine Aehnlichkeit mit ägyptischer Kunst nicht zu finden, wohl aber haben die neuerdings genauer bekannt gewordenen Monumente von Babylon und Niniveh eine unverkennbare, namentlich von R. Rochette näher nachgewiesene Verwandtschaft sowohl in der Thierbildung als auch in den Ornamenten erkennen lassen, wodurch es wahrscheinlich wird, daß diese Art der Verzierung aus Babylon und Assyrien nach Griechenland gekommen ist." Aus den Inschriften und aus dem Styl und Inhalt der Bilder weist Herr Jahn ferner nach, daß diese ältesten Vasen dorische sind und aus einer großen Fabrik in Korinth stammen.

Diese älteste dorische Vasenform geht allmählich in eine gleichfalls noch ziemlich alte, aber attische Form über. „Die Formen derselben haben nicht mehr das Gedrückte, Breite, sie werden schlanker, aber nur soweit als der Charakter des Kräftigen und Tüchtigen es zuläßt, welcher sich sehr bestimmt in diesen edlen Formen ausspricht. Die Töpferarbeit ist durchgehends ebenso solid als fein; der Firniß glänzend, die schwarze Farbe tiefschwarz, das natürliche Roth des Thons durch einen Zusatz erhöhet. Die Technik, mit der die Malereien ausgeführt wurden, ist von der vorher erwähnten Classe nicht verschieden. Die Contouren sind eingeritzt, dann mit vollem Pinsel ausgefüllt und alles Detail der Ausführung mit einem scharfen Griffel eingeritzt. Dazu kommt dann noch die Anwendung der dunkleren rothen und weißen Farbe, welche aber nicht um irgend welche Illusion zu erreichen, sondern als ein charakteristischer Schmuck nach bestimmten künstlerischen Normen verwandt werden. Es ist daher darauf gesehen, daß die Abwechslung und Zusammenstellung der Farben einen gefälligen Eindruck macht, weshalb z. B. die Pferde abwechselnd weiß und schwarz, die Schildränder mit verschiedenen Farben bemalt sind u. ähnl. Auch bei der Ausführung der gewürfelten, geschuppten oder gestickten Gewänder ist mit großer Sorgfalt beachtet, daß neben den sauber eingeritzten Linien auch die abwechselnden Farben den Schmuck erhöhen. Im Allgemeinen wird die Farbe benutzt, um einzelne Theile besonders hervorzuheben: Binden, Wehrgehenk, Waffen, Helmbüsche, Säume der Gewänder, an Wagen, Sesseln u. dgl. einzelne charakteristische Stücke, am Körper die durch den Haarwuchs ausgezeichneten Theile, daher das Haupt- und Barthaar, die Brust der Männer, die Mähnen und zottigen Körpertheile der Thiere roth angedeutet werden. Die weiße Farbe wird vorzüglich benutzt, um alle nackten Theile der Frauen, ausnahmsweise jugendlicher Körper überhaupt zu bezeichnen, ferner gewisse Gewänder, z. B. die der Wagenlenker, wo es charakteristisch seyn muß, weiße Haare, Schildzeichen u. a. m. Es ist leicht wahrzunehmen, daß der Anwendung dieser Farben dieselben Gesetze zu Grunde liegen, welche für die Polychromie der Sculptur und Plastik galten. Was dort von Bronze angesetzt oder durch Vergoldung und Farbe hervorgehoben wurde, ist auch hier durch Farbe ausgezeichnet. Bei Bronzestatuen sind bekanntlich die Brustwarzen oft versilbert; auf Vasenbildern durch einen rothen Kreis oder Punkt angegeben. Lippen und Augenbrauen hervorzuheben unterließ man bei den kleineren Figuren, allein der Augapfel ist auf den weißen Gesichtern der Frauen immer roth gemalt. Daß die nackten Körpertheile der Frauen weiß gemalt werden, stimmt ganz mit jener Sitte überein, die nackten Theile der Statuen aus Marmor oder Elfenbein, die Bekleidung aus bemaltem Holz oder Metall zu bilden; und noch näher kommt es, wenn auf den selinuntischen Sculpturen die nackten Theile der Frauen aus Marmor, die Gewänder aus demselben gröberen Stein gearbeitet sind wie die nackten Körper der Männer."

Jetzt folgt die zweite Periode der attischen Vasenfabrikation, die sich äußerlich zumeist durch die rothen Figuren auf schwarzem Grunde charakterisiren, obgleich auch noch in dieser Periode rothe Gefäße mit schwarzen Figuren vorkommen. „Die Vasen mit rothen Figuren sind nicht blos an Zahl umfassender, als die mit schwarzen Figuren, sie lassen uns auch eine Entwickelung verfolgen, die in jeder Beziehung reicher und freier ist. Wie es das Wesen jeder lebendigen Entwickelung ist, daß sie die Individualität den Satzungen der Tradition gegenüber frei macht, so arbeitet sich auch hier das Individuelle in der Auffassung mehr und mehr heraus; die unbedingte Geltung der in einem ausgeprägten Typus fixirten Ueberlieferung weicht vor einer Anfangs allerdings noch strengen Gesetzmäßigkeit des Styls, welche der freien und selbstständigen Gestaltung des Stoffes durch den einzelnen Künstler immer weiteren Spielraum ließ. Der mythische Stoff wurde durch die lyrische

und dramatische Poesie wieder in Fluß gebracht und durch eine auf gänzlich veränderter Anschauungsweise beruhende Motivirung geistig umgestaltet und neu belebt, der erweiterte Verkehr, die allgemein eindringende philosophische Bildung übten auf die Lebensweise, die Sitte, die ganze Lebensauffassung einen tief eingreifenden Einfluß. Die Rückwirkung auf die bildende Kunst konnte nicht ausbleiben, Wahl und Behandlung der Gegenstände, Auffassung und Darstellung der Form wurden allmählig wesentlich anders. Diese Umbildung in ihren einzelnen Stufen lassen die Vasenbilder deutlich erkennen und geben bei aller Unscheinbarkeit für die geistigen Momente der griechischen Kunstgeschichte in ihrem Zusammenhange einen bescheidenen aber sicheren Maßstab und füllen manche Lücke zwischen den großen Epoche machenden Erscheinungen der Kunstgeschichte aus. Allein das immer reicher und vielseitiger sich entwickelnde individuelle Leben läßt ein Verfolgen des Einzelnen nicht mehr zu und macht eine Beschränkung auf das Wichtigste nothwendig. Einen wesentlichen Unterschied von den Vasen mit schwarzen Figuren gewahrt man darin, daß alle von außen entlehnten conventionellen Nothbehelfe aufgegeben sind, Männer und Frauen sind weder durch die Farbe noch durch die verschiedene Bildung der Augen unterschieden, sondern durch die gesammte Körpergestalt und Physiognomie. Auch ist die Anwendung der Farbe soweit wie möglich beschränkt und es tritt in dieser Beziehung wie in anderen das echt griechische Gesetz des Maßhaltens und der Selbstbeschränkung ein. Es ist nicht mehr darauf angelegt, die Gefäße mit möglichst vielen Figuren zu schmücken, sondern die Figuren, welche nothwendig sind, den künstlerischen Gedanken auszudrücken, klar und effectvoll hervortreten zu lassen; und die Vasen, welche nur mit einer oder zwei Figuren bemalt sind, gehören zu den allerschönsten. Dasselbe Maß zeigt sich auch darin, daß mehr und mehr die schmuckreiche Verzierung der Nebendinge zurücktritt und die einfache Darstellung der menschlichen Gestalt zur Hauptsache wird. Die Formen der Gefäße sind schlanker und leichter, aber stets einfach; charakteristisch ist besonders die immer feiner ausgebildete Form der zweihenkligen Amphora, und die gefällig abgerundete der dreihenkligen Hydria (34) statt der bei den Malereien mit schwarzen Figuren üblichen mit scharf angesetztem Hals (35); jetzt werden auch gewisse Milchgefäße von einfach schönen Verhältnissen (36. 37) häufig. Die Schalen, welche sehr gewöhnlich sind, haben auch in der Form einen besondern Reiz und dasselbe gilt von den kleineren Gefäßen Oinochoen, Lekythoi, Tassen und ähnl., die sehr zierlich gebildet sind. Dem entspricht die sorgfältige und feine Töpferarbeit, die schöne Farbe des Thons, welche milder zu seyn pflegt als bei den Vasen mit schwarzen Figuren, aber warm und dem Auge wohlthuend, und der tief schwarze glänzende Firniß."

Hier nun kommt die ganze Schönheit des griechischen Lebens zum Ausdruck: „Nicht allein in der Bildung des Gesichts und des Körpers tritt dieser Charakter einer anmuthigen, dem Weichen zugeneigten Schönheit hervor, sondern auch die ganze Haltung, die Stellungen und Bewegungen, kurz die sämmtlichen Motive sind davon durchdrungen. Man befindet sich in einem Kreis von Menschen, die bei glücklicher Anlage und sorgfältiger Durchbildung sich ohne Anstrengung frei und ungezwungen benehmen und in jeder Bewegung einen Adel und Grazie, wie sie nur angeboren werden, erkennen lassen. Das schöne Maß, auf dem dieser Eindruck beruht, und die Feinheit, welche auch das Gewöhnliche weit über das Gemeine hinaushebt, möchte man oft geradezu als attisch ansprechen. In manchen Scenen des täglichen Verkehrs, z. B. wo heimkehrende oder fortziehende Jünglinge mit einer Spende begrüßt werden, wo Jünglinge unter sich, mit älteren Männern, mit Frauen, oder wo Frauen unter sich verkehren, ist Bescheidenheit, Sittsamkeit und Zucht bei völliger Freiheit, eine wahre σωφροσύνη, so schön ausgesprochen, wie nur in den Friesreliefs des Parthenon, wobei man freilich den großen Unterschied der künstlerischen Ausführung in Anschlag bringen muß. Auch wo die erregte Sinnlichkeit sich frei äußert — wofür hier ein ungleich größerer Spielraum eröffnet ist — erweist sie sich als eine begeisternde Kraft, die Seele und Körper zu höherem Schwunge beflügelt, aber in ungebundener Lust und sprudelnder Lebensfülle der Schönheit und Anmuth nicht vergißt. Es sind besonders die bakchischen Darstellungen, in welchen diese Richtung sich offenbart. Dionysos selbst erscheint jetzt als ein schöner Jüngling, und in seiner Umgebung herrscht eine ganz anders angeregte Lust und Lebendigkeit, als wir sie bis dahin wahrgenommen haben, Alles ist rascher, munterer, und wo Ekstase sich zeigt, hat sie einen weniger feierlichen, aber ganz excentrischen Ausdruck. Ein ganz verwandter Geist zeigt sich auch in den Darstellungen eines schwärmenden Komos, an dem überwiegend Jünglinge Theil nehmen, meist in Gesellschaft schöner Mädchen, deren Haltung, obwohl von Indecenz und Frivolität in der Regel fern, die Hetairen verräth. So weit von der alten ernsten und ehrbaren Zucht eine Zeit abwich, deren Bildung in dem Verkehr mit diesen sinnlich und geistig reich und fein gebildeten Hetairen, die Blüthe eines freien Lebensgenusses sah: so weit hat sich auch der Geist, der

in diesen feinen und schönen Darstellungen sich ausspricht, von dem der strengen Vasenbilder entfernt."

Von nun an zeigt sich ein leiser Uebergang zum Verfall. Das Schöne weicht dem Reichen und Großen. Die Vasen werden immer zierlicher oder immer größer, die Zahl der Figuren nimmt zu. Unter den bildlich dargestellten Stoffen treten der Cultus des Eros und die trojanischen Kriege besonders hervor, so wie die Siege über Amazonen und Kentauren, mit einem Wort der Sieg attischen Geistes über orientalische und nordische Barbarei, das höchste Bewußtseyn der Civilisation.

Zuletzt kommen erst die in Unteritalien selbst, nach den griechischen Mustern fabricirten Vasen.

So weit die lange Vorrede. Den eigentlichen Text des Werks bildet die Beschreibung aller auf dem Titel bezeichneten Vasen in 1367 Nummern. Von jeder einzelnen wird Form, Größe, Farbe, Bildwerk kurz und deutlich beschrieben nebst Angabe der etwa schon in irgend einem Vasenwerk vorkommenden Abbildung derselben. Herr Jahn hat es verschmäht, in den marktschreierischen oder vornehm mysteriösen Ton zu fallen, den früher so oft die Erklärer von Vasenbildern annahmen, indem sie aus einfachen Bildwerken einen Wust von Unmöglichkeiten herauserklärten. Er beschreibt ganz einfach die Figuren und ihre Attribute ohne mythische Namen zu nennen, wenn sie nicht in Inschriften vorliegen oder sich von selbst verstehen.

Sofern die meisten bisherigen Erklärer von der Voraussetzung tiefsinniger Mysterien ausgegangen sind, bei deren Einweihungen die Vasen gebraucht worden seyen, mag Jahns sehr nüchterne Abweisung dieser Vorstellungsweise hier einen Platz finden: „Unmöglich ist es gestattet, einzelne Züge aus verschiedenen Mysterien willkührlich auf die unteritalischen zu übertragen, wie es Creuzer (Abbild. zur Symb. p. 34 ff.), der auch in Passeris Deutungen der Vasenbilder aus den Mitrasweihen ‚viel Gründliches' fand, mit ‚argolischen Mysterien', Gerhard (Prodrom. p. 76) in Beziehung auf die Thesmophorien, R. Rochette (mon inéd. p. 230. 335) mit den Isismysterien bei Apuleius (met. XI p. 805) versucht hat, dieser um eine couronne mystique zu beweisen, die Creuzer (zur Arch. I p. 221) auch von ihm annimmt. Auf keinen Fall können aber für die Vasenbilder Inschriften der spätesten Kaiserzeit etwas beweisen, wo man eine Restauration der verschiedenartigsten Mysterien vornahm, auf welche sich von unseren Nachrichten über dieselben mehr bezieht als man gewöhnlich annimmt. — Für die unteritalischen Mysterien bietet das SCtum de Bacchanalibus und die Erzählung bei Livius **XXXIX**, 8 ff. die einzige Gewähr, aber, wie Kramer (a. a. O. p. 138 f.) richtig bemerkt, bei weitem nicht von dem Gewicht, welches Gerhard ihnen beilegt. Von Etrurien, wohin ein Graeculus ignobilis diese bakchischen Mysterien gebracht hatte, waren sie nach Rom gekommen und dort zu dem scheußlichen Muckerthum ausgeartet, welches die Consuln zu so energischen Maßregeln veranlaßte. Daß die Urheberin dieser Ausartung aus Campanien gebürtig war, beweist noch nicht, daß dort ähnliche Mysterien zu Hause waren; ebensowenig, daß von dem für ganz Italien erlassenen Beschluß ein Exemplar zufällig in Bruttien erhalten ist. — Indessen zugegeben, daß in Campanien Mysterien gefeiert wurden und bei der Ueppigkeit der Bevölkerung leicht entarten konnten: so ist doch zu bedenken, daß diese angeblichen Mysterienvasen sich ausschließlich in Lucanien und Apulien finden. Sodann, daß weder von den Ceremonien und Attributen jener Vorstellungen, noch von der eigenthümlichen Auffassung, die ihnen zu Grunde liegt, auch nur wahrscheinlich gemacht ist, daß und wie sie mit Mysterien in Verbindung ständen. Von dem ‚liederlichen Mysterienwesen', von dem die Vasen Großgriechenlands durchgängig erfüllt sind, wie Gerhard (etrusk. Spiegel p. 42 f.) sagt, kann ich nichts entdecken. Einen verweichlichten, üppigen, zum Theil, wie in den Frauenbädern, auch sinnlich reizenden Charakter haben diese Scenen allerdings — allein von der Rohheit und Brutalität, wie sie auf Vasen des alten Styls, und selbst von der natürlichen Derbheit einer aufgeregten Sinnlichkeit, wie sie auf Vasen des schönen Styls im Exceß bakchischer Schwärmerei bemerklich sind, geben grade die apulischen und lucanischen Vasen nur ausnahmsweise vereinzelte Beweise."

Es bleiben jedoch immer noch einige Fragen unbeantwortet. Wenn Herr Jahn annimmt, die Barbaren Unter- und Mittelitaliens hätten bei großer Freude an den griechischen Vasen noch so wenig Verständniß derselben gehabt, daß es die Fabrikanten gar nicht der Mühe werth gefunden hätten, immer die Inschriften klar auszuschreiben, die sie oft nur auf rohe Weise andeuteten (S. CCXL), so läßt sich der Gebrauch solcher Vasen als Schmuck und Trinkgeräth wohl leicht erklären, aber daß die Vasen wie neu und ganz ungebraucht grade den Todten mit ins Grab gegeben wurden, bleibt immerhin noch auffallend, um so mehr, als ihre vielen Bilder von erotischem und satyreskem Charakter dem Ernst des Todes, den gerade barbarische Völker am seltensten entweihen, geradezu widersprechen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 49. 20. Juni 1855.

Naturkunde.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. 6. Leipzig, Ambr. Abel, 1855.

Der sechste Band einer schon wiederholt in unsern Blättern empfohlenen Sammlung. Auch dieser Band enthält wieder sehr viel Belehrendes und Anziehendes.

Zuerst eine Abhandlung über die Zunge der Weichthiere. Darin wird eine sehr schöne neue Entdeckung besprochen, nämlich die der Schneckenzungen. Man hat an den Schnecken bisher immer nur die Form und Farbe der Schale bewundert, die Untersuchung ihres innern Organismus aber war nur wenigen interessant. Daher man auch so spät erst die merkwürdige Entdeckung machte, daß die Schnecken einen Zungenknochen haben, ein äußerst dünnes schaufelförmiges Knöchelchen mit kleinen Zähnen, deren Weichung beinah alles übertrifft, was von kunstreicher und zierlicher Ornamentik irgend in der Natur vorkommt. Die Zähnchen oder Häkchen, die der Schnecke zum Fressen und Zerreiben des Laubes dienen (wie die derben Warzen an der Zunge des Rindviehs) stehen auf dem flachen Knochenscheibchen der Zunge in regelmäßigen Reihen, dachziegelartig, in genau bestimmter Anzahl, aber in unglaublich mannigfacher Form, so daß jede Schneckenart ihre eigenthümlichen Zähnchen hat. Jeder Zahn ist einfach, oder zweifach, oder dreifach, oder bildet ein zackiges Blatt, eine Hirschhornform, Beilform, Pilzform &c. in unendlicher Mannigfaltigkeit je bei den einzelnen Arten. Viele dieser verschiedenen Formen werden uns nun hier vorgeführt und durch eingedruckte Holzschnitte anschaulich gemacht. Unter dem Mikroscop zeigt sich das flache Zungenbein wie ein feines Silberblättchen, auf dem sich alle Zeichnungen in wunderbarer Regelmäßigkeit und Schönheit hervorheben.

Der zweite Aufsatz gibt das Neueste über die Farbenharmonie, hauptsächlich nach dem schönen Werke von Chevreul. Obgleich dieses Werk schon vor mehreren Jahren in guter Uebersetzung bei Paul Neff in Stuttgart erschienen ist, so scheint es doch die ihm gebührende Anerkennung in Deutschland noch nicht gefunden zu haben und wir können nicht umhin, es aufs angelegentlichste zu empfehlen. Wir haben es gleich bei seinem Erscheinen in unsern Blättern freudig begrüßt, indem es sowohl dem Aesthetiker volle Befriedigung gewährt und überraschend neue Aufschlüsse über die Schönheit der Farben gibt, als auch den Technikern, den Fabrikanten von unschätzbarem Werthe seyn muß. „Chevreul kann sagen, daß er die Kunst und die Industrie dadurch von dem empirischen Probiren, dem Umhertappen im Finstern und aus den Händen des Charlatans und Dilettanten befreit hat. In Bezug auf die Zusammenstellung und Verschmelzung der Farben stehen die Franzosen sowohl in den Werken der Kunst als der Industrie oben an; unsere Jünger der Kunst wandern nur des Colorites, der Farbengebung wegen schaarenweise in das Ateliers der Pariser Maler, aber ohne ein Studium der neuen Wissenschaft werden sie sich die Meisterschaft ihrer Vorbilder nie aneignen. Was die Franzosen in dieser Beziehung leisten, das haben sie Chevreul und ihrer Regierung zu danken. Treu ihrem alten Grundsatze forderte letztere den Meister auf, seine Wissenschaft öffentlich zu lehren, zuerst 1836 den Arbeitern und Künstlern gegenüber und dann in der polytechnischen Schule. Die Früchte zeigten sich bald und daher ruhete auch das Handelsamt der fabrikreichen Stadt Lyon nicht eher, bis Chevreul auch hier die Arbeiter, namentlich die Seidenweber mit seinen Lehren vertraut gemacht hatte. Dies war 1824. Und seit dieser Zeit

ertheilt man aller Orten den Lyoner Waaren in Bezug auf Muster und Farbeneffect die Krone; sie stehen unerreicht da. Noch an anderen Orten wurde Chevreul's neue Wissenschaft vorgetragen und überall fand sie gelehrige Schüler, denen das Verständniß der strengen Gesetze leicht wurde, da sie mit einem natürlichen Farbensinn, einer Art Gefühls-Aesthetik begabt waren. Sehr scharf kann man die französischen Producte sondern je nach den Gegenden, in welche Chevreul's Lehren gedrungen sind oder nicht. Jetzt ist sein umfangreiches Werk im französischen Buchhandel verschwunden. Das Ausland nahm keine Notiz von diesen Erfolgen, so laut sie auch sprachen, und England fuhr fort in der Massenproduction seiner geschmacklosen Waaren; die Sünden gegen den guten Geschmack in Form und Farbengebung der Fabrikate werden hier vergessen gemacht durch die beispiellose Billigkeit. Der praktische Engländer hat von der Natur keinen Sinn für Schönheit und Farben erhalten; ein Blick auf die Blumenmärkte von Paris und London zeigt schon, wie tief der Engländer unter dem Franzosen steht. Dort findet man die reizenden Kinder der Flora zierlich und sinnig arrangirt und hier erhält man trotz dem enormen Preise nur einen buntscheckigen und plumpen Strauß, eben so geschmacklos zusammengefügt wie die Dessins und Farben der englischen Waaren. Die Londoner Ausstellung hat vielfach den Glauben John Bulls an seine Ueberlegenheit auf dem industriellen Gebiete erschüttert und namentlich in dem angedeuteten Punkte erkannte er klar die Kläglichkeit der englischen Waaren gegenüber den französischen. John Bull will sich jetzt die Meister in der Farbengebung ernstlich zum Vorbilde nehmen. Es ist eine englische Uebersetzung des Chevreul'schen Werkes erschienen und die Times bezeichnet sie als den Anfang einer neuen Periode in der Kunst und Industrie Englands. — Die deutsche Industrie ist nun zwar in der Zusammenstellung der Farben der englischen um Vieles voraus; man weiß hier sehr gut, daß die Farben auf Zeugen und Bändern anders für Bauern und Kinder, anders für Gebildetere zu ordnen sind, aber es fehlte an einem sichern Führer. Und aus diesem Grunde hätte der deutsche Fabrikant, sowie jeder Handwerker, der für die Verschönerung des Lebens arbeitet, großen Nutzen aus dem Chevreul'schen Werke ziehen können, um so mehr, da auch er, wenn auch in einem geringeren Grade als der Franzose, mit einem natürlichen Schönheits- und Farbensinn begabt ist und zahlreiche Prellereien ihn belehrt haben, wie unsicher die Macht der ‚Recepte' ist, die er den wortreichen Charlatans, welche die Unwissenheit ausbeuten, mit schwerem Gelde bezahlt hat."

Es gibt eine doppelte Farbenharmonie, jenachdem sie durch Analogie oder durch Contraste der Farben entsteht. Weiß, grau und schwarz dienen zur Auseinanderhaltung, Ausgleichung und Vermittlung. Stärke und Glanz der Farben, Breite der einfarbigen Fläche ꝛc. ändern viel. Eine Farbe schwächt oder verfälscht die andere. Alle diese Umstände werden von Chevreul in Betracht gezogen und darnach entwickelt er seine Lehre in strenger Consequenz, durchaus klar und überzeugend, wenn auch nicht complicirt.

Im dritten Aufsatz wird von den Pflanzenseuchen und zwar hauptsächlich von der Kartoffel- und Traubenkrankheit gehandelt. Der Verfasser erklärt sich für eine Erzeugung der Krankheit durch Pilze. „Die Wahrscheinlichkeit, daß das von keiner Seite her jetzt mehr bestrittene Vorausgehen des (durch den tödtlichen Einfluß des Pilzes bewirkten) Abdorrens des Laubes vor der Fäulniß der Knollen keine bloße zeitliche Aufeinanderfolge, vielmehr Ursache und Wirkung sey, ist an sich schon groß genug. Die Fälle sind häufig, daß ein der Pflanze von Außen kommender Reiz, hervorgerufen durch Eindringen eines fremden Körpers in ihr Inneres, ihre Ausartung bis zur Unkenntlichkeit, ihre tiefe Erkrankung, ja selbst ihren Tod bewirkt. — Man kann sich den Einfluß des durch den Pilz erkrankten Laubes auf die Knolle vielleicht so vorstellen, daß in der Zeit, zu welcher noch ein lebhafter Austausch von Säften zwischen Knollen und Blättern stattfindet, mit der aus diesen zu jenen gelangenden Flüssigkeit ein die Fäulniß erregender Stoff zugeführt wird, ein Ferment, wie Mitscherlich die Materie bezeichnet, welche den wesentlichsten Antheil an den Gestaltveränderungen in der erkrankten Kartoffel hat. Eine Vermuthung, die, wie bereits erwähnt, schon die ersten belgischen Schriftsteller über die Krankheit äußerten, und die Halt gewinnt einerseits durch die unzweifelhafte Thatsache, daß späte Erkrankung des Laubes auf der Reife sehr nahe Knollen keinen schädlichen Einfluß mehr äußert; andererseits durch die Ansteckung gesunder Kartoffeln durch sie berührende kranke." — In der Traubenkrankheit ist der Pilz unverkennbar. „Unter den jüngsten Enden der kriechenden Pilzfäden erscheint die Oberhaut der Rebe völlig unverändert, und von normaler grüner Farbe. Unter den ältern Theilen des Pilzgeschlechts dagegen zeigt die Nährpflanze hier und da braune Flecke. Jeder solchen mißfarbigen Stelle entspricht eine Ausstülpung des Pilzfadens nach unten; eine Auftreibung oder lappige Aussackung seiner Außenhaut, die mit stumpfen, halbkugeligen Enden auf den Außenwänden von Oberhautzellen haftet. Bald nimmt dieses Haftorgan des Pilzes eine braune Farbe an; die gleiche

Färbung tritt in Wand und Inhalt der berührten Oberhautzellen, später auch in deren Nachbarinnen ein. Man überzeugt somit sich deutlich, daß die Erkrankung der Gewebe der Rebe von dem auf ihrer Außenfläche wuchernden Pilze ausgeht." Am wirksamsten gegen den Traubenpilz hat sich Schwefel erwiesen.

Die vierte Abhandlung ist „Wind und Sturm" überschrieben und erklärt die sämmtlichen Luftbewegungen nach dem bekannten Doveschen Gesetze. Interessant sind besonders die Zusammenstellungen über Orkane. Hier zeigt die Luft ihre furchtbarste Druckkraft. Bei einem Orkan auf Guadeloupe wurde ein Vierundzwanzigpfünder in die Luft entführt, ein weiches Tannenbrett durch einen harten Palmstamm mitten hindurch getrieben rc. „Dunbar, der die Orkane von 1799 und 1800 in New-Orleans erlebt, schildert die vollkommenste Windstille, die plötzlich mitten im Wüthen des Sturmes eintritt, als besonders furchtbar und ergreifend. Die Natur bereitete sich gleichsam vor, um in das Chaos zurückzukehren. Man fühlte eine außerordentliche Erschlaffung, einen Trieb, sich auf die Erde zu legen, und es schien, als sey der Geist keiner andern Empfindung mehr fähig, als der der Verzweiflung. Die furchtbare Stille währte nur 5 bis 6 Minuten, worauf der Orkan gerade aus der entgegengesetzten Himmelsgegend als zuvor hereinbrach und mit noch größerer Heftigkeit wüthete. Auch in dem Berichte über den Orkan am 2. August 1837 auf St. Thomas wird die Todtenstille, welche den aus entgegengesetzten Richtungen wüthenden Sturm zeitweise unterbricht, als ein furchtbarer Augenblick bezeichnet, der selbst das Herz des Unerschrockensten mit ängstlicher Spannung erfüllt." Ein Orkan auf Barbados war von merkwürdigen Lichtphänomenen begleitet: „Nach Mitternacht wurde das ununterbrochene Flammen der Blitze schrecklich und großartig und der Sturm brauste wüthend von N. und NO. her. Aber um 1 Uhr Morgens am 11. stieg die rasende Wuth des Windes auf das Höchste, der Orkan wandte sich plötzlich von NO. nach NW. und den dazwischen liegenden Strichen des Compas. Die oberen Regionen der Atmosphäre waren während dessen von ununterbrochenen Blitzen erleuchtet; aber diese lebhaften Blitze wurden an Glanz von den Strahlen electrischen Feuers, welche nach allen Richtungen hin explodirten, übertroffen. Etwas nach 2 Uhr ward das Heulen des Orkans, der von NNW. und NW. hereinbrach so, daß keine Sprache es zu beschreiben vermag. Einige Augenblicke hörten auch die Blitze auf, und die Dunkelheit, welche nun die Stadt einhüllte, war unbeschreiblich schrecklich. Feurige Meteore fielen vom Himmel, eins besonders von Kugelform und tief rother Farbe, senkrecht aus einer bedeutenden Höhe. Diese Feuerkugel fiel ganz entschieden durch die eigene Schwere, nicht getrieben durch eine äußere Kraft. Als sie mit beschleunigter Geschwindigkeit sich der Erde näherte, wurde sie blendend weiß und von länglicher Gestalt. Als sie in Backwirth-square den Boden berührte, spritzte sie ringsumher ein schmelzendes Metall und verlöschte augenblicklich. Ihre Gestalt und Größe war die einer Lampenglocke und das Herumspritzen bei dem Aufstoßen gab ihr das Ansehen einer Quecksilberkugel von gleicher Größe. Einige Minuten nach dieser Erscheinung sank das dumpfe Geräusch des Windes zu einem majestätischen Gemurmel herab, und die Blitze, welche seit Mitternacht im Zickzack geleuchtet hatten, erschienen nun eine halbe Stunde lang mit neuer und erstaunlicher Thätigkeit zwischen den Wolken und der Erde. Die große Dunstmasse schien die Häuser zu berühren und sendete Flammen niederwärts, die schnell wieder aufwärts von der Erde zurückschlugen. Augenblicklich nachher brach der Orkan von W. wieder herein mit unbeschreiblicher Gewalt, tausend Trümmer als Wurfgeschosse vor sich hertreibend. Die festesten Gebäude erbebten in ihren Grundmauern, ja die Erde selbst zitterte, als der Zerstörer über sie hinwegschritt."

Im fünften Aufsatz wird der Farbenwechsel des Vogelgefieders besprochen und nachgewiesen, daß diese Färbung eine Art Wiederbelebung der nur scheinbar abgestorbenen Feder sey, und zwar mit der allgemeinen Lebenssteigerung der Paarzeit eintretend. „Erst in unseren Tagen, auf der Versammlung der deutschen Ornithologen zu Altenburg am 6. Juli 1852, trat Hermann Schlegel, der rühmlichst bekannte Ornitholog in Leiden mit einer ganzen Reihe neuer Beobachtungen über die Verfärbung des Gefieders hervor und sprach auf diese gestützt mit großer Bestimmtheit aus, daß alle Vögel jährlich nur eine vollkommene Mauser und zwar stets nach der Brütezeit im Spätsommer haben, daß während der Begattungszeit in Folge eines Ueberflusses an Nahrungssäften eine Erneuerung einzelner Federn des kleinen Gefieders Statt hat, in eben dieser Zeit abgeriebene oder abgestoßene Federn durch Entstehen neuer Barten und Bärtchen ergänzt und eine größere Menge Pigment in die Federn geführt wird. Der Proceß des Verfärbens selbst geht in vielen Fällen von der Wurzel der fertigen Feder aus, in andern beginnt er in deren Mitte, in noch andern verfärben sich alle Theile der Feder zugleich." Einzelne Erscheinungen sind sehr hübsch. „Sehr auffallend ist die Erscheinung bei den Kolibris, zumal wenn die prächtigen Metallfarben auf weißlichem Grunde entstehen. In der Mitte der

Feder zeigt sich zuerst ein dunkler Fleck, der sich allmählig ausbreitet und endlich mit zunehmender Pracht über die ganze Feder zieht. Das dunkle Kleid des jungen Kuckuks verfärbt sich zuerst in Rothbraun, im Frühjahr in Grau, doch kommt auch der eine und andere noch rothbraun bei uns an. Der Silberfasan beginnt das Schwarz seiner untern Theile mit einzelnen Tüpfeln und Fleckchen, welche allmählig verschmelzend endlich die ganze Feder schwarz färben; das Weiß der Obertheile erscheint zuerst in Bändern oder Flecken. Das allmählige Verfärben des jungen Auerhahns bis zur vollkommenen Körpergröße im Nachwinter veranlaßte sogar die sonderbare Meinung, daß dieser Vogel jährlich mehrere Mal mausere. Der Birkhahn verfärbt nicht nur das Jugendkleid in das schöne Blauschwarz seines Prachtkleides, sondern verlängert auch bei gleichzeitiger Verfärbung seine Schwanzfedern, die sich allmählig krümmen und den Gabelschwanz bilden. Trappen, Strandläufer, Wasserläufer, Regenpfeifer, Kiebitze, Schnepfen verfärben alle das Wintergefieder im Frühjahre mehr oder minder, je nach dem ihr Hochzeitskleid vom Jugend- oder Winterkleide mehr oder weniger abweicht, und besonders sind es bei ihnen die Schulterfedern und die innern Schwingen zweiter Ordnung, welche die Erscheinung am auffallendsten zeigen.“ rc.

Unterhaltungs-Literatur.

Ein Buch ohne Titel. Von August Corrodi. St. Gallen, J. Tschudi (Scheitlin und Zollikofer), 1855.

Der Onkel erzählt seinen Bruderkindern Märchen, aber mit unzähligen Unterbrechungen und bald witzigen, bald empfindsamen Episoden. Es ist aber Seelenvolles darin. Das Buch erinnert auffallend an Hippels Lebenslauf in aufsteigender Linie. Wer sollte bei folgenden rührenden Stellen nicht an Hippel denken? „Und als ich auf die Höhe kam zu meiner Buche, fluthete das Abendgold über der alten Burg und eine hohe Feier ruhte auf Allem und erfüllte auch mein Herz. Ich kniete nieder vor dem lieben Namen und wünschte leise: ‚Könnt' ich Dich auch meinem Mütterlein bringen als froheste, schönste Weihnachtsgabe, Du Liebe, Gute! Aber Du bist fern und Mütterlein liegt schon lang im Grabe und hab' ich umsonst geforscht nach der Stätte, wo sie ruht!‘“ — Noch eine Stelle: „Während sie mit zitternder Hand das Schreiben erbrach und las, trat ich vor Dürer's Holzschnitt, und liebe akademische Erinnerungen tauchten in mir auf. Wie hatt' ich einst geschwärmt für diese strengen, markigen Formen, für diesen wunderlich eckigen und doch so fein gefühlten und verstandenen Faltenwurf voll seltsamer Schönheit und Biederkeit — für diese stylisirten Landschaften mit ihren Felsen, Burgen, Wurzeln und Kräutern. Wie viel hatt' ich diesen biderben, urdeutschen Meistern zu danken! — Ja, es war eine ordentliche altdeutsche Wuth unter uns jungem Volk eingerissen und hatte uns oft ungerecht und einseitig gemacht gegen die neuern Meister. — O diese schönen akademischen Zeiten stiegen wieder empor und ich meinte, ich säße wieder am grünen Tisch in der Pinakothek und kopirte wüthend..... Da weckte mich ein leises Schluchzen und ich wandte mich. — Ein unbeschreiblicher Ausdruck hatte sich über das Gesicht der Frau verbreitet, die alten Züge hatten eine eigenthümliche Schönheit angenommen: die ewige Schönheit der Mutterliebe, dieses immer neuen herrlichsten Vorwurfs für den Künstler.“ Auch ein Beispiel von der humoristischen Art: „Seht, das hat mich so lustig gemacht, daß ich vor lauter Freude das letzte Restchen des herrlichen Tabaks, den Euere milde Hand mir zum 28. Geburtstag schenkte, in die lange Pfeife stopfte und so entsetzlich dampfte, daß ich eine volle Viertelstunde mich im ganzen Zimmer suchen mußte, weil ich mich in dem dicken Rauch gar nicht mehr sah. Endlich fand ich mich wieder am Ofen und bring' nun den Brief auf die Post.“

Inzwischen macht doch das Uebergewicht der Episoden über den einfachen und harmonischen Gang der Erzählung hier, wie bei Hippel, eine unruhige Wirkung. Es zieht alles an uns wie unstetes Gewölk vorüber, durch und über einander. Der Verfasser macht S. 69 die witzige Bemerkung: „Die Geschichten allein langweilen die Kinder fürchterlich und sie sind am meisten begierig auf die weisen Lehren drin und lernen alle auswendig, weil solche Bücher gar schrecklich selten sind, sehr selten, Kinder!“ Aber indem der Verfasser über die Moralitäten spottet, durch die so oft gute Geschichten in Kinderbüchern unterbrochen werden, fällt er in den Fehler derselben Unterbrechung, wenn es auch eine andere und geistreichere Unterbrechung ist.

Beiläufig bemerken wir zu S. 132, das alemannische Wort plangen (sehnen) kommt nicht her von plangere, weinen, sondern ist einfach belangen s. v. a. verlangen. „Es belangt mich nicht zu wissen,“ sagt man, statt es verlangt mich nicht, ich sehne mich nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 50. 23. Juni 1855.

Geschichte.

Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius, welcher die rc. Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms darstellt. Coblenz, 3. Das Rheinufer, 2. 3. Coblenz, Hergt, 1854.

Der unermüdliche Verfasser fährt fort, zunächst die Stadt Coblenz zu beschreiben. Aus Anlaß des Hospitals bespricht er die Schicksale der barmherzigen Schwestern, die Beraubung und Zerstörung ihrer segensreichen Institute und ihre Wiederherstellung durch Napoleon. „Napoleon, mit dem eigenthümlichen scharfen Blick für jeglichen Zweig der Verwaltung begabt, empört zudem durch seine Erfahrungen in den Feldlazarethen, beschloß das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Durch Decret vom 30. Sept. 1807 wurde ein Generalcapitel aller Congregationen von Hospitalnonnen und geistlichen Armenpflegerinnen zusammengerufen. Es sollte dasselbe im Palast der Mutter des Kaisers, unter deren Vorsitz gehalten werden. Am 27. Nov. wurde die Versammlung mit einer Heilig-Geistmesse eröffnet, es folgten aber in dem Laufe von drei Wochen lediglich drei Sitzungen, denen 60 Oberinnen von 31 verschiedenen Congregationen beiwohnten. Das Resultat war eine Denkschrift an den Kaiser, worin um Rückgabe der unveräußerten Armenhäuser, Güter und Renten gebeten, daneben gegen die Quälereien und Chicanen der Hospitalverwalter protestirt und vollkommene Freiheit, den Regeln zu folgen, in Anspruch genommen wurde. Das hierauf erlassene Decret vom 8. Febr. 1808 wies den verschiedenen Congregationen Unterstützungen zu, und durch eine Reihe von Decreten, von entfernten Schlachtfeldern datirt, wurde die Existenz der einzelnen Congregationen anerkannt, mitunter auch eine Art Regel ihnen vorgeschrieben. Davon hat freilich niemand Notiz genommen, es blieb bei der eigentlichen Regel, aber die solchergestalten anerkannten Häuser gewannen, was man eine gesetzliche Existenz zu nennen beliebt, und fanden die Mittel, sich zu erholen."

Das Haus eines gewissen Pottgeisser, in dem Bernadotte mehreremale einquartirt war und dessen reicher Besitzer die Hand seiner Tochter dem kriegerischen Gast verweigert hat, gibt dem Verfasser Anlaß, das ganze Leben Bernadottes zu erzählen. Das Deutschhaus ferner gibt ihm Gelegenheit, zuerst die Legende der h. Elisabeth, als einer Patronin des Hauses, und sodann die ganze Geschichte des deutschen Ordens zu erzählen, die letztere von S. 169—503 also auf 334 Seiten, was uns doch zu lang erscheint. Wenn der Verfasser fortfährt, in dieser Ausdehnung die Geschichte der ganzen übrigen Welt, wo sie irgend einmal den Rhein streift, in seinen Antiquarius aufzunehmen, wird sein Buch mit tausend Bänden noch nicht fertig seyn. — Ferner nehmen das Interesse in Anspruch Nachrichten über die Familie Schall, besonders über den berühmten Missionär dieses Namens; über die Kirche zum h. Castor (der auch Dr. Richter ein eigenes Buch gewidmet hat).

Zur ergötzlichen Abwechslung mit diesen ernsten historischen Stoffen erhalten wir sodann eine sehr ausführliche Schilderung der Coblenzer Bürgerwehr und ihrer Leiden und Freuden im Revolutionsjahr 1848. Da sind alle Reden und Gegenreden bei Ueberreichung der Fahne mit den Reichsfarben durch die Jungfrauen der Stadt an die Bürgerwehr und andere Festreden wieder abgedruckt. Zu der Antwort des Fahnenempfängers fügt der Verfasser hinzu, der Jungfrauenverein habe das patriotische Werk der Fahnenanfertigung nicht ohne innere Kämpfe zu Stande gebracht. „Eintracht und Verbrüderung, wie sehr sie gelegentlich der Fahnenweihe von dem Herrn Oberbefehlshaber empfohlen, hatten nicht allerdings in dem Verein, welcher der Fahne

das Daseyn gaben, gewaltet. Ein Ungenannter erhebt bittere Klagen über die vornehmere Hälfte des Vereins, die, wie er versichert, seinen Töchtern die geziemende Achtung nicht angedeihen ließ. Das glaubt er mit um so größerm Rechte den vornehmen und reichen Damen verweisen zu können, da er selbst einer derer, welche ‚mit unserm Blute‘ der Reichen Reichthümer vertheidigen. Möge das Blut, so der gute Mann und seine Kameraden in dieser Vertheidigung vergossen haben, auf mich kommen. In dem Verein selbst wurden Beschwerden vernommen von wegen der mangelnden Schwesterliebe, verbunden mit mancherlei Vorschlägen, geeignet einen Zustand herbeizuführen, wie er in der Leidensgeschichte der kleinen Emilie Beauharnais, nachmalige Gräfin Lavallette, beschrieben, Abth. II. Bd. 2. S. 682. Durch Zwangsmaßregeln sollte ein inniges Verhältniß zwischen den Töchtern der Reichen und der Minderbegüterten angeknüpft werden. Die Zeit war diesem und so vielen andern großen Entwürfen versagt." Eben so anmuthig charakterisirt der Erzähler die vergeblichen Versuche, Eifer und Disciplin unter die Bürgerwehr zu bringen. „Der Anzeiger vom 17. Jun. bringt folgende Erinnerung: ‚In den Bekanntmachungen des Herrn . . . , als Führer einer Abtheilung, muß jedem die Art und Weise des Styls auffallen, indem diese ganz und gar nach der Manier des Commiß-Systems gehalten ist und ganz die Stellung der Bürgerwehr ihren Führern gegenüber verkennt. Das Auffordern, das Befehle ertheilen an die Bürgerwehrmänner von Seiten ihres selbstgewählten Führers klingt so unpassend und hart, und mögte Hr. . . . sich an der Art und Weise, wie seine Herren Collegen in ihren Bekanntmachungen sich ausdrücken, ein Beispiel für sich nehmen. Die Bürgerwehr paßt nicht in die alte steife Uniform.‘ Dem Einsender wurde erwidert: ‚daß die Errungenschaft des 18. und 19. März und der darauf basirte §. 1 unseres Statuts weder durch die Feder noch durch die Zunge aufrecht erhalten werden wird; daß weder Kameradschaft und richtige Auffassung der Zeitverhältnisse, noch ernstlicher Wille zur Erreichung des vorgesteckten Zieles darin sich erkennen lassen, wenn die Abtheilung, zur Gewehrrevision oder zur Bestrafung eines Vergehens gemäß §. 12 zusammenberufen, kaum zur Hälfte am Platze erscheint; daß, wenn der Führer, im Gefühl der auf ihm lastenden Verantwortung, die ihm zur Abwehr aller Schlaffheit und Durchführung der selbstgegebenen Ordnung zu Gebote stehende moralische Macht in dem Ernste der Worte ausspricht oder niederschreibt, die Manier des Commiß-Systems wohl nicht erkannt werden darf.‘ Den Entwurf eines Strafgesetzes für die Bürgerwehr anfechtend, schreibt Christ. Engers: ‚Das Weinen einer bedeutenden Quantität Thränen über den Bürgerwehr- (Straf-) Gesetz-Entwurf soll verdungen werden. Lust- und Leidtragende wollen ihre Submissionen bei dem Unterzeichneten gefälligst abgeben. Heuler würden den Vorzug haben.‘ Darauf erwiedert Fritz Haselstock: ‚Herr Engers, ich kann nicht begreifen, weshalb Sie den Bürgerwehr- (Straf-) Gesetz-Entwurf beweinen lassen wollen, da in demselben doch nichts vergessen worden ist, als der §., welcher über meine Functionen handelt.‘ Ein anderer schreibt: ‚Lieber Herr Engers (nicht der Jakob), wieder da? Bringen Sie doch ja auch das nächste Mal Ihren Regenschirm neben dem Gewehr zum Exerzieren mit, damit Sie sich vor den Thränen der Bürgerwehr über den Gesetzentwurf schützen können.‘"

Gegen den Schluß des Bandes finden sich noch geschichtliche Notizen über die Herren von Greifenklau und den Kurfürsten Richard von Trier, der seine Hauptstadt bekanntlich tapfer und siegreich gegen Franz von Sickingen vertheidigte, diesen dann auf seiner eigenen Burg Landstuhl belagerte und überwand und nicht minder glücklich im Bauernkriege focht. Die Geschichtschreiber pflegten bisher um Sickingen sentimentale Thränen zu weinen; es ist billig, daß auch einmal in Ehren der tapfern Trierer gedacht wird, die den übermüthigen Landfriedensbrecher abtrieben.

Zum Schluß ein Paar Spukgeschichten: „‚Eine adeliche Weibsperson, welche erstlich ein von der Leyen gehabt und zu Wachenheim an der Primmen gewohnt, darnach an Junker Schilling verheyrath, und lang uf Hermannstein bei Coblentz gewohnet, und viel Kinder gezielet, diese ist vielmals von ihrem Junker, Kinder und Gesind doppel gesehen worden, daß sie allzeit zwo Personen gesehen, welche beide in Gestalt und Geberden einander gleich gewesen. Wann der Junker ins Bett liegen wollen, hat er gemeiniglich zwo Weibspersonen drinnen funden, so einander allerdings gleich, also daß er nit wissen können, welche seine rechte Frau sey, bis er ihr mit ihrem Taufnamen gerufen, so ist alsobald das eine Bild verschwunden, und die rechte Frau liegen blieben. Ex relatione cujusdam qui haec omnia ex marito posteriori Schilling, qui obiit circa annum 1597, et ex familiaribus audivit.‘ Werner, Schilling von Lahnstein, Hauptmann auf Ehrenbreitstein seit 1581, starb 1598. Er war mit Amaley von Staffel verheurathet. Mit einer verwandten Geschichte trägt man sich in dem heutigen Breslau. Frau von X., eine sehr bekannte Dame, hatte längere Zeit durch Witz und Liebenswürdigkeit die zahlreiche Gesellschaft, zu welcher sie

gebeten, bezaubert, da wurde Frau von X. angemeldet. Ihren eigenen Namen vernehmend, erhob sich Frau von X. von dem Sopha, das sie zeither eingenommen, mit den Worten: ‚da muß ich freilich mich empfehlen.‘ Rasch schritt sie der Saalthüre zu, und auf der Schwelle trafen die beiden Frauen zusammen, eine der andern in Zügen, Haltung, Toilette dermaßen ähnlich, daß selbst ein Beaumarchais sie nicht hätte unterscheiden mögen.“

Im zweiten Bande des „Rheinufers von Coblenz bis Bonn“ wird zuerst von Engers gehandelt, wahrscheinlich dem alten Grafensitz des berühmten Helden Roland, dessen Geschichte und Sage hier ausführlich erörtert wird. Dann folgt das Leben des Kurfürsten Kuno von Trier, wie denn die Bände des Antiquarius nach einander die sehr umständlichen Biographien fast aller geistlichen Kurfürsten am Rhein enthalten. In Kunos Zeit fiel der Raubzug der Franzosen unter Ingelram von Coucy, der hier auch beschrieben wird. Daran schließen sich Nachrichten über die Rheinzölle im Mittelalter.

Dazwischen hinein wirft der Verfasser eine Anecdote aus Mainz während der Regierung des letzten Kurfürsten am Ausgang des vorigen Jahrhunderts. „Das sogenannte Paradies oder die Gallerie im Theater war von jeher unbeleuchtet geblieben, und wurde daher, und auch aus öconomischen Gründen, vorzugsweise von Studenten besucht, die dann nicht verfehlten, einen magnetischen Einfluß auf die Töchter des Landes, die schönen Bürgersmädchen zu üben. Einstens, daß es etwas unruhig an der dunkeln Stelle zugegangen, fiel ein Stock von der Gallerie hinab in das Parterre. Er wurde aufgehoben, und erregte durch seine Beschaffenheit großes Aufsehen; bis zum Kurfürsten gelangte die Meldung von dem Aerolithen, und der Herr empfand nicht geringe Verwunderung, daß unter dem Publicum der Gallerie dergleichen kostbare Stöcke, ein spanisches Rohr mit schwerem goldenem Knopfe, gäng und gäbe. Es wurde eine förmliche Inquisition um den Eigenthümer des Stockes angeordnet, und als solcher der reiche Hr. Hermes von Trier ermittelt. Daß ein junger Mann dieses Gepräges die Gallerie besuchte, schien dem Kurfürsten in hohem Grade verdächtig, ein Uebel, dessen Daseyn er argwöhnte, mit der Wurzel auszurotten, verordnete er, inskünftige die Gallerie zu beleuchten. Dem bestimmten Gebot war nicht auszuweichen, aber durch die Beleuchtung ließ sich Bruder Studio in seinem hergebrachten Recht nicht stören. Er behielt, der Anwesenheit des Kurfürsten zu Trotz, während der ganzen Vorstellung den Hut auf dem Kopf. Das nahm als persönliche Beleidigung Friedrich Karl, und es wurde bei Strafe geboten, daß männiglich, sobald der Kurfürst seine Loge betreten würde, den Hut abzunehmen und barhäuptig zu bleiben habe, bis dahin derselbe den Saal verlassen werde. Diese zweite Neuerung wurde noch ungünstiger denn die erste von den durch sie Betroffenen aufgenommen, doch schienen sie dem Unabwendbaren sich zu fügen. Hell beleuchtet war die Gallerie, zur Stelle gelangt die gesamte akademische Bevölkerung: es öffnet sich die Thüre der kurfürstlichen Loge, und im Augenblick wurden alle Hüte gezogen, daß sich offenbarten die darunter geborgenen Schlafmützen. In unbeschreiblicher Aufregung verließ Friedrich Karl das Theater, und es wurden die strengsten Maßregeln gegen die Rebellen verfügt, viele Studenten verhaftet rc.“

Dann die Genealogie und Geschichte des Hauses Hatzfeld. Der Verfasser sagt zwar, dasselbe sey von Friedrich dem Großen nach der ersten Besitznahme Schlesiens gefürstet worden, vergißt aber zu bemerken, aus welchem Grund es geschehen ist. Der hohe und reiche Adel Schlesiens hielt damals zumeist zu Haus Oestreich und die wenigen, die sich aus verschiedenen Gründen dem Eroberer zuneigten, wurden außerordentlich von ihm belohnt. Damals entstand auch das Fürstenthum Carolath-Beuthen. Auf Seite 98 schreibt der Verfasser auch die berühmte Phrase „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht“ fälschlich dem Fürsten von Hatzfeld zu, indem sie vielmehr von seinem Schwiegervater, Grafen von der Schulenburg, ausgegangen und unterschrieben worden ist. — Folgt sodann die Biographie des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, so wie anderer hoher geistlicher Herren des Hauses Schönborn, eines der reichsten und baulustigsten im südwestlichen Deutschland, namentlich des Kurfürsten Lothar Franz, des Gründers von Pommersfelden, und des Fürstbischof Friedrich Karl zu Würzburg und Bamberg. Noch jetzt zeugt die Pracht zahlloser Kirchen und Lustschlösser, welche diese Herren bauten, von dem Reichthum und Geschmack ihrer Zeit, wobei immer das Auffallende bleibt, daß das Lustschloß unzertrennlich von der Kirche ist, daß dieselben geistlichen Fürsten, die in dem einen Prachtbau den christlichen Altar aufrichteten und an demselben das Hochamt feierten, daneben in einem andern sich mit Bildwerken und allen Genüssen des Heidenthums umringten. Denkt man sich die Ueppigkeit geistlicher Höfe im Zeitalter der Aufklärung, so darf man sich über den damaligen Sieg der letztern nicht wundern. Weltlicher Leichtsinn und Unbußfertigkeit war tief in die Regierung der Kirche eingedrungen. Es ist gewiß charakteristisch, das nur wenige geistliche Fürsten des vorigen Jahrhunderts überhaupt gelobt worden sind;

die aber gelobt wurden, wurden es nicht wegen ihrer Heiligkeit und Demuth, sondern wegen ihrer guten Verwaltung, Reformen rc., kurz nicht wegen geistlicher, sondern nur wegen weltlicher Tugenden.

Die sehr ausgeführte Biographie des Marschall Bellesisle führt uns die Kämpfe am Rhein im östreichischen Erbfolgekrieg lebendig vors Auge. Eben so lang ist die folgende Genealogie und Geschichte des spanischen Hauses Montijo, aus dem bekanntlich die jetzige Kaiserin der Franzosen abstammt. Der Verfasser schließt die Untersuchung über die nächsten Vorfahren der letzten mit den Worten: „Wie es damit auch sich verhalten mag, so scheint mir ausgemacht, daß der Vater der Kaiserin von Frankreich kein anderer war, als der Artillerieofficier Graf von Teba, der aus Sevilla entsendet wurde, um in Cadix die Anerkennung der Junta durchzusetzen. Sein Einzug schon, 27. Mai 1808, erregte großes Aufsehen, noch größeres sein Anbringen bei dem Generalcapitain Don Francisco Solano. Wie dieser hierauf in seinem Tagesbefehl jeden Versuch des Widerstandes gegen die Franzosen als Unsinn darstellte, erhob sich der Aufruhr, in welchem Solano das Leben verlor. Später wird Teba, während sein älterer Bruder, Graf Montijo, die Sache der Nation verfocht, den Interessen des K. Joseph sich ergeben haben, wie dann versichert wird, der Salon der Familie Montijo sey der erste gewesen, welchen Joseph in Madrid besuchte. Vermuthlich hatten die beiden Brüder die Politik sich gemerkt, zu deren Erfindung die anhaltenden Bürgerkriege in Schottland Veranlassung gegeben. Wenn z. B. der Vater ein Jakobit, so war der Stammherr zuverlässig für K. Georg II.; wie auch immer die Entscheidung ausfallen mochte, durch den Vater oder durch den Sohn wurde das Eigenthum des Hauses gerettet."

Sodann veranlaßt das Grab Hoches bei Weißenthurm den Herausgeber, die Biographie dieses berühmten französischen Generals abzuschreiben. An die Burg Stahleck knüpft er die schöne Erinnerung an den jungen Welfen Heinrich, der hier heimlich die schöne Hohenstauffin Agnes freite, eine der lieblichsten Idyllen des Mittelalters. An das Kirchlein Frauenkirchen sodann die berühmte Legende von der h. Genoveva, mit welcher der Herausgeber zum Ueberfluß auch noch die Legende der französischen h. Genoveva, Schutzpatronin von Paris, vergleicht. Schließlich noch ein Tagebuch aus Cochem über die französische Razzia vom Jahr 1689, eine Schilderung der uralten Mühlsteinbrüche bei Andernach rc.

(Schluß folgt.)

Botanik.

Beitrag zur Natur- und Literär-Geschichte der Agaveen. Von Dr. C. Fr. Ph. von Martius. München, 1855. 4°.

Besonderer Abdruck aus den gelehrten Anzeigen. Herr von Martius, der selbst in Südamerika gelebt und geforscht hat, gibt hier eine interessante Monographie der auch bei uns eingebürgerten Agave (fälschlich Aloë genannt). In Amerika ist diese Pflanze überaus nützlich, weil sie Fäden liefert zu Netzen, Hängematten rc. und weil man von ihrem Saft ein gährendes Getränk (pulque) bereitet. Das Merkwürdigste an ihr ist aber das überaus rasche Wachsthum der Blüthe. Wenn die Pflanze mit ihren dicken schiefen Blättern Jahrzehnte lang geruht hat, erhebt sich plötzlich binnen wenigen Wochen aus ihrer Mitte ein baumartiger Blüthenstengel von oft mehr als 30 Fuß Höhe und breitet blüthenvolle Aeste nach allen Seiten wie ein Kronleuchter aus. „Agave americana, lurida, Milleri, Fourcroya gigantea, cubensis u. s. w. brauchen in unseren Breiten drei bis vier Monate, im südlichen Europa vier bis acht, in Tropenländern drei bis fünf Wochen, um das volle Längenmaaß des Blüthenschaftes, von 15, 20 bis 35 Fuß zu erreichen. Am augenfälligsten ist diese Bewegung des Wachsthums immer in der ersten Periode, da sich der Blüthenschaft noch einfach, wie ein ungeheurer Spargelstengel, aus dem Herzen der Blätter erhebt. So hat die 1599 zu Avignon blühende Agave Americana den Schaft in den ersten fünf Tagen 4 Ellen hoch, die 1647 zu Montpellier blühende in derselben Zeit 3¼ Ellen hoch getrieben. Binnen 24 Stunden nimmt dieses Gewächs durchschnittlich 2 bis 5 Zoll an Länge zu. In Catalonien, Palermo und Algier soll man es die volle Schaftröhre sogar in 8 bis 10 Tagen gewinnen sehen. Fourcroya gigantea habe ich in einem Garten von Bahia innerhalb dreier Wochen bis auf 30 Fuß hoch wachsen sehen. Von Fourcroya cubensis wird angenommen, daß der ausgewachsene Schaft, wenn er sich, statt der Samen, mit Bulbillen bedeckt, ein Gewicht von 200 Pfunden erhält, so daß er durchschnittlich in 24 Stunden zwei Pfund an Gewicht zunimmt."

Der Verfasser beschreibt die verschiedenen Arten der Agaveen, ihren Organismus, den wunderbaren Prozeß des Blühens, der reichlichen Nectarabsonderung, dessen chemischen Bestandtheil und Gebrauch rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit $1\frac{2}{3}$ Thaler.

Mittwoch, N° 51. 27. Juni 1855.

Anthropologie.

Geneanomische Briefe. Von Levin Schücking. Frankfurt a. M., Brönner, 1855.

Ein kleines, aber sehr interessantes Buch von 139 Seiten, von ernster und wissenschaftlicher Bedeutung, wenn auch nur in leichter Feuilletonmanier geschrieben.

Hauptobject der Betrachtung sind die Familienähnlichkeiten, der erbliche Typus und das Gesetz der Vererbung. Herr Schücking geht bis auf die älteste Zeit deutscher und überhaupt europäischer Völkergeschichte zurück und zeigt in einer sinnreichen und wahren Erörterung S. 5, wie die uralte Reinheit erbsäßiger Geschlechter, Clane, Stämme zuerst durch das Lehenwesen zerstört worden sey, welches fremde Elemente hineingebracht habe. „Unsre Aristokratie beruht auf dem Lehnswesen, das Lehnswesen aber hat zuerst die Bedeutung der Stämme, welche wieder auf der Bedeutung der Familien beruhten, untergraben. Die alten germanischen Stammeshäupter, welche wie Patriarchen regierten, verloren ihre Stellung und ihre Macht, als das Lehnwesen kühne Krieger ohne Unterschied woher sie gekommen, ob sie fremd oder nicht, den Stämmen als Herzoge und Grafen setzte. Damit ist die große Verwirrung in die alten Stammverhältnisse gekommen, so groß, daß unsere Historiker diese Verhältnisse in der deutschen und französischen Geschichte fast gar nicht mehr erkennen und lieber ganz bei Seite zu lassen pflegen. Die Familie aber verlor einen großen Theil ihrer Bedeutung, als sie sich nicht mehr Recht und Besitz vererbte, sondern der Einzelne von fremder Huld geschenkt, ‚gelehnt' erhielt. Das Mittelalter zeigt uns unendlich weniger Heilighaltung der Familienbande als die alte Zeit; in den aristokratischen Familien der Zeit des Lehenswesens sind die Fälle, wo der Sohn sich wider seinen Vater empört, wo ein Heinrich V. den seinen einsperrt, ein Herzog Adolf von Geldern den seinen unnatürlich mißhandelt, ein Herzog Magnus Torquatus von Braunschweig sein Lebenlang eine silberne Kette um den Hals trägt, um den Vater zu höhnen, welcher einst gedroht hatte, er wolle seinen Sohn hängen lassen — sind ferner die Fälle des Brudermordes und grauenhafte Familienzerwürfnisse durchaus nichts seltenes. Dagegen findet man den Begriff der Familie am heiligsten gehalten, wo das Lehnswesen und unsere daraus entstandene Aristokratie nicht eingeführt wurde, z. B. im schottischen Hochland. In der vollständigen Erblichkeit, welche nach und nach die Lehen erhielten, lag freilich eine Reaction wider die auflösende Macht des Feudalismus in Beziehung auf Stamm und Familie. Und wenn man beklagt, daß die Erblichkeit der großen Reichslehen die deutsche Kaisergewalt gebrochen, so ist nicht außer Acht zu lassen, daß ohne die Einführung dieser Erblichkeit die europäische Gesellschaft bereits im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert etwas von dem Anblick unserer heutigen militärisch-bureaukratischen Zustände dargeboten haben würde.“

Nachdem einmal die alten Stämme, die so viel auf ihre Reinheit hielten, durcheinander geworfen sind, kann sich der erbliche Typus begreiflicherweise nicht mehr so normal äußern, wie früher, und wie wir noch jetzt bei wilden Urstämmen wahrnehmen. Indeß finden sich doch höchst überraschende Beispiele von erblichen Eigenschaften, Vorzügen oder Fehlern, die sich durch viele Generationen in derselben Familie fortpflanzen. Herr Schücking führt deren in Menge an, die sein Buch zu einer Art von historischem Bilderbuch machen, worin man mit Vergnügen blättert. Da begegnen uns große Herrscher-, Krieger-, Kaufmanns-, Künstler-Familien ꝛc., unglückliche Familien mit melancholischem Zuge, aus denen immer wieder Wahnsinnige oder Selbstmörder hervorgehen; auch Sonderlings- und Narrenfamilien, in denen namentlich der englische Spleen forterbt. Merkwürdig ist die erb-

liche Blindheit bei den Welfen. „Schon im zwölften Jahrhundert wurde der Ahnherr, der alte Welf von Schwaben und Bayern († 1169 zu Memmingen, gegen das Ende seiner Lebens blind. Um 1450 war Herzog Otto (Cocles) von Braunschweig einäugig. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war der Stammvater der jetzt regierenden jüngern Linie, Herzog Wilhelm von Celle blind; im Anfang dieses Jahrhunderts war es König Georg III. von England; einem Sohne desselben erging es nicht viel besser, wenn auch bei ihm die Sehkraft nur eines Auges ganz vernichtet wurde; auf dem Enkel aber lastet das alte Erbübel in seinem ganzen traurigen Umfang."

In Bezug auf poetische Begabung glaubt Herr Schücking als eine Art Gesetz, wenigstens als ein sehr häufiges Vorkommen bezeichnen zu müssen, daß große Dichter mehr ihrer Mutter, geistreiche Frauen mehr ihrem Vater nachschlagen. Auffallende Beispiele: Göthe und Frau von Staël, neben vielen andern.

Ganz eigenthümlich erscheint eine Vererbung auf die Geschwisterkinder. „Eine ganz körperliche Besonderheit höchst eigenthümlicher Art, welche sich in gewissen, Gottlob nicht zahlreichen Familien vererbt, aber auffallender Weise nicht in direkter Linie, sondern gleich dem Rösselsprung im Schachspiel immer vom Oheim auf den Neffen überspringend, ist die sogenannte Blutereigenschaft. Es ist dies eine Neigung zu constitutionellen Blutungen, die sich nur bei den männlichen Mitgliedern der damit behafteten Familien findet, und nur auf diese forterbt. Die weiblichen Mitglieder besitzen sie nicht, theilen sie aber ihren, mit Männern aus andern gesunden Familien erzeugten Söhnen mit. Bei diesen Menschen veranlaßt die unbedeutendste Verletzung, z. B. ein bloßer Nadelstich, die heftigste, durch die kräftigsten chirurgischen Mittel nur höchst mühsam zu stillende Verblutung. Jedoch scheint diese zuweilen Bedürfniß; wenigstens leiden die Bluter, wenn sie lange nicht jenen Blutverlust erlitten haben, an allerlei Beschwerden, die sich nach demselben vermindern oder verlieren; zu dieser Zeit angewandte Compression erregt großes Unbehagen. In Amerika gebrauchen die Bluterfamilien als specifisch das Glaubersalz. (Vergl. Nasse in Horns Archiv für die medicinische Erfahrung, Mai und Juniheft 1820.) Wie hoch hinauf, durch wie viel Generationen ein solches Erbtheil reicht, darüber sind unseres Wissens keine Beobachtungen angestellt."

Im Uebrigen wagt der Verfasser keine Gesetze aufzustellen, weil die Naturerfahrung nur allzu bunte Abwechslung zeigt. Hier springt die Aehnlichkeit von den Großeltern erst auf die Enkel über, dort kommt ein schon fast vergessener Familienzug plötzlich wieder zum Vorschein. Einmal vererbt sich eine Eigenschaft des Ahnherrn, ein andermal eine der Ahnfrau allein auf viele Generationen, z. B. die vorstehende Lippe der lithauischen Prinzessin Cimburga bei den Habsburgern. Dieselbe Cimburga war von ungeheurer Körperkraft, was auf ihren Enkel, Kaiser Maximilian erbte, den Nachkommen des Geschlechts aber gänzlich wieder entging. So muß man auch fragen, wo ist im Hause Wettin die Riesenkraft des starken August hingekommen?

Wie schwierig es immer ist, in dieser Mannigfaltigkeit der Generation einfache feste Grundlinien zu ziehen, so scheint es uns doch, Einiges lasse sich festhalten.

Einmal können nur folgende Gesetze der physischen Vererbung überhaupt möglich seyn, müssen sich also in der Natur finden: 1) von Vater auf Sohn und Mutter auf Tochter, 2) vom Vater auf die Tochter und von der Mutter auf den Sohn, 3) von den Großeltern auf die Enkel, 4) von den Oheimen und Tanten auf die Neffen und Nichten.

Umgekehrt kann das Anderswerden oder Ausderartschlagen nur folgende Hauptgründe haben: 1) Degenerirung durch Laster und schlechtes Leben der Eltern, 2) Aenderung der Lebensweise und des Climas, 3) Heirathen in fremde, sehr andersgeartete Familien.

Eine Menge Fälle scheinen blos vom Zufall abzuhängen, z. B. warum einmal viel mehr Knaben als Mädchen (oder umgekehrt) in einer Familie geboren werden? warum ihrer mehr dem Vater als der Mutter nachschlagen? Allein in solchen Dingen gibt es keinen Zufall. Man kann aufs bestimmteste ein Gesetz nachweisen, welches, indem es die Erhaltung der Menschheit überhaupt in einem gewissen Niveau zum Zweck hat, in die Generation der einzelnen Familien eingreift. Es ist allgemein bekannt, daß nach einem großen männervertilgenden Kriege immer mehr Knaben als Mädchen geboren werden, um den eingetretenen Mangel zu ersetzen. Aber auch schon in ganz gewöhnlichen Friedenszuständen gleicht sich die Zahl der Gebornen beiderlei Geschlechts dermaßen aus, daß die Ehe dadurch gesichert wird und kein auffallender Ueberfluß der Individuen weder auf die männliche, noch weibliche Seite fällt. Dieser allgemeinen Regel nun ist die Kinderzeugung in den einzelnen Familien dergestalt unterworfen, daß, um den Knabenreichthum der einen Familie auszugleichen, immer nothwendig in einer andern Familie ein Mädchenreichthum eintreten muß.

Aber die Weisheit, die alle Natur geschaffen und erhält und alle ihre Gesetze bestimmt, scheint sich mit einer Ausgleichung in Bezug auf die beiden Geschlechter keineswegs begnügt zu haben, sondern auch ein Gleichgewicht in den charakteristischen, physischen und geistigen

Typen der Menschheit erhalten zu wollen. Man darf annehmen, es sind nur eine gewisse Zahl solcher Typen überhaupt möglich und sie können nie ausgehen, sie pflanzen sich, wenn in männlicher Linie ausgestorben, doch durch die Weiber fort; sie treten vielleicht nach Jahrhunderten unter besonders günstigen Verhältnissen wieder schärfer hervor. Sie sinken bis auf wenige Individuen herab und breiten sich plötzlich wieder aus. Um diese Ausgleichung der Typen, Physiognomien und Charaktere möglich zu machen, müssen die Familien sich bedeutende Wechselfälle gefallen lassen, Aussterben oder Schmälern des einen in ihr sich fortpflanzenden Typus zu Gunsten des andern. Vergebens fragt das betreffende Familienglied: warum das? die Antwort liegt in einer höheren Anordnung. Das kleine Gesetz der Familien ist hierin dem großen Gesetz der Menschheit unterworfen.

Praktisch und ausführbar ist nur die Racenverbesserung durch gesundes Leben und durch Verheirathung mit gesunden Personen, sowie in sittlicher Beziehung die Wahrung der angebornen Ehre. Allein welche Kraft, welches Ehrgefühl ist nicht schon durch verdorbene Söhne und Enkel zu Schanden worden? Es wäre schön, wenn man die Menschen rationell veredeln könnte, wie das Vieh. Es liegt oft nahe, zu wünschen, die Siechen und die Zwerge, die ganze „scrophulöse Generation" möchte lieber vertilgt werden und wieder einer gesunderen und stärkeren Platz machen. Allein es steht geschrieben, der Mensch vermag nicht aus sich zu machen, was er will. Es steht in Gottes Hand, wie hoch er sich erheben und wie tief er sinken darf.

Geschichte.

Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius, welcher die rc. Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms darstellt. Coblenz, 3. Das Rheinufer, 4. Coblenz, Hergt, 1854.

(Schluß.)

Der dritte Band des „Rheinufers" enthält eine Anzahl längerer historischer Relationen über die Kurfürsten Gerhard II. und Berthold von Mainz, den General Grafen von Gronsfeld, die berühmten Ungarführer Rakoczy und Tököly, Don Juan de Austria rc. Unter den Ortsbeschreibungen nimmt die sehr ausführliche des Schlosses Stolzenfels den ersten Rang ein. Der Verfasser knüpft daran unzählige geschichtliche und sagenhafte Erinnerungen und unter anderem auch aus Anlaß der dortigen Gartenanlagen eine lange Abhandlung über die Rosencultur.

Bei Gelegenheit der hier aufbewahrten mannigfachen Merkwürdigkeiten sagt der Verfasser S. 305: „Manche der eben genannten Gegenstände mögen wohl an den Schild erinnern, welchen der Cheruskerfürst Arminius in der Schlacht im Teutoburger Walde trug, nachmalen, auf Befehl des Staatskanzlers von Hardenberg, die Universität Bonn um 3000 Rthlr. von dem glücklichen Archeologen Dorow erkaufte, und eine spätere Revision als den Schild eines Landsknechtes aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts erkannte, oder an die abdication-pen von 1814. Ein Engländer, bald nach Napoleons erster Abdankung das Schloß in Fontainebleau besuchend, fragte wiederholt nach irgend einem an jene merkwürdige Zeit erinnernden Gegenstand, mußte aber jedesmal zu seinem Verdrusse hören, daß dergleichen nicht vorhanden. Mißmuthig warf er, nach abgehaltener Besichtigung, sich in den Wagen, da trat der concierge zum Schlage, und hoch und vorsichtig zwischen zwei Fingern eine Feder mit eingetrockneter Dinte emporhaltend, erzählte er dem Scheidenden, daß er zufällig noch im Besitze der Feder, mit welcher die Abdication unterzeichnet worden, sich befinde. Mit Tigerkrallen griff der Engländer nach dem Schatz, vorsichtig sprang der Inhaber zur Seite und zwischen den beiden entspann sich eine lange Verhandlung, an deren Schluß der Reisende um den Preis von 300 Franken die Feder übernahm. Triumphirend brachte er sie nach der Heimath, der glückliche Fundgrübner veranlaßte durch das ganze Inselreich ein Drängen und Treiben und Ringen um den Erwerb ähnlicher Kostbarkeiten, und nicht vergeblich haben die Sammler sich bemühet. Vor zwanzig Jahren schon zählte man in England nicht weniger denn 300 abdication pens, alle in Ansehung ihrer Aechtheit mit der zuverlässigsten Bürgschaft versehen."

Auch Volkssagen, Gespenstergeschichten und Hexenprocesse werden angeknüpft, wie denn der Verfasser die etwas trocknen geschichtlichen Ausführungen immer durch dazwischen geworfene pikantere Sachen, namentlich auch Anecdoten zu würzen versteht. Hier eine der tollsten Spukgeschichten: „Zu Monzingen kam in des reformirten Pfarrers Bettinger Haus, während dieser in der Kirche beschäftigt war, ein Pilgrim aus dem gelobten Lande, und wurde er in der Küche von der Frau Pfarrerin betroffen, wie er unter dem Schornstein allerlei unverständliche Worte hermurmelte. Das kam der Frau verdächtig vor, sie fragte den Fremdling, was er vorhabe, hieß ihn seines Weges gehen. Als es Schlafenszeit, die Hausgenossen zur Ruhe sich begeben wollten, fanden sie alle Gegenstände in den Zimmern, absonderlich die Betten, in der schändlichsten Weise besudelt, wie

das auch der Fall mit dem Brodnässen. Am andern Tag sollten die Mägde spinnen; Rocken und Spuhlen waren verschwunden, und wurden nur gelegentlich, indem Mehl zu fassen, im Mehlkasten wieder gefunden. Eine bedeutende Quantität Lebkuchen, sorgfältig aufgespart und unter Schloß und Riegel geborgen, wurde der Hunde und Katzen Beute, und rein aufgefressen. Das Gemüse, wenn es bei Tisch aufgetragen wurde, hatte regelmäßig einen Firniß von Koth, daß man genöthigt es auf den Düngerhaufen zu werfen, dann verschwand im Augenblik der ekelhafte Aufguß. Als eines Gastgebotes Zierde sollte ein frischgebackener Kuchen figuriren; er wurde aufgetragen, und man entdeckte, der Hausfrau zu unsäglicher Beschämung, in dem Backwerk einen großen runden Ausschnitt, der sich nachmalen in des Kindes Wiege vorfand. Jeden Abend waren die Betten beschmiert. Der unausgesetzten Anfechtung erliegend, berichtete der Pfarrherr nach Mannheim, was er zeither in dem Hause erlitten, als Motivirung eines Gesuchs um Versetzung. Unglaublich erschien sein Bericht der Behörde, eine Commission rückte aus, den Betrug zu entlarven, des Pfarrers Leichtgläubigkeit zu beschämen. Die Commissarien mußten sich jedoch überzeugen, daß Alles sich verhalte, wie es in dem Berichte niedergeschrieben, daß täglich, stündlich der Schabernak sich wiederhole. Die schmerzlichsten Erinnerungen mitnehmend, kehrten die Commissarien nach Mannheim zurück, um den Abbruch des verwünschten Hauses zu beantragen und ausführen zu lassen. Ein in dem Schutt gefundenes Gebund Schlüssel wurde dem Pfarrer gereicht, damit er es unter Obhut nehme; er wies es mit Abscheu zurück. Ohne Zweifel hat er darin das Medium des Zaubers, dem er verfallen, erkannt."

Auch der alten Volkssitten wird vielfältig gedacht. So eines alten Kinderfestes zu Rhens, gestiftet von Fräulein Agnes von Flören. „Denn Agnes war Braut, und in fremden Kindern lächelt einer Braut die eigene freundliche Zukunft. Aber der Bräutigam, ein hoffnungsreicher Officier, fand den Tod in einem unweit des Rosengartens von Worms gelieferten Gefechte, vielleicht, daß ihm die Ehre geworden, der heldenmüthigen Vertheidiger der Sternschanze und der Stadt Oppenheim Geschick zu theilen, 7. Dec. 1631. Der irdischen Bande ledig, wendete Agnes dem himmlischen Bräutigam sich zu, sie nahm den Schleier in dem Kloster Oberwerth, und hat, ihren Schmerz dem Herren opfernd, in den Uebungen der höchsten Frömmigkeit sich geheiligt, ohne doch die eine weltliche Neigung jemalen überwinden zu können oder zu wollen. Ueber alles theuer blieben ihr die Kinder, und der Kinder wegen hat sie häufig das stille Eiland verlassen, um zu Rhens mit ihren Lieblingen sich zu letzen. Deren ist sie auch in der letzten Stunde eingedenk geblieben, verordnend, daß alljährlich am Ostermontag 1100 Eier, beneben einem Spitzweck für jeden Kopf, an die Kinder zu Rhens ausgetheilt werden sollen. Die Kosten der Spende zu bestreiten, hat Agnes ein Capital bei dem Hospital angelegt. Das Bild der Kinderfreundin, im Nonnenhabit, wird noch heute in dem Höggschen Hause aufbewahrt, und sind demselben die drei Raben des Familienwappens beigegeben. Beinahe zwei Jahrhunderte lang wurde der Eiersegen, zu unsäglicher Lust für Alt und Jung, regelmäßig vertheilt, da kamen die Zeiten der Philosophie, durch den frommen Seher Bartholomäus Holzhauser angekündigt, und ein philosophischer Landrath, ergriffen von dem Geist, der in den Schulen die Prämienvertheilung, in Bacharach und Steeg die Zechstuben abschaffte, nahm Aergerniß an jener Eierspende. Sie wurde durch Verfügung vom 23. März 1823 abgeschafft, und von dem an die behufs derselben ausgesetzte Summe von 22. Rthlr. für die Anschaffung von Büchern und Schreibheften zum Gebrauch armer Schulkinder verwendet. Ganzer 25 Jahre sahen die Kinder und auch die Scheffen, die ebenfalls, man weiß nicht mit welchem Rechte, bei der Austheilung der Eier concurriren, den ihrer Freude bestimmten Tag ohne Freude vorüberstreichen. Das große Jahr 1848, unvergeßlich durch die Thaten der Bürgerwehren und die Reden der Herren Raveaux und Consorten, machte auch in Rhens seine Ansprüche geltend, und vor allem wurde die Wiederherstellung des Eierfestes gefordert. Es fand statt, nach altem Brauche, im April 1848. Die Lieferung der Eier wurde an den Wenigstnehmenden vergeben: 1100 rothgefärbte Ostereier, von denen einige dem Pastor, hundert Stück, so ich nicht irre, dem Schullehrer gebühren, dann drei Mannen voll Spitzwecke, kamen zur Vertheilung. Es hat aber, wie männiglich bekannt, noch in desselben Jahres Lauf die Reaction ihr Haupt erhoben, auch zu Rhens wurde reagirt, daß für 1849 die Vertheilung unterbleiben mußte, und nicht ehender, denn 1850 oder 1851 ist der alte Brauch vollständig wieder eingeführt worden."

Unter den zahlreichen Episoden des Werkes findet sich gegen den Schluß noch ein ausführlicher (auch in besonderem Abdruck erschienener) Marienkalender oder Geschichte der Stiftung und Bedeutung der Marienfeste.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 52. 30. Juni 1855.

Alterthümer.

Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich. Nebst einem Anhang über Antwerpen von K. Bernhard Stark. Mit 7 lithogr. Grundrissen. Jena, Frommann, 1855.

Eine Reisebeschreibung mit besonderer Rücksicht auf die Alterthümer der Städte. Herr Stark nahm seinen Weg über Lyon, Vienne, Avignon, Marseille, Aix, Arles, Nimes, Montpellier, Narbonne, Carcassonne, Toulouse, Bordeaux, Poitiers und Orleans, also durch das ganze südliche Frankreich, nach Paris. Mit der ausführlichen Schilderung der Alterthümer dieser Stadt Paris schließt das Werk. Vom Norden Frankreichs handelt es nicht. Nur ein Anhang enthält ein helles und umfangreiches Bild von Antwerpen.

Das Werk beginnt (und endet) mit einem patriotischen Gedanken. In Lyon nämlich vergißt der Verfasser nicht, daß diese Stadt dereinst mit ganz Burgund zum deutschen Reiche gehörte und den Doppeladler über den Thoren trug. „Es ist für einen Deutschen wohl recht erklärlich, wenn er am Beginn seiner Tageswanderung durch Lyon sich über die Saone hinüber flußaufwärts wendet, um hier am Ende des schmutzigen, von kleinen Café's, Kürbisverkäufern, Schifferwohnungen besetzten Quai de Flandre das Denkmal zu schauen, das einem Deutschen vor langen Jahren von einer französischen Stadt gesetzt ward. Vor der hohen, schroffen Felsenwand steht ein Mann in der Tracht des 16. Jahrhunderts in Stein gehauen auf einfachem Postament, mit dem Geldbeutel in der Rechten, in der Linken die Stiftungsurkunde des Hôtel de la Charité; es ist der noch heute im Munde des Volkes genannte Bon Allemand, Kleberger, ein reicher Kaufherr, der nicht allein bei seinen Lebzeiten großartige Wohlthätigkeit geübt, sondern auch durch eine große Stiftung jenes Institut in das Leben gerufen hat, das noch heute Reichen und Armen seine weiten Räume öffnet. In wie vielseitiger Beziehung überhaupt Lyon zu dem deutschen Leben gestanden hat, dieß ist übrigens, wie dem französischen, so dem deutschen Bewußtseyn gänzlich entschwunden. Gehörte nicht Lyon zu dem deutschen Reiche, seitdem es das arelatensische in sich aufgenommen? Hat nicht erst Philipp der Schöne im Jahre 1312 es förmlich erobern und Frankreich einverleiben lassen, somit die Reihe der Reunionen beginnend, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die westlichen meist unter geistlicher Herrschaft stehenden Städte von dem Reiche losrissen? Und wie ist Lyon noch im 16. Jahrhundert, dem jener Kleberger angehört, den deutschen Culturbestrebungen geöffnet! Die großen Druckereien Lyons sind nicht allein von Deutschen gestiftet, sondern noch lange fortgeführt worden; hier wurden die Zeichnungen eines Holbein in den Holzschnitten Lützelbergers zum alten und neuen Testament, der Todtentanz und andere, in sich rasch folgenden Auflagen vervielfältigt. Die so natürlichen Handelsbeziehungen der oberrheinischen Städte zu dem Rhonethal haben von jeher Handelshäuser hier fixiren lassen, und noch heute sendet man hierhin vorzugsweise junge Deutsche aus Frankfurt und den benachbarten Städten. Der bekannte Arzt und reisende Archäolog Spon, ein Lyonneser, erzählt uns von einer Grabtafel eines Tucher aus Nürnberg in der Franciskanerkirche mit gothischer Schrift, sowie von der großen Grabstätte der Allemands Imperiaux mit einem Bronzeadler als Wappen in der der Jakobiner. Jener Kleberger war selbst auch ein Nürnberger Kind. Das Porträt eines Hans Kleberger ward im Jahr 1526 dort von Dürer gemalt und befindet sich jetzt in der Wiener Galerie."

Bei jeder einzelnen Stadt geht Herr Stark auf den Ursprung, auf die erste Anlage zurück, zeigt ihre all-

mählige Erweiterung und verfolgt die Bauten nach dem verschiedenen Style der Jahrhunderte. Dann beschreibt er die noch vorhandenen, entweder in Kirchen gesicherten oder in Staats- und Stadtgallerien zusammengetragenen Alterthümer aus der gallischen und altrömischen Zeit, aus der Zeit der deutschen Eroberer, der Hierarchie, der wechselnden Dynastien.

Daran knüpfen sich zuweilen interessante historische Betrachtungen. So macht der Verfasser auf die weite Verbreitung der griechischen Schrift und des griechischen Münzgepräges im ganzen südlichen Gallien aufmerksam. „Ebenso interessant ist es, an den Münzreihen gallischer Städte und Völker im ganzen Gebiete von den Allobrogen an bis über Toulouse an die spanische Gränze bei Roussillon die griechische Schrift, das griechische Gepräge, dieselben Symbole zu verfolgen. Selbst westgothische Könige haben noch den massilischen Stempel benutzt. In allen diesen Städten wohnten griechische Kaufleute, wurden griechische Götter oft mit gallischer Zuthat und Vermischung verehrt, wurden die Völkerverträge griechisch abgefaßt. Beweis sind ferner die griechischen Grabinschriften, die uns in Vienne, Avignon, Vaison, Aix, Nimes begegnen, Ehrendecrete, die griechische Schauspielercorporationen erlassen, die vielen griechischen Eigennamen auf lateinischen Inschriften. Noch weiter drang der Gebrauch der griechischen Schriftzeichen: es wird uns bestimmt von Cäsar versichert, daß im allgemeinen die gallische, höhere Bildung nur mündlich durch die Druiden fortgepflanzt ward, daß aber, wo Schrift angewandt ward, dies die griechische war. Aber dadurch ist der Einfluß des hellenischen Massalia noch nicht begränzt. Es hat als eigentliche Bildungsstätte, als der Ausgangspunkt künstlerischen Lebens ihn weit und lange Zeit geübt. Wie war das möglich, wenn nicht in seinem Innern das lebendige Interesse für heilige und ideale Güter lebte, wenn hier nicht bedeutende Menschen Zuhörer und Schüler an sich fesselten? Fragen wir nur nach jenen Grabinschriften, die so zahlreich an der alten Begräbnißstätte bei St. Victor, beim Ausgraben des Bassin daneben gefunden wurden. Welch poetischer Zauber ist über jene einfachen, aber tiefen Klagen gegossen, die dem jugendlichen Schiffer, welcher nahe dem ersehnten Hafen untergegangen, ein Denkmal weihen oder die dem Vater, der in seines Lebens Kraft dahin gegangen, aus dem Munde des unerwachsenen Sohnes gelten! Und ist es nicht ein ehrendes Zeugniß der Stadt, daß sie aus der Heimath, der ein eigenes homerisches Epos besitzenden Phokäa, die Werke des Sängers von Troja mitgenommen und als Kleinod in einer hochgehaltenen, mannichfach selbstständigen Recension bewahrte? Nun ruht hier in kühler Erde der deutsche Philolog, welcher das Verständniß eben dieses Homer, als der wahren Nationaldichtung der Hellenen, der neuen Zeit erst eröffnet hat.“ Friedrich August Wolf, der zu Marseille gestorben ist.

Gelegentlich macht der Verfasser auf die traurige Lage so vieler deutscher Auswanderer aufmerksam, die nach Marseille kommen, aber kein Geld zur Ueberfahrt nach Algerien haben. „Die armseligsten Logirhäuser in der Altstadt füllen sich mit ihnen; sie fallen oft in die Hände methodischer Aussauger, die um einen Spottpreis ihre Arbeit verwenden. Junge Bauernmädchen, die Dienste suchen, erscheinen aus dem Elsaß und weiter urplötzlich, ohne irgend Adressen, wie durch einen dunkeln Drang in die Ferne getrieben; sie werden nicht selten von dem deutschen Pfarrer mit Mühe aus liederlichen Häusern, in die sie aus Dummheit und augenblicklicher Noth gleich in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit gerathen sind, geholt. Straßenkehren, die schwersten Hafenarbeiten, Handlangen bei Bauten, das sind die Beschäftigungen, die deutsche Handwerker oft genug dort erwartet. Dazu kommen die förmlich organisirten Arbeitervereine, in die der Deutsche leicht gezogen wird, aus denen er in die Heimath mit ausgebildeten Ansichten religiöser und politischer Negation zurückkehrt.“

Montpellier gibt Herrn Stark Veranlassung, sich in sehr belehrenden Erörterungen über die medicinische Schule auszubreiten, die hier unter griechisch-arabischem Einfluß so lange geblüht hat und noch blüht.

In Narbonne fand der Verfasser ein handschriftliches Exemplar aller Verhandlungen der alten Stände von Languedoc, gewiß eine schätzbare Quelle für die Geschichte des Ständewesens. Er überläßt es jedoch Andern, diesem Document nähere Aufmerksamkeit zu widmen.

In Bordeaux erinnert der Verfasser an die glückliche Zeit lebendigen Verkehrs und tiefen Friedens unter der römischen Herrschaft und entwirft uns ein reizendes Landschafts- und Genrebild aus jener längst vergangenen Zeit, nach Anleitung römischer Dichter. „Aber dem Ausonius wird es doch unbehaglich auf eben diesen Straßen unter dem Lärm und der Unruhe; ‚auf den Ecken zankt man sich, da tönt es unter einander: halt, stoß zu, zieh, führe fort, vorgesehen! dort entläuft ein schmutziges Schwein, hier rennt ein toller Hund, dort zwei ungleiche, zusammengejochte Ochsen.‘ Der Bewohner des Landes brachte damals wie heute seinen Talg, Wachs, Theer, Pech, Schilf, Kienfackeln, seine Hirsche und Eber zum Verkauf in die Stadt. Wer jetzt dies sehen will, der gehe von der großen Brücke stromaufwärts an den niedrigen, schwarzen Gebäuden hin, wo Staat

und Privatleute ihre Schiffe bauen, das Material dazu an Tauwerk, Holz, Pech, Theer aufhäufen und verarbeiten lassen, das allwöchentlich einmal, so weit die Eisenbahn nach Teste nicht diesen Verkehr an sich gezogen, auf Karren in Massen von jenen Gascognern gebracht wird. Neben dem Geschäftstreiben bot die Stadt und gerade in Folge dessen viel Gelegenheit zu einem reichen Genußleben. Martial setzt seinen genügsamen Ansprüchen an käufliche Schönheiten schon den fetten Burdigaler und seinen Geldbeutel entgegen, die Tafeln dortiger Gastfreunde forderten stolz zum Wetteifer heraus in Weinen, Fischen, Austern und allen Producten des medulischen Landes: da gab es wirklich Gerichte à la Cleopatra und die Räumlichkeiten waren Latiums werth. Man sehe sich nur die Prachtgondel an, die der Senator Leontius dem Dichter Trigetius flußaufwärts bis Alingo (Langon) entgegenschicken will! ‚das hohe schützende Geländer, das Zeltdach, den Polsterbau, den mosaicirten Tisch, das Würfelspiel mit den kunstvoll eingelegten Würfeln, ja man wird an Ort und Stelle seyn, ehe man merkt, daß man gefahren ist.‘ Und das volle Genußleben war erst draußen Garonne auf- und abwärts auf den zahlreichen Villen zu finden, welche im mannichfaltigen Bau mit Hallen, Etagen, Thürmen entweder auf dem Rebenhügel unter Weinlaub, Obstplantagen, reichen Kornfeldern und Wiesen sich erhoben oder keck in die Garonne selbst hineingebaut waren, umgeben von hohen Mauern mit Zinnen und Thürmen, hinter diesen ein ruhiges Badebassin bergend und in halbrunde Atrien mit Säulenhallen, in Sommer- und Winterwohnungen, in heiße Bäder und große Speicher sich gliedernd. Man lese nur die Schilderung der Villa der Paulini an der Mündung der Dordogne bei Sidonius Apollinaris oder aus noch späterer Zeit die kleinen Gedichte des Venantius Fortunatus auf die von Bischof Leontius erneuerten Anlagen, wie Brissonum, Vereginis, Prämiacum! Wie die Herren (possessores ac domini) da lebten, wie alle nobeln Passionen, Reiten, Fahren, Jagen mit seltenen Hunden und Falken, Spielen und endlich Liebeshändel aller Art da blühten, das schildert uns einer der noch solidesten, Paulinus Pellaeus, aus seiner eigenen Erfahrung ꝛc.“

In Poitiers wird noch immer das Andenken der heiligen Radegunde hochverehrt. Der Verfasser, ein Protestant, sonst der Hierarchie und was damit zusammenhängt nichts weniger als zugeneigt, kann sich doch nicht enthalten, die Macht, welche die alte Kirche über das fromme Landvolk seit Jahrhunderten übt und nie zu üben aufhört, zu bewundern. „Hier habe ich in der That das echt celtische Landvolk gesehen, ganz noch erfaßt, beherrscht von der heiligen Scheu vor dem sichtlichen Zeichen, von dem Glauben an die fortwährende Wunderkraft, die von einer Heiligen ausströmt, ganz umfangen von jener Welt, welche die Kirche gleichsam der irdischen untergeschoben hat. Und was ist an eben diesen Geschlechtern vorübergegangen an zerstörenden Stürmen des Unglaubens, des reinen Vernunftdienstes! Aber vergebens, sie sind immer wieder zu ihrer Radegunde zurückgekehrt, nicht in moderner Reflexionsfrömmigkeit, nein unter dem Drange eines naiven, ererbten Glaubens. Und das sind dieselben Leute, die frei beschließen über die beste Regierungsform, ob Republik, ob König- oder Kaiserthum, ob Bourbonen oder Napoleoniden! Was liegen da für Kräfte des Gemüthes, was für specielle, anderen unfaßbare Gedankenrichtungen verborgen unter dem gleichförmigen Niveau französischer, d. h. Pariser Bildung! Aber haben jene Volksgeister nicht schon ihre Spannkraft verloren, werden sie, durch die in Eisenbahnen, Straßen, der immer massenhafter werdenden Tagesliteratur, durch die in Schulen und großartigen Anstalten öffentlicher Fürsorge für Arme, Kranke an sie herantretende Bildung nicht sowohl entwickelt, als mehr und mehr auf einen kleinen Raum des speciell Religiösen zusammengedrängt, um hier nun fest und zäh an dem des höhern Inhalts fast ganz Entleerten zu halten? Daß eine sehr gesteigerte, materielle Cultur sich trefflich verträgt mit einem ganz eng umschränkten, religiösen Gesichtskreis, dafür geben so gut wie die großen Weltreiche Asiens, so ganz moderne Staatsbildungen, z. B. Belgien, entschiedene Beweise. Aber wo wird das sittliche Moment, das allein den Menschen in sich eint, in dieser unausgefüllten Kluft seine Stätte finden? Wird nicht ein furchtbarer Kampf jener beiden, dämonisch den Menschen beherrschenden Mächte das Endziel seyn?“

Was Herr Stark in Bezug auf die genannten Städte des südlichen Frankreichs im Einzelnen gethan, wiederholt er, nur in weiterer Ausführung, in Bezug auf Paris. Was er über die allmählige Vergrößerung dieser Stadt, über die Centralpunkte ihres Lebens, Kirchen, Paläste ꝛc., über den Baustyl derselben nach den Jahrhunderten, über die alten Einrichtungen, noch erhaltenen Alterthümer aller Art, große neue Sammlungen ꝛc. berichtet, ist von hohem Interesse und bleibendem Werth, ohne auf die Vollständigkeit eines Katalogs Anspruch zu machen. Am ausführlichsten ist die Beschreibung des Hotel de Cluny mit seinen zahllosen Alterthümern, und die von St. Denis mit seinen Königsdenkmälern. In die reichen Details können wir hier nicht eingehen.

Da der Verfasser überall länger verweilte und sich

die Dinge mit Muße ansah, hatte er auch Gelegenheit, sich über politische Stimmung und Gesinnung des Volkes zu orientiren. Er macht aber nur eine traurige Bemerkung darüber: „Wir sind nicht blind gegen die Fülle sittlicher und religiöser Elemente der modernen Zeit bei der industriellen Blüthe und dem materiellen Wohlergehen, aber das scheint uns sicher: das Staatsleben in Frankreich ist in der Anschauung des Volkes fast aller sittlichen Elemente entkleidet, es ist ein Auf- und Niedersteigen mechanischer Gewichte geworden, unter denen Recht und Pflicht, Treue und Glauben keinen Platz mehr finden — und dieses Staatsleben steht um kein Procent höher als das des sogenannten Bas impire."

Im Anhang die Schilderung von Antwerpen, einer Stadt, die beinah den alterthümlichen Reiz von Nürnberg und Venedig vereinigt. Auch hier vergißt der Verfasser nicht zu bemerken, Antwerpen gehörte einmal zum deutschen Reich und trug den Doppeladler über den Thoren. Es war ein Bollwerk des deutschen Reichs früher gegen die normännischen Seeräuber, später gegen die Könige von Frankreich. Die Alterthümer, so wie die Sammlungen der reichen Stadt werden nun hier zur Uebersicht gebracht. Unter andrem wirft Herr Stark auch einen Blick auf den Handel Antwerpens und bemerkt, was alles aus Deutschland über Antwerpen nach England geht. „Eben wird eifrig ein Londoner Dampfschiff geladen, das morgen zum Frühmarkt bereits eintreffen soll: hohe Körbe voll Obst sind vom Rhein mit der Eisenbahn eingetroffen, um weiter befördert zu werden. Große Obstpflanzungen bei Bingen und noch weiter hinauf sind von Unternehmern gepachtet, die allein für den Londoner Markt liefern. So gehen Eier, Hühner, Gemüse in Menge aus Belgien selbst über See. Ein merkwürdiger Artikel wird ebenfalls nach England von hier aus geliefert: alte, abgebrauchte Pferde kauft man hier in Menge auf 2c."

Zum Schluß gelehrte Noten und Exkurse nebst einem Register über die vornehmsten im Werk abgehandelten Materien und sieben städtischen Grundrissen.

Roman.

Nach Amerika. Ein Volksbuch von Fr. Gerstäcker. Illustrirt von Th. Hosemann. Leipzig, Costenoble. Berlin, R. Gärtner (Amelang). Zwei Bände, 1855.

Halb Reisebeschreibung, halb Roman in der leichten und angenehmen Manier, die dem Verfasser so viele Freunde und seinen Schriften so viel Verbreitung gewonnen hat.

„‚Nach Amerika,' leicht und keck ruft es der Tollkopf trotzig der ersten schweren, traurigen Stunde entgegen, die seine Kraft prüfen sollte, seinen Muth stählen — ‚nach Amerika,' flüstert der Verzweifelte, der hier am Rand des Verderbens dem Abgrund langsam aber sicher entgegengerissen wurde — ‚nach Amerika,' sagt still und entschlossen der Arme, der mit männlicher Kraft, und doch immer und immer wieder vergebens gegen die Macht der Verhältnisse ankämpft, der um sein ‚tägliches Brod' mit blutigem Schweiß gebeten — und es nicht erhalten, der keine Hülfe für sich und die Seinen hier im Vaterlande sieht, und doch nicht betteln will, nicht stehlen kann — ‚nach Amerika' lacht der Verbrecher nach glücklich verübtem Raub, frohlockend der fernen Küste entgegen jubelnd, die ihm Sicherheit bringt vor dem Arm des beleidigten Rechts — ‚nach Amerika,' jubelt der Idealist, der wirklichen Welt zürnend, weil sie eben wirklich ist, und über dem Ocean drüben ein Bild erhoffend, das dem, in seinem eigenen tollen Hirn erzeugten, gleicht — ‚nach Amerika' und mit dem einen Wort liegt hinter ihnen, abgeschlossen, ihr ganzes früherrs Leben, Wirken, Schaffen — liegen die Bande, die Blut oder Freundschaft hier geknüpft, liegen die Hoffnungen, die sie für hier gehegt, die Sorgen, die sie gedrückt — ‚nach Amerika!'" So charakterisirt Gerstäcker die Auswanderer und ihre Hoffnungen. Dann aber entwirft er, der selbst Amerika gesehen hat, lebendige Gemälde der Wirklichkeit dort und wenn er auch dem Ganzen einen etwas romanhaften Anstrich verleiht, so sind es doch, wie er selbst sagt, meist Erlebnisse und Portraits, die er seiner Schilderung eingeflochten hat.

Er will nicht ins Schöne, nicht ins Häßliche ausschweifen, sondern der Wahrheit treu bleiben, verhehlt daher die Mühen und Gefahren nicht, die den Auswanderer erwarten und erzählt davon tragische und sehr rührende Beispiele, läßt sich aber auch durch die gegenwärtige Stockung und bittere Klage der Emigranten nicht einschüchtern, sondern ist der Meinung, daß man in Amerika immerhin noch sein Glück machen könne.

In den ersten Bänden begegnen uns hauptsächlich See- und Schiffsbilder, wobei der Verfasser manche nützliche Erfahrung, die er selbst auf seinen langen Seereisen gemacht hat, zum Besten gibt. Auf wie viel Bände das Werk sich ausdehnen wird, ist noch nicht abzumessen.

Auf dem Umschlag sieht man das nicht übel ausgeführte Portrait Gerstäckers in Reise- und Jagdtracht als Jäger in den Prairien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 53. 4. Juli 1855.

Biographie.

Zur Geschichte Wallensteins. Durch Friedrich von Hurter. Schaffhausen, Hurter, 1855.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Das bewährt sich auch wieder bei Lesung des vorliegenden Buchs. Hurter, der k. k. Reichshistorialrath, hat aus den besten archivalischen Quellen geschöpft, es jedoch vorgezogen, Wallensteins Leben nur bis zum Jahr 1630, nicht bis zu seinem Tode zu schreiben, und hat ihn eigentlich mehr im Sinn eines Advokaten, der die Sache der Gegenpartei vertritt, angegriffen, als in rein historischer Unbefangenheit geschildert. Er sieht in Wallenstein vom katholischen Standpunkt aus einen confessionell zweideutigen Intriganten, der über katholische Dinge gelegentlich spottet, die Kirche flieht, sich mit Astrologie und andern kirchlich verbotenen Dingen abgibt und sehr oft im Heer, wie in seinen politischen Maßnahmen die Protestanten begünstigt. Er sieht ferner in Wallenstein einen höchst zweideutigen Diener seines Kaisers, einen hochfahrenden, gewissenlosen Emporkömmling, der seinen Herrn und Kaiser auf empörende Art misachtet, drangsalirt, gleichsam auszieht, um am Ende den gestohlenen Kaisermantel sich selber umzuhängen. Er gelangt daher zu dem Ergebniß, Wallenstein sey, abgesehen von allen moralischen Rücksichten, wenn man auch nur den politischen Standpunkt festhalte, dem Kaiser mehr schädlich als nützlich gewesen.

Das alles ist vollkommen wahr, allein die historische Betrachtung kann damit nicht abgeschlossen werden. Es gibt noch mehr Dinge zu erwähnen, die Hurter unerwähnt gelassen oder als selbstverständlich gut geheißen hat, wo manches Fragezeichen wäre anzuhängen gewesen. Da Hurter einigemal Gfrörers Ansicht von Wallenstein bestreitet, wollen wir uns von vorn herein darin mit Gfrörer einverstanden erklären, daß wir 1) der Größe Wallensteins, die ihm auch bei sittlicher Verwerfung noch bleibt, Rechnung tragen und in der eigenthümlichen Gluth dieses Meteors am Nachthimmel des dreißigjährigen Krieges eines jener, wir möchten sagen apokalyptischen Phänomene sehen, die der ewige Lenker des Weltschicksals nach weiser, aber uns unerforschlicher Absicht, zuweilen zum Schrecken der Völker und ihrer sündigen Hirten in das alltägliche Daseyn hineinbrohen läßt. Und daß wir 2) auch den politischen Gedanken Wallensteins nicht blos verbrecherisch finden. Es ist sehr wahr, daß Wallenstein die Aristokratie der Kurfürsten und Fürsten nicht sowohl für des Kaisers Rechnung als für eigene bekämpfte und daß ihm insofern Ferdinand II. weder trauen noch danken durfte. Aber es ist nicht richtig geurtheilt, wenn man der gedachten Fürstenaristokratie und ihrem Princip, allein sich auf Kosten des Reichs, eine Anzahl Schmarozzergewächse auf Kosten des alten Stamms zu vergrößern, mehr Recht zusprechen will, als dem Gedanken Wallensteins, jene seit Jahrhunderten dem Reich verderbliche, auf Unrechtswegen groß gewordene, dem Kaiser stets nur zum Schaden angewachsene Fürstenaristokratie wieder dem höchsten kaiserlichen Ansehen zu unterwerfen oder zu ecrasiren und des Reiches Einheit herzustellen. Der Gedanke war nicht blos friedländisch, er war so gut ferdinandeisch, als er seiner Zeit karlingisch, ottonisch, salisch und hohenstauffisch gewesen ist.

Hurter spricht von „treuen Reichsgliedern", die Wallenstein dem Kaiser entfremdet habe und auf die er sich viel sicherer habe verlassen können, als auf Wallenstein. Allein wer die Correspondenz des Herzogs, später Kurfürsten Maximilian von Bayern gelesen hat, wird doch nicht behaupten wollen, daß es Bayern mit dem Kaiser besser gemeint habe, als Wallenstein. Der Kaiser hätte

Wallenstein gar nie gebraucht und so hoch erhoben, wie er gethan, wenn es ihm nicht dringend Noth gewesen wäre, sich der bayrischen Vormundschaft zu entziehen. Erst Wallensteins unverschämtes Gebahren nöthigte den Kaiser nachher wieder, sich dem nichts weniger als treuen Bayer in die Arme zu werfen. Das hätte Hurter nicht mit Stillschweigen übergehen sollen, um allein alle Gehässigkeit auf Wallenstein fallen und den Bayer in der Glorie des Rechts und der Unschuld strahlen zu lassen.

Davon abgesehen ist das vorliegende Werk ein äußerst schätzbarer Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Man blickt tiefer, als je vorher geschehen konnte, in die gegen Wallenstein gemachten Umtriebe, in die Verhandlungen des Convents von Bingen, in die Insinuationen, Ausstreuungen und Verdächtigungen der antifriedländischen Partei hinein. Dieser Partei lag alles daran, den Kaiser von Wallenstein abzuziehen, sie hörte daher nicht auf, dem Kaiser die Meinung beizubringen, als wolle Wallenstein nicht nur ihn absetzen und sich selbst zum Kaiser machen, sondern auch alsdann ganz Deutschland lutherisch machen. In einem der betreffenden Schriftstücke heißt es: „Friedland weiß, daß Ferdinand der Zweite erwählter Kaiser ist, wenn dieser stirbt, es bei den sieben Churfürsten steht, einen Nachfolger zu wählen. Wenn nun Friedland dem Kaiser bei Lebzeiten das Reich entzieht, so kann derselbe per naturam oder per artem mit Tod abgehen; dann bleibt die ganze kaiserliche Kriegsmacht niemand anders als dem Friedland und dem künftigen Nachfolger verpflichtet, zumal sie weder dem König von Ungarn und Böhmen, noch einem andern österreichischen Fürsten verbunden, Friedland auch keines andern als des Kaisers General ist. Hieraus wird unfehlbar erfolgen: wenn Friedland die Churfürsten nach einander ruinirt, was allgemach durch der Soldaten Insolenz erfolgen muß, daß ihn erstlich sein Kriegsheer und hernach ganz Deutschland für einen Erbkönig wird annehmen müssen. Daß nun des Friedlands Intention dahin gerichtet seye, das bezeugen alle seine bisher observirten Actionen. Er weiß wohl, welche Difficultäten ihm dabei im Wege stehen und wie er sie hinwegräumen muß. — Weil ihm aber sonderlich Bayern und die katholische Liga ein starker Spieß in den Augen ist, und er besorgt, diese möchten seine Anschläge gewahr werden, bemüht er sich auf das äußerste, ihr Volk zu Grund zu richten, wie bereits geschieht mit Benehmung der Quartiere; item, daß er selbiges Volk allenthalben nur gegen den Feind an die Spitzen weiset, wohl auch mit den Holländern es zu imbarciren vermeint; alles deßwegen, daß es hiedurch sich consumiren oder in andere Wege vertiefen sollte, er inzwischen sein Intent im Reich ohne Resistenz und Schwertstreich erreiche, und, wenn die unirten Katholischen bis auf Bayern ruinirt, er alsdann desto sicherer auch in Bayern fallen könnte. — Wenn nun die katholische Liga ganz ruinirt ist, hält es Friedland alsdann für ein gar wohl practicirliches schlechtes Werk, ganz Deutschland zu bezwingen, wenn er nur in die vornehmsten Städte ein Castell erbaut, die Wasserströme aller Orten wohl assecurirt, wie auch die vornehmsten Meerporten; wie er sich denn beredt, wenn die Stadt einmal unter das Joch gebracht, mit Garnison belegt seye, daß sie, wenn sie nur wieder ihr Gewerb treiben könnten, der vorher gehabten deutschen Libertät bald vergessen oder daran verzweifeln werden. So, meint er, werde es ihm an gedeihlichen Mitteln nicht ermangeln, die geringen Reichsfürsten (denn so viel die Churfürsten anbelangt, ist er gemeint, sie ganz und gar zu ruiniren und herabzubringen, sofern sie sich nicht selbst gutwillig untergeben und von ihm dependiren wollen) nach und nach gleicher Gestalt zu behandeln. — Endlich versichert der Confident für gewiß, daß Friedland die Mutation des Gubernaments in Deutschland sehr ambire, die Reichs- und andere Convente verachte, die Geistlichen hasse und selbige zu reformiren merklichen Lust erscheinen lasse. Daß deßwegen bald zu den Sachen zu thun seye; denn Friedland keine äußerlichen Schein und Titel, seine Dissegni zu bemänteln, ermangeln werden, sonderlich beim kaiserlichen Hof, allda Viele seine Sachen erheben und mit ihm den unirten Katholischen übel affectionirt und abhold sind, auch selbst am ersten dazu lachen würden, wenn einmal etwas Widriges vorgienge." In diesen Anschuldigungen ist offenbar Uebertreibung.

Auf Seite 341 macht Hurter dem Friedländer die Erfolge Gustav Adolfs zum Vorwurf: „Welchen Schritten Wallensteins zur Vereitlung des schwedischen Vorhabens begegnen wir? Hätte er einem Einfall in das Gebiet des deutschen Reichs auch nicht zuvorkommen wollen, so mußte er doch zur Abwehr eines solchen mit zureichender Macht in der Nähe der bedrohten Punkte gerüstet stehen; mußte er als Feldherr in deren Nähe alles zu kräftiger Abwehr Dienliche persönlich leiten. Statt dessen ließ er auf einer Küstenstrecke, deren Ausdehnung er früher zu Rechtfertigung seiner Werbungen dem Kaiser auf 240 bis 250 Meilen angab, 30,000 Mann in weit auseinander liegenden Quartieren unter Torquato Conti; legte er eine mehr als doppelt so große Anzahl müßig und zerstreut durch das ganze Reich, hinauf bis in die entlegensten Gebietstheile Schwabens,

und verfügte in den Tagen sich mehrender Gefahr, was er während der Zeit, da eine solche nicht obschwebte, allen Vorstellungen und allem Flehen verweigert hatte: er erleichterte Pommern und Brandenburg der drückendsten Last ihrer Einquartierung. Er selbst, statt als sorgsamer Hüter der Reichsgrenze sich zu bewähren, brachte den Winter fern von derselben in Halberstadt zu. Bald dann wich er von den Gegenden, die er gegen den hereinbrechenden Feind Schritt für Schritt in Person hätte vertheidigen sollen, noch weiter zurück auf seine Güter in Böhmen. Im Frühjahr begab er sich nach Karlsbad, die Angelegenheiten in Norddeutschland unbedingt seinem zurückgelassenen General und dessen unzulänglicher Mannschaft überlassend. Als sodann die Gefahr noch näher rückte, zog er mit allem Gepränge, womit er sich zu umgeben pflegte, nach der schwäbischen Stadt Memmingen. Während dann Gustav Adolph in raschem Vordringen eine Stadt um die andere einnahm und durch leicht erzielte Bündnisse mit den mißmuthig gemachten Reichsfürsten sich verstärkte, lag der kaiserliche Oberst-Feldhauptmann und Admiral des baltischen und oceanischen Heeres, auch Herzog des zunächst bedrohten Mecklenburgs, in thatloser Ruhe in einem Städtchen an der schwäbischen Iller. Was würden die Zeitgenossen, was würde die Nachwelt über den Helden Radetzky urtheilen, wenn derselbe das Frühjahr des Jahres 1848 irgendwo müßig in einem Städtchen außerhalb der Monarchie hätte zubringen wollen? Hat aber Wallenstein wirklich ‚mit dem geübten Blick des Piloten' schon damals das (gegen ihn) aufsteigende Unwetter aus der Ferne erschaut; hätte er wirklich geahnet, daß bei einem bevorstehenden Fürstenconvent seiner nichts Gutes warte, wie konnte er das in seiner Nähe bereits ausgebrochene Unwetter so völlig unbeachtet lassen, um nicht einzusehen, daß festes Auftreten gegen das vom Norden drohende zugleich der unfehlbare Ableiter von jenem seyn werde? Erkläre dieses, wer da mag; vereinige es mit dem Ruf, unter welchem Wallensteins Name in die Geschichtsbücher noch immer eingetragen wird, wer es im Stande ist! Unsere Meinung ist, zu Würdigung bedeutender Männer seye nicht blos in Anschlag zu bringen, was sie verrichtet, sondern auch das, was sie in den wichtigsten Momenten versäumt haben; nicht allein das, was sie gethan, auch das, was sie hätten thun sollen, aber, aus welchen Gründen immer, unterlassen haben, seye in die Wagschale zu legen. Ein solcher Zeitpunkt ist für Wallenstein mit dem Beginn des Jahres 1630 eingetreten. Eine Erklärung indeß des Unbegreiflichen wäre gegeben in der Mittheilung eines Zeitgenossen, welcher sagt: Wallenstein seye zuletzt mit dem König von Schweden in geheimes Einverständniß getreten und habe deswegen die Inseln und Küsten durch ungenügende Besatzungen verwahrt, dem Hereinbrechenden Preis gegeben, sich selbst, ferne von dem Meere, nach Schwaben an den Saum der Alpen gezogen. Wir fällen über diese Angabe kein Urtheil; unberührt jedoch durfte sie nicht bleiben."

Aber Hurter vergißt hinzuzufügen, daß nachdem Wallenstein sich schon hatte absetzen lassen und nachdem sein schönes und zahlreiches Heer vollkommen zur Disposition des Kaisers stand, der Kaiser selbst dieses Heer keineswegs den Schweden entgegenschickte, sondern den größten Theil davon auflöste und heimschickte. Der Kaiser hatte also keinen Grund, seinem Feldherrn ein Versäumniß in Bezug auf den schwedischen Einfall vorzuwerfen. Die Entlassung der Wallensteinischen Truppen war um so auffallender, als sie großentheils in schwedische Dienste übergingen.

Ferner hätte Hurter nicht unerwähnt lassen dürfen, daß auch der so sehr von ihm protegirte Bayerfürst mit dem Reichsfeind in Unterhandlungen stand und dem Interesse Frankreichs gegen den deutschen Kaiser dienstbar war. Die Intrigue war durchaus nicht einseitig in Wallensteins Hauptquartier zu Hause, sie waltete in München und in Wien selbst. Sie formirte ein Schlangengewinde, in dem während des Kriegsverlaufs fast Jeder mit Jedem gegen Jeden einmal in unnatürlichem Bunde stand. Hier eine Partei weiß waschen wollen zum Nachtheil der andern, ist eine verlorene Mühe.

Deutsche Literatur.

1) Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt. Erster Band. Zweiter Band (bis zur 21sten Lieferung). Leipzig, Teubner, 1853. 1854. Groß 8°.

Eine Prachtausgabe in sehr großem Format. Wir wissen nicht, in wiefern die Zugaben geeignet seyn dürften, Ungebildete und Halbgebildete der reicheren Classen zum Studium der deutschen Literatur anzureizen. In diesem Fall würden wir die eingedruckten Holzschnitte loben. Sonst aber scheinen sie uns, mit Ausnahme einiger Porträts, ziemlich überflüssig, denn es kommt darauf an, Wesen und Bedeutung der Werke Luthers,

Göthes ꝛc. kennen zu lernen, nicht aber auf die Betrachtung von Lutherhäusern und Göthehäusern und dergleichen Nebendingen.

Im Uebrigen ist das Buch zu empfehlen wegen der reichen Auswahl guter Proben aus den ältern deutschen Dichtern, denen gedrängte Uebersichten über die Dichter selbst, ihr Leben und ihre Werke beigegeben sind. Um sich überhaupt in der ältern deutschen Literatur zu orientiren, um namentlich auch Lehrern Gelegenheit zu geben, ihren Schülern etwas daraus vorzutragen, wird sich das Buch immer brauchbar zeigen. Da es seinem Hauptinhalte nach Auszüge enthält, kommt auf die äußere Anordnung weniger an. Sonst hätten wir gewünscht, Herr Kurz würde etwas weniger die Form und die Chronologie der Dichter, als den Urstoff berücksichtigt haben. Daß er z. B. das Nibelungenlied weit hinter den lyrischen Minnesängern, hinter den christlichen Legendendichtern, hinter den Fabeldichtern ꝛc. bringt, scheint uns nicht eben passend. Die uralte Nationalsage aus heidnischer Zeit mußte den späteren christlichen und antikisirenden Stoffen vorhergehen. Auf den Stoff kam hier alles an. Es ist sehr gleichgültig, in welcher besseren oder schlechteren Form der Nibelungendichter und noch später Kaspar von der Rhön die altheidnischen Heldenlieder behandelt hat; nur was sie alle aus dem alten Heidenthum entlehnt haben, dieser höchst eigenthümliche Stoff ist die Hauptsache und dessen Betrachtung und Würdigung gehört vor die Betrachtung christlicher Stoffe. Die Literatur spiegelt den Geist des Volkes auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung ab, auf der heidnischen, katholischen, protestantischen und modernheidnischen. Das allein muß die Rubriken bestimmen. — Eben so hätte bei der Charakteristik einzelner Dichter etwas mehr auf ihre Stellung zur Zeit und Geschichte dürfen Rücksicht genommen werden. Indem Herr Kurz z. B. Lohenstein abfertigt, fällt es ihm nicht ein, in dem dickleibigen Arminius desselben, obgleich er ziemlich ausführlich von ihm spricht, die patriotische Seite aufzufinden. Lohenstein war wohl werth, um seiner Vaterlandsliebe, um seines Nationalstolzes willen in der abscheulichen Zeit geehrt zu werden, in welcher Richelieu und Mazarin das deutsche Reich dem Untergang nahe brachten.

Die politischen Geschichtschreiber haben seit einiger Zeit für nöthig erachtet, in ihre Darstellungen des großen Weltverlaufs auch Literatur- und Kunstgeschichte einzumischen, weil sie richtig erkannten, der Geist, der z. B. in den großen Päpsten und Bischöfen des Mittelalters wirkte, mußte sich auch in der Kirchenbaukunst, in der Poesie ꝛc. kundgeben, oder z. B. Friedrich der Große und Voltaire haben sich gegenseitig zur Ergänzung gedient. Die Literärhistoriker dagegen lieben immer noch, die Literatur als eine Welt für sich zu betrachten ohne Zusammenhang mit den Zeiten, aus denen sie hervorgewachsen ist. Deshalb nehmen sie auch gar zu wenig Rücksicht auf Stoff und Tendenz, auf das Objective, und meinen, die Literärgeschichte sey hinreichend verständlich, wenn man sie nach Meistern, Manieren und Schulen behandle, d. h. nach dem Subjectiven und blos Formellen. Wenn man die Biographie des Dichters gibt und die Form an seinen Werken lobt, so glaubt man genug gethan zu haben. Die Nebensache wird ausschließlich zur Hauptsache gemacht und welche Bedeutung der vom Dichter behandelte Stoff, welche Bedeutung der Dichter selbst im Gesammtleben seiner Zeit und Nation gehabt, daran denkt der kurzsichtige Literärhistoriker nicht. Wann aber von Tendenzen die Rede ist, so geschieht es wohl, daß der Literärhistoriker in seiner eigenen Engherzigkeit dem ganzen weiten Gebiet der Nationalliteratur nicht gewachsen ist, das Große nothwendig kleinlich, das Gerade schief auffassen muß. So hat Gervinus in seinem berühmten Werke die ganze Literatur des deutschen Mittelalters von seinem antik heidnischen Standpunkt aus nur mit Ekel und blindem Vorurtheil durch und durch falsch beurtheilt.

2) Die deutsche komische und humoristische Dichtung seit Beginn des 16ten Jahrhunderts bis auf unsre Zeit. Auswahl der Quellen von Ignaz Hub. Erstes Buch. Das 16te Jahrhundert. Nürnberg, v. Ebner, 1854.

Gleichfalls in Groß 8°. Eine Sammlung, die blos Text und kleine literärgeschichtliche Zugaben enthält. Die letzteren sind hier noch sparsamer, als in desselben Herausgebers großer Sammlung deutscher Romanzen, was wir nur loben können. Man wird manchen guten Schwank hier finden. Doch sieht man nicht recht ein, warum der Verfasser nicht in eine noch ältere Zeit zurückgegangen ist, da gerade das frühere Mittelalter dem Raum nach wenige, dem Inhalt nach aber sehr gute Humoresken darbietet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 54. 7. Juli 1855.

Thierkunde.

Die Schlangen Deutschlands. Von H. E. Linck. Stuttgart, J. B. Müller. 1855.

Der Verfasser, in einer besonders schlangenreichen Gegend (zu Blaubeuren bei Ulm) lebend, hat seit vielen Jahren eigene Beobachtungen an den Schlangen gemacht, deren Ergebnisse er hier mittheilt. Er will nicht Fremdes abschreiben, nur Eigenes geben. Sein kleines Werk (von 164 Seiten) bezweckt nur die Naturgeschichte der deutschen Schlangen zu vervollständigen, darin noch herrschende Irrthümer zu berichtigen. Zugleich hofft er, einigermaßen zur Schonung der unschuldigen und sogar nützlichen Schlangen beizutragen, sofern das Volk noch immer ohne Unterschied die gutartigen, wie die giftigen Schlangen verfolgt und vertilgt.

In der Einleitung stellt der Verfasser allgemeine Beobachtungen über die Anatomie und das Naturell der Schlangen (wie überhaupt der Amphibien) zusammen, und erklärt manches anders, als bisher zu geschehen pflegte. So behauptet er, die Frösche, die bekanntlich keine todten, sondern nur lebendige Fliegen fressen, scheuen nicht das Todte an sich, sondern werden nur durch die Bewegung der Fliege überhaupt auf ihre Beute aufmerksam gemacht. Ueber das Vorurtheil, als ob die Schlangen mit ihrer Doppelzunge stechen könnten, bemerkt er: „Der Unkundige, der, einer Otter nahe tretend, die hornbraune oder schwarze, zwiegespaltene, in ein Paar spitzer Fäden auslaufende Zunge zwischen den Lippen des Thieres bald bis zur Länge eines Zolls hervorzucken, bald wieder verschwinden sieht, wozu ihr bei den meisten Arten eine Scharte im Oberkiefer freie Bahn schafft, wähnt mit innerem Grauen den berüchtigten Stachel zu erblicken, der nach der Ferse der Menschheit umherziele; und wirklich ist das verdächtige Glied einem nach Verhältniß der Körper vergrößerten Bienenstachel, der eine verwundbare Stelle zu ertasten sucht, nach Farbe und Bewegung nicht unähnlich. — Wagt er es, den Mund des Thieres aufzuthun, so findet er die Zunge verschwunden, d. h. in die runde, am Grunde des Unterkiefers angewachsene, nahe am Vorderrande desselben mündende, fleischerne Scheide zurückgezogen, die ihm nun als der Köcher des giftgetränkten Pfeils erscheint. Aber das vermeintliche Todeswerkzeug ist eines der unschuldigsten Gliedmaßen des ganzen Schlangenkörpers. In den dichten Panzer gehüllt, der nur unsichere, schwach empfundene Eindrücke von den Dingen, die sie berührt, zu ihrem Bewußtseyn gelangen läßt, verkürzt an jenen Sinnen, deren Schärfe andern Thieren die Außenwelt zum Theil in wunderbarer Klarheit offenbart, hat die Schlange in der langen, gespaltenen Zunge, die dafür der Geschmacksnerven vollkommen baar ist, ein Organ empfangen, mittelst dessen sie sich der Umrisse ihrer nächsten Umgebung, zumal der Bahn vergewissert, die sie zu gleiten gedenkt: die Zunge ist das Tastorgan der Schlange. Weich, biegsam, außer Stande, sich zu steifen, vermag sie nicht den geringsten Widerstand zu bewältigen, kaum die zarteste Membrane, die menschliche Haut aber selbst an solchen Stellen nicht zu durchdringen, wo deren Consistenz nur eben noch hinreicht, das Blut unter die Körperfläche zurückzuhalten. Um aber die feine Empfänglichkeit des zarten Organs frisch zu erhalten, dessen Spürvermögen sich, wie es scheint, selbst auf solche Gegenstände erstreckt, die der wirklichen Betastung noch zu ferne liegen (eine Art körperlichen Vorgefühls, die auch manchen blinden Menschen, nach Spallanzani's Versuchen nicht minder den Fledermäusen zukommt), hält sie die Zunge, so lange sie ihrer Dienste nicht bedarf, in der Scheide zurück, deren Mündung sie zu verschließen im Stande ist. Das Gleiche thut sie zum Schutze des ihr so wichtigen Organs in

dem Falle, wenn ihr der Mund gewaltsam aufgethan wird. Endlich läßt sie es auch während des Gebrauchs der Zunge an wiederholtem Zurückziehen und Befeuchten derselben nicht fehlen, und diese Bewegungen sind es eben, die dem Unkundigen wie drohendes Zucken der vermeinten Todeswaffe erscheinen."

Es gibt in Deutschland überhaupt nur vier Schlangenarten außer der Blindschleiche, die gar keine Schlange, sondern nur eine Eidechse ohne Füße ist. Unter den vier Schlangenarten sind die vollkommen unschädlichen Thiere 1) die Ringelnatter, die an zwei großen lichtgelben Seitenflecken am Hinterkopfe zu erkennen ist, 2) die gelbe Schwalbacher Natter, die ausschließlich im Nassauischen vorkommt und von der das Schlangenbad den Namen hat, 3) die Schlingnatter, röthlich grau mit dunkelbraunen Rundflecken auf dem Rücken. Alle diese sind ohne Gift und unschädlich. Man erkennt sie leicht an der Farbe und namentlich auch an der Länge, denn sie werden viel länger als die einzig giftige Art, die immer sehr kurz ist. Jede Schlange in Deutschland, die drei Fuß und länger ist, ist unschädlich. Die giftigen sind immer kleiner.

Die einzig giftige Schlangenart ist die Kreuzotter, die sich durch ihren kurzen und dicken Leib und durch einen breiten Zickzackstreifen über den Rücken auszeichnet, in ihrer Farbe aber so sehr wechselt, daß man irrthümlich mehrere Arten aus ihr gemacht hat. Insbesondere ist die s. g. schwarze Natter, wie der Verfasser aus seinen Beobachtungen überzeugend nachweist, nichts als ein Weibchen der gewöhnlichen Kreuzotter, nur ungewöhnlich gefärbt. Er fand im Leibe einer solchen Mutter ganz gewöhnlich gefärbte Kinder. Der Biß dieser Schlange allein ist giftig und führt den Tod, oder wenigstens große Beschwerden herbei. Viele Beispiele werden mitgetheilt.

Ein geschworener Feind des Aberglaubens, glaubt der Verfasser dennoch, daß manches im Volksleben von den Schlangen Grund habe. So der Glaube an den bannenden Blick der Schlangen. Ein glaubwürdiger Mann erzählte dem Verfasser Folgendes von einer Ringelnatter: „An den Ufern jenes Weihers habe er die ‚Aber mit dem gelben Halse' gar oft zu sehen Gelegenheit gehabt. Eines Sommerabends, übrigens bei noch vollem Tageslicht, habe ihn der Weg nach Hause in die Nähe des Wassers geführt. Da habe nun ein sonderbares, vielstimmiges Geschrei vom Ufer her ihn stutzen gemacht. Die Stimmen haben geklungen, als rührten sie von Fröschen her, und doch wieder ganz anders. Hier überraschte ich den Erzähler ohne weitere Einleitung durch die Nachahmung des oben beschriebenen Angstrufs der Frösche, und augenblicklich, ohne durch ein Wort von meiner Seite darauf hingeleitet zu seyn, rief der Mann: er sehe schon, auch ich müsse schon Aehnliches gehört haben, denn ganz so haben jene Rufe geklungen. Er fuhr fort: er habe sich nun unter dem Schutze des Schilfdickichts näher geschlichen und jetzt habe sich ein höchst wunderbares Schauspiel seinen Blicken dargeboten. Eine jener Gelbhalsigen, ein sehr großes Thier, eines der größten, die er gesehen, lag hart am Ufer und schlang eben einen Frosch hinunter; ein halb Dutzend anderer Frösche saßen in eigenthümlicher Stellung um die Schlange, aus Leibeskräften wehklagend, aber ohne auch nur einen Versuch zu machen, dem Schicksale zu entrinnen, das Einen der Ihrigen so eben betroffen. Nach einer Weile ward ein zweiter aus dem Chor ergriffen und verschlungen, bald ein dritter, während die Uebrigen fortfuhren, ihre traurige Lage thatenlos zu beklagen. Die einbrechende Dämmerung hinderte die weitere Beobachtung aus der Ferne, und als der Beobachter näher trat, löste sich der Rest der Gesellschaft auf und floh nach verschiedenen Seiten. Ich hieß den Mann die seltsame Stellung der Frösche, von der er gesprochen hatte, näher beschreiben, und wie ich erwartet hatte, beschrieb er mir dieselbe so, wie ich sie selbst in seltenen Fällen an Fröschen wahrgenommen hatte, wenn sie zum Tode geängstigt an ihrer Rettung verzweifeln: aufrecht, so hoch die Vorderbeine reichen, sitzen sie da; kaum rühren die Vorderbeine noch an den Boden, und die ganze Stellung hat so viel vom sitzenden Hunde, daß die Aehnlichkeit unwillkürlich Lachen erregt."

Dagegen widerlegt der Verfasser das Märchen vom Milchsaugen der Schlangen. Durch viele Versuche hat er ermittelt, sie saufen niemals Milch.

Der Verfasser hätte wohl auch bemerken dürfen, daß im Volke noch abergläubige Meinungen und Sagen vorhanden sind, aus denen eine ehemalige abgöttische Verehrung der Schlangen und Kröten hervorgeht. Es ist ein durchgreifender Zug in der deutschen Sagenwelt, daß Schlangen, Kröten, überhaupt Amphibien als gute, nur in einem Verbannungszustand befindliche Wesen, als Elbenköniginnen oder verwünschte Prinzessinnen gedacht werden. In vielen Sagen wird das Mitleid, welches ein Mensch der Kröte oder Schlange bewiesen hat, königlich belohnt. Daraus scheint nun hervorzugehen, daß zur Heidenzeit das häßliche Geschlecht der Amphibien geheiligt und demgemäß auch geschont war und daß die feindselige Verfolgung der armen Thiere erst aus christlicher Zeit stammt.

Geschichte.

Betrachtungen über das deutsche Städtewesen im 15. und 16. Jahrhundert. Aus größtentheils ungedruckten Materialien. Von Constantin Höfler. Aus dem 11. Bande des Archivs für Kunde öster. Geschichtsquellen besonders abgedruckt.

Seitdem Herr Höfler von München nach Bamberg und von dort nach Prag übergesiedelt ist, hat er die reichen Archive daselbst benutzt und in „fränkischen" und „böhmischen Studien" die Ergebnisse seiner Forschungen mitgetheilt. Fast alles darin ist neu und höchst belehrend für deutsche Geschichte. Wir haben schon einigemal diese ausgezeichneten Leistungen in unsern Blättern besprochen und können nicht umhin, hier abermals ein Heft in Betrachtung zu ziehen.

Der Verfasser wirft ein helles Schlaglicht in die immer noch sehr dunkle Geschichte der deutschen Städte.

Unter den von ihm mitgetheilten Documenten ist besonders eine Verabredung des fränkischen Reichsadels zu Neustadt an der Aisch im Jahr 1494 und eine damit zusammenhängende Klagschrift der Anna Marschalk, geb. von Thüngen wider den Markgrafen Friedrich von Brandenburg von Interesse. Der Adel nämlich sah sich gedrückt von den Fürsten und suchte sich durch enges Zusammenschließen zu helfen. Die Verabredung war direkt gegen die Fürsten gerichtet, wie dreißig Jahre später die berühmte Sickingen'sche Fehde. In der Klagschrift aber bringt die heroische Frau geradezu auf ein Bündniß des Adels mit den Städten gegen die Fürsten. „Ein klarer Beweis, daß es nicht an Personen in Mitte des Adels fehlte, welche, was diesem Noth that, bringender und besser erkannten, als diejenigen Geschlechter, deren Namen wir als Fürstendiener regelmäßig wiederkehren sehen, oder die, deren Burgruinen wie unwillig auf das befriedete Thal herabblicken. Der entscheidende Moment für die Reichsritterschaft — und nicht blos für diese allein war gekommen. Denn gelang es ihr, das zur That zu machen, was in Neustadt an der Aisch berathen war, so bildete sie für sich eine geschlossene Corporation, welche sich einerseits an die Städte anschließen konnte, andererseits sich auf die geistlichen Fürstenthümer stützte, deren Regenten, die Domcapitularen, aus der Mitte der Reichsritterschaft, also durch gleiches Interesse mit dieser verbunden waren. Wie aber die Reichsstädte dadurch unerwartet einen Verbündeten erhielten, erlangte das republikanische Element im Reiche selbst erst hierdurch eine sichere, kraftvolle Stütze, eine dreifache Geschlossenheit, man kann wohl sagen in dem Herzen von Deutschland das Uebergewicht, und dieses selbst ward in der Art gespalten, daß zwischen den fürstlichen Staaten im Norden und Südosten ein breiter Streif wohlgegliederter und enggeschlossener republikanischer Territorien sich hinzog, welcher einerseits nach den Niederlanden, andererseits nach Westphalen reichte, an den Hanseatischen Städten wie an den Diethmarsen im Norden festen Halt besaß. Diese Lage der Dinge war denn auch wohl geeignet, den benachbarten Fürsten gerechte Besorgnisse einzuflößen, namentlich den Brandenburgischen in Franken, deren Landschaften ja von geistlichen, reichsstädtischen und ritterlichen Besitzungen theils umgeben, theils durchzogen waren. Ebendeshalb bot dann auch M. Friedrich v. Brandenburg Alles auf, diese Einigung in den ihm unbequemen Punkten zu verhindern." Das geschah durch seinen Eintritt in den schwäbischen Bund.

Im schwäbischen Bunde lag ein Princip. Er war das einzige Mittel, die getrennten Stände, wenn nicht zu versöhnen, doch auszugleichen und den Kampf auf Leben und Tod zwischen Fürsten, Adel und Städten zu hindern, indem er innerhalb eines Gebietes, welches ungefähr dem eines alten Herzogthums gleichkam, alle drei Stände unter sich conföderirte, so daß die einseitige Verbindung je eines Standes im ganzen Reiche, eines Fürsten mit allen Fürsten ausschließlich, oder der Ritterschaften in ganz Deutschland ausschließlich, oder der Städte ausschließlich oder des Adels und der Städte allein vermieden wurden. Das Princip des schwäbischen Bundes ist das herrschende geworden, aus ihm ging die Eintheilung des Reichs in die zehn Kreise hervor.

Weiter handelt Herr Höfler von der alten magna insania Germanorum, betreffend das Zoll und Verkehrswesen. „Die Entdeckung einer neuen Welt, noch mehr des Seeweges nach Süd- und Ostasien fand aber an ihnen keine müßigen Zuschauer. Die lang gesparten Capitalien, der Fleiß reichsstädtischer Haushaltung, wurden im Seehandel angelegt, und bald ist es dahin gekommen, daß deutsche Schiffe die von Lissabon aus nach Ostindien segelnde portugiesische Flotte begleiten. Antwerpen wird die Brücke, durch welche das Kaiserreich mit Portugal, Mitteleuropa mit Mittelasien in Verbindung treten. Eine deutsche Colonie wurde in Mittelamerika gegründet. Der Gewürzhandel fiel in die Hände deutscher Handelsgesellschaften und wurde bald in einer Art betrieben, daß die in Folge der Entdeckung neuer Welten eingetretene Wohlfeilheit derselben schnell einer doppelt empfindlichen Theurung weichen mußte. Schon im Jahre 1512 mußte sich die Reichsgesetzgebung gebieterisch in die Handelsverhältnisse Deutschlands einmischen und es ist für unsere Zustände äußerst charakteristisch,

daß, während die deutsche Hansa 50 Jahre später durch die sogenannten ‚marchands avanturiers und andere Monopolisten‘ (englische Handelsgesellschaften) den englischen Tuch- und Wollenhandel verlor, allmählig aus England verdrängt wurde, im deutschen Reiche, als der Welthandel kaum an dasselbe gekettet worden, die großen Handelsgesellschaften, welche allein denselben mit Vortheil betreiben konnten und denen die großen Handelsstände ihren Reichthum, Deutschland seinen Antheil an dem Welthandel verdankte, schon 1512 strengstens verboten, ein Kaufmann Bartholomäus Rein, ‚der in gar kurzer Zeit mit so wenig Hauptgut in der Hochstetter Gesellschaft all sein merkliches Gut gewonnen hat,‘ etwas später) deshalb eingekerkert wurde.“ Der Adel klagte im Jahr 1523: „Denn offenbar ist, wie die großen Gesellschaften in deutscher Nation des heiligen Reichs Unterthanen schier aus allen Ständen bisher hoch und übermäßiglich beschwert haben, mit ihren Monopolien Verbündnissen einhellig aufsetzen, wie hoch eine jede Waare verkauft soll werden, Niederdrückung der armen gemeinen Kaufleute, bei denen man besseren Kauf aller Waaren bekommen möchte. Daraus erfindet sich dasjenige, so Jederman im Römischen Reiche klagt, wo das gemünzte und ungemünzte Silber, Gold und Kupfer hinkommt, welches auch durch sie auf das Venediger Meer und fürder den Türken, ganzer Christenheit zuwider und über gestrenge Verbietung der kaiserlichen Rechte je zu Zeiten wissentlich zugeschoben und verhandelt wurde, also daß man das jetzt zur Wehr gegen den Türken und andern im Reiche anliegenden Nothsachen nicht zu geringem Nachtheil deutscher Nation einen merklichen Mangel hat. Als ihre etliche selbst bekannt haben, daß sie oft mit 100 fl. Hauptguts ein Jahr 40, 50, 60 bis in 80 fl. gewonnen, auch ohne Zweifel deutscher Nation ein Jahr mehr verdeckter Weise listiglich Schaden Abschatzung und unter dem Dach abrauben; denn alle die andern Feldräuber in 10 Jahren thun mögen, und wollen doch nicht mißhandelt sondern ehrbar genannt sein.“

Der Reichsbeschluß vom Jahr 1512 verhinderte das Aufkommen großer Handelscompagnien und konnte nur einzelne Familien, wie die Welser und Fugger, nicht hindern, sich von dem Kaiser, dem sie Geld herliehen, außerordentliche Handelsmonopole zu erkaufen. Der große Nationalhandel wurde gestört, um wenige zu bereichern. Das Haus Habsburg überließ die Deutschen ihrem Eigensinn und pflegte den Handel in Spanien und den Niederlanden desto mehr.

Gegen das bergmännische Monopol der Fugger standen die Bergleute in Tirol auf, im großen Bauernkriege von 1525. In Augsburg selbst stand das Volk gegen den reichen Anton Fugger auf und vertrieb ihn aus der Stadt. Wir fügen diese Begebenheit hier ein, obgleich sie Herr Höfler nicht berührt. Sie dient die Zeit zu charakterisiren. Anton Fugger war der berühmte „königliche Kaufmann“, der dem Kaiser Karl V. das Kaminfeuer mit Zimmt nährte und einen kaiserlichen Schuldschein von 800,000 Gulden hineinwarf. Das that er aber nicht aus Großmuth oder Prahlerei. Der Kaiser gab ihm dafür die Grafenwürde, das Recht, großen Grundbesitz zu erwerben, und maßlose Monopole im Seehandel, Bergbau und Münzen. Obgleich nun die Fugger schon früher mit eben so viel Klugheit das gemeine Volk wie die Fürsten zu bestechen beflissen waren und die berühmte Fuggerei, eine großartige Aufnahmsanstalt für Arme in Augsburg gestiftet hatten, so konnten sie dennoch damit den Groll der kleinen Handwerker, denen sie Waarenpreis und Arbeitslohn eigenmächtig vorschrieben, nicht beschwichtigen und Anton mußte vor dem Pöbel aus der Stadt auf seine Güter flüchten. Auch mochten wohl die herrschenden Geschlechter Augsburgs, die ihn als Emporkömmling ansahen und beneideten, das Ihrige beigetragen haben, ihn verhaßt zu machen. Als aber Augsburg im schmalkaldischen Krieg eine Hauptrolle gespielt, unter dem berühmten Schertlin zahlreiche Kriegsschaaren gegen den Kaiser ins Feld gestellt und mit den verbündeten protestantischen Fürsten den Kürzern gezogen hatte, als der zornige Kaiser gegen die Stadt heranzog, da sank den Bürgern der Muth. Vergebens forderte sie Schertlin zur tapfern Gegenwehr auf, sie jammerten, weinten und — schickten nach dem reichen Fugger. Anton ließ sich gern herbei, einen Fußfall beim Kaiser für die Stadt zu thun und Gnade für sie zu erbitten, die der Kaiser auch gewährte. Ja Anton zahlte einen großen Theil der den Augsburgern aufgelegten Strafgelder aus eigenem Beutel. Seitdem saß er wieder bequem in Augsburg und mehrte seine Schätze.

Solche kleine Bilder aus dem Leben machen das Leben der Vorzeit klarer, als lange politische Erörterungen vermöchten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 55. 11. Juli 1855.

Armenwesen.

Historische Studien über den Einfluß der christlichen Barmherzigkeit in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche von Etienne Chastel, Prof. in Genf. Aus dem Französischen, mit einem Vorwort von Dr. Wichern. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1854.

Der Vorredner macht eine treffende Bemerkung: „Das ‚Erkalten der Liebe bei Vielen,‘ die den Glauben haben, und die Sehnsucht nach Liebe bei eben so Vielen, die den Glauben nicht haben, ist eines der verborgensten und zugleich größten Zeichen der Zeit neben dem ungeheuren Abfall und Rückfall ins Heidnische, der uns umgibt.“ Es ist bekanntlich Wicherns Verdienst, das christliche Princip der Liebe und zwar der werkthätigen Liebe im Protestantismus dem bisher allzu einseitig vorherrschenden Glaubenseifer entgegengestellt zu haben. Nichts dient so sehr, seine Bemühungen zu rechtfertigen, als die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, in denen die Liebe noch mächtig überwog und in Opferfreudigkeit und zahllosen Edelthaten sich bewährte.

Herr Chastel führt desfalls die ganze Reihe von christlichen Leistungen in den ersten Zeiten der Kirche an. Zur Zeit der Verfolgung konnte noch weniger im Großen geschehen, aber desto herrlicher strahlte die christliche Liebe aus ihrem kleinen Wirkungskreise durch die heidnische, von Egoismus verdunkelte Welt. Selbst der abtrünnige Kaiser Julian, sonst voll Haß gegen die Christen, erkannte das an. „‚Warum sollten wir das nicht nachahmen,‘ schreibt er an den Pontifex Arsaces von Galatien, ‚was der gottlosen Religion der Christen den Sieg verschafft, ist ihre Gastfreundschaft gegen Fremde, ihre Sorge für das Begräbniß der Todten? . . . Ist es nicht eine Schande für uns, daß man keinen Juden betteln sieht, und daß die gottlosen Galiläer nicht blos ihre eigenen Armen, sondern auch die unsrigen ernähren, während wir unsere Brüder ohne Hülfe lassen?‘“ Sobald die christliche Religion die herrschende wurde, vergrößerten sich auch die Anstalten der Liebe und es entstanden Hospitäler, Armenhäuser, Bewahranstalten in Menge, alle unter der Leitung frommer Geistlichen, Lobothrophien für Sieche und Verkrüppelte, Orphanotrophien für Waisen, Lorephotrophien für Säuglinge, Parthenonen für Jungfrauen, Petochien für Arme, Gerotrophien für Greise, Xenodochien für Fremde und Reisende ꝛc.

Mit großer Weisheit mäßigten Kirchenväter und Bischöfe den übertriebenen Eifer der Einen, rectificirten den verirrten Stiftungstrieb der Andern, warnten und hüteten die Kirche vor ungeeigneter Einmischung in Staatssachen und traten der falschen Anwendung des Princips der Brüderlichkeit entgegen. In allen diesen Beziehungen citirt Herr Chastel Beispiele, welche sehr belehrend und für alle Zeit anwendbar sind; wie denn überhaupt in der ganzen Weltgeschichte kaum etwas so sehr zu bewundern ist, als die Weisheit am Steuerruder der christlichen Kirche unter den Stürmen, Strudeln und Klippen des altrömischen Zerfalles und der Völkerwanderungsbarbarei.

Die Lenker der alten Kirche schränkten übertriebenen und ungerechten Liebeseifer ein: „Man warf dem Augustinus vor, daß er die Annahme mehrerer für seine Gemeinde vortheilhaften Vermächtnisse verweigert habe. Da gab er als Grund an, daß sie von Vätern kämen, welche mit Unrecht ihre Kinder enterbt hätten, und erklärte, daß er stets die Annahme solcher Vermächtnisse verweigern würde. Aurelius, Bischof von Carthago, zeigte dasselbe Zartgefühl. Ein Bürger dieser Stadt, welcher keine Kinder mehr zu bekommen hoffte, hatte sein ganzes Eigenthum der Kirche geschenkt und sich nur

die Nutznießung vorbehalten. Als er Vater geworden war, gab ihm Aurelius seine Schenkung zurück, die, wie Augustinus sagt, wohl nach menschlichem Rechte in Kraft bestand, nicht aber nach göttlichem. — Chrysostomus mußte die bisweilen unbedachtsame Freigebigkeit der Olympias zügeln und sie ermahnen, den Armen nur nach dem Maaße des Bedürfnisses derselben zu geben, damit sie eine um so größere Zahl unterstützen könne." Wie edel und weise war das im Vergleich mit den arglistigen und grausamen geistlichen Erbschleichereien der spätern Zeit, wodurch die Familien der Verstorbenen verarmten und die faulen Bäuche in den Klöstern sich nur noch mehr bereicherten. Nimmt man an, daß die meisten Schenkungen an die Kirche Liebesgaben für die Armen waren, so erscheint wohl nichts so empörend, als das weltliche Prassen der späteren Fürstbischöfe und Fürstäbte.

Mit derselben Weisheit sagten jene alten Lenker der Kirche, daß das Nothwendige dem Nützlichen, das Nützliche dem Angenehmen vorangehe. „Theophilus von Alexandrien war mit der Erbauung und Ausschmückung von Kirchen zu sehr beschäftigt, und vernachläßigte die Werke der mildthätigen Liebe. Sein Verwalter Isidor mußte ihm vorstellen, daß die Leiber der Kranken lebendige Tempel des Herrn wären, die man vor allen andern wiederherstellen müßte. Um derartigen Mißbräuchen vorzubeugen, ordneten die Päpste Simplicius und Gelasius die Theilung der kirchlichen Einkünfte in vier gleiche Theile an; aber indem sie wenigstens den vierten Theil derselben für die Armen bestimmten, befahlen sie, daß man ihnen das, was für die Nothdurft des Clerus nicht nöthig wäre, noch dazu gebe. Das ist wenigstens die Meinung von Thomassin und Launoi, welche bemerken, daß im Allgemeinen, nach den lateinischen Vätern und Concilien, das gesammte Vermögen und Einkommen der Kirche als den Armen gehörig betrachtet wurde und daß auch der Clerus nur unter diesem Titel daran Theil hatte. In Fällen, wo diese gewöhnlichen Mittel nicht für die Bedürfnisse der Armen ausreichten, verkauften fromme Bischöfe die heiligen Gefäße oder schmolzen sie ein. Das thaten zum Beispiel Cyrill von Jerusalem, Hilarius von Arelate, Exuperus von Toulouse, Ambrosius und Augustin."

Aufs strengste verwahrte sich die alte Kirche gegen die Zumuthung, das Erlösungswerk sey im gemein irdischen und bürgerlichen Sinne zu verstehen. Sie emancipirte die Sklaven nicht. „‚Warum', sagt Chrysostomus, ‚hat der Apostel die Sklaverei bestehen lassen? Um euch die Herrlichkeit der Freiheit der Seele zu zeigen. Denn wie es eines Wunders bedurfte, um die Leiber der drei Männer im feurigen Ofen unversehrt zu erhalten, so ist es weniger groß und wunderbar, die Sklaverei zu unterdrücken, als selbst in ihr die Freiheit zu beweisen.' Die Herren konnten also ihre Sklaven behalten, ohne aufzuhören, Christen zu seyn. Selbst die Priester und Bischöfe hatten deren und ließen sie erst bei ihrem Tode frei, wie Gregor von Nazianz, oder wie Augustin und der Clerus zu Hippo, als sie freiwillig ihrem persönlichen Besitze entsagten und in Gütergemeinschaft zu leben begannen. Dies hinderte jedoch die Kirche nicht, zu ihrer Freilassung fortwährend aufzufordern. ‚Wie unser Erlöser,' sagte Gregor der Große, als er zwei zu seiner Gemeinde gehörende Sklaven befreite, ‚die menschliche Natur an sich genommen hat, um die Bande, die uns gefangen hielten, zu zerbrechen, und uns unsere ursprüngliche Freiheit wieder zu schenken: so ist die Befreiung derer, welche das bestehende Recht der Knechtschaft unterwirft, eine heilvolle That.' Chrysostomus verdammte den Luxus, den man mit Sklaven trieb. Er verlangte, daß die Herren sich mit der für ihren Dienst durchaus nothwendigen Anzahl begnügen, und die Andern Handwerke zur Erwerbung ihres Unterhaltes lernen lassen sollten, damit sie dieselben dann frei lassen könnten. Das könnte man in Wahrheit barmherzige Liebe nennen, sagte er. Aber was die Kirche besonders und immer auf's Neue den Herren anempfahl, das war die brüderliche Gesinnung, mit der sie die Sklaven behandeln sollten, wie sie selbst behandelt zu werden wünschen würden, wenn sie an ihrer Stelle wären." Eben so wurde durch die Häupter und Lehrer der Kirche der demokratische Eifer gezügelt, der Gütergemeinschaft verlangte.

Nachdem Herr Chastel die ersten Jahrhunderte der Kirche auf diese Weise in allen Beziehungen gerühmt hat, weist er am Schluß auf die späteren Zeiten hin, in welchen die Kirche, in übermäßigem Reichthum gleichsam erstickend, theils die Weisheit der ersten Jahrhunderte vergaß, theils eben um ihrer ungebrauchten oder misbrauchten Reichthümer willen dem weltlichen Neid und der Habgier der Fürsten zum Raube wurde. Als nun die Kirche selber wieder arm geworden, nicht mehr für die Armen sorgen konnte, übernahm in den reformirten Ländern der Staat die Last. Herr Chastel spricht zunächst von England und der dort eingeführten Armensteuer, der dort von Staatswegen gehandhabten Armenpflege: „Neben blinder Maaßlosigkeit der Gaben, von denen immer die Unverschämten den größten Theil davontragen, oft harte, immer aber willkürliche und drückende Polizeimaaßregeln, immer wachsende und immer unzureichende Belastungen des Ackerbaues und des Eigen-

thums; Entmuthigung der Mildthätigkeit wie der Arbeit; Reiche, die wider ihren Willen geben müssen, und im Herzen diejenigen verfluchen, welche man sie zu unterstützen zwingt; undankbare, unzufriedene, ungenügsame, verschwenderische Arme, die zu allen Lastern geneigt und zu allen Verbrechen fähig sind; eine elende und rasch wachsende Bevölkerung, die nur durch Gewalt niedergehalten und nur durch den Verlust der Freiheit zum Arbeiten gebracht werden kann; endlich ein erschreckender Pauperismus, der täglich zunimmt und sich wie ein Aussatz über das ganze Land verbreitet. Das sind in England die Folgen der Staatsarmenpflege." Und bei uns? — Herr Chastel hätte wohl der trefflichen Anstalten gedenken können, die für Armen- und Krankenpflege noch in so reichem Maaß in katholischen Ländern, sonderlich in Italien einzig unter kirchlicher Leitung bestehen, worüber die Reiseberichte von Mittermayer und Hurter nachzulesen sind.

In Bezug auf das Unzureichende der Staatsarmenpflege wird ein Wort von Guizot angeführt: „Je lebhafter und allgemeiner die sociale Bewegung werden wird,' sagt Guizot, ‚desto weniger wird die Politik zur Lenkung der erschütterten Menschheit hinreichen. Das können nur höhere Mächte als die Mächte der Erde, und weitere Aussichten als diejenigen dieses Lebens: das kann nur Gott und die Ewigkeit.'"

Wir befinden uns noch im Stadium des Ueberganges. Die innere Mission ist noch nicht so weit gediehen, der christliche Liebeseifer hat die Herzen noch nicht in solchem Maaß ergriffen, daß die Staatsarmenpflege dadurch übertroffen und erübrigt wäre. In der protestantischen Kirche haben sich mit genauer Noth die barmherzigen Schwestern unter dem Titel Diakonissinnen Eingang verschafft, aber nach barmherzigen Brüdern sieht man sich noch vergeblich um. Das katholische System der geistlichen Fraternitäten, das Einzige, was hier passend ist, scheut man, weil es katholisch ist. Der einzelne Armen- und Krankenfreund muß sich also immer noch bezahlter Diener bedienen.

Dichtkunst.

Die Lieder des dreißigjährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt. Zum erstenmale gesammelt von Emil Weller. Mit einer Einleitung von W. Wackernagel. Basel, Neukirch, 1855.

Im dreißigjährigen Kriege wurden viele deutsche Lieder gemacht, theils Kriegs-, Sieges- und Soldatenlieder, theils Klagelieder, theils Spottlieder. Nur wenige darunter sind schön und von bleibendem Werth, in den meisten verräth sich die Verwilderung der Zeit, wie das der Vorredner sehr gut bezeichnet: „Und all die grause Irrung und Verwirrung, wie spiegelt sie auch hier sich wieder, in dem undeutschen Sprachgemenge, in der Rohheit, womit gedichtet, in der Wildheit, womit gehaßt und gehöhnt, in der entarteten Gleichgültigkeit des Sinnes, womit selbst das Friedlich-Heilige zu einer Waffe der Erbitterung umgeschmiedet wird: ich meine die Gebetparodien S. 61, 121, 205, 227, 264. Das aber darf weder als Zufall noch als eine Willkür und Veranstaltung des Sammlers betrachtet werden, daß die Mehrzahl der Gedichte von der evangelischen, der deutschen und schwedisch-deutschen Seite herrührt: wo überhaupt denn war im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Poesie der Katholiken? und unter den Wenigen selbst wie vereinzelt steht die Süßigkeit und die milde Kraft der Trutznachtigall! Dennoch sey mit gerechter Anerkennung nicht verschwiegen, daß, so klein hier auch die Zahl der katholischen Stücke, doch die werthvollsten vielleicht von allen gerad in dieser kleinen Zahl sind, der Prager Hoffoch S. 62 und die frischen Spottlieder auf den Winterkönig S. 113 und 117: die protestantische Gegendichtung des ersteren, der wiederkommende Prager Koch S. 255, mag nur für einen abgeschwächten Nachklang gelten."

Die vielen Lieder des dreißigjährigen Krieges sind bei weitem noch nicht alle gesammelt. Der Herausgeber bemerkt: „Die alte Sammlung ‚Des Knaben Wunderhorn' war durchaus unbrauchbar für unsern Zweck, da sie nur Bearbeitetes und Verarbeitetes bietet. Ebenso bringt die Wolff'sche Sammlung aus jener Periode nur wenige Original-Abdrücke, und diese nicht mit der nöthigen Genauigkeit. Verschiedenes Material enthalten F. L. v. Soltau's ‚Ein Hundert Deutsche historische Volkslieder' (Leipzig 1836, N. Ausg. 1845), einiges auch P. M. Körner's ‚Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert' (Stuttgart 1840). J. Scheible's Sammlung: ‚Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts' ist das Vollständigste, was bis jetzt von Lieder-Abdrücken jener Zeit existirt. Sie enthält 88 meist satyrische Piecen; nur ein kleiner Theil davon ist nicht historischen Inhalts. Alle von mir mitgetheilten Gedichte sind, bis auf das Wolff entnommene, einige wenige zerstreute und sechs aus Soltau, welche sämmtlich zu den besseren gezählt werden müssen, zum ersten Male abgedruckt. Die Züricher Stadtbibliothek, die mehrere Tausende von historischen Broschüren des siebzehnten Jahrhunderts besitzt, leistete mir dabei ersprießliche Dienste."

Herr Weller selbst hat nur eine Auswahl der besseren oder interessanteren Lieder mitgetheilt, aber denselben ein großes Verzeichniß der überhaupt bekannten Lieder unter der Aufschrift „Bibliographien der Lieder des dreißigjährigen Krieges" vorangestellt. Außer der Zürcher Stadtbibliothek hat er die Berliner und Meininger Bibliothek und die Ulmer Stadtbibliothek (aus der Scheible seine Sammlung entnahm) benutzt. Diese Bibliographie ist aber noch nicht vollständig. Ohne Zweifel dürfte man in Wien, München, Wolfenbüttel, in den Stadtbibliotheken der Hansa rc. noch mehr finden. Referent selbst besitzt eine beträchtliche Sammlung von Flugschriften aus dem dreißigjährigen Kriege (über 400 Nummern) und darunter auch Lieder, die sich weder in der vorliegenden Bibliographie, noch bei Scheible erwähnt finden. Wir würden sie dem Herausgeber gern zur Disposition gestellt haben und glauben sie hier verzeichnen zu sollen, um die Bibliographen darauf aufmerksam zu machen.

Ableibung deß Hoch vnnd Wolgebornen Herrn, Herrn Alberti, Grafen zu Wartenberg. 1621. Ein Blatt 4° mit Kupfer.

Als sechzehn hundert zwanzig Jahr
Nach Christi geburt zelet war rc.

Hie stat der Mann vor aller Welt, 1621. Ein Blatt Fol. mit Kupfer.

Wa ist ein Schleiffmül in der Gassen,
Ich soll mein Messer schleifen lassen rc.

Christliche Erinnerung rc., wie oft Gott die Statt Augsburg habe heimgesucht. 1629. Ein Blatt in Folio mit Kupfer.

Der Mensch von Natur beschaffen ist
Neues zu wissen jeder Frist rc.

Ain Römischer Pasquillus wider die newen Mamelukken, Türken und Franzosen. Neben ainer Weissagung vom Hanen und Adler. Ein Blatt in Querfolio ohne Jahrzahl. (Uebersetzung des daneben stehenden Latein.)

Hievor rümet sich den Christlichsten der Franzoß rc.

Die Weissagung beginnt:

Was tobest du Franzoß vnd pochest Gott? rc.

Alte Geige der Wahrheit mit einer neuen Quinte. Ein Blatt in Folio mit Kupfer.

Posaunen machen Frewd,
Lauten vertreiben Leid rc.

Ein warhafftige und doch gantz fröliche Newe Zeitung, wie nämlich ein schöner Aichbaum von allerley Früchten tragen thut. Ein Blatt in Folio mit Holzschnitt, ohne Jahrzahl.

Wach auf du werthen Christenheit,
Vorhanden ist die Gnadenzeit rc.

Dazu ein Geistlich Lied:

O du gottloser Hauff,
Thu deine Augen auf rc.

Lob-Spruch der Durchleuchtfertig Wolburchsichtig, auch vntugentlichen, leichtsinnig vnnd langzottigen Alla Moda Madama. Ein Blatt in Folio mit Kupfer, ohne Jahrzahl.

Frech ist mein Muth,
Gleich wie der Hut,
Ein Feder drauff
Deut wolfeilen Kauff rc.

Von Vnnöttigen Kriegen. Ein Blatt in Folio mit Kupfer, ohne Jahrzahl.

Der Krieg nimbt jetzundt oberhand rc.

Einige Blätter sind mehrfach aufgelegt. Das im vorliegenden Werke S. XXII. verzeichnete Lied „Deren zu Prag rc. Bitten" in Querfolio, 2 Blätter mit Kupfer, steht nicht als ein Lied auf zwei Blättern, sondern ist zweimal abgedruckt, einmal ohne Kupfer und ohne den Schlußvers, zum zweitenmal mit Kupfer und Schlußvers.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 56. 14. Juli 1855.

Nationalökonomie.

Andeutungen über die künftigen Fortschritte und die Grenzen der Civilisation. Von M. von Prittwitz, K. Preuß. General-Major, Ingenieur-Inspecteur und Abgeordneter zur 2ten Kammer. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin, Alex. Duncker, 1855.

Herr General von Prittwitz, der als Baumeister der Festungen Posen und Ulm großartige Werke für das gegenseitige Verderben und den Mord der Völker geschaffen hat, besitzt gleichwohl das liebevollste Herz für die Menschen und hat in seinen Musestunden schon mehr als ein Buch zum Wohl derselben, zur Aufklärung über die besten Mittel ihres künftigen Gedeihens niedergeschrieben. Ja wenn wahre Liebe sich dadurch beurkundet, daß sie in ihrer Wärme hin und wieder in einen zu hoffnungsreichen Enthusiasmus geräth, so wird man auch diesen Zug im vorliegenden Werke nicht vermissen.

Der Grundgedanke des Verfassers ist: „Daß bei zunehmenden Communicationsmitteln Hungersnoth immer weniger eintreten könne, und Uebervölkerung weder jetzt, noch überhaupt je in künftigen Zeiten zu besorgen sey, —

daß ebenso unter allen Umständen und für alle denkbaren Zeiten dem Menschengeschlecht sein Bedarf an Brennmaterial und Erwärmungsmitteln, so wie nicht minder an Triebkräften für seine industriellen Arbeiten gesichert sey, —

daß selbst nicht einmal zu befürchten stehe, die Zahl der Thiere könne dereinst auf der Erde sich vermindern, um dem Menschen Platz zu machen, oder jeder Mensch werde jeden Winkel der Erde, nur des unmittelbaren Gewinnes wegen, bebauen, und kein Fleck davon dem Vergnügen geweiht bleiben, —

daß gegentheils der an höheren Lebensgenuß gewöhnte Mensch seine eigenen Kräfte sowohl, als die Schätze der Natur, immer mehr zur Befriedigung höherer und edlerer Genüsse, als blos zur Stillung des niederen Bedürfnisses, verwenden werde, —

daß ferner die gesammelten und stehenden Capitalien einer fortschreitenden und unbegrenzten Vermehrung fähig sind, und auch der großen Masse der Menschen die Möglichkeit gegeben ist, durch Fleiß, Sparsamkeit und Sammelgeist unter allen Himmelsstrichen und auf jedem Boden sich Wohlstand und Reichthum zu erwerben, —

daß die hieraus nothwendig progressiv zunehmende Verminderung des Zinsfußes zwar den Zustand des ohne Anstrengung blos von seinen Zinsen lebenden Rentiers verschlechtern, dagegen aber die Benutzung der gesammelten Capitalien einer viel größeren Zahl von Unternehmern und Arbeitern in zunehmendem Maaße gegen eine viel geringere Entschädigung möglich machen, und dadurch die Produktion unendlich befördern werde, und daß mithin immer mehr, Fleiß und Arbeit allein, den Menschen zu Wohlstand und äußerem Glück wird erheben können, —

daß mit wachsender Menschenmenge und Produktion zwar der Preis der Lebensmittel, in Vergleich aller übrigen Produkte des Kunstfleißes, welche der Mensch in immer vermehrter Menge und mit immer geringerem Kosten- und Kraftaufwand zu schaffen in den Stand gesetzt seyn wird, zunehmen, dennoch aber der niederen arbeitenden Classe immer mehr werde Gelegenheit gegeben werden, sich eine viel größere Zahl anderer Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens, über das rohe thierische Bedürfniß der Nahrung hinaus, zu verschaffen, —

daß es bei zunehmender Civilisation immer mehr von dem eigenen Willen, von der Bildungsstufe und von den Gewohnheiten der arbeitenden Classen abhangen werde, ob sie für ihre Leistungen und Anstrengungen besser belohnt seyn, sich einen größern Antheil am Ge-

werbsgewinn verschaffen, und ihre Kinder einer besseren Existenz entgegengehen sehen werden, als jetzt, — und daß überhaupt die niedere arbeitende Classe immer nur dann elend seyn wird, wenn sie es seyn will, oder vielmehr, wenn sie es zu seyn gewohnt ist, und sich nicht scheut, ihren Nachkommen eine gleich elende Existenz zu hinterlassen, —

daß demnach die fortschreitende Civilisation immer mehr von selbst, als natürliche Folge des gesellschaftlichen Verbandes und ohne alle gewaltsamen und künstlichen Mittel, die St. Simonistische Lehre, daß jeder nur nach Verdienst belohnt werden und genießen solle, zur Verwirklichung bringt."

Herr von Prittwitz glaubt nicht, daß der größere Wohlstand und die höhere Civilisation eines Volks auf zufälligen Umständen beruhe und anderen Völkern zu erreichen unmöglich sey. Er glaubt vielmehr an eine Perfectibilität des ganzen Menschengeschlechts und daß dieselbe im Plan des Schöpfers liege: „Wer möchte verkennen, daß der große und weise Schöpfer der Natur und der menschlichen Gesellschaft auf diese Weise dem Menschen, indem er ihm den Trieb und die Fähigkeit der Vervollkommnung einflößte, zugleich die Mittel an die Hand gab, diese Vervollkommnung durch eigene Anstrengung, trotz aller widerstehenden Hindernisse, wenn auch nur stufenweise, zu erreichen, dadurch daß er zuvörderst seine materielle Wohlfahrt begründet, und so, von den Schranken irdischer Bedürfnisse und Bedrängnisse befreit, sich zu immer höherer, geistiger Vollkommenheit aufschwingt? Wer möchte es zu behaupten wagen, daß die große Masse des Menschengeschlechts nur zum Elend und zu Entbehrungen bestimmt, und unfähig sey, sich diesem Verdammungsurtheil zu entziehen? Wer möchte nicht beistimmen einer Lehre, die es mit unumstößlichen, ja mathematischen Beweisen darthut, daß die Möglichkeit dieser fortschreitenden Veredlung des Menschengeschlechts gegeben ist?"

Die Bedingungen zu höherem Wohlstand und höherer Bildung liegen theils in der Benutzung der Natur, theils in der Erziehung und Gesittung. Was die Natur betrifft, so entwickelt Herr von Prittwitz den Reichthum derselben in sehr interessanten Erörterungen über die Fähigkeit des Bodens, noch viel fruchtbarer zu werden, die Ausdehnung des fruchtbaren Bodens durch Ausrottung der Wälder, die Benutzung des Eisens zum Bauen und der Steinkohlen zum Heizen anstatt der bisherigen Holzverschwendung, die Benutzung der Wärme im Innern der Erde, der noch in ungeheurer Menge unbenutzten Wasserkräfte, die immer größeren Fortschritte der Chemie und ihrer nutzbaren Entdeckungen ꝛc. Mit einem Wort, der Planet, auf dem wir leben, sey unerschöpflich an Reichthümern und die Armuth eine Unnatur, es komme nur darauf an, behauptet der Verfasser, den natürlichen Reichthum der Natur gehörig auszubeuten und zu vertheilen.

Hier einige Sätze: „Die wichtigste Veränderung, die aber in dieser Beziehung in unsern gemäßigten Climaten stattfinden wird und bereits in großem Maaße stattfindet, ist die Ausrottung der Wälder, da das Holz zum Bauen immer mehr durch das dauerhaftere Eisen, und das Holz zum Brennen durch fossile Brennmaterialien ersetzt wird, und dieser ganz naturgemäße Fortschritt immer sichtbarer hervortreten wird: sobald nur erst unsere Staatsmänner endlich einmal über die eingewurzelten traurigen Vorurtheile zu Gunsten des Schutzzollsystems, wodurch wir das Eisen künstlich und absichtlich vertheuern, und von den Vorurtheilen der Holzschonung und Staatsforstwirthschaft sich zu erheben im Stande seyn werden. In Preußen hat man wenigstens bereits seit längerer Zeit die Gesetze über Holzschonung außer Gültigkeit gesetzt, ohne irgend bisher eine Beschwerde davon zu spüren." S. 17. — „Nach A. v. Humboldt nährt, wie schon erwähnt, ein Morgen mit Pisang bepflanzt in Mexico auf dem besten Boden sogar 25 Menschen, was auf die □Meile über 500,000 Menschen ergibt. Rechnet man die mögliche Durchschnittsbevölkerung nur zu 10,000 Menschen auf die □Meile: so ergibt dies schon eine Gesammtbevölkerung auf der Erde von 27mal der jetzigen! Es kommt namentlich auch dabei in Betracht, daß mit der Zeit auch immer mehr die Dampfkraft oder eine ähnliche an die Stelle derjenigen Thiere treten wird, die, wie jetzt die Pferde in unsern Gegenden, nicht zugleich dem Menschen als Nahrung dienen, so daß ihre Nahrung (Hafer und Heu) das Erzeugniß an menschlichen Nahrungsmitteln beschränkt." S. 31. — „Eine unerschöpfliche Quelle von Wärme findet sich aber außerdem in der latenten Wärme aller Körper, die durch Reibung oder Stöße frei gemacht werden kann. Man hat, so schreibt ein nordamerikanisches Blatt, hier zu Lande eine Maschine erfunden, mittelst welcher Fabriken sowohl, als große öffentliche Gebäude, täglich durch Reibung geheizt werden sollen. Diese Maschine besteht aus nichts weiter, als aus zwei horizontalen, gußeisernen, kreisrunden Platten von beiläufig 4 Fuß im Durchmesser und 1600 Pfund Gewicht. Diese beiden Platten, welche sich in einem gemauerten Ofen befinden, arbeiten wie Mühlsteine, mit dem Unterschiede jedoch, daß sich hier die untere Platte dreht, während die obere still steht. Die Geschwindigkeit, die man den Platten gibt, beträgt gewöhnlich 80 Umdre-

hungen in der Minute, und diese Geschwindigkeit reicht hin, um die Temperatur in dem Ofen innerhalb 2 Stunden bedeutend zu erhöhen. Wir sahen die Maschine, sagt der Berichterstatter, bei kaltem Wetter arbeiten, und überzeugten uns, daß die Hitze, welche nach 15 Minuten oben aus dem Trichter entwich, so groß war, daß man die bloße Hand nicht an die Röhre zu halten vermochte. Nach einer andern Nachricht hat ein Herr Progin schon mehrere Maschinen nach diesem Princip gebaut, und will sogar Dampfboote damit heizen, zeigte auch eine solche Maschine vor, mit der er Speisen kochte, in wenigen Minuten Eier sott rc." S. 68. „Eine andere noch unerschöpflichere Quelle von Wärme findet sich in dem, nach den neuern Forschungen unzweifelhaft vorhandenen Centralfeuer der Erde. Könnte man nun, wie es wohl denkbar ist, in zu erwärmenden Räumen tiefe Brunnen anlegen: so ist es einleuchtend, daß die wärmere Luft aus der Tiefe derselben immerwährend in den obern kältern Raum aufsteige." S. 70. „Außer den Nahrungsmitteln, welche die Erdoberfläche liefert, bietet das Meer eine reiche, noch lange nicht vollständig benutzte Quelle derselben dar, ungeachtet durch das Trocknen und Einsalzen der Fische schon viel mehr davon für den Menschen nutzbar gemacht wird, als es früher der Fall war. Durch die Verbesserungen der Communicationen, namentlich durch die allgemeine Einführung der Eisenbahnen wird es möglich werden, dem Innern der Länder eine viel größere Menge Seeprodukte zuzuführen, die jetzt wegen der Schwierigkeit und der langen Dauer des Transports an den Küsten ungenutzt verfaulen. Verzehrte doch Paris schon vor 20 Jahren, in Folge der verbesserten Verbindung mit der Küste, jährlich für 4 Millionen Franken frische Seeprodukte; und wenn man gleich bemerkt haben will, daß der starke Wallfisch- und Häringsfang die Zahl dieser Wasserthiere sehr vermindert habe, was in Bezug auf die Häringe wenigstens wohl noch sehr bezweifelt ist, so scheint es keineswegs undenkbar, daß es dem Menschen gelingen könne, durch geeignete Maaßregeln die Erzeugung dieser Thiere auf den alten Fuß wieder herzustellen, oder gar noch zu erweitern, wie es die jetzt bereits mehrfach versuchte künstliche Fischzucht beweiset. Wer weiß aber, ob es nicht dereinst vielleicht auch noch der Chemie gelingt, aus allen kohlenstoff-, wasserstoff- und stickstoffhaltigen Naturprodukten unmittelbar gute Nahrungsmittel zu schaffen, und so vielleicht die Seegewächse, ja selbst die Steinkohlen genießbar zu machen! Verwandelt sie doch jetzt schon Holz in Zucker rc. S. 247.

Der Verfasser hält es für möglich und wahrscheinlich, daß in dem Maaß, wie sich die Genußmittel vermehren und erhöhen, andrerseits dem Menschen die Arbeit durch Maschinen, leichte Verkehrsmittel, chemische Apparate rc. abgekürzt werden wird. „In Ländern, wo Religion, Regierungsform und Sitte den Menschen zur größten Enthaltsamkeit gewöhnt oder gar zum Sclaven herabgewürdigt haben, wird freilich der Mensch alle Arbeiten selbst verrichten, sich für ein Stück Brod zu den niedrigsten Arbeiten hergeben, und die Hausthiere um ihr Futter beneiden. In Ländern dagegen, wo der Mensch die Annehmlichkeiten der Civilisation kennen gelernt und sich an immer mehr Genüsse und Bedürfnisse gewöhnt hat, die ihm eine entfesselte Industrie überall mit der zuvorkommendsten Regsamkeit zu verschaffen sucht, wird man selbst in der ärmsten Hütte mehr Annehmlichkeiten des Lebens finden, als bei den Wohlhabendern jener herabgewürdigten und entarteten Völker; — und in diesen civilisirten Ländern wird die Zahl derer immer zunehmen, die ohne höhere und feinere Genüsse des Lebens, wozu Luxuspferde mit Recht gezählt werden, nicht zu leben gewohnt sind und nicht leben wollen."

Um der Natur abzugewinnen, was man braucht, und ihre Gaben würdig zu genießen, verlangt der Verfasser sodann in der zweiten Hälfte seines Werks, daß der Mensch Gebrauch von seiner Vernunft mache. Erziehung, Unterricht, Wissenschaft, Presse sind hier die großen Hebel. „Nach den Fortschritten, welche die Civilisation in dieser Hinsicht aber bereits — Dank sey es besonders der Buchdruckerkunst — gemacht hat und täglich macht, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß einmal eine Zeit kommen müsse, wo die wesentlichsten und nützlichsten Kenntnisse Gemeingut der großen Masse seyn werden; wo jeder Bauer, ebenso gut wie er jetzt schon das Lesen, Schreiben und Rechnen lernt, mit Chemie, Naturgeschichte, angewandter Mathematik und der ländlichen Baukunst vertraut seyn, und wo er seine Mußestunden mit Lektüre ausfüllen, wenn auch nicht gerade den Hesiod und die Georgica in der Ursprache lesen wird." S. 122. Der Verfasser verlangt für jeden Sinn eine höhere Ausbildung, so für den Gesichtssinn höhere Geschmacksbildung, Sinn für edlere und schönere Bauten, Privatwohnungen, Möbeln, Gemälde rc. und für den Gehörsinn allgemeinere Verbreitung der musikalischen Leistungen und Genüsse. Auf S. 232 f. hält er sogar für wünschenswerth und möglich, daß sich die Menschen, wie zu gleicher Civilisation, so auch zu derselben Sprache vereinigen könnten, wozu er die englische als Verbindung der romanischen und germanischen Sprachen für die geeignetste hält. Jakob Grimm, unser erster Sprachforscher, hat in seiner kleinen akademischen

Abhandlung über den Ursprung der Sprache unlängst einen ähnlichen Gedanken geäußert.

Begreiflicherweise bezeichnet es Herr von Prittwitz als die Aufgabe des Staates, die Menschen nach und nach zu dem bezeichneten Ziele hinzulenken, selbst zum Theil mit Zwang. Wie sehr es nämlich auch im Interesse Aller liegt, durch freiwillige Anstrengung das schöne Ziel zu erreichen, so herrscht doch eine so herkömmliche Trägheit, genährt durch Vorurtheile aller Art, daß eine Nöthigung nicht übel angewendet erscheint, um die Menschen zum Besseren hinzuführen. Eine solche Nöthigung schlägt der Verfasser z. B. in Bezug auf den Zwangsunterricht und auf die Sparkassen vor. Ferner verlangt der Verfasser vom Staate, daß ihm die Humanität höchstes Gesetz seyn solle. Auch der Zwang soll nur die Bestimmung haben, die Menschen zum Gebrauch vernünftiger Freiheit zu erziehen. Ferner soll der Staat selbst Vernunft annehmen und sich der Vorurtheile entschlagen, denen er so oft noch anhängt. Namentlich soll er die Verkehrsmittel, die Industrie im weitesten und freiesten Sinne befördern und das Schutzzollsystem als eine Fessel alles Verkehrs und Hemmung aller natürlichen Produktion verdammen. Endlich soll er auch die alten Vorurtheile in dem Gebiete der Moral und des Rechts ablegen. Der Verfasser leitet die Verbrechen theils aus dem schon angebornen Verderben, theils aus der elenden Lage der Betreffenden her und hält sie durchgängig für unzurechnungsfähig. „Wenn unabweislich feststeht, daß ganze Generationen verderbt sind, — daß es dem einzelnen Individuum unter ihnen durchaus unmöglich ist, dieser Verderbniß sich zu entziehen, — ja, wenn selbst bei den civilisirten Nationen der neueren Zeit nach allen statistischen Angaben die Zahl der Verbrecher auf eine merkwürdige Weise constant bleibt, so daß sich darin ein Gesetz der Stetigkeit offenbart, welches von dem Willen des Einzelnen ganz unabhängig erscheint, und nach diesem nothwendigen, unvermeidlichen und höchst regelmäßigen Gesetz ein Bruchtheil jeder Nation unabweislich dem Verbrechen geweiht ist: so wird man nothwendig zu der Ueberzeugung geführt, daß das Böse von ganz anderen Bedingungen abhängig sey, als von dem freien Willen des Menschen, dieser sogenannte freie Wille vielmehr sehr bestimmten und unabweichbaren Gesetzen der Nothwendigkeit unterliegt. Ich bin hiernach der entschiedenen Meinung, daß die Zeit nicht mehr allzufern ist, wo man den Begriff der Zurechnungsfähigkeit ganz aus unsern Gesetzbüchern verbannen und jeden Verbrecher als einen bedauernswerthen Wahnsinnigen behandeln werde."

Der Verfasser gibt sich der schönsten Hoffnung hin: „Nach diesen Andeutungen über die künftigen Fortschritte des Menschengeschlechts in Wissenschaft, Kunst und Tugend ist es vielleicht Vermessenheit, noch weiter bringen zu wollen. Wenn es aber der Wissenschaft bisher schon vergönnt war, rückwärts zu schauen bis dahin, wo noch kein lebendes Geschöpf auf der erkalteten Erdrinde weilte; wenn sie von da ab in den Trümmern der auf einander folgenden Schöpfungen deutlich die allmählige Entwickelung der Organismen im Thier- und Pflanzenreich beobachten konnte, wie sie mit jeder Schöpfung vollkommener wurden, bis endlich durch einen neuen wunderbaren Schöpfungsact der Mensch als Herr in die jüngste Schöpfung eintrat: ist es da beim Ueberschauen dieser allmähligen Stufenfolge in der Natur nicht erlaubt, die Frage aufzuwerfen: wird der Mensch, nachdem er so von Jahrtausend zu Jahrtausend fortgeschritten ist, sich nicht endlich vielleicht zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit emporschwingen, die eine neue Aera in der Geschichte der Erde bezeichnend, den tief in der Seele des Menschen wurzelnden Traum von einer bessern, höhern mit edlern, reicher begabten Wesen bevölkerten Welt verwirklicht?" Das Werk schließt mit dem Verse:

> Wenn des Irrthums Tempel fällt,
> Dann steigt ew'ger Friede nieder,
> Alle Menschen werden Brüder
> Und ein Eden wird die Welt. —

Wir können einem so liebenswürdigen Optimismus unsre Sympathie nicht versagen, aber es will uns doch nicht recht einleuchten, daß die Menschheit einer so rosenfarbenen Zukunft entgegenreifen soll. Es ruht ein uralter Fluch auf dieser Menschheit, sie hat eine apokalyptische Verheißung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Sie ist von jeder Erhebung immer wieder tief herabgesunken, sie hat alle ihre Culturen überlebt und immer wieder von vorn anfangen müssen. Sie ist Sisyphus in Bezug auf das irdische, Tantalus in Bezug auf das ewige Leben. Darf uns ein Sonnenblick moderner Cultur über die Finsterniß täuschen, die nicht nur noch über der ungeheuren Mehrheit der Völker lastet, sondern die auch unsre eigene Zukunft wieder überziehen kann? Der gefährlichste Feind schlummert innerhalb der Civilisation selbst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 57. 18. Juli 1855.

Italienische Geschichte.

Beiträge zur italienischen Geschichte. Von Alfred von Reumont. Dritter und vierter Band. Berlin, Decker'sche Geh. Oberhofbuchdruckerei, 1855.

Herr von Reumont ist in Italien ganz eingelebt. Es gibt wohl Niemand, der die italienische Specialgeschichte so gut kennt, wie er. In den vorliegenden Bänden theilt er 11 Beiträge mit, historische Tableaux aus den verschiedensten Gegenden und Zeiten Italiens.

Die erste ausführliche Abhandlung erörtert das Verhältniß des berühmten englischen Cardinal Wolsey zum römischen Stuhle. Gedachter Cardinal, den schon Shakespeare würdig geschildert hat, war eine der einflußreichsten Persönlichkeiten seiner Zeit nicht nur für England. Er hatte zweimal Anwartschaft auf den h. Stuhl selbst. Von besonderem Interesse ist, daß, wenn er Papst geworden wäre, er im engsten Bündniß mit Kaiser Karl V. gehandelt haben würde, weshalb die französische Partei unter den Cardinälen alles dran setzte, seine Wahl zu verhindern. Auch Papst Hadrian VI., den man für eine Creatur des Kaisers gehalten hat, wurde nur sehr gegen den Willen des Kaisers, anstatt Wolseys gewählt.

Unter der Aufschrift Gaëta schildert sodann Herr von Reumont diese interessante Festung und Halbinsel (gleichsam das Cadix oder Lindau Italiens) und wirft einen Blick auf ihre historischen Erinnerungen. In neuerer Zeit knüpft sich an sie der Ruhm des Prinzen von Hessen-Philippsthal, der sie im Jahr 1806 aufs tapferste gegen die Franzosen vertheidigte, und die Flucht des Papstes aus Rom nach Gaeta während der letzten Revolution. — An diese Abhandlung reihen sich zwei andere als Beilagen, 1) über die Zerstörungen in Rom und seiner Umgebung während der Belagerung durch die Franzosen im Jahr 1849 und 2) über Garibaldi und seine Freischaar. In der ersteren wird dargethan, daß die Franzosen die Stadt und ihre Denkmale auf alle Art geschont haben und daß die Zerstörungen hauptsächlich von den Aufrührern in Rom selbst und oft auf die muthwilligste oder unsinnigste Art vollbracht wurden, wo es zur Vertheidigung der Stadt durchaus nicht erforderlich gewesen wäre. Ließ man doch, nicht etwa vor den Mauren, sondern mitten in der Stadt alle Bäume niederhauen. Die Schilderung der damaligen Zustände Roms wird gewiß für viele Leser anziehend seyn. Was Garibaldi betrifft, so gibt ihm der Verfasser das Zeugniß großer Kühnheit und Genialität, auch habe er gute Mannszucht gehalten. Sein Zug mitten durch Italien und die Art, wie er den östreichischen Truppen entkam, werden hier sehr ausführlich und lebendig beschrieben.

Hierauf Abhandlungen über „Magliabechi, Muratori und Liebnitz" von literärhistorischem Interesse; „die ständische Verfassung des Mittelalters in Savoyen und Piemont," mit Bezugnahme auf die moderne, gar sehr davon abweichende Verfassung, welche die einzige überhaupt in Italien noch bestehende constitutionelle Verfassung ist. Herr von Reumont bemerkt, wenn das regierende Haus sich heute über die Consequenzen des modernen Verfassungswesen zu beklagen habe, trage es selber die erste Schuld, denn hätten die früheren Regenten das ehrliche alte Ständewesen belassen und nicht im Geist Philipps II. jede ständische Freiheit zerstört und die absolute Monarchie eingeführt, so würden die Nachfolger es jetzt nicht beständig mit der Revolution und dem revolutionären Geiste zu thun haben.

Folgt sodann wieder ein kunstgeschichtliches Bild, „Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre," und eine Geschichte der Herzoge von Urbino.

So weit der dritte Band. Im vierten erhalten wir eine sehr detaillirte Geschichte der letzten Zeiten des **Johanniterordens**. Bekanntlich hatte dieser Orden, nachdem er aus dem Orient vertrieben war, seine Residenz auf der Insel Malta, die im Jahr 1798 von Bonaparte auf seiner Fahrt nach Aegypten unterwegs eingenommen wurde. Großmeister des Ordens war damals der deutsche Freiherr von Hompesch, ein Mann ohne Energie. Französische Ordensritter spielten die Verräther, das ganze Heer- und Staatswesen war von lange her erschlafft; der edle Muth der bessern Ritter und des gemeinen Volks konnten nichts gegen den Verrath im Innern und gegen den raschen Gewaltangriff Bonapartes ausrichten. Allein die Franzosen behaupteten sich nicht lange auf Malta. Durch die englische Flotte von jeder Verbindung mit dem Lande abgeschnitten, mußte sich die Insel an die Engländer ergeben, denen sie heute noch gehört. Die Engländer waren nicht berechtigt, Malta sich zuzueignen, denn die von dort vertriebenen Ritter aus Polen hatten den Kaiser Paul von Rußland, der den Orden zu schützen versprach, zum Großmeister gewählt, Rußland hatte bewaffnete Hülfe zugesagt und für den Orden unmittelbar brach der König beider Sicilien auf, dessen Schiffe und Truppen sich bei der Belagerung Malta's betheiligten. England war mit Rußland und Sicilien alliirt, hatte also kein Recht, die Insel, um deren Wiedererwerbung die Ordensritter und ihre Protektoren mitkämpften, für sich allein in Anspruch zu nehmen. Es hatte das neue Besitzrecht Frankreichs, aber nicht das alte des Ordens bestritten. Indeß rips raps, wer's kriegt, der hats. Die Engländer hatten das meiste bei der Belagerung gethan, schloßen die Capitulation für sich ab und ließen den Sicilianern und Russen das Nachsehen. Andrerseits war auch Kaiser Paul nicht berechtigt, sich zum Großmeister des Ordens aufzuwerfen, er war ja nicht einmal Katholik, und nur die wenigen polnischen Ritter hatten ihn gewählt. Bei dieser Gelegenheit hätte Herr von Reumont noch einiger anderer Acte der Politik jenes merkwürdigen russischen Kaisers erwähnen dürfen, aus denen seine Sympathie für die katholische Kirche hervorleuchtet. Kaiser Paul nämlich war es, der den seit dreißig Jahren feierlich vom Papst aufgehobenen und überall gesetzlich nicht mehr bestehenden Jesuitenorden im Jahr 1801 in Polen wieder einführte. Am 11. August 1800 hatte er desfalls sein Gesuch an den neugewählten Papst Pius VII. gestellt und am 7. März 1801 ertheilte dieser die Erlaubniß und Pater Franciscus Karnu wurde Vorsteher der neuen Congregation. Das geschah dreizehn Jahre vor der allgemeinen Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu durch denselben Papst im Jahr 1814. Kaiser Paul dachte wohl nur, die Sympathien der Polen zu gewinnen, und eine Zeit lang vielleicht auch an einen Erwerb im Mittelmeer, wodurch es ihm möglich geworden wäre, die Türkei im Rücken zu fassen. Daher der Werth, den er auf die damalige Erwerbung der ionischen Inseln für Rußland legte. Hätte er diese behalten und Malta dazu genommen, so wären das zwei nicht verächtliche Stationen der russischen Seemacht im Mittelmeer gewesen. Die Huld, die Kaiser Paul demnach der katholischen Kirche zuwandte, hatte einen guten politischen Grund.

Als Kaiser Paul ermordet worden war, als die Engländer Malta nicht mehr herausgaben, befand sich die vertriebene Ritterschaft des Johanniterordens in einer kläglichen Lage. Zwar entgingen die Ordensgüter im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 noch der Säcularisirung, aber was das Reich nicht gethan hatte, that der Rheinbund. Schon 1808 eignete sich Bayern die Ordensgüter in seinen Grenzen zu. In Preußen wurden die Ordensgüter erst 1810 eingezogen, der König stiftete aber 1812 einen preußischen Johanniterorden für den protestantischen Adel, eine nicht geringere Anomalie, wie die Großmeisterschaft des Czaaren. Auf dem Wiener Congreß gab sich der Bailli Miari alle Mühe, eine Wiederherstellung des souverainen Ordens zu bewirken, jedoch vergebens. Im Jahr 1825 wurde der Orden auch in Sicilien seiner Güter beraubt, wo er bisher zu Catania ein Asyl gefunden hatte. Die letzten Repräsentanten des Ordens siedelten nach Ferrara über. Es existirten nur noch zwei Priorate des Ordens, das römische und das böhmische. Im Jahr 1839 aber fand sich Kaiser Ferdinand von Oestreich bewogen, den Orden in seinen italienischen Staaten wieder ins Leben zu rufen und ihm ein Priorat in Venedig zu eröffnen. In demselben Jahr stellte auch der König von Sicilien den Orden in allen seinen Rechten wieder her. Eben so wurde in Sardinien die Stiftung von neuen Ordenswürden erlaubt. An die Stelle des letzten Ordens-Bailli Candida wurde im Jahr 1845 Graf Philipp Colleredo gewählt.

Daß ein Ritterorden als bewaffnete Macht zwischen unsern modernen Militairstaaten nicht mehr Platz hat, versteht sich von selbst. Die ursprüngliche Bestimmung des Ordens war Krankenpflege der Pilger im h. Lande und nebenbei Kampf gegen die Ungläubigen. Da die Ordenssache reine Adelsangelegenheit geworden ist, paßt auch die Krankenpflege jetzt nicht mehr, denn man kann doch modernen Cavalieren nicht den Dienst barmherziger Brüder zumuthen. Gleichwohl wurde der älteste Beruf

des Ordens wieder in Anspruch genommen. „Während die Zeitverhältnisse dem Orden nicht mehr gestatteten, sein viertes Gelübde, Kampf wider die Ungläubigen, zu erfüllen, versuchte derselbe sich aufs neue dem ersten und ursprünglichen Zweck seiner Stiftung, der Krankenpflege, zu widmen. Der Bailli Candida benutzte die günstigere pecuniäre Lage zur Gründung einer Anstalt, welche der Thätigkeit der Johanniter ein neues Feld eröffnete. Der Erfolg scheint der guten Absicht nicht entsprochen zu haben, und der Orden würde sich vielleicht auch ohne die jüngsten Verwirrungs- und Revolutionsjahre durch pecuniäre Gründe veranlaßt gesehen haben, auf das Institut zu verzichten.“ Aber „was in Rom mit nicht dauerndem Erfolge versucht ward, bildete im deutschen Norden, wo ungeachtet der Erhaltung des Namens der letzte Rest des Ordens verschwunden war, die Grundidee zur Wiederherstellung der protestantischen Balei Brandenburg. Der erste Anlaß scheint von dem Kreisrichter Scholle zu Sonnenburg gegeben worden zu seyn, welcher im Jahre 1850 zur Erhaltung und Herstellung des ehemaligen Johanniter-Ordensschlosses Beiträge zu sammeln anfing: König Friedrich Wilhelm der Vierte befruchtete und weihte den Restaurationsgedanken durch die kundgegebene Absicht, für den Fall erfolgter Herstellung dem Schlosse eine seiner historischen Bedeutung mehr entsprechende Bestimmung zu geben und dasselbe vielleicht in Erinnerung an die Entstehung des Ordens als Hospital verwenden zu lassen. Die Sache hatte damals keinen unmittelbaren Fortgang. Zwei Jahre darauf aber, am 15. October 1852, dem Geburtstage des Königs, stellte ein Cabinetsbefehl die Balei Brandenburg wieder her. Die bei der Säcularisation eingezogenen Güter wurden der Balei zwar nicht zurückgegeben: aus den Eintrittsgeldern der neuen, in Rechtsritter und Ehrenritter sich theilenden Mitglieder des Ordens, wie aus den jährlichen Zahlungen und Beiträgen der erstern sollten aber Kranken-Anstalten gegründet und vorerst mit Einrichtung eines Spitals im Sonnenburger Schlosse der Anfang gemacht werden.“ Ehe dieses Schloß angekauft war, wurde schon das erste Ordenskrankenhaus zu Jüterbogk gebaut. Herr von Reumont findet es wunderbar genug, daß überhaupt der Johanniterorden erhalten worden ist und hält für möglich, demselben könne noch eine würdige Bestimmung werden: „Die wechselverkündende Lage der Dinge im Orient, im Harren auf den Ausgang des blutigen Kampfes, zu welchem der schmachvolle unversöhnliche Hader der christlichen Confessionen um die heiligen Stätten den ostensibeln Anlaß gegeben hat, ist, wer weiß, ein Fingerzeig, daß der Orden von Sanct Johann von Jerusalem berufen ist, als Grabeswächter und Pilgerpfleger dort wieder eine Thätigkeit zu finden, wo das eilfte Jahrhundert in Glaubensmuth und Erfüllung von Christenpflicht ihn ins Leben rief.“

In der Reihe der Aufsätze folgt nun „Eleonora Cybo und ihre Angehörigen“, wieder eine italienische Familiengeschichte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Es ist etwas eigenes mit dem italienischen Adel der mittleren Zeiten. Halbromantisch ist er auch wieder halbantik. Man wird bei seinem Heroismus wie bei seiner Tücke oft an die antike Tragödie erinnert und seine Gestalten, namentlich auch seine Damen, schreiten wie auf dem Kothurn einher. Es ist immer wie ein Lorbeerbaum, aber auch wie eine Schlange in der Nähe. — Sodann Notizen über Gregorio Correr, den Stifter des städtischen Museums in Venedig.

Eine der interessantesten Aufsätze der Sammlung sind die Bonaparteschen Erinnerungen an Toscana. Zunächst kritisirt der Verfasser die falschen Genealogien der Bonaparteschen Familie und weist ins Reich der Fabeln oder eitlen Prätension zurück, was dahin gehört.

Am anziehendsten sind die Nachrichten über die Napoleoniden der neuesten Zeit. Sie waren sehr zerstreut, sehr herabgekommen, ehe Napoleon III. sie auf „den schönsten Thron der Welt“ zurückführte. Alle Brüder Napoleons waren gestorben mit Hinterlassung unbedeutender Kinder. Nur Louis lebte noch, der vormalige König von Holland, und Jerome, der vormalige König von Westphalen. Louis starb an allen Gliedern gelähmt in Kummer über den Tod seines talentvollen ältesten Sohnes, nachdem kurz vorher auch der Herzog von Reichstadt, das ideale Haupt der Familie, le fils de l'homme, gestorben war. Jerome und seine Söhne spielten keine vorragenden Rollen und wären wie die Kinder Josephs und Lucians vergessen worden, wenn nicht unerwartet der zweite Sohn jenes Ludwig mit genialem Schwung sich ins Centrum der weltgeschichtlichen Bewegung zurückversetzt hätte, aus dem sein großer Oheim seit 1815 vertrieben worden war.

Der jetzige Kaiser der Franzosen, Louis Napoleon, hatte einen älteren sehr talentvollen, von seinem Vater sehr geliebten Bruder, von dem kein Mensch mehr spricht und dessen in mancher Beziehung rührende Geschichte Herr von Reumont hier mittheilt. „Wenige denken heute noch daran, daß der ältere Bruder des jetzigen Kaisers der Franzosen nicht lange vor der Abdankung seines Vaters vom Oheim zum Großherzog von Berg ernannt worden war, als Nachfolger Murat's, welcher Düsseldorf mit Neapel vertauschte. Er hatte im Jahr 1825 seine Base Charlotte, Josefs jüngste

Tochter, geheirathet. Sie war zwei Jahr älter als er, und, wenngleich nicht auffallend, verwachsen; ihre großen dunklen Augen waren voll Ausdruck und Gefühl, mehr melancholisch als heiter, wie ihre ganze Stimmung. Es war seitens des Prinzen keine Verbindung seiner Wahl; er fügte sich den Wünschen der beiderseitigen Eltern. Aber die trefflichen Eigenschaften und der gebildete Geist der jungen Frau flößten ihm erst Achtung ein, und gewannen dann seine aufrichtige Neigung, mochte auch der Schatten nicht gebannt werden, welchen Umstände solcher Art auf die Ehe werfen. Napoleon war ernst und voll tiefer Empfindung, mit einem mächtigen, wenngleich vagen Drang nach Thätigkeit, welchen auf größerem Schauplatz, wie er einmal wünschte im griechischen Freiheitskriege, zu befriedigen die Verhältnisse ihm nicht erlaubten, und mit jener nach innen gekehrten Gefühlsrichtung, die durch Sinnesart und Stellung wie die seinige sich erklärt und von welcher seine edlen Züge der reine Spiegel waren. Industrie, Geschichte, Kunst zogen ihn gleichmäßig an. Im Sommer häufig in dem schönen kühlen Thal von Seravezza wohnend, wo der Waldstrom der Versilia durch die Schluchten der Marmorberge der Lunigiana sich den Weg zum Mittelmeer bahnt, zeichnete er die großartige malerische Umgebung und entwarf theils nach der Natur, theils aus der Erfindung zahlreiche Skizzen, von denen seine stete Gefährtin in spätern Zeiten und in wehmüthiger Erinnerung manche ausführte und theils radirte, theils auf den Stein zeichnete. Eine größere Arbeit über die Geschichte von Florenz im Mittelalter beschäftigte ihn lange, ohne jedoch zu irgend einem Abschluß zu gedeihen, indem er so frühe abgerufen ward, freilich auch wohl, weil es ihm an der Grundlage ernsterer Studien fehlte. Im Sommer 1830 ließ er eine Bearbeitung der dem Jacopo Bonaparte zugeschriebenen schon erwähnten Geschichte der Erstürmung und Plünderung Roms drucken (Sac de Rome, par Jacques Bonaparte, traduit par N. L. B. Februar 1830), mit einer Vorrede, die allerlei Erläuterungen über die Geschichte der Familie Bonaparte enthält, namentlich über die Bonaparte von Treviso, welche als der ursprüngliche Stamm angesehen wurden, von welchem die toscanischen Linien sich abgezweigt haben sollen. — Die Julirevolution konnte für die Napoleoniden nicht unbeachtet vorüber gehn. Was seit 1848 vorgefallen ist, hat erst den rechten Schlüssel zu dem Verhalten des Grafen von Survilliers im Jahr 1830 geliefert. König Josef, der sich seit Napoleons Tode als das Haupt der Familie betrachtete, glaubte sich bei dem Thronwechsel in Frankreich zur Wahrung der Interessen und angeblichen Rechte derselben verpflichtet. Daher seine Proclamation zur Sicherung der Ansprüche Napoleons II., sein Schreiben an den Herzog von Reichstadt, sein Briefwechsel mit alten Helden der großen Revolution und der Kaiserzeit, sein Haß wider die Orleans, in denen die Napoleoniden schon längst das lebenskräftige Element des bourbonischen Stammes sahn. Wie man damals auf jene von dem Landsitze Point-Breeze am Delaware ausgehenden Manifestationen nur als auf historische Curiositäten achtete, so dachte niemand daran, die Napoleoniden in Italien zu belästigen." Aber die Revolution nahm sie in Anspruch. „Die Söhne des Grafen von St. Lieu verließen Florenz. Sie thaten es unter dem Vorwande, ihrer von Rom erwarteten Mutter entgegenzugehen. Hortense traf in Florenz ein, ohne sie gesehen zu haben. Sie hatten den Weg nach der Romagna eingeschlagen. Der jüngere hatte einen Brief an seine Mutter zurückgelassen: ‚Ihre Liebe,' hieß es darin, ‚wird uns verstehen. Wir sind Verbindlichkeiten eingegangen, wir können denselben nicht untreu werden. Der Name, den wir tragen, legt uns die Pflicht auf, den unglücklichen Völkern zu Hülfe zu kommen, die uns rufen.'" Die Prinzen waren compromittirt und durften doch nicht einmal die Revolution leiten. Die Republikaner fürchteten sich, Oestreich werde ihnen schärfer zu Leibe gehen, wenn sie Napoleoniden an der Spitze hätten, baten also selbst, sie möchten sich wieder entfernen. Sie thaten es. Die Mutter Hortense eilte ihnen entgegen. „Am 8. März, an demselben Tage, an welchem der modenesische General Zucchi mit seiner kleinen Schaar über die Grenze des Kirchenstaates ging, verließ die geängstigte Mutter Florenz. Sie nahm den Weg über Perugia. In Fuligno kam General Sercognani zu ihr, dessen Angriff auf Rieti durch den Bischof Gabriel Ferretti, den jetzigen Cardinal-Großpönitentiar, abgewiesen worden war." Aber „auf der ersten Post jenseits Fuligno brachte ihr ein Bote die Nachricht: der Prinz Napoleon sey in Forli an den Masern erkrankt und verlange nach ihr. In Pesaro, im Leuchtenbergischen Palast, welcher zu der Dotation oder sogenannten Apanage Eugen Beauharnais gehörte, erhielt sie die Gewißheit seines Todes. Der jüngere der Brüder war es, der ihr die Kunde überbrachte. Napoleon war am 17. März gestorben. Aufregung, Enttäuschung, Kummer, vielleicht Selbstvorwürfe hatten ihn getödtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 58. 21. Juli 1855.

Länderkunde.

Norwegen und seine Gletscher. Nebst Reisen in den Hochalpen der Dauphiné, von Bern und Savoyen. Von James D. Forbes. Aus dem Englischen von Ernst A. Zuchold. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten, 2 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Abel, 1855.

Das Original ist 1853 in Edinburg erschienen, wo Forbes als Professor lebt. Der Streit dieses englischen Gelehrten mit Agassiz aus Anlaß ihrer gemeinschaftlichen Besteigung der Jungfrau im Berner Oberland hat seiner Zeit Aufsehen erregt.

Wir folgen ihm hier zunächst nach Norwegen, das er wie an seinen Küsten, so im Innern mit aufmerksamen Augen bereist hat und von dem er uns eine zuweilen äußerst anziehende Beschreibung entwirft. Er tadelt die Karten, die uns ein falsches Bild von Norwegen geben: „Die Form der Norwegischen Gebirge ist im Allgemeinen von den Geographen meist falsch aufgefaßt worden. Sie bestehen weder aus ununterbrochenen Bergketten, welche sich von dem ebenen Boden als Rücken erheben, noch bilden sie eine Reihe einzelner abgesonderter Kuppen, sondern, und das besonders in dem südlichen Theile des Landes, sie bestehen aus Plateaux oder Hochebenen von großem Umfange und sind mehr oder weniger mit einander zusammenhängend, wenn auch zuweilen durch tiefe, jedoch stets schmale Thäler getrennt. Bei Beschreibung der Aussicht von Sneehättan habe ich mich bestrebt, eine klare Vorstellstellung von diesen wunderbaren Gebirgsflächen zu geben, welche häufig so eben sind, daß auf ihrem sogenannten Gipfel eine Kutsche mit vier Pferden Meilen weit hin- und herfahren könnte, wenn es Wege darauf gäbe, und daß das Auge des Wandrers, indem es die Thäler wegen ihrer höchst geringen Breite nicht bemerkt, unermeßliche Strecken überblickt, welche nur von welligem Boden oder hier und da von kleinen über der Fläche ohne malerische Schönheit erhobenen Hügeln unterbrochen werden. Die flachgipfligen Gebirge sind die Fjelde (Felder) Norwegens. Sind es weniger unterbrochene oder sehr hohe Theile, so hat man ihnen besondere Namen beigelegt. Von den Kartenzeichnern ist höchst irrig angenommen worden, als bildeten sie Gebirgsketten, welche sich durch das Land hinschlängelten, wenn sie auch im Allgemeinen mit der Küste parallel laufen, wovon von Norden nach Süden als die hauptsächlichsten das Dovre-Fjeld, das Lange-Fjeld, das Sogne-Fjeld, das Fille-Fjeld und das Hardanger-Fjeld zu nennen sind. — In Wirklichkeit besteht die Oberfläche des Landes im Allgemeinen aus unfruchtbaren Hochebenen. Das Verhältniß des bebaubaren Landes oder des, welches bebeackert werden könnte, ist nach einer so sichern Quelle wie die Angabe des Professor Münch nicht mehr als wie 1 zu 10, und schließen wir einige örtliche Vergrößerungen der Ebenen in der Nähe der Hauptstädte aus, so dürfte es wohl nicht 1 zu 100 übersteigen. Nach einer oberflächlichen Schätzung auf der Karte von Professor Keilhau finde ich, daß der Theil der Oberfläche Norwegens südlich vom Trondhjem-Fjord, welcher sich 3000 Rheinische Fuß über den Meeresspiegel erhebt, ungefähr 40 Procent des Ganzen ausmacht. Wenn ich nun daran erinnere, daß nur ein Gipfel eine Höhe von 8000 Fuß erreicht, und daß die Abstände von 6000 Fuß Höhe auf der Karte unabschätzbar sind, so wird man wohl deutlich einsehen, wie vollständig die Gebirge den Charakter von Hochlanden an sich tragen, deren mittlere Höhe wahrscheinlich selten niedriger als 4000 Fuß ist. — Die Formen der Norwegischen Gebirge im Gegensatze zu denen der Schweiz sind sehr treffend von Wittich verglichen worden, die erstern mit den Schieß-

scharten einer Brustwehr ⎍⎍⎍⎍⎍⎍, die letzteren mit den Furchen eines Ackers ΛΛΛΛΛΛΛΛ, indem die Einsenkungen in den erstern die tiefen Kehlen darstellen, welche die Fels-Plateaux durchschneiden, in den letztern dagegen Berg und Thal in der gewöhnlichen Weise mit einander abwechseln."

Forbes reiste von Christiana aus zu Lande über das Dovre-Fjeld, das erste weite Hochplateau des Landes, 3000 Fuß hoch über dem Meere, aus dem nur der Schneehättan bis zu 7000 Fuß emporsteigt. Das Land ist hier schrecklich öde, der Weg bei Thauwetter fast nicht zu passiren. Aber das Volk fand der Reisende tüchtig und edel. „Noch in keiner Gegend hatte ich die Bauern sowohl was deren Ansehn im Allgemeinen, als auch was ihren Gesichtsausdruck betrifft so schön gefunden, als während dieses Theils der Reise und ganz besonders auf dem Nordabhange des Dovre. Die jungen Männer sind große und muskulöse Gestalten. Ihre Haltung vereinigt in hohem Grade Männlichkeit und Anstand. Da von allen Altersclassen die Haare lang getragen werden, so ist der Anblick bejahrter Männer ein ehrwürdiger, zuweilen sehr überraschender. Die Kleidung ist sehr gefällig. Sie besteht aus einem blaßbraunen, selbstgefertigten, wollenen Rock, schmal mit Grün eingefaßt, mit einem eigenthümlich aus Leder und Metall bestehenden Gürtel. An diesem hängt ein gleichfalls in der Gegend verfertigtes Messer mit einem geschnitzten Griffe, welches beim Essen gebraucht wird. Eine rothwollene Zipfelmütze vollendet den Anzug. Einige Reisende eifern gegen die Trägheit und Einfältigkeit der Norweger. Träg mögen sie seyn, insofern sie bei ihren Handlungen nie ohne Ueberlegung zu Werke gehen; aber soweit meine Erfahrung während dieser Reise reicht, kann ich nur sagen, daß sie im Allgemeinen mehr als gewöhnlich intelligent und höflich sind."

Erst in Throndjem erreichte Forbes das Meeresufer. Von hier konnte er bequem mit den Dampfschiffen, die sehr regelmäßig die Küste bis über das Nordcap hinaus gehen, zunächst die ganze Nordküste Norwegens umschiffen. Er rühmt diese Dampfschiffe sehr. Die Felsenküste Norwegens von Throndjem bis zum Nordcap gehört zu dem Erhabensten, was die Natur darbietet. „Es ist fast unmöglich, die wechselnde Großartigkeit der Küstenlandschaft zwischen dem Folden-Fjord und dem Vest-Fjord, einer der größten Buchten auf der Westküste Norwegens, zu schildern. Als das Dampfboot das ruhige Meer durchschneidend unter den Felsen dahinbrauste, erhoben sich neue Gebirgsformen nach einander, mehr und mehr den Charakter des Granits an sich tragend, oft sogar vulcanischen Bildungen in der rothen Farbe und durch falsche Krater, welche in gewissen Granitformationen häufig vorkommen, gleichend. Das lebhafte Grün, mit welchem die Küsten und der Fuß der Hügel bekleidet waren, erhöhte die Schönheit durch den Gegensatz, welchen es mit den nackten Gipfeln und den weiten in den Schluchten liegenden Schneefeldern bildet. Als bei Sonnenuntergang oder vielmehr zu Mitternacht die Reize eines ruhigen und milden Abends uns einluden, auf dem Verdecke zu bleiben, bot sich uns ein noch bewundernswertherer Anblick dar. Indem wir das im Aufblühen begriffene Handlungsgeschäft zu Grötö verließen und aus dem Labyrinth niedriger Inseln und Vorgebirge hervorgelangten, befanden wir uns fast plötzlich in dem Vest-Fjord, indem sich die Staunen erregende Kette der Lofodden-Inseln wie in einem Augenblicke dem Meere entstiegen, gleich einem Panorama vor unsern Augen ausbreitete. Nur in wenigen Fällen kann sich eine Aussicht plötzlicher dem Auge darbieten. Everest hat die Lofodden, indem er sie mit einem Haifischrachen vergleicht, treffend geschildert, wenn er (in A journey through Norway. Seite 70) sagt: ‚Da liegt die lange Kette der Lofodden in einer Entfernung von 70 bis 80 englischen Meilen von der Nähe Bodös aus vor uns, mit der Menge ihrer Spitzen gleich dem Rachen eines Haifisches.' Von meinem Standpunkte aus war mehr als ein Drittheil des Horizonts (125°) von den scharf begrenzten, spitzen Gipfeln dieser wunderbaren Kette von Inselbergen eingenommen. Die wirkliche Ausdehnung ist auf der Karte von Röst, der äußersten Insel, bis zu dem Canale, welcher Hindö vom Festlande trennt, nicht weniger als 130 Englische Meilen." Nachdem Forbes in der Mündung der Alten verweilt und die Lager der Lappen und Quänen besucht hatte, kehrte er wieder um und fuhr südwärts bis Bergen.

In Bergen betrachtete er in gedachter Stadt noch eine Sonnenfinsterniß unter sehr eigenthümlichen Umständen. „Die Dauer der totalen Finsterniß wurde auf 3 Minuten 37 Secunden berechnet. Unser Standpunkt gestattete uns nicht allein eine Aussicht über die ganze Gegend, sondern auch vorzüglich über die Stadt Bergen selbst. Die Häuser derselben sind wie erwähnt aus Holz erbaut und weiß angestrichen. Durch diesen Umstand trat der eigenthümliche Effect der verminderten Wirkung des Lichtes ganz besonders während der Mitte der Sonnenfinsterniß hervor. Mir schien die Färbung eine bläuliche zu seyn, dabei hatte sie etwas Kaltes, Unnatürliches an sich. Ein Feuer, welches auf einem Schiffsbauplatze brannte und vorher ziemlich unbemerkbar gewesen war, verbreitete einen hellen, rothen Schein. Unsere Gesichter sahen bleich und farblos aus. Ein

fröstelndes Gefühl verursachte unwillkürlich Schauern. Eine Fledermaus, welche aus den Ritzen der Festung gekommen zu seyn schien, umflatterte uns äußerst lebhaft. Der Beginn der Sonnenfinsterniß war mit dem Erscheinen einer großen dunkeln Wolke in SW. verknüpft, welche sich gleich einem Gewitter nach und nach über den ganzen Himmel ausbreitete; aber ihre Ränder, nur Schatten am Himmel bildend, waren zu unbestimmt, als daß sie das bängliche Gefühl einer schnell vorwärtsdringenden Masse erzeugt hätten. Sie kam mit der hundertfachen Elle eines Eisenbahnzuges grade auf den Zuschauer los, ebenso wie ich dies auch auf den Ebenen von Piemont bei der totalen Sonnenfinsterniß von 1842 beobachtet habe. Die Wiederkehr des Lichts — die neue Dämmerung, welche dem Schatten der Dunkelheit folgte — war vielleicht ebenso großartig. Eine kupferfarbige Morgenröthe ergoß sich gegen NW. über den Himmel, die unbestimmten Grenzen der völligen Dunkelheit verscheuchend. Wenige Secunden später befanden wir uns wieder in der gewöhnlichen düstern Atmosphäre Bergens, auf welches bald darauf einer seiner häufigen Regenschauer niederrauschte."

Von Bergen aus besuchte Forbes die langen und tiefen Buchten (Fjords) in der Nähe. Auf jeder Landkarte von Norwegen bemerkt man vom Meer aus außerordentlich tiefe, wenn auch schmale Einlassungen des Meeres. Das sind die Fjords zwischen den steilen und zackigen Uferfelsen, die neben den oben erwähnten Hochebenen den landschaftlichen Charakter Norwegens bezeichnen. Einer der merkwürdigsten ist der Sogne-Fjord. Man gelangt zu ihm auf der gewöhnlichen Poststraße von Christiana. „Bei Stahlheim, der nächsten Poststation, wird die Scenerie wilder. Wir befinden uns in dem obersten Theile des Näroedal, einer jener sonderbaren in Norwegen so gewöhnlichen Schluchten, auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden in einer Höhe von vielleicht 1500 ja selbst 2000 Fuß eingeschlossen, mit ebenem Thalgrunde aus Alluvialboden und an der Spitze plötzlich durch einen steilen, wenn auch nicht grade abfallenden Abhang geschlossen. An diesem Abhange hinab ist der Weg in einer Reihe Zickzacks oder Windungen auf meisterhafte Weise in einer Entfernung von 800 Fuß senkrechter Höhe angelegt. Auf beiden Seiten stürzen sich Wasserfälle hinab und tragen dazu bei, daß die Aussicht aus der entgegengesetzten Richtung, von unten nach Stalheim, einen Anblick von wunderbarer Größe gewährt. Es ist zu bedauern, daß es nicht mehr Landschaften wie das Näroedal in Norwegen giebt. Von dem Fuße des Abhanges bei Gudvangen aus, an den Ufern des Näroe-Fjords ist der Weg fast ganz eben; denn die ganze Steigung beträgt auf eine Entfernung von einigen Meilen wenig mehr als 300 Fuß. Die Gebirge erheben sich jedoch zu beiden Seiten in unveränderter Höhe, sodaß das Thal, wenn auch nicht so schmal, doch viel tiefer ist. Die Felsmassen zur Rechten steigen bis zu einer Höhe von 5000 und 6000 Fuß an, während sich ein Wasserstrahl, der Keelfoß, von einer 2000 Fuß hoch geschätzten Felswand herunterstürzt. Bei der Ankunft in Gudvangen ist man sehr überrascht. Die Wände des Thals setzen sich ununterbrochen fort, und die Alluvialebene macht dem von keiner Welle gekräuselten, fast süßen Wasser der Meeresbucht Platz, sodaß der Wassersaum bis zur Thür des Gasthauses heranreicht. Nachdem wir ein Mittagsessen eingenommen, bestiegen wir ein Boot mit drei tüchtigen Ruderern, welches inzwischen bestellt worden war, und setzten die Fahrt in dem ausgedehnten Sogne-Fjord fort, von welchem der Näroe-Fjord eine der verwickeltsten Ausbuchtungen bildet. Das Wetter, welches glücklicher Weise eine Zeit lang schön gewesen war, fing wieder an zu drohen, und als wir das Boot bestiegen, fiel ein leichter Regen. Dabei zogen ununterbrochen Wolken am Himmel herauf und setzten sich zuletzt an den Gipfeln der Felsen fest, welche meilenweit diese öde, ja schreckenerregende Gegend einschließen. Ich weiß nicht, welche Nebenumstände zu diesem Eindrucke beigetragen haben; doch hat sich meiner selten das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit so sehr bemächtigt als hier. Mein Begleiter war in tiefen Schlaf versunken; die feuchte Luft ruhte still über dem Wasser, die Ruder schlugen in trägem Takte in die rabenschwarze, unergründliche Tiefe, während dieselbe auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden eingeschlossen war, ohne den geringsten Abhang oder Raum am Fuße derselben, sodaß auch nicht einmal eine Ziege daneben hätte klettern können. Die Gipfel derselben, so hoch sie an und für sich waren, erschienen noch höher, da sie in den Wolken verborgen blieben, welche gleichsam ein nasses Dach über uns, dem Wasserspiegel unter uns correspondirend, bildeten. So oben, unten und von beiden Seiten eingeschlossen, ruderten wir in der zunehmenden Dunkelheit und dem dichten Regen weiter, bis wir einige Befreiung erhielten, als wir in den weitern, obgleich auch noch finstern Aurlands-Fjord einfuhren, in welchem die See ein natürlicheres und bewegteres Ansehen annimmt. Man kann kaum begreifen, daß eine solche Fahrt einen Theil der regelmäßigen Reise zwischen Bergen und Christiania ausmacht. Zehn bis zwölf Stunden hindurch, ja bei trübem Wetter noch länger ist der Reisende verurtheilt, in einem offnen Boot, neben sich die unwirthlichen, stei-

len Küsten des Sogne-Fjord, den Gefahren preisgegeben zu seyn, ehe er die Straße nach Laerdalsoeren erreicht."

Nachdem Forbes noch seine Rückreise nach Christiana kurz geschildert hat, läßt er sich auf spezielle Erörterungen über die Gebirge und Gletscher Norwegens ein und versucht, die letzteren in eine geordnete Zusammenstellung zur Uebersicht zu bringen. Sie verhalten sich im Allgemeinen ganz wie die Gletscher der Alpen, nur daß sie der Meeresfläche viel näher rücken.

Der Beschreibung Norwegens folgt die der Dauphiné. Elie de Beaumont hat folgendes schöne Bild von der geologischen Structur dieses Landes gegeben. „Es stellt, sagt er, ziemlich die Form einer halbgeschlossenen Blume dar, deren Staubgefäße durch ungeschichtete Granitmassen und verrückte Gneißbruchstücke gebildet werden, während der Blumenkrone die Gneißschichten entsprechen, welche fast in dem ganzen Umfange der Gebirgsgruppe auf dem innern Granite lagern und unter den sich rings herum gleich einem Kelche erhebenden Secundairablagerungen fortsetzen." Das Land ist noch wie jungfräulich, Fremde kommen überaus selten hin. „Am 10. Juli 1839 war ich der erste Besucher des ganzen Jahres. Damals eilte ich eines Abends spät, zu Fuß und ganz allein, um das Dorf St. Christoph zu erreichen, wo ich zu schlafen beabsichtigte, als ich einen Mann traf, welchen ich nach dem Wege fragte. Er sah mich etwas erstaunt an und antwortete mir dann ziemlich einfach, er hoffe, daß ich nicht eines Verbrechens schuldig sey, welches mich gezwungen, mich in diese Thäler zu flüchten. Gleich den meisten unverdorbenen Bergbewohnern ist ihnen das Gefühl für malerische Schönheit fremd. Eine Gegend ist ein „mauvais pays" je höher sie liegt. Der wißbegierige Reisende läuft Gefahr, führt er etwa einen Hammer bei sich, für einen Schatzgräber gehalten zu werden." Forbes fand bei den Einwohnern „ein gut Theil Behaglichkeit und Unabhängigkeit, gepaart mit einer Strenge des Charakters, welche mehr an den aristokratischen Bauernstolz der Schweizer Republiken, als an Frankreich im Allgemeinen erinnert."

Als Forbes über den 10000 Fuß hohen Col de Sais steigen wollte, konnte er nur einen einzigen Mann im Thale finden, der ihn begleitete, der aber selbst nie so hoch gestiegen war. Gleichwohl kamen sie glücklich hinüber in das tiefe Thal Godemal, nach la Chapelle. „Hier ist die Ankunft von Fremden jeder Zeit ein staunenerregendes Ereigniß. Kommen sie nun gar von der durch Gletscher begrenzten Höhe des Thales, so sind sie für die gesammte Einwohnerschaft ein Gegenstand der äußersten Neugier. Da es heut ein Festtag war, so schien auf die Mehrzahl derselben mehr oder weniger der Genuß von Wein seinen Einfluß auszuüben. Während wir von Haus zu Haus gingen, hoffend, daß wir ein bescheidenes Unterkommen finden würden, folgten uns Haufen neugieriger Gaffer. Der Dorfrichter saß in dem engen Zimmer seines schmutzigen Cabaret, wie die Leute ihre Wohnung nennen. Ein einziger Blick auf die Betten überzeugte uns, daß es unmöglich sey, hier zu übernachten. Nachdem wir ruhig die Verweise des trunkenen Dorfbeamten wegen der Ungesetzlichkeit der spitzigen Alpenstöcke angehört, welche wir führten, fanden wir endlich nach langem Aufenthalt ein Obdach bei dem Prediger, an dessen Gastfreundschaft uns zu erinnern wir nur zuviel Ursache haben." Am folgenden Tage wurden die Reisenden von Gensdarmen angehalten und konnten kaum der Arretirung entgehen, so ganz ungewohnt ist hier die Anwesenheit eines Reisenden. — Forbes überstieg noch zwei hohe Gebirgsrücken, den col de Lautaret, an dem er den Blumenreichthum auf den Matten bis zu einer bedeutenden Höhe bewunderte, und den col des infernets.

Schließlich schildert er noch die Besteigung der Jungfrau, die er gemeinschaftlich mit Agassiz unternahm und den Uebergang über den col de Salena aus dem Chamouni- ins Ferret-Thal, 1850.

Dichtkunst.

Walther von Aquitanien. Eine altdeutsche Heldensage im Versmaaß des Nibelungenliedes von Dr. Aug. Geyder. Breslau, Urban Kern, 1854. S. 81.

Das berühmte, in lateinischen Hexametern verfaßte Gedicht, dem aber ein noch älterer altdeutscher Text zu Grunde lag. Es ist schon öfter in die neudeutsche Sprache und zwar in verschiedenen Versmaaßen übersetzt worden, zum erstenmal im Jahr 1782. Die vorliegende Uebertragung ist nicht ganz wörtlich, enthält aber die Hauptsache und liest sich ganz gut. Der Inhalt des Gedichts, die Flucht der schönen Hildegund mit dem treuen Walther von Attilas Hof ist sehr eigenthümlich und anziehend.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 59. 25. Juli 1855.

Politische Schriften.

Joseph von Görres Politische Schriften. Herausgegeben von Maria Görres. Dritter Band. München, in Commission der lit. artist. Anstalt, 1855.

In diesem dritten Bande sind die fulminanten Artikel des Rheinischen Merkur aus dem Jahr 1815 abgedruckt. Im Jahr vorher hatte Görres in demselben Merkur noch mit Napoleon zu thun gehabt und Napoleon hatte jenes berühmte Coblenzer Blatt die fünfte Großmacht genannt, indem er wohl erkannte, die öffentliche Meinung sey eine Macht. Nachher, als Napoleon auf die Insel Elba geschickt worden war, bekam es Görres mit ganz andern Gegnern zu thun, nämlich mit denen selbst, für die er eben noch das Wort genommen. Schon der erste Pariser Frieden war trostlos für alle Freunde der deutschen Sache, der Wiener Congreß und der zweite Pariser Frieden waren es noch mehr. Görres erschöpfte sich damals im feurigen Eifer der Ermahnung, Beschwörung, Prophezeihung. Viele dachten ihm gleich, aber keiner sprach mit so unbeugsamer Ausdauer und so voll rücksichtslosem Muthe. Man hatte erwartet, Deutschland werde wieder Ein Reich werden und es geschah nicht; Deutschland werde wenigstens gegen neue Übergriffe Frankreichs gesichert, und werde ihm Elsaß und Lothringen genommen, Straßburg und Metz würden wieder deutsche Festungen werden und es geschah nicht; Belgien und Holland würden wieder in die deutsche Gesammtheit aufgenommen werden und es geschah nicht. Görres schrieb daher: „Was uns dieser Pariser Frieden gebracht, ist noch frisch im Andenken Aller aufbehalten. Wir haben an ihm verblutet und gesiecht; er hat unsern Feinden den Frieden, uns den Zwist gegeben; sie haben die Früchte unseres Sieges genossen, wir alle Lasten der Besiegten getragen; in ihm hat Alles gestanden, was nicht hinein gehörte, und nichts von dem, was alle Welt in ihm gesucht, ist in denselben aufgenommen. Deutschland hat in ihm eine jämmerliche, unförmliche, mißgeborne, ungestaltete Verfassung erhalten, vielköpfig wie ein indisches Götzenbild, ohne Kraft, ohne Einheit und Zusammenhang: das Gespötte künftiger Jahrhunderte und der Spielball aller benachbarten Völkerschaften. Seine Krone ist zerbrochen und zu Siegelringen seiner Souveraine umgeschmolzen; das alte große Haus ist dem Boden gleich geschleift, und kleine Häuschen sind aus den Trümmern aufgeführt, worin jeder selbstständig seine Wirthschaft führt. Nicht mehr heilig, sondern heillos müßte fortan zugenannt werden dieses Reich." S. 37. Und wiederum: „Alles fühlte, daß nichts rein geschlossen, nichts wohl beendet, nichts mit Glück abgethan worden in den unglücklichen Pariser Verhandlungen; nirgendwo war eine Gewähr und Sicherheit dem Reich geworden, nicht gegen Frankreich, wo alle Grenzen offen lagen, und hinter den willkürlich gezogenen morschen Schranken ein wüthendes Heer in dumpfer Gährung sich bewegte; nicht gegen Rußland, das in Polen den mächtigen Keil schon tief in Deutschland hineingetrieben; nicht gegen England, das von der Elbe bis über die Schelde alle Küsten aufgefressen. Deutschland, das vor Allen die härtesten Anstrengungen gemacht und das Härteste geduldet hatte, war von Allen überlistet und Allen preisgegeben worden; nicht das überwundene Frankreich war als des Sieges Beute ausersehen, nein, das siegende Deutschland wurde als Preis den Kämpfern ausgestellt und jeder angewiesen, an ihm sich seines Schadens zu ergötzen. Und es wurde zerstückelt und zerrissen und pfundweise ausgewogen, und jedes, selbst Frankreich nicht ausgeschlossen, bekam seine Ration, und wo das Land nicht zureichen wollte, da hielten die Fremden, wie die Schweden z. B., Geldpräftationen von unserer Armuth sich bevor. Und während alle

Nachbarn sich rundeten und enger sich um die Einheit schloßen, hegte man in Deutschland sorgfältig jene Centrifugalkraft ꝛc. S. 131.

Da man Gelegenheit hatte, was im ersten Pariser Frieden versäumt worden, im zweiten wieder gut zu machen, verfehlte Görres nicht, nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba in der stärksten Sprache darauf zu dringen. Er rechtfertigte diese Sprache mit Folgendem: „Mag der Wind auch stürmisch in die Segel blasen, das Registerschiff des öffentlichen Lebens ist so schwer mit Gut und Ballast innerlich beladen, daß doch Alles im Gleichgewicht bleibt; ist der treibende Athem aber zurück gehalten: dann stockt die Fahrt auf stillem, trägen, faulen Wasser. Darum sammeln wir glühende Kohlen auf das Haupt der Trägheit, schüren Feuer unter der Lauheit an, fressende Schärfe für die Bosheit und für schleichende Tücke lauten Ruf. Da mag es dann, da so viele schweigen, die Alle hell vernehmlich reden sollten, in gemeiner Stille wohl bisweilen erscheinen, als seyen wir allzu lärmend und laut und hart, aber auch solchem Vorwurf soll man um des Guten willen sich nicht entziehen, noch auf den Verdacht hin, mit scheinbarem Grunde anmaßlich gescholten zu werden, ablassen die Wahrheit zu bekennen. Vielen mag, was wir von der Zukunft warnend oder deutend reden, oft allzu keck und verwegen erschienen seyn.“ S. 73.

Der rheinische Merkur entlud seinen Zorn hauptsächlich auf der Franzosen Arglist und Frechheit und auf der Deutschen Dummheit und gegenseitigen Neid. Auf dem Wiener Congreß durfte Talleyrand als Botschafter des besiegten Frankreichs eine wichtige Rolle spielen und das Richteramt über das siegreiche Deutschland handhaben, während er von Rechtswegen sammt ganz Frankreich auf dem Armensünderstuhl das Gericht über sich hätte ergehen lassen müssen. Diese Unnatur und Verkehrtheit, die der deutschen Nation damals so sehr zu Schaden ging, empörte alle Patrioten und Görres (auch Arndt) liehen dieser Empörung den rechten Ausdruck. Wenn wir indeß heute jene alten Vorgänge mit mehr Ruhe betrachten, so können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die zornigen Blicke des deutschen Patriotismus damals gar zu sehr an den Westen gebannt gewesen sind und daß man mehr hätte auf den Osten Acht geben sollen. Der Schlüssel zu allen Geheimnissen des Wiener Congresses und der beiden Pariser Friedensschlüsse liegt in der habgierigen Politik Rußlands, welcher damals allein und unter sehr schwierigen Verhältnissen das Wiener Cabinet entgegengewirkt hat. Görres hat den bösen Willen, den Rußland damals wie zu allen Zeiten gegen Deutschland hegte, nicht verkannt, aber nicht stark genug hervorgehoben. Wir lesen hier S. 271: „Es ist in Paris von vorne herein ergangen wie auf dem Congreß in Wien; wie man dort zu geringer Befriedigung Deutschlands anfangs die vierzehn Artikel aufgestellt, und statt diese zu verbessern und zu erweitern, sich immer mehr abdingen lassen, bis zuletzt die Bundesacte hervorgegangen, so ist es auch hier geschehen. Nach einem geschämigen Anhalten um Elsaß und Lothringen hat man von der Unmöglichkeit es zu erlangen sich leicht überzeugt; zu sagen wie die Russen mit Polen gesprochen: Wir sind im Besitze, vertreibe uns wer die Macht dazu besitzt! war niemand eingefallen, und so hatte man sich billig finden lassen und war auf die früher mitgetheilten Bedingungen im Allgemeinen übereingekommen. Alle folgende Verhandlung war ein fortdauerndes Abbieten und Zugestehen, alles zum Vortheil der Franzosen, die als Zaum und Gebiß für den sparsamen Uebermuth der Deutschen und als Helfer bei künftigen Staatsgriffen erhalten werden sollten. Als die Fürsten in das Lager von Vertus sich begaben, war indessen noch nichts abgeschlossen, da alle Zögerung aber auf Kosten der Franzosen, und nicht wie in Wien auf die der Deutschen ging, so war Vielen daran gelegen, das Ende zu beschleunigen. Also trat Graf Nesselrode auf und setzte auseinander, wie sehr Kaiser Alexander auf die glückliche Beendigung des Geschäftes dringe, kein angenehmeres Angebinde würde man bei seinem nahenden Geburtstage ihm bieten können, als die schließliche Uebereinkunft über die annoch zwistigen Angelegenheiten. Sofort beschloßen die Minister, dem Monarchen diese Freude zu gewähren, und es fanden täglich zweimal Sitzungen statt. Inzwischen, da in den Verhandlungen mehrere Incidenzpunkte eintraten, die früher noch nicht berathen waren, und allerlei Vertheilungen, über die sich Anstände ergaben, so konnte man in der bestimmten Zeit sich nicht vereinigen, und es wurde aus dem Strauße nichts. Immer deutlicher entwickelte sich die Opposition Rußlands gegen die Ansprüche der Deutschen. Die schleunige Beendigung des Krieges in einer Nacht bei Belle-Alliance hatte nicht im Plane gelegen, und eine Eroberung Frankreichs durch einige deutschen Stämme, einzig von 30,000 Engländern unterstützt, allein bewirkt, war nicht für möglich gehalten worden, und regte Besorgniß und Eifersucht. England stand gegenüber mit seinem König und seiner Charte, die Wellington zurückgebracht, selbst für sich ohne sonderlichen Enthusiasm, fand es die massive Begeisterung der Deutschen, die auch gar nicht nachlassen wollte, gleich den Andern höchst unbequem; aber klar verständigt über seinen Vortheil, scharf einschneidend in die Politik des

Continents, wohl durchschauend die Pläne des Nordens, betrachtete es im übrigen die Deutschen wie die Franzosen gleich sehr als Werkzeuge für den Erwerb künftiger Herrschaft und Uebermacht. Oesterreich wie immer nur mit sich selbst beschäftigt und unklar, halb wünschend und suchend das Beste des übrigen Reichs, halb es wieder scheuend, bald beschwichtigend die alte Eifersucht, dann wieder furchtsam ihr Raum gebend bei unbedeutender Gelegenheit, unaufrichtig, wo es Unaufrichtigkeit im Hintergrunde zu erblicken glaubte, gespannt und gegen Rußland und in ihm gegen Preußen, und darum bald von diesem ab wieder zu England hinüberneigend. So sah Preußen sich gehaßt und angefeindet von allen überein; die geschlagen waren, die mitgefochten, die nicht mitgefochten, alle bewachten sie den Sieger mit Eifersucht."

An einem andern Ort geht Görres über den Anspruch Rußlands auf Warschau so leicht hinweg, als ob sich derselbe und dessen Gewährung von selbst verstanden hätte. Das ist der einzige Punkt, den der Rheinische Merkur nicht scharf genug ins Auge gefaßt hat, weshalb er denn auch nicht gerecht genug gegen das damalige Benehmen des Fürsten Metternich erscheint. Man wird dies am besten aus folgenden Stellen ersehen. „England will nicht, daß Frankreich irgend eine Abtretung machen soll. Die herrliche Politik seiner Minister meint, Frankreich sey ein moralisch sinkender, Deutschland ein steigender Staat, die Macht des Entkräfteten sey nicht ferner mehr zu fürchten, wohl aber der rasche Muth des jugendlich Wiederbelebten. So vortrefflich bequem habe seit anderthalb Jahrhunderten das deutsche Land den Nachbarn, auch denen jenseits des Canals, gelegen, um ihre Händel abzuthun; es habe zur Dreschtenne sich selber hergegeben, auf die jeder sein Korn hingebracht, das alsdann die deutschen Völker sogar gegen das mosaische Gesetz mit verbundenem Maule ausgetreten. Immer sey es für den Handel ein offner Trödelmarkt gewesen, indem die vortreffliche Vielherrlichkeit es nie zu einer durchgreifenden Maßregel gegen das Verderblichste kommen lassen. Das möge Alles anders werden, fahre das Land fort, also sich seiner Kraft bewußt zu werden und in seiner Würde sich zu fühlen. Also räth die Schlaue unserer Erhebung alles Mögliche in den Weg zu legen. Zum Vorwand wird nun genommen gegen Oesterreich und Preußen diese Rede: Wir können nicht in eine Abtretung von Seiten Frankreichs willigen, die euch vergrößern soll, denn alsdann würde Rußland einen gleichen Zuwachs in Anspruch nehmen; Rußland aber darf durchaus nicht größer werden; da es schon wie es dasteht drohend und gefährlich ist. Wie leer und nichtswürdig solche Rede ist, läßt sich schon daran abnehmen, daß wenn man ihnen erwiedert: Aber wenn ihr es treu und ehrlich meint, und mit Preußen und Oesterreich die Abtretung französischer Provinzen durchsetzen wollt, so kann nichts im Wege stehen, daß ihr auch gemeinsam jede weitere Vergrößerung Rußlands verhindert, sie nichts zu antworten wissen, wenn sie den bösen Hinterhalt nicht gestehen wollen. — Rußland will wie England keine Abtretung von Seiten Frankreichs. Alle seine Zwecke sind erreicht, Finnland ist ihm gewährt und Polen ihm zugefallen, in dem reichen Besitze, den es im Süden sich erworben, bleibt es ungestört, Frankreichs Macht ist fern von seinen Gränzen abgetrieben und es besorgt keinen weitern Angriff von dieser Seite. Darum will es die Franzosen nicht weiter sinken lassen, und sucht in ihnen einen Bundesgenossen für künftige Vergrößerungspläne gegen Oesterreich, Preußen und England sich zu erhalten und zu schonen." S. 211. Sodann heißt es weiter von Oesterreich: „Oesterreich will allerdings, daß Frankreich zur Abtretung des alten Reichsgebietes angehalten werde; aber es ist mit dieser Macht auch hier eben so wie auf dem Congreß bestellt, der Wille ist gut, aber ohne allen Nachdruck, und in fortdauernder Unbestimmtheit schwankend. Die höchste Tugend wird darin gesetzt, keine übermäßige Begehrlichkeit zu zeigen, und darüber das heiligste Recht versäumt; eine nebulirende Politik faßt nichts fest und scharf ins Auge, und sieht darum, wo die überlieferten Hausmaximen wie gleich hier, wenn England eine Continentalmacht werden will, nicht ausreichen wollen, kein Ding deutlich und bestimmt; mancherlei veraltete Vorurtheile, Sympathien und Antipathien wollen sich nicht vertreiben lassen, und selbst, wo diese schweigen, wird doch das erkannte Gute selten mit Kraft und anhaltender Betriebsamkeit verfolgt. In solcher schwankenden Unklarheit muß überall, wo die feste Haltung fehlt, die Handlungsweise breit auseinanderfließen." Das hieß die Politik des Fürsten Metternich in der That verkennen.

Als Kaiser Alexander in den ersten Monaten des Jahres 1813 die Franzosen über die Grenzen seines Reichs hinausgetrieben hatte, bot er Preußen die Allianz an, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm das Großherzogthum Warschau verbleibe (im Vertrage vom 27. Februar). Er bot die gleiche Allianz auch Oesterreich an, welches aber wie billig Anstand nahm, ihm frischweg das Großherzogthum auszuliefern. Fürst Schwarzenberg räumte dasselbe den Russen nur unter der Bedingung ein, erstens, daß es von den Russen nur provisorisch und zu rein militairischem Zweck besetzt werde, und zweitens, daß die polnische Armee unter dem Fürsten Poniatowski in Krakau bleiben und daselbst volle Neutra-

litätsrechte genießen solle. Dadurch wahrte Fürst Metternich den Mächten, die künftig den Frieden zu diktiren haben würden, ihre Rechte, über das Großherzogthum Warschau zu verfügen. Auch war die Besorgniß vor den Uebergriffen des nimmersatten Rußland der einzige und zwar sehr triftige Grund, aus welchem Oesterreich nicht sofort die ihm dargebotene russische Allianz annahm, sondern noch mit Napoleon unterhandelte. Wenn Napoleon nicht auf unvernünftige und ihm selbst verderbliche Weise seine Forderungen überspannt, wenn er die Vorschläge angenommen hätte, die ihm Metternich im Juni persönlich nach Dresden überbrachte, so würde es niemals eine österreichisch-russisch-preußische Allianz gegeben haben. Oesterreich ging diese Allianz nur ein, nachdem Rußland im Vertrage von Reichenbach auf den Alleinbesitz Warschaus verzichtet und eine künftige Theilung desselben zugestanden hatte. Auch noch während des Krieges gab sich Oesterreich wiederholt alle Mühe, Napoleon zur Mäßigung und Vernunft zurückzuführen und ihm, wenigstens seinem Sohne den französischen Thron zu erhalten, um alsdann mit Frankreichs Hülfe den unmäßigen Anforderungen Rußlands widerstehen zu können. Rußland dagegen hatte die Absicht, Napoleon zu stürzen, um sich zum Protektor Frankreichs aufzuwerfen, die Regierung daselbst von sich abhängig zu machen und mit ihr vereinigt zum Schaden Deutschlands zu wirken. Deutschland sollte, vorher von Napoleon bevormundet, es jetzt von Rußland werden. Aus diesen beiden einander diametral entgegengesetzten Absichten Oesterreichs und Rußlands erklären sich alle sonst unbegreiflichen Zögerungen im Feldzug von 1814. Nun ist nicht zu verkennen, daß der brennende Eifer, mit dem sich die Preußen damals in die Schlachten stürzten, und der brennende Eifer, mit dem der Rheinische Merkur schrieb, der russischen Politik mehr Vorschub geleistet hat, als der österreichischen, daß sie ohne es zu wissen und zu wollen, dem Kaiser Alexander zum Werkzeuge gedient haben. Ein einzigesmal wurde das im preußischen Lager begriffen und erregte vorübergehend einen tiefen Mißmuth. Als nämlich Blücher sich zu Laon mit Bülow vereinigte, bemerkte der letztere, dessen Truppen noch geschont waren, Blüchers schöne Armee sey durch übermäßige Anstrengung so gelichtet worden, daß, wenn sie nun gemeinschaftlich so fortführen, sich durch immerwährendes Schlagen zu opfern, während die Russen und Oesterreicher nichts thäten, der König von Preußen zuletzt keinen Mann mehr übrig haben würde, um seinem Votum beim künftigen Friedensschluß Nachdruck zu geben. Man müsse sich nicht in die Wuth, nur immer Franzosen todt zu schlagen, hineinhetzen lassen und dabei blind für alles andere werden; man müsse auch die Zukunft und die Intriguen Rußlands bedenken. Dieser Ansicht war auch Gneisenau, der während eines kurzen Krankseyns Blüchers den Oberbefehl führte und wirklich die Schlacht, zu der ihn Napoleon zu verlocken suchte, nicht annahm. Als aber Blücher wieder commandirte, ging es auch stürmisch wieder in alter Weise vorwärts. Man muß so gerecht seyn, anzuerkennen, daß die patriotische Hitze damals unüberlegter war, als die Metternich-Schwarzenbergische Vorsicht, die man gerne für das Gegentheil von Patriotismus ausgab. Man kann nicht wohl in Abrede stellen, daß Deutschland mehr gewonnen haben würde, wenn die damalige Politik Metternichs entsprechenden Anklang in ganz Deutschland gefunden hätte, daß namentlich das Großherzogthum Warschau ganz gewiß nicht russisch geworden wäre. Zur Zeit des Wiener Congresses, als Rußland, dem Vertrage von Reichenbach zuwider, mit der Forderung von ganz Warschau hervorrückte, war Oesterreich bereits entschlossen, gegen Rußland das Schwert zu ziehen, lediglich wegen Warschau, dessen ungeheure Wichtigkeit Oesterreich erkannte. Aber es wurde im Stiche gelassen nicht blos von der alten Eifersucht Preußens, sondern auch von dem neuen Patriotismus der deutschen *Unitarier*. Die Presse, die sich in Anklagen anderer Art erschöpfte und gewiß sehr freimüthig war, kümmerte sich nicht um Rußlands Begehrlichkeit und hatte kein Wort, um Metternich zu unterstützen. Fürst Metternich war damals der Einzige, der einsah, von woher für Deutschland die wahre Gefahr komme. Und ganz eben so wieder im Jahre 1829, als Rußland so tiefe Eingriffe in die Türkei that. Damals war die deutsche Presse abermals in Begeisterung gerathen, zwar nicht mehr für Rußland, aber für Griechenland. Alles schwärmte in Prosa und Versen für dieses und Niemand dachte daran, daß man damit wieder nur der russischen Politik diente, welche der deutschen Thorheit hohnlachte. Fürst Metternich allein erkannte auch damals wieder das Richtige und handelte darnach. Abermals war er entschlossen, das Schwert gegen Rußland zu ziehen, und wieder hat man ihn im Stiche gelassen, nicht blos Cabinetspolitik, sondern auch die öffentliche Meinung in Deutschland, die gerade damals, wo sie die auswärtige Politik Oesterreichs aufs wärmste hätte unterstützen sollen, sich gegen sein Polizei- und Censursystem in Harnisch jagen ließ und das Metternich'sche System so unpopulär als immer möglich machte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 60. 28. Juli 1855.

Volkssagen.

1) Bayrische Sagen und Bräuche. Beitrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer. Zweiter Band. Mit 4 Kupfertafeln. München, Kaiser, 1855.

Der erste Band erschien unter dem ausschließlichen Titel „Beitrag zur deutschen Mythologie" im Jahr 1848. Diesen zweiten Band hat Professor Rochholz in Aarau herausgegeben, nachdem der Verfasser selbst, Herr Oberbaurath Panzer in München, im besten Mannesalter unerwartet schnell gestorben ist. Wir beklagen tief den Verlust dieses trefflichen Mannes, dem die deutsche Sagenkunde, vornehmlich die süddeutsche, so außerordentlich viel verdankt. Ein anderer, noch jüngerer Forscher, der liebenswürdige Wolf von Jugenheim, der für das westliche Deutschland und die Niederlande eben so thätig war, wie Panzer für Bayern, ist nun auch gestorben. In demselben Jahr hat dieselbe Wissenschaft zwei ihrer edelsten Vertreter verloren.

Das vorliegende Werk enthält vorzugsweise örtliche Volkssagen, alterthümliche und abergläubige, noch aus dem Heidenthum stammende Volksmeinungen, dabei aber auch Erörterungen über ältere Bildwerke und christliche Denkmäler. Es ist darin ein überaus reiches, fast durchaus neues Material zusammengetragen. Wenn vieles davon nur für den Mythologen im engeren Sinn Interesse haben kann, so enthält das Werk doch auch eine sehr große Menge von Sagen, Märchen und Legenden, die durch ihren poetischen Inhalt jeden Leser ansprechen müssen, daher wir es auch einem größern Leserkreise bestens empfehlen wollen.

Die Hauptrubriken sind 1) eine Beschreibung des räthselhaften Portals an der S. Jacobskirche in Regensburg (die sehr scharfsinnigen Erklärungen folgen erst im Anhang) und des Bildes der h. Jungfrau in Mariaort, 2) eine ganze Reihe schöner Marienlegenden. Davon hier nur ein Paar stehen mögen: „In den Urzeiten wuchsen die Aehren an den Hälmen bis zum Boden. Weil aber das Menschengeschlecht so schlecht wurde, so wollte der liebe Gott die Aehren ganz abstreifen. Da trat die h. Maria hinzu und bat, er möchte nur die Köpplein (köpla) für die Hühner und Kätzlein (kátzla) stehen lassen. Der himmlische Vater willfahrte und so sind noch die jetzigen Aehren auf uns gekommen. — Vor dem Tage Johannis darf eine Mutter, welcher schon Kinder gestorben sind, keine Erdbeeren (Rothbeeren) essen, denn an diesem Tage führt die liebe Himmelsmutter Maria die kleinen Kindlein ins Paradies in die Rothbeer. Die Kinder, derer Mütter schon vor Johannis Rothbeeren genossen haben, müssen zurückbleiben. ‚Bleibt,' spricht Maria, ‚zurück! euren Theil hat eure genäschige Mutter schon gegessen.' Ich (der Erzähler wohnt in Königstein in der Oberpfalz) kannte viele Mütter, die um keinen Preis vor Johannis Erdbeeren gegessen hätten. Sie pflegten zu sagen: ‚o! das thue ich meinen Kindern nicht an.'" S. 8 und 13.

3) Von Christus, Petrus und Pilatus; 4) von männlichen, 5) von weiblichen Heiligen Legenden und alterthümliche Cultusformen. Hier steht oben an der h. Lienhard, der in Altbayern mit sehr merkwürdigen Gebräuchen gefeiert wird, sodann der h. Hirmon, der ziemlich auf gleicher Linie steht. „Wie vieles auch das jetzige Schnitzbild des h. Hirmon, welches man in der hölzernen Kapelle zeigt, durch öftere Erneuerung oder absichtlich an seiner ursprünglichen Gestalt eingebüßt haben mag, so kommt es doch mit den großen Leonhardsklötzen im wesentlichen und besonders darin überein, daß es als Brustbild, d. i. ohne Füße, mit breiter Grundfläche dargestellt ist, um auf einer Säule oder Mauer einen aufrechten festen Stand einzunehmen. Auch im

Cultus zeigt sich kein Unterschied; wie das Bild des h. Leonhard, so wird der h. Hirmon emporgehoben, geküßt, aber auch in Moos versenkt, wieder gefunden und zurückgebracht. Beide sind Fürbitter für das Getreid und Vieh. Hiernach ist anzunehmen, daß beide an die Stelle des alten Gottes getreten sind. Hier kommt in Anschlag, daß das Bild des h. Leonhard in Grongern mit römischen Formen auf Hercules hinweist. Die umgehängte Löwenhaut wird durch einen ledernen Harnisch vertreten, welcher sich dem Leibe anschmiegt, aber durch die Löwenhäupter auf den Schultern seinen Ursprung verräth. Bei dem viel späteren Wirdinger sind diese Formen verlassen und durch die ritterliche Rüstung seiner Zeit ersetzt. Was nun die äußeren Kennzeichen und die technische Einrichtung bedingen, spricht die Sage des Hirmon aus: die Bilder waren bestimmt auf Säulen gestellt und so verehrt zu werden." Nicht minder eigenthümlich tritt in der Volkssage die Sibylla Weiß als große Seherin hervor.

6) Sagen vom Teufel, 7) von Riesen, 8) vom wüthenden Herre. „Bildlich dargestellt findet man die wilde Jagd auf einem nahe bei dem Pfarrdorfe Börry an der Weser ausgepflügten bronzenen Henkelgefäß. Es ist im Archive des historischen Vereines für Niedersachsen, Jahrgang 1840, erstes Heft, abgebildet und beschrieben. Die Bilder ziehen sich am oberen Rande des Gefässes herum. Erste Reihe: ein zweibeiniger Eber, mit einem Gürtel um den Leib, hat einen Kämpfer niedergerannt, welcher machtlos in der linken Hand den abgebrochenen Speer hält. Den Eber verfolgt ein dreibeiniger Hund mit einem Halsband und einem Ring oder einer Binde um den Vorderarm des linken Fußes, nahe der Pfote. Nun folgt ein flüchtiger gegürteter zweibeiniger Steinbock, gejagt von einem dreibeinigen gegürteten Tiger oder Löwin. Den Schluß der ersten Reihe bildet ein langsam schreitendes dreibeiniges gegürtetes Elenthier. Die zweite Reihe beginnt mit einem Kämpfer, der mit seinem Speer einen zweibeinigen gegürteten Tiger oder Löwin durchbohrt. Nun folgt ein zweibeiniger gegürteter Löwe, im schnellsten Laufe einen dreibeinigen gegürteten Stier verfolgend. Nach ihnen scheint ein dreibeiniger Bär eine Schlange oder Gans wegzuschleppen. Aber diese Gruppe ist, wie die letzte, wo ein Hirsch mit gewaltigem Geweih einen zweibeinigen Tiger zurückschreckt, stark beschädigt. Aus dem Boden des Kampfes sprießen Blumen. Da der Zaubergürtel keinem dieser Thiere fehlt, so muß er ein wesentliches Kennzeichen des wilden Heeres gewesen seyn; unser Volksglaube bestätigt es. Nach ihm erfolgt augenblicklich die Umwandlung eines Menschen in einen Werwolf durch einen um den Leib gebundenen Riemen." S. 441. 9) vom Tode, 10) vom Lindwurm. Hier kommt eine eigenthümliche Abweichung vom sonst herrschenden Volksglauben in Bezug auf die Elbringe vor. Insgemein nennt man so die Kreise im Grase, wo Elben ihre Reigentänze nächtlich aufgeführt haben sollen. In Tirol aber heißt ein solcher Ring Alberfleck: „Oft wenn das Gras am schönsten steht, sieht man ausgebrannte Flecken auf diesen Wiesen, welche man Alberfleck (àlbᵊflᵊk) heißt. Das thut der Erzbrach (àrzdràkh) in der Nacht, wenn er von einem Berg auf den andern fliegt und auf den Wiesen im Waldigestö, oder im Frates sich niederhockt und ausruht; denn er ist ganz feurig und macht, wo er sich hinsetzt, genau den halben Mondschein, (d. i. das Gras ist in Gestalt einer Mondsichel ausgebrannt). Der Alberfleck ist gegen 10 Zoll breit und von einem Ende zum andern, 18 bis 20 Fuß lang; ringsum alles grün." S. 75.

In den hierauf folgenden Rubriken 11) vom Ostermann und 12) vom Wasservogel werden Oster- und Pfingstgebräuche mitgetheilt. 13) Sagen von drei Brüdern, 14) von Berggeistern, 15) von Geistern überhaupt, 16) von Zauberern, 17) von Frau Holla und Bertha, 18) von den drei Schwestern, 19) von Holzfräulein, 20) von Druten und Hexen, 21) von Thieren. Unter den zahllosen hier mitgetheilten Sagen heben wir nur einen Schwank von der Hummel heraus: „Einst *regnete* es in Mistelgau so lange, daß die Mistelgauer das Ausbleiben des Frühlings befürchteten. Um den Frühling zu holen, schickten sie einige der ihrigen nach Nürnberg, wo man ihnen einen Hummel in einem hölzernen Häuschen gab. Unterwegs plagte sie die Neugierde, wie wohl der Frühling aussehen möge? Sie öffneten das Thürchen des Häuschens und als der Hummel herausflog, liefen sie ihm nach, winkten mit ihren breiten Hüten und riefen, nach ihrer Heimath hin zeigend: ‚nach Mistelgau, nach Mistelgau!' Manchem ist schon die bloße Nachahmung des Summens der Biene übel bekommen." S. 173.

22) Von Bäumen, 23) von Kräutern. Hier der sehr schöne Volksglauben von der Wegwart (der blaublühenden Cichorie): „Mal war eine Prinzessin, schöner als alle Jungfrauen. Sie hatte einen Liebhaber, dem keiner an Schönheit glich. Er wurde der Prinzessin aber untreu, worüber sie sich grämte und Tag und Nacht weinte. Ihre Kammermädchen suchten sie zu trösten, aber vergeblich und dann weinten sie mit ihr, weil sie ihre Herrin liebten. Immer mehr zehrte die Prinzessin ab, und, wie sie dem Tode nahe war, sprach sie: ‚ich wünsche zu sterben und doch nicht zu sterben,

damit ich meinen Geliebten immer sehen kann!‘ ‚Und wir,‘ sprachen die Kammermädchen, ‚wünschen zu sterben und doch nicht zu sterben, damit er uns auf allen Wegen sehen kann!‘ Der liebe Gott erhörte ihre Wünsche und sprach: ‚ihr sollt nicht sterben, ich will euch in Blumen verwandeln. Du,‘ sprach er zur Prinzessin, ‚sollst in deinem weißen Kleide jedesmal dort stehen, wo dein Gebieter vorbeigeht, und ihr,‘ sprach er zu den Kammermädchen, ‚sollt in eurem blauen Kleide an allen Wegen stehen, daß er euch überall sieht.‘ Daher nennt man diese Blumen Wegwarten. — Einige erzählen das Märchen so: es war ein Fräulein, welcher ihr Liebhaber untreu wurde. Sie weinte und wünschte, eine Wegwarte zu werden und an allen Wegen zu stehen, damit sie ihren Geliebten überall sehen könnte. Diese Bitte wurde ihr gewährt und sie steht nun an allen Wegen und heißt Wegwarte.“ S. 204. Die Blume wächst nicht auf der Spitze des Krauts, sondern an den Seitenzweigen. Auch davon hat man eine schöne Volkssage: „Ein Taglöhnersweib war schwanger und auf freiem Felde der Entbindung nahe. Es hatte Angst und Schmerzen und schrie. Nun kam ein Waldfräulein und reichte dem Weibe eine schöne blaue Blume, die es geschwind essen mußte. Sogleich war Angst und Schmerz verschwunden. Das Weib rief freudig: ‚nimmer weh!‘ und hat auch sogleich entbunden. Die Taglöhnerin half nun mit der Blume Nimmerweh vielen Weibern, welche in Kindsnöthen waren und hatte so guten Verdienst, daß sie und ihr Mann bald reich wurden. Dieser war aber ein habsüchtiger Mensch. Damit das Waldfräulein das Geheimniß nicht andern Weibern mittheilen konnte und ihm kein Verdienst entgehe, suchte er es im Walde auf und erschlug es. Das Weib, welches böses ahnte, lief seinem Manne nach und traf das Waldfräulein, welches sterbend rief: ‚o nimmerweh, blüh nimmermehr! jetzt bis du immerweh, drum blüh nimmermehr!‘ dann verschied es. Das Taglöhnersweib bat weinend: ‚o doch nur die Nebenzweige!‘ Seitdem blüht die ganze Blume nicht mehr, sondern nur die Nebenzweige und heißt: ‚Immerweh.‘“ S. 204.

24) Von Feldfrüchten. Unter dieser Rubrik kommen besonders merkwürdige Aerndtegebräuche vor, wodurch auch allgemein übliche Redensarten z. B. Hundsfott eine bestimmtere Beziehung erhalten: „Um Weihnachten, Dreikönig und Lichtmeß ist die Zeit, in welcher die Bauern ausdreschen. Da kommen die Drescher in der Gegend von Gremheim und Offingen in Schwaben heimlich überein, durch einen ihrer Mitarbeiter, welcher linkisch oder träg ist, d' Hundsfud vertragen zu lassen. Das geschieht so: sie binden aus zwei hölzernen Stäben ein Kreuz, umwickeln es mit Stroh, und bilden eine menschenähnliche Figur, etwa zwei Fuß groß, mit ausgestreckten Armen, in der einen Hand die Drischel, in der andern die Schüttgabel. Diese Figur nennen sie: d' Hundsfud, in andern Dörfern: die Drescherin. Wenn sich nun die Drescher dem Ende der Stadeltenne nahen, halten alle auf das verabredete Zeichen die Schlegel in die Höhe, während der Ausersehene auf die Tenne schlägt. Nun entsteht Gelächter und sie rufen ihm zu: ‚du mußt d' Hundsfud vertragen!‘ Er schleicht in des Nachbars Stadel, wo noch gedroschen wird, wirft d' Hundsfud durch das Stadelthor auf die Leute, und sucht sich eiligst davon zu machen; aber selten gelingt es ihm. Dem Gefangenen werden die Hände mit der Figur auf den Rücken gebunden, als wenn er sie aufgehuckelt hätte. Dann wird er mit geschwärztem Gesicht rücklings auf einen alten, oder hinkenden, oder blinden Gaul gesetzt, und Schritt für Schritt unter Jubel und Lachen zahlreicher Begleiter durch das Dorf geführt. Hat er Geld, so gehen nach dem Umritt mehrere mit ihm in's Wirthshaus und er muß die Zeche zahlen.“ S. 234. Hieher gehört auch das Haberfeldtreiben. „In mehreren österreichischen Ortschaften des Innviertels, z. B. Siegharting, Andorf, Taufkirchen, ist noch das Haberfeldreiten üblich. Die Bursche des Dorfes umreiten in der zwölften der Nacht vom Charsamstag auf den Ostersonntag mit Musik und Gesang die Flur. Von einem Feldgericht spricht Hofmann in seinen Annalen: ‚Ebrach ist zwei Meilen von Bamberg entfernt und liegt in einem rauhen Walde, der seinen Namen von der dort fließenden Ebrach hat. Hier hat sich, um Verbrechen zu entdecken, eine merkwürdige Sitte eingewurzelt, welche gleichsam von Hand zu Hand auf die Nachwelt übertragen worden ist. Dort wird jährlich an der Aschermittwoche zum Scherz ein Gericht im Felde eingesetzt, welchem zwölf auserlesene Jungfrauen vorstehen, um Recht zu sprechen. Ihnen wird eine verlarvte menschliche Figur vorgeführt, vor ihr Gericht gestellt und alle Verbrechen angeklagt, welche das ganze Jahr hindurch zu Hause oder auf der Flur in irgend einer Weise verübt worden sind. Diese aber, durch einen Anwalt vertheidigt, sucht ihre Unschuld zu behaupten und sich von den angeschuldigten Verbrechen zu reinigen. Daher erkennen alle leicht den Urheber jedes Verbrechens und der Hang zum Bösen wird dadurch bei dem rohen Volke nicht wenig in Schranken gehalten.‘“ S. 509.

25—29) Vom Wasser, Feuer, Kirchweihen, Fastnacht, Hochzeiten. 30) Vom Einmauern. Wie sich die Erinnerung der altheidnischen Gebräuche fortpflanzt und ihre Anwendung noch auf die neueste Zeit finden,

davon Folgendes zum Belege: „Die Eisenbahnbrücke über das Göltschthal bei Reichenbach in Sachsen, behauptete der abergläubige Erzähler, kann nicht fertig werden. Sie finden keinen festen Grund; was sie am Tage bauen, ist Nachts verschwunden. Das Werk wird nicht eher gelingen, als bis dem Bösen sieben Menschen dafür gegeben sind.. Ein Kind haben sie schon eingemauert. Man ahnte das, und die Schulmeister haben daher den Auftrag erhalten, ihre Kinder nachzuzählen, wo sich dann ergab, daß ein Schulkind fehlte. So habe er, der Erzähler, in einem Wirthshaus in Nürnberg gehört. Bei den Abergläubigen in Hof hatte das Gerücht Eingang gefunden, ein Mann suche ein Kind zum einmauern in die Göltschbrücke. Ein Turnlehrer in weißem Turngewand und einen Strick in der Hand, welcher zufällig durch die verrufene Fischergasse in Hof ging, erregte bei den Kindern solchen Schrecken, daß sie laut schreiend in die Häuser flohen." S. 255.

31) Aberglauben. Hier etwas von der Heilkraft des Hollunders: „Auf ein Blatt Papier wird folgendes geschrieben: Gott der Herr ging über das Land; da begegneten ihm siebenzigerlei Gichter und Gichtinnen. Da sprach der Herr: ihr siebenzigerlei Gichter und Gichterinnen, wo wollt ihr hin? Da sprachen die siebenzigerlei Gichter und Gichterinnen: wir gehen über das Land und bringen die Menschen um ihre Gesundheit und Glieder. Da sprach der Herr: ihr sollt zu einer Hollerstaude gehen, da sollt ihr alle Aestlein abbrechen, und laßt nur dem (Name des Kranken) seine geraden Glieder. Im Namen rc. rc. Dieser Spruch muß in Bockleder genäht und dem Kranken als Amulet umgehängt werden."

Im Anhange folgen kritische Forschungen und Erklärungen, aus denen man außerordentlich viel lernen kann, zumal über die älteren heidnischen Gebräuche, über die Bedeutung gewisser Thiere, z. B. des Schweins, des Wiesels rc. In die sehr ausführliche und durch ihren Scharfsinn erfreuliche Erklärung der Bilder an der Regensburger Jakobskirche, sowie auch in die Erklärung der h. Kümmerniß scheint uns etwas zu viel aus der classischen Mythologie der Griechen und Römer ins deutsche Heidenthum und christliche Mittelalter hinübergezogen zu seyn. Doch wer kann hier die Grenzen ziehen, wo es sich von Jahrhunderten handelt, in denen allerdings Erinnerungen des südlichen und nordischen Heidenthums, nach deren beiderseitigem Untergang, auf christlichem Boden sich berührt haben.

2) Sagen aus der Geschichte des deutschen Volks. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von Ferdinand Bäßler. Mit 8 Illustrationen. Berlin, Decker'sche Oberhofbuchdruckerei, 1855.

Solche Bücher, in denen auf ziemlich bequeme Weise nur wieder abgedruckt wird, was der mühsame Fleiß Anderer gesammelt hat, verbreiten zwar den guten Inhalt und wirken somit schlechter Literatur entgegen, schaden aber doch sehr dem Absatz guter Originalsammlungen. Kaum hatte Panzer seine Beiträge herausgegeben, so lief ihm Schöppner mit einer Sammlung vor, in der nur der kleinste Theil eigenem Fleiß angehörte. Auch Bechstein, der seinen Fleiß in der Sammlung thüringischer und fränkischer Sagen bewährt hat, hätte nicht in seinen neuen gemischten Sammlungen Andre wieder abschreiben und einem Princip der Concurrenz und buchhändlerischen Speculation huldigen sollen, über dem er seinem geistigen Range nach stehen muß. Auch das vorliegende Werk könnte gegen eine neue Auflage der noch unübertroffenen deutschen Sagen von Grimm um so mehr entbehrt werden, da es so viel daraus abgeschrieben hat.

Alterthümer.

Sanct Castor zu Coblenz als Münster, Stift- und Pfarrkirche, deren Geschichte, Kunstwerke rc. von Dr. A. J. Richter. Mit 4 Abbildungen. 2te Auflage. Coblenz, Hergt, 1854.

Der Ertrag ist für die Kirche selbst bestimmt. Es ist eine sehr alte Kirche, die schon in den Jahren 860 und 922 zu Concilien benutzt wurde, gegründet zu Ehren des h. Castor, der hier an der Mosel als Einsiedler lebte. Hier predigte auch der h. Bernhard den Kreuzzug, hier empfing Kaiser Ludwig der Bayer die Huldigung der deutschen Fürsten, hier ist die Grabstätte des Trierer Erzbischof Kuno von Falkenstein rc. Die Kirche ist in den Jahren 1848—51 restaurirt und mit Fresken von Settegast geschmückt worden. Das älteste Bild der Kirche ist ein Muttergottesbild aus dem 13ten Jahrhundert. Ueber alles dies erhält man im vorliegenden mit Liebe geschriebenen Buche ausführliche Auskunft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 61. 1. August 1855.

Volkssagen.

3) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Zweiter Band, erstes und zweites Heft. Göttingen, Dietrich, 1854. 1855.

Diese zuletzt erschienenen Hefte sind wieder von verschiedenen Mitarbeitern reich begabt worden. Wenn des trefflichen Herausgebers Krankheit und Tod keine Störung bewirkt hätten, würden uns wohl schon mehr Hefte vorliegen. So viel wir erfahren, hat die Zeitschrift sich eines guten Absatzes zu erfreuen gehabt.

Wir finden hier kleine Mittheilungen beider Gebrüder Grimm, von Maßmann, Simrock, den Gebrüdern Zingerle, Woeste, Vonbun, Schambach, Seidl, die alle schon als Sammler und Forscher bekannt sind, und von mehreren andern, unter denen Dr. Mannhardt viel verspricht. Die mitgetheilten Gegenstände sind Sagen, Märchen, Volksreime, Volkslieder, Sitten und Gebräuche, Aberglauben und Aehnliches.

Wilhelm Grimm weist im Volksmärchen deutliche Spuren alter Mythen von Thor, dem Donnergotte, nach. „Ein Märchen (Hausm. Nr. 5), erzählt von einem lahmen Schneider, den Petrus aus Mitleiden in den Himmel schlupfen läßt, und der dort die Gelegenheit ersieht, sich auf den Thron Gottes zu setzen. Als er da auf Erden ein altes Weib erblickt, das beim Waschen ein paar Schleier stehlen will, wirft er den Schemel auf es herab. Wegen der Anmaßung Gottes Stelle zu vertreten, zu richten und zu strafen, wird er wieder herausgewiesen. Wenn er Gottes Sitz einnimmt, so ist dadurch die feindselige Gesinnung widerstrebender Geister ausgedrückt, welche in den Himmel eindringen und die Herrschaft an sich reißen wollen, aber herabgestoßen werden. Listiger als der Schneider fängt es in einem andern Märchen (Nr. 81) der Bruder Lustig an. Er reicht dem Apostel, der ihm den Eintritt verweigert, seinen Ranzen hinein, in welchen er alles bannen kann was er will. Als Petrus den Ranzen im Himmel aufgehängt hat, wünscht sich der Bruder Lustig selbst hinein und hat nun erlangt was er wollte. Der Spielhansel (Nr. 82) ist kein anderer, zeigt sich aber noch deutlicher als Himmelsstürmer. Er begibt sich mit seinen Genossen, das sind Teufel, die er im Spiel dem Lucifer abgewonnen hat, nach dem Himmel, und sie stürmen mit großen Stangen, die sie ausgerissen haben, so gewaltig, daß der Himmel schon anfängt zu krachen. Petrus muß sich entschließen, ihn sammt seiner Rotte einzulassen. Spielhansel fängt gleich wieder sein gottloses Spielen an, und die Unholde machen einen solchen Lärmen, daß sie wieder müssen hinausgeworfen werden. Man sieht, es sind die den Göttern verhaßten, übermüthigen Riesen, die nordischen Jötnar, die Thorr mit seinem Donner bekämpft, der hier durch Petrus vertreten wird. In dem merkwürdigen Märchen aus der Bukowina (s. I, 178) schifft Gott mit dem Teufel auf dem Wasser und läßt ihn Sand aus dem Abgrund holen, welchen er ausstreut und damit das Festland erschafft. Als der Herr in den Himmel wieder hinaufsteigt, bringt der böse Geist mit hinein und durch rückwärts gesprengtes Wasser erzeugt er eine so große Menge Teufel, daß Engel und Heilige nicht mehr Raum haben. Gott beruft den Elias, der hier die Stelle von Thorr vertritt und mit Donner, Blitz und vierzigtägigem Regen den Teufel und sein Gefolge wieder hinaustreibt. Die ganze Erzählung ist so alterthümlich und so bedeutungsvoll, daß sie wie ein Stück aus der Edda lautet. Den Zorn des Elias auf den Teufel erklärt eine wallachische Sage (Schott 375): der Böse hat ihn verlockt, seinen Vater und seine Mutter zu erschlagen, und Gott gestattet ihm Rache zu nehmen.

Da haust Elias so furchtbar mit Donner und Blitz, daß die ganze Welt zu Grund gegangen wäre, wenn ihm der Herr nicht den rechten Arm gelähmt hätte. Der Kampf des Elias mit dem Antichrist in dem alten Gedicht Muspilli empfängt dadurch neues Licht: von dem Blut, das aus der Wunde des Elias trieft, entzündet sich die Erde und das Weltall geht in Flammen auf; vgl. D. Mythologie 157—159. In einem Märchen aus dem Harz (Pröhle Nr. 17) geht Thorr als Schmied mit seinem gewaltigen Hammer zu dem Höllenthor, das auf einen Schlag zusammenfällt. Dann spielt er (ein bildlicher Ausdruck für Kampf) mit vier Teufeln, und einer nach dem andern, so wie er verloren hat, wird, der Verabredung gemäß, mit dem Hammer erschlagen. Hierauf zerstört er die ganze Hölle." Man mag darüber vergleichen, was in Menzels neuerschienenem Odin S. 267 über das Märchen vom starken Hans (Wolfs deutsche Hausmärchen S. 269) gesagt ist. Hier weisen so bestimmte Attribute des starken Hans auf Thor hin, daß wir nicht zweifeln können, es handle sich von einem alten Mythus, demzufolge der bäurische Thor einmal in Odins Walhalla eingedrungen ist, um es mit den Einheriar im Wettkampf aufzunehmen.

Noch ein anderes sehr hübsches Märchen, welches auf Thor hinweist, erzählt hier (S. 184) Zingerle aus Tirol: „Es lebte einmal ein Mütterchen, das ein gar braves und kluges Kind hatte. Eines Tages schickte sie das Kind in den Wald hinaus, um dort Erdbeeren zu klauben, die sie in der nahen Stadt verkaufen wollte. Da gehorchte es schnell, nahm ein Körbchen und ging in den Wald hinaus, wo es alsbald ein von Erdbeeren ganz geröthetes Plätzchen antraf. Es machte sich nun über die schönen Beeren her und wollte das ganze Körbchen vollpflücken. Aber das ging nicht lange an, denn bald erdröhnte eine so fürchterliche Stimme, daß der ganze Wald zitterte und dem Kind das Herz im Leibe flatterte. Und als es erschreckt aufsah, stand ein großmächtiger Mann mit feurigen Haaren und rothem Bart vor ihm und brüllte: ‚du bist mein, weil ich dich hier treffe.' — Mit diesen Worten ergriff er das Kind, nahm es auf seine Arme und trug es mit riesigen Schritten waldeinwärts. So ging es lange Zeit durch uralten Wald fort, bis sie in eine landfremde Gegend kamen, wo ein großes, schimmerndes Haus mitten zwischen seltsamen Bäumen stand. Da setzte der Riese mit dem rothen Barte das Kind ab und übergab es einer meeralten Hexe, die im Hause wohnte. Diese lachte vor Freude, als sie das Kind sah, nahm und führte es im ganzen Hause herum, nur ein Zimmer zeigte sie ihm nicht. Dann sagte sie: ‚das ist deine Arbeit hier. Du mußt das ganze Haus putzen und fegen und wehe dir, wenn du ein Zimmer nicht rein haltest. Aber das Zimmer, das ich dir nicht gezeigt habe, darfst du bei Lebensstrafe nie betreten.' — Das brave Kind versprach alles dies gewissenhaft zu befolgen und gleich darauf verschwand die Hexe. Nun war das Kind ganz allein im schönen Hause und that, wie ihm befohlen war. Es arbeitete früh und spät, und ruhte nicht früher, als alle Kammern und Stuben gereinigt waren, nur am verbotenen Zimmer ging es vorbei und sah nicht einmal hinein. So erfüllte drei Tage lang das Kind die Befehle der meeralten Hexe, allein am vierten wurde die Neugierde größer, als die Furcht vor der Strafe war, und es schlich sich behutsam in das verbotene Zimmer. Siehe, da stand ein goldener Wagen, der mit einem goldenen Bocke bespannt war, und an demselben steckte eine goldene Peitsche. Da dachte sich das Kind: ‚hier muß es angenehm fahren sein,' setzte sich in den Wagen und flugs eilte er auf und davon. Das Fuhrwerk ging schnell wie der Wind. Aber kaum war das Kind eine Viertelstunde lang gefahren, als es die schreckliche Stimme des wilden Mannes hörte. Dieser brüllte und fluchte, daß die Erde zitterte, und drohte dem Kinde Tod und Verderben. Da kam das Kind zu einer Wiese, welche an einem Bache lag und wo eben die Leute Heu mähten, die bat das Kind um Rath und Hilfe. Da sagten sie, es solle sich verstecken. Gleich mußte der Bock Halt machen und das Kind stieg aus dem goldenen Wagen, der dann schnell, wie der Wind, weiter fuhr. Das Kind versteckte sich nun in einem Loche. Doch kaum war dieses geschehen, so kam der wilde Mann mit den feurigen Haaren gar zornig herbeigerannt und fragte, ob sie nicht ein Kind gesehen hätten, das auf einem goldenen Wagen vorbeifuhr. Die Leute bejahten es. Da fragte der Mann weiter: ‚wie ist es aber über den Bach gekommen?' Darauf antworteten die Leute: ‚es hängte sich einen Stein um den Hals und sprang in den Bach, worauf es auf der anderen Seite wieder heraus gekommen ist.' Als dieses der wilde Mann gehört hatte, ging er zum Bache, hängte sich einen großen Stein um den Hals und sprang in das Wasser. Der dumme Kerl ertrank in den Fluthen. So war nun das Kind gerettet und konnte zu seiner Mutter heimkehren." Darin ist, wie Herr Zingerle mit Recht bemerkt, eine Erinnerung an Thor enthalten. Das Mädchen ist in seinen Himmel gerathen und hat unschuldigerweise seinen mit Böcken bespannten Donnerwagen bestiegen (wie Phaeton den Sonnenwagen oder wie die zarte Iris einmal unter die reißigen und riesigen Kyklopen gerieth). Ein echt alterthümliches Motiv.

Der Herausgeber hat auch mit Ungarn Verbindungen angeknüpft und Märchen aus Ungarn, der Wallachei, Bukowina mitgetheilt. Darunter ist besonders ein Szekler-Märchen von der Milchstraße merkwürdig.

4) Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen gesammelt von Karl Lyncker. Cassel, Bertram, 1854.

Obgleich von Grimm, Justi, Landau rc. schon viele hessische Sagen gesammelt sind, hat Lyncker doch noch manches Neue aus mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt. Seine Sammlung ist weniger für deutsche Mythologen als für das größere Publikum berechnet und bringt in bunter Vermischung mythische, historische, heidnische und christliche Sagen.

„Zu dem Dorfe Herleshausen an der Werra, in welchem die Landgrafen von Hessen-Philippsthal ein schönes Schloß besitzen, gehört ein Hof, der s. g. Hahnhof. Vor vielen Jahren bewohnte denselben eine Familie, welche durch Unglücksfälle aller Art in ihren Vermögensverhältnissen sehr zurückgekommen war. Wirthschaftsgebäude, Speicher und Tennen waren dem Einsturz nahe, allein der Bauer hatte nicht die Mittel, sie erneuern zu lassen. Eines Abends, als er in düsterm Brüten über seine unglückliche Lage vor seiner Hausthür saß, trat der böse Feind zu ihm und sprach: ‚Ich will dir ein Haus bauen in dieser Nacht und ehe der Hahn zum ersten Male kräht, soll es fertig dastehen, so du mir versprichst, was du an verborgenen Schätzen besitzest.‘ Der Bauer besann sich eine Weile und dachte, was können die Schätze nützen, von denen du nichts weißt. ‚Topp‘, sagte er, ‚ich gehe den Pakt ein!‘ Der Böse ließ sich eine Verschreibung von ihm geben und verschwand. In der Nacht erhob sich ein entsetzlicher Lärm auf dem Hofe, als sollte die Welt umgekehrt werden. ‚Was ist das für ein Getöse, Mann?‘ rief die Bäurin, welche erschrocken aus dem Schlafe auffuhr. ‚Fürchte dich nicht,‘ erwiederte der Bauer, ‚ich habe mit dem Gottseibeiuns einen Pakt geschlossen und ihm verschrieben, was ich an verborgenen Schätzen besitze; dafür baut er uns ein neues Haus, das muß fertig seyn, ehe der Hahn zum ersten Male kräht.‘ Wie entsetzte sich aber der Bauer, als die Frau ihm gestand, daß sie guter Hoffnung sey, und die Befürchtung aussprach, daß der Böse keinen andern Schatz gemeint habe, als das Kind, welches sie gebären werde. Doch setzte sie tröstend hinzu, daß vielleicht eine List sie noch retten könne. Sie kleidete sich an und schlich nach dem Hühnerhause, und als sie sah, daß das Gebäude in Dach und Fach fast fertig da stand, rief sie mit so gut verstellter Stimme ‚Kikirikih!‘ daß alle Hähne auf dem Hofe und in der Nachbarschaft sich täuschen ließen und mit lautem Krähen antworteten. Alsbald fuhren der Teufel und seine Gesellen tobend von dannen. Das Gebäude war fertig bis auf ein Gefach und das Kind war gerettet. Der Bauer erholte sich nachmals wieder aus seiner Armuth und zur Erinnerung an diese Begebenheit erhielt sein Gehöfe den Namen ‚Hahnhof‘.“ Eine oft wiederkehrende Sage, echt volksthümlich und gemüthlich. „Auf dem Christenberge, im Burgwald, stand vor Alters ein Schloß, darin wohnte ein König mit seiner einzigen Tochter, auf die er gar viel hielt und die wunderbare Gaben besaß. Nun kam einmal sein Feind, ein König, der hieß Grünewald, und belagerte ihn in seinem Schlosse. Die Belagerung dauerte lange und der König wäre fast verzweifelt, hätte die Jungfrau ihm nicht immer neuen Muth eingesprochen. Das dauerte bis zum Maitage; da sah einmal die Königstochter, früh Morgens wie der Tag anbrach, das feindliche Heer mit grünen Zweigen den Schloßberg heraufkommen und es wurde ihr angst und bange, denn nun wußte sie, daß Alles verloren war, und sprach zum Vater:

> Vater, gebt Euch gefangen,
> Der grüne Wald kommt gegangen!

Drauf schickte sie ihr Vater ins Lager des Königs Grünewald, bei dem sie ausmachte, daß sie selbst freien Abzug haben sollte und noch dazu mitnehmen dürfte, was sie auf einen Esel packen könnte. Da nahm sie ihren eignen Vater, packte ihn darauf nebst ihren besten Schätzen und zog vom Schlosse weg. Als sie nun eine gute Strecke in einem fort gegangen war, sprach sie: ‚Hier woll mer ruhn!‘ Daher hat das Dorf ‚Wollmer‘ den Namen, das dort liegt. Bald zogen sie weiter durch Wildnisse und Berge, bis sie endlich in eine Ebene kamen. Da sagte die Königstochter: ‚Hier hats Feld!‘ Und da blieben sie und bauten sich ein anderes Schloß, das sie ‚Hatzfeld‘ nannten. Davon steht man denn noch heutiges Tages die Ueberreste, und das Städtchen dabei nannte sich auch, wie die Burg, ‚Hatzfeld‘.“ Diese Sage kehrt ebenfalls an verschiedenen Orten wieder. Wie es scheint, schreibt sie sich von einem altheidnischen Volksfest her, von einer Maifeier mit grünen Zweigen. Unter dem König Grünewald ist nämlich der Mai selbst oder der Frühling zu verstehen, der die Burg des Winters erobert und die schöne Natur befreit.

Sprachkunde.

Berliner Namenbüchlein. Scherz und Ernst aus dem allgemeinen Wohnungs-Anzeiger für Berlin. Berlin, Wilh. Hertz, 1855.

Man kann sich denken, wie vielerlei Namen die zahlreichen Bewohner Berlins tragen. Der ungenannte Verfasser hat sie sortirt und verglichen. Die Mehrheit bilden gewöhnliche oberdeutsche, sodann niederdeutsche Namen. Neben der slawischen Minderheit findet sich auch noch eine romanische und neben den echten französischen und italienischen Namen wieder eine gute Zahl deutscher Namen, die nur latinisirt oder gräcisirt sind, noch herstammend aus der Schulpedanterie des Reformationszeitalters. Unter den niederdeutschen Namen kommen sehr viele vor, die nur provinzielle Abschleifung, Verkürzung und Verunstaltung so geformt haben ad modum Hinz und Kunz (Heinrich und Conrad).

Zuerst sortirt der Verfasser die Namen nach der Bedeutung und zeigt, wie aus allen möglichen Gebieten des Lebens Namen geschöpft worden sind. Eine Menge Standesnamen sind Familiennamen geworden (Schmidt, Becker, Schneider 2c.) Andre sind von körperlichen Eigenschaften, Größe, Gestalt, Farbe 2c. oder von Gemüthseigenschaften entlehnt. Noch andre stammen aus dem Thier- und Pflanzenreich, sey es daß sie als Spitznamen dienten, oder aus irgend einem Verkehr des Nameninhabers mit der betreffenden Creatur. Sehr viele dürften einen zufälligen Ursprung haben, veranlaßt durch irgend eine heroische oder komische Scene im Leben. Einige sind ohne Zweifel ursprünglich nur Spottnamen. Endlich finden sich auch moderne Namen, die Anspruch auf besondere Schönheit machen, meist erst spät angenommene Judennamen, wie Rosenthal 2c. Man glaubt ihr Parfum zu riechen. Die Zusammenstellung der Namen nach ihrer Bedeutung ist dem Verfasser wohl gerathen. Man kann beim Lesen nicht umhin, zuweilen laut zu lachen.

Dann folgt ein Verzeichniß von Vornamen mit ihren mannigfachen volksthümlichen Abkürzungen und Entstellungen und zuletzt eine Rubrik in Erklärungen. Darin ist nun manches recht Interessante, obgleich die Erklärungen nicht immer Stich halten. Wir wollen einige der bekannteren Namen hervorheben und hie und da ein Fragezeichen machen.

Beseler, der Schnitzler.

Bethmann, Erheber der Bede, einer alten Abgabe)?

von Bonin, nach dem gleichnamigen Ort in Pommern, auf die ältere Form des urspr. polnischen Namens (Bonina, Sponinski) spielt das im Wappenschilde befindliche Holzgefecht (aus Buchenholz) an.

von Borcke, wend. bork der Wolf, ein pomm. Geschlecht; es ist ein Spruch erhalten, worin in Bezug auf sie es heißt: ‚Der Borcken Goth, — der Glasenapper Moth, — der Wedel Tritt, — Wer bett het, ging wol mit.'

Brühl, Grfn., von der Familie des berühmten Polnisch-Sächs. Ministers; ‚brühl' ein Wiesenplatz, in mehreren italienischen Städten gibt es dergleichen broglios.

von Canitz, vom slaw. cana, Geier.

Chmel, slaw. Hopfen.

Frehner. Pelzhändler, von Freh (in der Wappenkunde das Pelzwerk).

Göthe, Gödeke, der Gevatter (Gotte).

Kiesewetter, „einer der am Wetter zu mäkeln hat oder auch Schlossenwetter, mit Eis und Gries vermengt." Wir halten nur das letztere für gerechtfertigt. Der Name bezeichnet einen Jähzornigen, wie auch der Name Grieskopf.

Kleber, slaw. chlebarz, der Bäcker?

von Knigge wird aus Canonicus erklärt, gewiß unrichtig.

Kretschmer, der Schenkwirth vom slaw. Kretscham, Schenke.

Kroll, slaw. krol, König.

Krünitz, slaw. der Kreuzschnabel.

Künckel, die Fettwamme des Stiers.

Küttner, slaw. kuttnar, der Bergmann. Aber das Slawische selbst kommt von der Kutte des Bergmanns her.

Leibnitz, von slaw. lipa, die Linde.

Lessing, von slaw. las, Wald, lesnik, Hasel.

Posselt, slaw. possol, Apostel, Bote.

Puchta, slaw. Pfannkuchen.

von Puttkammer, slaw. podkomornik, Unterkämmerer.

von Raumer, slaw. romar, Pilger?

Ribbek, slaw. rybak, Fischer.

Schlözer, Schlottfeger, Caminfeger von Schlott, Schlöte.

Spener, Stecknadelmacher von Spene (spinula) Stecknadel.

Es ist nicht ohne Interesse, zu finden, wie viele deutsche Namen in den Gegenden nordwärts der Spree und Elbe aus dem Slawischen stammen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 62. 4. August 1855.

Geschichte.

Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs von Augustin Thierry. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Elberfeld, Friderichs, 1855.

In der langen Einleitung verbreitet sich Thierry in einem etwas zu kostbaren und gekünstelten Style über die älteste Geschichte der Gallier und Franken und bekämpft mit regem Eifer ein Vorurtheil, welches die Franzosen noch immer hegen, die vollkommen irrige Meinung nämlich, die besonders eine große Rolle während der französischen Revolution gespielt hat: daß die romanisirten Gallier als unterdrücktes Volk von den fränkischen Eroberern, als dem Adel, streng geschieden geblieben seyen und nach dreizehn Jahrhunderten der Eroberung endlich diesen fremden Adel in der Revolution wieder ausgerottet oder vertrieben haben. Es war eine Lieblingsvorstellung der Franzosen im Jahr 1789, sich als emancipirte Gallier zu denken, die den deutschen Feudaladel davonjagten. Thierry, besser unterrichtet und namentlich auch mit den gründlicheren Arbeiten deutscher Geschichtsforscher bekannt, zerstört diese alten Illusionen. Die Wahrheit ist, daß die romanisirten Gallier schon vor der fränkischen Eroberung elende Sklaven und von der allgemeinen Corruption des römischen Kaiserreichs ergriffen waren und daß, wie schon Montesquieu gesagt hat, die Freiheit erst mit den Franken aus den deutschen Wäldern gekommen ist. Die Wahrheit ist ferner, daß die Franzosen in ihrer Revolution von 1789 vom altfränkischen, deutschen Freiheits- und Verfassungsprincip ausgehend das in den bourbonischen Königen wieder herrschend gewordene altrömische Princip des Despotismus bekämpft haben. Die Revolution war demnach keine romanische Reaction gegen die germanische Unterdrückung, sondern gerade umgekehrt, eine germanische Reaction gegen romanische Unterdrückung.

In den Erzählungen selbst hat Thierry einige der ergreifendsten Gemälde aus der Greuelzeit der Merowinger, insbesondere aus dem berühmten Kampf der beiden Königinnen Brunhild und Fredegunde hervorgehoben. Hilperich (Chilperich) König von Soissons opferte seiner Buhlerin Fredegunde zwei rechtmäßige Gemahlinnen. Die eine, Audoveva, hatte drei Söhne, wovon der ältere Theodebert im offenen Kampfe fiel, der andre Merowig sich in Fredegundens Todfeindin, die gefangene Brunhild, verliebte und sie rettete. Brunhilds Gatte war von seinem Bruder Chilperich, nicht ohne Fredegundens Zuthun, gemeuchelmordet worden. Mit der Wittwe des Oheims nun hatte der Neffe, den Fredegundens Haß gleichfalls verfolgte, ein natürliches Mitleid. Aber nachdem er Brunhilden glücklich gerettet hatte, fiel er in seiner Stiefmutter Gewalt und kam ihren Martern durch Selbstmord zuvor. Der dritte Sohn, Chlodwig, wurde eben so grausam von ihr verfolgt, von ihr selbst persönlich in Ketten verhört, dann im Kerker ermordet und ins Wasser geworfen. Ein Fischer fand die Leiche in seinem Netze und begrub sie heimlich, weil er es öffentlich nicht wagen durfte. Endlich ließ Fredegunde auch den Hilperich selbst umbringen, um mit ihrem Buhlen Landerich allein zu regieren. Diese abscheulichen Geschichten, an die Tragödien von Agamemnon und Oedipus mahnend, werden hier ausführlich erzählt. Die einzige lichte Stelle in diesen Nachtstücken ist das Leben der h. Radegunde. Diese Nichte des Thüringerkönigs Hermanfried war, nachdem Hilderichs Oheime das thüringische Königreich erobert und die ganze Königsfamilie daselbst ausgemordet hatten, wegen ihrer Schönheit allein am Leben gelassen aus Thüringen entführt, Zankapfel zwischen den fränkischen Siegern, auch zur Heirath mit dem Einen gezwungen,

aber nachher von ihm in ein Kloster zu Poitiers verstoßen worden. Hier brachte sie ihre Tage in frommen Uebungen und in schmerzlicher Erinnerung an ihre Eltern und Verwandten in Thüringen zu. Ihr einziger Trost war ein geistvoller und hochgebildeter Priester, Venantius Fortunatus, dessen lateinische Dichtungen nicht nur für die edle Königstochter schwärmen, sondern auch häufig ihre eigenen Empfindungen und Worte übersetzen. So läßt er sie das Heimweh und die Sehnsucht nach den verlorenen Eltern ausdrücken: „Ich sah die Frauen in die Knechtschaft schleppen, die Hände gebunden und mit fliegenden Haaren; die eine ging nackten Fußes im Blut ihres Gatten, die andre trat auf den Leichnam ihres Bruders. — Jeder hatte seinen Grund zu weinen und ich weinte für Alle. — Ich beweinte meine todten Eltern und muß auch um die weinen, welche am Leben geblieben sind. — Wenn meine Thränen versiegen, meine Seufzer verstummen, so gibt sich doch mein Kummer nicht zufrieden. — Wann der Wind pfeift, lausche ich, ob er mir Rede stehe, aber der Schatten keines der Meinigen will mir erscheinen. — Eine Welt trennt mich von meinen Lieben. — Wo sind sie? Ich frage den sausenden Wind, die ziehenden Wolken frage ich; ein Vogel, wollte ich, brächte mir von ihnen Botschaft. — Ach, hielte mich nicht dieses Klosters geheiligter Ring, sie sähen mich bei ihnen anlangen, wann am wenigsten sie es erwarteten. Ich schiffte durch den Sturm, ich zöge jubelnd über Meer. Die Matrosen zitterten und ich hätte keine Angst; bräche das Schiff, ich umklammerte einen Balken und zöge weiter; und könnte ich keine Trümmer ergreifen, ich schwämme ihnen zu."

Zu den sehr interessanten Episoden gehören ferner die Geschichte des Wütherichs Rauching, der seine Leibeignen auf die martervollste Weise mishandelte und mordete, blos sich zur Lust. Und die Geschichte zweier Juden in Paris. Dem König Hilperich fiel es einmal ein, alle Juden bekehren zu wollen. Sein im Jahr 582 desfalls ergangener „Erlaß schloß mit einer Formel von königlicher Erfindung, einer wahrhaft barbarischen Formel, deren er sich bald als einer Art Schreckbild zu bedienen pflegte, bald in der ernsthaften Absicht, derselben wörtlich Folge zu geben: ‚Wenn Jemand sich über diesen Erlaß hinwegsetzt, soll er zur Züchtigung geblendet werden.' Von Schreck gejagt, gehorchten die Juden und gingen in die Kirche, den geistlichen Unterricht entgegen zu nehmen. Der König machte sich einen kindischen Ruhm daraus, in großem Prunk den Ceremonien ihrer Taufe beizuwohnen, ja mehrere dieser gewaltsam Bekehrten in Person aus der Taufe zu heben. Ein Mann jedoch wagte, sich dagegen zu sperren und den Abfall zu verweigern; es war derselbe Priskus, welcher so hartnäckig mit Gründen gefochten. Hilperich zeigte viel Geduld; neuerdings versuchte er an diesem harten Kopf, der ihm Stand gehalten, das Mittel der Ueberredung; aber nach einem fruchtlosen Religionsgespräch, erbittert, zum zweiten Mal seine Beredsamkeit an ihm erlahmen zu sehen, rief er aus: ‚Glaubt er nicht gutwillig, so will ich ihn wohl wider Willen glauben machen.' Der Jude Priskus wurde dann ins Gefängniß geworfen, verlor aber den Muth nicht. Er machte sich geschickt die genaue Kenntniß, die er vom Charakter des Königs hatte, zu Nutzen, nahm ihn an seiner schwachen Seite und ließ ihm reiche Geschenke anbieten, unter der Bedingung, dafür einen kleinen Aufschub zu erhalten. Sein Sohn, sagte er, werde nächstens eine Jüdin von Marseille ehlichen; er brauche nur die nöthige Zeit, diese Heirath abzuschließen, worauf er sich, wie die Andern, unterwerfen und den Glauben wechseln wolle. Ob dieser Vorwand wahr und das Versprechen aufrichtig war, kümmerte Hilperich wenig; da der Reiz des Goldes auf der Stelle seine Bekehrungsplane beschwichtigte, ließ er seinen jüdischen Kaufmann in Freiheit setzen. So blieb Priskus rein vom Abfall und in seinem Gewissen ruhig, der einzige von seinen Glaubensgenossen, die, von Gewissensangst und Furcht da und dorthin getrieben, sich heimlich versammelten, um den Tag des Sabbaths zu begehen, und am folgenden Morgen als Christen dem Gottesdienst in der Kirche beiwohnten. Unter denjenigen Neubekehrten, die König Hilperich mit der Gunst seiner geistlichen Vaterschaft beehrt, befand sich ein gewisser Phatir, aus dem Königreich der Burgunder gebürtig und seit Kurzem zu Paris niedergelassen. Dieser Mann, ein finsterer Charakter, hatte kaum den Glauben seiner Vorfahren abgeschworen, als er es auch tief bereute; das Gefühl der Schande, worein er sich gefallen sah, wurde ihm bald unerträglich. Diese herben Gedanken gingen in heftige Eifersucht auf Priskus über, welcher, glücklicher als er, das Haupt hoch tragen konnte, frei von der Scham und der Qual, die am Herzen eines Abtrünnigen nagen. Dieser Haß, heimlich groß gezogen, wurde zur Wuth und Phatir beschloß, denjenigen zu ermorden, dessen Glück er beneidete. An jedem Sabbathstage schlich Priskus in ein abgelegenes Haus im Süden der Stadt an einer der beiden römischen Straßen, deren Vereinigungspunkt wenig von der kleinen Brücke abliegt, und vollbrachte da heimlich die Bräuche des jüdischen Gottesdienstes. Phatir nahm sich vor, ihn am Weg aufzulauern, und legte sich, von seinen mit Dolchen und Schwertern be-

waffneten Sklaven begleitet, auf einen Platz in den Hinterhalt, welcher der Vorhof der Basilika Sankt Julians war. Der unglückliche Priskus, der sich nichts davon träumen ließ, ging seinen gewohnten Weg. Nach Sitte der Juden, die sich in den Tempel begeben, trug er keine Art von Waffe bei sich und hatte den Schleier, mit dem er sich während des Gebets und des Psalmengesanges das Haupt verhüllen sollte, wie einen Gürtel um den Leib geknüpft. Einige seiner Freunde begleiteten ihn, aber, wie er, waren sie ohne Vertheidigungswaffe. Wie sie Phatir in seinem Bereich sah, fiel er über sie her, das Schwert in der Hand, seine Sklaven ihm nach, die, von der Wuth ihres Herrn angefeuert, ohne Unterschied der Person zustachen und den Juden Priskus und seine Freunde mit einander schlachteten. Die Mörder liefen dann eilends auf das sicherste und nächste Asyl zu und brachten sich alle in der Basilika des heiligen Julian unter. Ob nun Priskus unter den Bewohnern von Paris einer großen Achtung genoß, oder ob der Anblick der auf dem Pflaster liegenden Leichname genügte, einen allgemeinen Unwillen zu erregen, kurz, das Volk rottete sich an der Stelle zusammen, wo eben diese Morde begangen worden waren, und eine beträchtliche Menge umringte, mit Geschrei den Meuchlern Tod drohend, von allen Seiten die Basilika. Ein solcher Schreck fuhr in die Geistlichen, welche die Kirche hüteten, daß sie in aller Eile in den königlichen Palast schickten und um Schutz und Verhaltungsbefehle baten. Hilperich ließ antworten, sein Pathe Phatir solle mit heiler Haut davonkommen, die Sklaven aber müssen alle aus dem Asyl geschafft und mit dem Tode gestraft werden. Diese, ihrem Herrn bis ans Ende getreu, dem sie im Guten wie im Bösen zu Dienst gewesen, sahen ihn ohne Murren allein mit Hülfe der Geistlichen entschlüpfen und schickten sich an zu sterben. Um den Qualen zu entrinnen, mit denen sie der Zorn des Volks bedrohte, und der Folter, die nach gerichtlichem Brauche dem Todesstreich vorangehen mußte, beschloßen sie einhellig, einer aus ihnen müsse die andern, dann sich selbst mit seinem Schwerte tödten, und wählten mit Zuruf den, der das Henkeramt verwalten sollte. Der Sklave, welcher ihrer Aller Willen vollstreckte, traf seine Genossen einen nach dem andern; aber als er sich allein aufrecht sah, stand er an, das Eisen gegen seine Brust zu kehren. Ein Anflug von Hoffnung zu entschlüpfen oder der Gedanke, sein Leben wenigstens theuer zu verkaufen, bewog ihn, sich aus der Basilika mitten unter das zusammengerottete Volk zu stürzen. Sein über und über blutiges Schwert schwingend suchte er sich durch die Menge einen Weg zu bahnen, aber nach einem Handgemenge von wenigen Augenblicken wurde er von der Ueberzahl zermalmt und unterlag, grausam verstümmelt. Phatir erbat sich vom König zu seiner eignen Sicherheit die Erlaubniß, in das Land zurückzukehren, aus dem er gekommen; er verreiste nach dem Königreich Guntram's, aber Priskus' Verwandte machten sich auf, seiner Spur nach, holten ihn ein und rächten durch seinen Tod den ihres Sippen."

Diese merkwürdige Geschichte hätte einen guten Stoff abgegeben zu einer Erzählung im Styl der altitalienischen Novellen. Aus einer ähnlichen hat Shakespeare bekanntlich seinen Shylok entlehnt.

Schweizer-Geschichte.

Der Bauernkrieg von 1653 in der Landschaft Basel. Von Prof. Dr. A. Heusler. Basel, Neukirch, 1854.

Eine sehr interessante historische Monographie. Der merkwürdige Schweizer Bauernkrieg ist am umfassendsten geschildert worden vom sel. Bibliothekar von Balthasar in Aarau (im dicken 6ten Bande der Helvetia). Da aber in diesem Werke auf einzelne Cantone nicht bis ins Genaueste eingegangen werden konnte, hat Herr Heusler den Antheil des Canton Basel an jenem Kriege auf eine sehr ansprechende Weise besonders herausgehoben.

Die Schweizer, ursprünglich Bauern, die sich gegen ihre Herren empörten, wurden nach und nach selber Herren und erlebten alsdann, daß auch ihre Bauern sich wieder gegen sie empörten. Nicht blos in den städtischen Cantonen übte die Stadtaristokratie, sondern auch in den ländlichen Urcantonen übten die alten Bauernfamilien strenge Herrenrechte über die Unterthanen. Natürlicherweise war aber das Stadtregiment wie am umfangreichsten, so auch am drückendsten. Die Städte Bern, Zürich, Basel, Luzern, Solothurn beherrschten mehr als die halbe Eidgenossenschaft (damals). Die Reformation war der wachsenden Tyrannei ungemein förderlich gewesen. „Die Folgerungen aus jenen namentlich auch in der Basler-Confession sehr entschieden ausgesprochenen Gedanken von dem göttlichen Amte der Obrigkeit sind wohl vollständig erst in einer spätern Zeit gezogen worden, im 17ten Jahrhundert herrschen sie namentlich in unsern reformirten Städten und greifen auf bemerkenswerthe Weise auch in das Bewußtseyn des Landvolkes ein. So tief und innerlich wahr nun auch dieser Gedanke ist, so erhebend und veredelnd er auf sittlich ernste Naturen wirken muß, so gefährlich ist

er, wo Beschränktheit und Leidenschaft sich seiner bemächtigen." Dazu kam der von Frankreich herkommende Souverainetätsschwindel. „In den Städten und Ländern concentrirt sich die Gewalt in den Händen Weniger, die Hauptstädte erschweren den Erwerb des Bürgerrechts, bis sie es in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ganz schließen; die Unterthanen werden von weltlichen und in den reformirten Cantonen auch von geistlichen Stellen ausgeschlossen, so wie auch von höhern Militärstellen. Die öffentlichen Volksgerichte werden zur bloßen Form oder verschwinden ganz. Zu der mißverstandenen Idee vom göttlichen Rechte der Obrigkeit kam nun noch eine französische Doctrin, welche den Begriff der Souverainetät, welcher ursprünglich Unabhängigkeit von außen, Freiheit vom Lehnsverbande, bedeutete, auch auf das Innere bezog, und dahin auslegte, daß vermöge derselben die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Geschäften durch den Inhaber der öffentlichen Gewalt als unwesentlicher Punkt aufgehoben, der Regent also in seinen Regierungshandlungen nicht an die Zustimmung von Unterthanen gebunden seyn könne. Diese neue Doctrin war aber wohl gerade jetzt um so gefährlicher, weil man vielleicht in der Schweiz niemals so viel von Souverainetät sprach als zu den Zeiten des westphälischen Friedens, und weil die in diesem Friedensinstrumente erfolgte Anerkennung der vollen Freiheit der Schweiz von deutscher Reichsgerichtsbarkeit, eben deshalb nur zur Bestärkung in den eingedrungenen Begriffen von Machtvollkommenheit führen konnte."

Wir finden eines Umstandes hier nicht erwähnt, auf den v. Balthasar in seiner Darstellung großes Gewicht legt, nämlich die Privatabhängigkeit des Landvolks von den reichen Städtern als deren Privatschuldner, und den schweren Druck des Zinses. Während des dreißigjährigen Krieges flohen eine Menge Reiche aus Deutschland nach der sichern Schweiz und brachten dahin viel Geld (denn nur die Reichen wurden zugelassen, die Armen durften vor den Thoren der Städte verhungern). Der Reichthum erzeugte Luxus, der Luxus machte die arm, die keine nachhaltigen Fonds hatten, und somit zu Schuldnern der Reichen. Während die reichen Städter allein allen Vortheil von den fremden Gästen zogen, verarmte das Landvolk und mußte in den Städten demüthig um ein Anleben nachsuchen.

Von diesem Verhältniß ist im vorliegenden Werkchen in Bezug auf den Canton Basel nicht die Rede, so wie auch ausdrücklich gesagt wird, daß in diesem Canton keine Klage wegen Münzverschlechterung erhoben worden sey. Dagegen beschwerte sich das Landvolk hauptsächlich über die „Soldatengelder", Leistungen für Rüstungen, Durchzüge über die nahe Grenze ɩc., welche der Landschaft allein aufgebürdet blieben, ferner über die Vertheurung des Salzes, und endlich über eine Menge neue, dem alten Recht zuwiderlaufenden Auflagen und ungerechte Strafen, welche die Beamten nach Willkühr verfügten.

Als der Aufruhr zunächst im Canton Luzern und Bern ausbrach, dehnte er sich bald auch über das Basler Gebiet aus. Die Liestaler „begehrten auf" im Jahr 1653 wie im Jahr 1831. Das hier von der Regierung aufgestellte Militär mußte der Uebermacht der Bauern weichen. Einen allgemeinen Zug gegen das wohlbefestigte Basel selbst aber hat das Landvolk damals nicht gewagt. Man kam hier von beiden Seiten nicht zum Aeußersten. Die Unterhandlungen spielten eine größere Rolle, als der offene Krieg. Inzwischen war das gesammte Bauernvolk bewaffnet. „Auf den 14. (24. April) hatten die evangelischen Städte einen Buß- und Bettag ausgeschrieben, und auch die Regierung von Basel forderte ihre Angehörigen auf, diesen Tag feierlich zu begehen, und von Morgens 7 bis 11 oder 12 Uhr zwei Predigten anzuhören, und zwar wie üblich mit dem Seitengewehr. Aber so groß war bereits das Mißtrauen, daß die Bauern besorgten, es sei auf einen hinterlistigen Ueberfall in den Kirchen abgesehen. Sie ordneten also Wachen und Lärmzeichen an, und fanden sich mit Ober- und Untergewehr zum Gottesdienste ein. Mit welcher Andacht hörten wohl diese, gegen vermeinte Mordanschläge ihrer väterlicher Obrigkeit bis an die Zähne bewaffneten Bauern stundenlange Predigten über den Gehorsam gegen die an Gottes Statt gesetzte Obrigkeit an?"

Die Basler Herren gaben in einigen wesentlichen Punkten (Soldatengelder und Salz) nach, temporisirten im Uebrigen und strengten sich auch durchaus nicht an, die übrigen Regierungen in ihrem gemeinschaftlichen Kampf gegen die Bauern mit Waffen zu unterstützen. Als aber die Bauern bei Mellingen durch General Werdmüller besiegt und unterworfen waren, da erst traten die Basler Herren mit großer Strenge auf und eiferten gegen die Milde, die andere Cantonsregierungen bevorworteten. In der That ließen die Basler von den Rebellen 1 hängen, 6 köpfen, 6 auf die venetianische Galeere schicken (diese wurden unterwegs von den Bauern befreit) und eine große Menge zu Gefängniß und Vermögensconfiscation verurtheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 63. 8. August 1855.

Reisen.

Reiseskizzen aus Spanien. Zum besten eines wohlthätigen Zweckes geschrieben von Franz Lorinser. Zwei Theile. Regensburg, Manz, 1855.

Der Verfasser, ein katholischer Priester aus Schlesien, suchte in Spanien literarische Notizen in Bezug auf die berühmten Auto's von Calderon (die er übrigens nicht gefunden hat) und brachte nur sechs Wochen auf spanischem Boden zu, hat aber in dieser kurzen Zeit eine Menge der interessantesten Bilder aufgefaßt und sehr gut wiedergegeben. Es ist eine gesunde Natur, ein frischer kräftiger Geist, der uns anspricht.

Unterwegs in Frankreich macht er die Bemerkung, der neuere kirchliche Aufschwung daselbst sey von den Laien ausgegangen, von Chateaubriand, von den Stiftern der Xaver- und Vinzenzvereine ꝛc., und beim Clerus, wie achtbar auch ein großer Theil desselben sey, finde sich doch immer noch sehr viel Kälte, Gallicanismus ꝛc. Auch die Kirchen fand der Reisende gar zu schmucklos und unbefriedigend für das katholische Gefühl des „Heimlichen". „Die innere Ausschmückung steht in der Regel mit der reichen gothischen Architektur des Gebäudes im schreiendsten Contrast. Man kann sich kaum etwas Leereres, Dürftigeres, Kälteres denken, als die Altäre und Kapellen der meisten französischen Kirchen. Sehr oft besteht der Altar in nichts anderem, als einem modernen viereckigen Bilde mit Goldrahmen und einem Altartisch mit 6 Leuchtern. Von der Decke hängen moderne Kronleuchter herunter, die wie kleine Luftballons aussehen, da sie beständig mit einer Hülle von Zeug umgeben sind und wahrscheinlich nur an hohen Festen derselben entkleidet werden. Selbst die Leuchter des Hochaltars habe ich öfters in dieser Weise eingewickelt gefunden. In den Ecken neben dem Portal sind häuserhoch Strohstühle aufgespeichert, mit denen in der Kirche Handel getrieben wird. Der Tarif ihrer Preise ist an mehreren Orten der Kirche angeschlagen, worauf zu lesen, was ein solcher Stuhl für eine stille Messe, für ein Hochamt, einen Nachmittagsgottesdienst und eine Predigt kostet. Für die Predigt sind sie am theuersten. In der Cathedrale von Bordeaux, die ein herrliches gothisches Gebäude ist, befinden sich fast gar keine Seitenaltäre, und der sehr dürftige Hochaltar ist mir besonders durch den wahrhaft erbärmlichen hölzernen bischöflichen Thron aufgefallen, der unmittelbar am Cancell steht. Eine ewige Lampe habe ich in dieser Kirche nicht entdecken können. Der Notre-Dame in Paris ist im Innern weiß angestrichen und ohne allen Schmuck; die niedrigen Seitenschiffe haben ein himmelblaues Gewölbe mit goldnen Sternen erhalten; der Hochaltar ist höchst dürftig; die Kanzel, ohne Zweifel dieselbe, auf der Lacordaire seine berühmten Conferenzen gehalten) besteht aus vier hölzernen, braun angestrichenen Bretter, über denen ein runder Deckel ohne jede Verzierung schwebt. Die ganze Kirche macht den Eindruck, als habe hier noch vor acht Tagen die Göttin Vernunft auf dem Altar gestanden. Im Pantheon, das neuerdings als Kirche der heiligen Genovefa eingeweiht worden, ist allerdings viel Eleganz zu bemerken; es hat aber auf mich keinen andern Eindruck als den eines reich dekorirten Concertsaales gemacht. Einige sonderbare Heiligen, die nur in Frankreich verehrt werden, la Gloire, la Patrie u. s. w., zieren, in Fresko gemalt und mit Namensunterschriften versehen, damit ja kein Mißverständniß obwalten könne, diese Kirche. Ueber dem Portal ist heute noch in großen metallenen Buchstaben zu lesen: Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Die Asche Voltaire's ruht heute noch in der Gruft unter dem Hochaltar" u. s. w.

In Spanien erst fand der Reisende jenes „Heimliche,

echt Katholische wieder, was er in Deutschland verlassen hatte, und in noch höherem Grade. Insbesondere imponirten ihm dort seine geistlichen Collegen. „In schroffem Gegensatz zu gewissen selbstgefälligen, kalten, oft sogar abstoßenden Gesichtern, denen man in Frankreich unter dem Clerus zuweilen begegnet, und zu der, mehr als der priesterliche Anstand gerade erfordert, dort zur Schau getragenen Nettigkeit und Geleckheit (man verzeihe den Ausdruck, ich weiß keinen bezeichnenderen) in der Kleidung, begegnet man in Spanien fast durchgängig abgezehrten, wahrhaft ascetischen Physiognomien (ich mache hier durchaus keinen Schluß auf die innere Verfassung, sondern referire nur einfach, was ich gesehen), die mir meistens geistreich, bekümmert und zu gleicher Zeit wohlwollend und demüthig erschienen sind, und mit einem Zuge, der wie ein stilles Brüten über tiefen, enthusiastischen Gedanken aussieht. Daß dieser äußere Eindruck kein bloßes Spiel meiner Phantasie gewesen, beweist eine Aeußerung meines protestantischen deutschen Landsmannes in Barcelona, der einmal zufällig die Bemerkung machte: die Geistlichen in Spanien sähen alle aus, als wären sie eben aus dem Grabe erstanden."

Eine sehr gute Bemerkung macht der Verfasser über das Natürliche in der spanischen Frömmigkeit. „Nur der Pharisäismus mancher Nordländer kann hieran Anstoß nehmen, dem man, wenn er in der Kirche erscheint, es ansieht, daß er unaufhörlich über sich selbst reflektirt und alle seine Bewegungen und äußeren Akte berechnet. Weder der kopfhängerische Pietismus mancher Protestanten, noch die sentimentale Ziererei mancher nordischen Katholiken, besonders aus dem schönen Geschlecht, wäre dem spanischen Charakter möglich, der, wenn irgend wo, in religiöser Hinsicht ein kerngesunder ist. Auch der Mangel des Gebrauchs von Gebetbüchern in der Kirche, den die nordländische Pedanterie sofort sich beeilen würde, als einen Mangel an Geistesbildung zu bezeichnen, ist, meines Erachtens, nur eine Folge dieses kräftigen, naturwüchsig gesunden Charakters, der nicht durch omnipotente Schule abgeschwächt und ausgemergelt ist. Die Spanier besitzen in ihrem Herzen und ihrem Geist eine so reiche Fülle, daß sie nicht nöthig haben, zum Buchstabiren ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Gemüth zu Gott zu erheben, und es verräth wahrlich grade im Gegentheil einen höheren Grad religiöser Bildung, aus dem Herzen andächtig beten zu können und sich dabei produktiv und selbstthätig schaffend zu verhalten, als fremde Gedanken durch Lesen sich erst mühselig anzueignen und in sich selbst kümmerlich zu reproduciren. Daß ich hiermit nicht den Nutzen und die Zweckmäßigkeit des mit Maaß und Verstand angewendeten Gebrauches von Gebetbüchern leugnen wolle, versteht sich wohl für den vernünftigen Leser von selbst, sowie auch, daß ein solcher Gebrauch in Spanien keineswegs ausgeschlossen sey, wenn es gleich in dem mysteriösen Dunkel der Kirchen zuweilen mit einiger Schwierigkeit verbunden seyn dürfte, sich der Gebetbücher zu bedienen." Mit nichts hat die Schule so tyrannisch in das Reich und Recht der Kirche eingegriffen, als mit den Büchern als Hülfsmitteln der Andacht. Wer nur Gedrucktes betet, betet nicht mehr, sondern liest. Auch die Predigt ist zum Schulelaborat ausgeartet. Die Prediger jagen den Leuten die Andacht aus dem Herzen in den Kopf und disputiren ihnen die christliche Wahrheit, auch wenn sie sie vertheidigen, durch ihre Langweiligkeit auch aus den Köpfen hinaus.

Der Reisende überschritt die Pyrenäen auf der Ostseite und gelangte zuerst nach Barcelona, von wo aus er den berühmten Monteserrat bestieg. Er beschreibt denselben sehr ausführlich und erzählt auch seine historischen Erinnerungen und Legenden, nach einem spanischen Werke (Balaguer, Montesserrate, Barcelona 1853). Die Legende von San Guarin hat übrigens die größte Aehnlichkeit mit der durch ihre altdeutsche Bearbeitung berühmten Legende von Gregor auf dem Stein. — Von Barcelona aus fuhr Herr Lorinser über Meer nach dem schönen Valencia, dessen Umgegend ein einziger großer Garten (huerta) ist, dann wieder über Land nach Murcia. Ueberall fand er Land und Menschen schön, beide in einem ganz eigenthümlichen Schmuck. „Ich konnte mich innig über jede Palme freuen, an der wir vorbeikamen, und mit unermüdeter Aufmerksamkeit das furchtbare Dickicht der Huerta betrachten. Auch hier begegneten wir, wie bei Valencia, vielen Landleuten, die ihre Produkte nach der Stadt brachten. Die oben bereits beschriebene (valencianische) Tracht steht besonders den kleinen Jungen gut, die, mit einem großen Stabe bewaffnet, und gewöhnlich einen Espartokorb auf dem Rücken schleppend, mit ihren runden, breitkrämpigen, braunen Hüten und allerliebsten unschuldigen Gesichtern, aus denen die lebhaften, schönen Augen freundlich hervorglänzen, in ihrem weißen, immer reinlichen Hemde munter und rüstig einherschreiten. Bei dem kleinen Oertchen Alcantarilla hört die Huerta auf und eine öde, baumlose, mit Stoppelfeldern bedeckte Gegend beginnt. Der Horizont bleibt fortwährend nach allen Richtungen hin von felsigen Gebirgsketten begränzt. Im Süden namentlich zieht sich hier, in ganz grader Richtung von Osten nach Westen hinlaufend, eine mächtige Felsenmauer hin, welche die Richtung der Meeresküste bezeichnet, und hinter der die Hafenstadt Cartagena liegt. Diese nackten Sierren,

an denen die Sonnenstrahlen fast in allen Farben des Regenbogens spielen, sehen von weitem aus, als wenn sie vom schönsten Sammt wären, oder erscheinen, um der vielen Ecken und Kanten willen, die sie darbieten, wie zerknittertes Seidenpapier."

Endlich kam er nach Granada. „Die unaufhörlichen Hohlwege, die von öden, nackten Abhängen gebildet wurden und die kein Ende nehmen wollten, setzten meine Geduld auf eine harte Probe. Der Weg führte hier beständig bergab. Endlich zeigten sich links auf einem gegenüberliegenden Hügel, von den letzten Strahlen der eben untergehenden Sonne geröthet, einige finstere, viereckige Thürme, an die sich andere Gebäude anschloßen, und über denselben erschien wiederum die prächtige Mauer der Sierra Nevada. El Alhambra! rief ich aus, und erhielt sofort die Bestätigung von einem vorübergehenden Landmann, daß es wirklich der berühmte Palast der Morenkönige sey, den ich vor mir sah. Noch wenige Schritte und eine Aussicht eröffnete sich, welche die ganze Pracht von Granada mit Einem Blick vor mir entfaltete. Da lag die stolze Stadt, im Dämmerlicht verschwimmend, mit ihren vielen Kuppeln und Palästen am Fuße des mächtigen Bergrückens sich hinwindend, den wir noch herniederzusteigen hatten, und über dieselbe hinaus schweifte der Blick weit hin in die fruchtbare Vega bis zu den fernen Sierren, die auf dem glühenden Abendroth sich abzeichneten. Aus der Vega glänzten hin und wieder große Feuer in der Dämmerung auf, die von den angezündeten Stoppeln der Getreidefelder verursacht wurden, mit deren Asche man in Spanien die Felder düngt. Während wir langsam im Angesicht des großartigen Panoramas, über das leider gar bald die Dunkelheit ihren Schleier deckte, den breiten Bergrücken herunterfuhren, kam uns eine Gesellschaft fröhlicher Leute mit Guitarren entgegen, die mit ihrem freundlichen Gruß uns gleichsam im Namen der Stadt willkommen hießen." Hier verweilte der Verfasser mehrere Tage und schildert Granada, die Alhambra, die Natur, die Menschen mit neuem Reiz, obgleich die Touristen hier alles schon hundertmal beschrieben haben. Hier im tiefen Süden, wie überall in Spanien, war er als Deutscher willkommen. „Ehe man sie näher kennt, hält man in der Regel alle Fremden für Franzosen, und wer als Deutscher sich zu erkennen gibt, dem wird gewöhnlich der im Tone angenehmer Ueberraschung ausgesprochene Ausruf: Aleman? in dessen Aussprache man oft ein großes Wohlwollen zu legen versteht, entgegenkommen, mit der Aufforderung, Platz zu nehmen und es sich bequem zu machen. Mir wenigstens ist es mehrmals so ergangen. Es ist dies wohl nichts anderes, als ein im Volksbewußtseyn zurückgebliebener Rest alter Anhänglichkeit an die deutsche casa de Austria, welche Spanien seine größten und geliebtesten Herrscher gegeben hat."

Von Granada wurde die Reise zu Pferde fortgesetzt nach Cordova, dessen maurische Prachtbauten den Verfasser zu einer sehr richtigen Bemerkung gegen die Touristen veranlassen, welche insgemein die Zeit der maurischen Herrschaft in Spanien als eine goldene preisen und die spätere christliche Zeit als eine der dicksten Finsterniß, Faulheit, Armuth und Sclaverei bezeichnen. Wir haben gegen dieses lächerliche Vorurtheil schon aus Anlaß einer Schrift über die Moriskos von v. Rochau (Literaturblatt 1853 Nr. 46) uns ausgesprochen. — Sevilla zu sehen, war der Verfasser durch die Cholera verhindert; er reiste daher durch die Sierra Morea nach Madrid. Diese Hauptstadt vergleicht er, so wenig Altes bietet sie dar, mit Berlin, nur daß ein ganz anderes Volksleben in ihr pulsire und daß denn doch malerische Berge ihren Horizont verschönern. Ungleich mehr Aufmerksamkeit aber widmet er der prächtigen Stadt Toledo, der Hauptstadt des alten vormaurischen Spaniens und jetzt noch die geistliche Hauptstadt des Landes. Er kann nicht satt werden, die großartige Pracht und Schönheit dieser heiligen Stadt zu bewundern. „Toledo ist eine Stadt von so durchaus eigenthümlichem Charakter, daß sie schlechterdings mit keiner anderen der Welt verglichen werden kann. Nicht blos ihre sonderbare Lage und der in hohem Grade pittoreske Eindruck, den sie macht, auch ihre Geschichte, die in's graue Alterthum hinaufreicht, und von der fast jedes Jahrhundert seine Spuren zurückgelassen hat, geben der Stadt einen romantischen Reiz, den außer ihr keine andere aufzuweisen hat. Was die Merkwürdigkeit und Reichhaltigkeit ihrer Monumente betrifft, so kann wohl von allen Städten des Erdbodens Rom allein sich mit ihr messen. Auf einen mächtigen Granitfelsen, der an drei Seiten, im Osten, Süden und Westen, durch eine tiefe Schlucht, die der Tajo durch das Gestein sich gewühlt hat, von den felsigen Gebirgen abgesondert ist, die überall die Stadt umgeben, und der kaum irgendwo eine kleine ebene Fläche darbietet, ist ihre imposante Häusermasse, aus der über 100 Thürme sich erheben, und von der die Hälfte ein ruinenmäßiges Ansehen hat, mit ihren engen, abschüssigen und krummen Straßen, von denen nur sehr wenige für Wagen zugänglich sind, gelagert, und bietet dem Auge einen Anblick dar, der ihm Bewunderung abzwingt, und, von welcher Seite immer er betrachtet werden mag, einen Eindruck von Majestät hervorbringt, der der alten Hauptstadt eines

so romantischen Landes, wie Spanien, vollkommen würdig ist. Ueber die tiefe, finstere Schlucht des Tajo, welche überall schöne Felspartiheen darbietet, wölben sich zwei mächtige, wahrhaft majestätische Brücken mit uralten Fundamenten, die den Zugang zu dem an diesen Seiten sonst völlig unzugänglichen Felsen möglich machen, im Osten der Puente de Alcantara und im Westen der Puente de San Martin. Ihre kühnen, finsteren Bogen spannen sich gespensterhaft über die tiefe, wilde Schlucht, und gleich zwei riesigen Armen, mit denen der vom Tajo umflossene Felscoloß, auf dem die Stadt liegt, an den gegenüberliegenden Felsen sich festhält, um vom Flusse nicht weggespült zu werden." Insonderheit von der Kathedrale, der prachtvollsten Kirche in ganz Spanien, wußte sich der enthusiastische Verfasser kaum loszureißen. Auch der reizenden gothischen Kirche San Juan de les Reyes spendet er das höchste Lob.

Von hier aus besuchte der Verfasser noch das großartige, aber weit weniger schöne Escorial und Burgos. Das letztere ist die zweite Hauptstadt des alten Spanien (des Königreichs Leon) und hat wieder einen ganz eigenthümlichen Reiz. „Nicht wie das stolze, romantische Toledo auf der Höhe eines steilen Felsens gelegen, und schon in seinem Aeußern den Stempel orientalischen Zaubers an sich tragend, zeigt vielmehr die alt-castilische Königsstadt ein entschieden germanisches Gepräge und breitet sich friedlich, ohne trotzige Herausforderung, im Thale am Ufer des Arlanzon aus, ihren Rücken anschmiegend an den Hügel, der sie zu bewachen und zu beschützen scheint, gleichsam die feenhafte Pracht ihrer Cathedrale von Filigran in einem lieblichen Schmuckkästchen bergend, daß der Nordwind ihr nicht zu schaden vermöchte. Prachtvoll in der That ist der Eintritt in die Stadt von dieser Seite, über die steinerne Brücke des Arlanzon durch ein altes, mit vielen Statuen geschmücktes, unter Carl V. restaurirtes Thor, über dem sich die Cathedrale mit ihren beiden durchsichtigen Pyramiden und den vielen schlanken Spitzen des Daches und Capitelsaales erhebt; eine Ansicht, die mich oft schon im Bilde mit Bewunderung und Entzücken erfüllt, und die nun wirklich vor mir zu sehen mir wie ein Traum erschien, von dessen Wirklichkeit sich zu überzeugen man Mühe hat. Kaum scheint es möglich, daß Menschenhände ein solch' vollendetes Kunstwerk zu schaffen im Stande waren, gegen dessen Zierlichkeit und ätherische Leichtigkeit der Kölner Dom, wie schön er auch ist, nur wie ein plumper, unförmlicher Coloß erscheint. — Der Eindruck, den die Cathedrale von Burgos macht, läßt sich schwer in Worte fassen. Sie ist, was die Harmonie des Ganzen und den Reichthum der Einzelheiten betrifft, vielleicht auch das vollendetste gothische Gebäude, das der Erdboden trägt. Es ist nicht sowohl die Kühnheit der Formen, die durch gewaltige, himmelanstrebende Massen imponirt; — hierin dürfte der Kölner Dom unübertroffen dastehen; — es ist vielmehr die zarte, harmonische Verschmelzung derselben, die bei dieser nur mittelgroßen Kirche einen solch' unbeschreiblichen Effekt hervorbringt, der ihr den Vorrang vor allen anderen gothischen Monumenten sichert. Die Feinheit der Zierrathen, die namentlich an den beiden Thürmen bewundernswürdig ist, verbreitet einen gewissen Duft über das ganze Gebäude und bringt in der That einen feenhaften Eindruck hervor. Man möchte sagen, die ganze Kirche bestehe aus dem feinsten Spitzengewebe. Der harte Stein hat unter der Hand des Künstlers hier eine Weichheit gewonnen, als ob er mit Sammt überkleidet wäre, wozu freilich auch das südliche Licht, von dem das Gebäude überstrahlt wird, das Seinige beigetragen haben mag. Der allgemeine Fehler fast aller gothischen Gebäude, daß die Ausführung hinter der Idee zurückgeblieben, ist hier vollkommen überwunden; auch der kleinste und unbedeutendste Theil steht in derselben zierlichen Vollendung da, wie das Ganze; die Idee war eine ausführbare, und eben deßhalb eine wahrhaft künstlerische, und man wird hier vollkommen inne, daß die Schönheit eines Kunstwerkes keineswegs von der Masse bedingt ist. Die Kirche ist ein steinerner Lobgesang, in dem auch nicht der geringste Mißton hörbar wird, und wo die feinsten silbernen Glockentöne in vollkommener Reinheit und Klarheit mit den tieferen Akkorden verschmelzen, kein rauher nordischer Choral wie unsere deutschen gothischen Münster, dem Genius des Landes angemessen, ihn summen, sondern ein vollendetes Kunstwerk, in dem feierliche Majestät mit den süßesten Melodien zusammenschmilzt. Die Phantasie mag eine noch so schöne Vorstellung von der Cathedrale von Burgos sich machen, sie wird von der Wirklichkeit sich noch übertroffen finden." Hiebei ist noch zu bemerken, daß dieser Wunderbau von Deutschen erbaut worden ist, die, eine ganze Colonie von Steinmetzen, zu diesem Behuf nach Spanien berufen waren.

Man wird aus den wenigen Skizzen, die wir der reichen Sammlung enthoben haben, die klare und feste Zeichnung, die kräftige Färbung erkennen, die sie durchweg auszeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 64. 11. August 1855.

Geschichte.

1) Allgemeine Geschichte des Mittelalters von Cäsar Cantu. Nach der 7ten Auflage des ital. Originals von Dr. Brühl. Drei Bände. Schaffhausen, Hurter, 1853.

Dieses Werk hat um so mehr Aufsehen, zunächst in Italien, erregen müssen, als es in direktem Gegensatz gegen den bisher in Italien vorherrschenden Geist und Geschmack die Geschichte nicht mehr in classischer Einseitigkeit mit lächerlicher Vorliebe für die Antike, sondern in christlichem und wir dürfen hinzufügen, germanischem Sinn auffaßt. Es reiht sich in dieser Beziehung sehr achtbaren Werken der Franzosen an, die gleichfalls in neuerer Zeit zu der Entdeckung gelangt sind, das christlich-germanische Mittelalter sey großartiger gewesen, als die gesammte neuere, wie vorchristliche Zeit, und es mache den Franzosen mehr Ehre, fränkisches, burgundisches und westgothisches Blut in sich fließen zu haben, als das altgalloromanische. Es gehörte zu den zahllosen Dummheiten des s. g. philosophischen Jahrhunderts, daß alle sowohl reindeutschen als seit der Völkerwanderung gemischten Völker Europa's mit dem Christenthum zugleich ihre deutsche Abstammung verleugneten und nur die Spuren altrömischer Abstammung und altheidnischer Bildung an sich aufsuchten und verehrten. Sofern diese erlogene Classicität seit Leo X. sogar vom Vatican ausging, hat sich das Papstthum unendlich geschadet. Es durfte niemals anfangen, das Heidnische um der classischen Form willen zu toleriren und zu verjüngen. Es durfte niemals vergessen, daß die christliche Kirche des Mittelalters wesentlich von der germanischen Volksthümlichkeit getragen wurde. Nur diese Verirrung war Schuld, daß sich fast alle bedeutenderen Talente in Italien allmählig der Kirche entfremdeten und dem Traum der vorchristlichen Heidenzeit nachhingen. Wenn es irgend einem Volk (außer dem deutschen selbst) gebührt, die glorwürdigen Erinnerungen des Mittelalters festzuhalten und zu ehren, so war es das italienische. Aber St. Peters Stuhl selbst war von den heidnischen Musen erobert worden, wie hätten die Laienschriftsteller nicht Narren der Classicität werden sollen!

Es ist sehr erfreulich, daß die Italiener endlich anfangen, ihre alte Thorheit einzusehen und daß ihnen, wie den Franzosen, der Sinn für das Gothische wiedererwacht.

Cantu handelt in seinem umfangreichen Werke nicht blos von Italien, der abendländischen Kirche und dem römischen Reiche deutscher Nation, sondern von allen Völkern Europa's, von den muhamedanischen Reichen und selbst von den Chinesen. Dadurch vertheilt sich das Interesse ein wenig, aber die morgenländischen Parthien dienen doch nur den abendländischen zur Folie. Ueberall stellt sich die Herrlichkeit der Kirche und des Reichs im Abendlande heraus. Vor allem wird Karl der Große gepriesen, der durch seine Thatkraft und weise Einsicht das Reich geschaffen hat, welches in Einheit mit der Kirche der Völker edelste Eigenschaften, und nicht zuletzt die Freiheit, pflegen sollte. Cantu hat es wohl begriffen, daß den wundervollen Organismus des Reichs im Mittelalter, unter der Controle und dem Segen der Kirche, der Freiheit ungleich günstiger gewesen ist, als der moderne Atomismus der Despotie und Anarchie, des Polizeistaats oder des Communismus. Er sagt Theil II. S. 290 von Karl dem Großen: „Unfähige Staatsmänner werden durch ein kleinliches Mißtrauen angetrieben, sich dem Geiste ihrer Zeit zu widersetzen, in der Hoffnung, deren Fortschritte zu hemmen, welche ihnen für die nur durch Gewohnheit sich erhaltende Gewalt gefährlich erscheinen: der wahrhaft große Mann dagegen kennt

seine Zeit und ohne ob ihres Vorwärtsschreitens zu erschrecken, verwendet er die Hülfsmittel, welche diese ihm darbietet, zur Befestigung des Gebäudes, dessen Grundstein in der Vergangenheit steht, das aber doch für die Zukunft errichtet ist. So erkannte auch der große Karl, daß der Clerus vermöge des unendlich vielen Guten, welches er während der schrecklichen Barbarenstürme vollbracht, eine unabsehbare Gewalt über die Völker errungen hatte; aber statt die Geistlichkeit darum mit Mißtrauen zu betrachten, erkannte er vielmehr, daß er ihren Einfluß, welchen er deshalb noch auf alle nützliche Weise zu vergrößern bedacht war, für Gesittung und Einheit, das Hauptziel seines großen Strebens, aufs Nützlichste verwenden könne." Ferner sagt Cantu S. 330 sehr wahr von den Päpsten des Mittelalters: „Ungleich an Charakter, an Leidenschaften und Neigungen, an geistigen Fähigkeiten, wollten sie alle den nämlichen Zweck; nur in den Mitteln wichen sie von einander ab. Sie übertrugen einander einen unwandelbaren Willen in den höheren Angelegenheiten, während sie in den rein irdischen Dingen eine Politik befolgten, schwankend wie die Menschen selbst; daher sie in jenen eine unwiderstehliche Macht entfalteten, in diesen aber oft kaum wider den schwächsten Feind sich vertheidigen konnen. Große, die als Dynasten den Päpsten gleich stehen, aufrührerische Völker, oder eroberungssüchtige Könige beraubten den Papst seiner Länder und bemächtigten sich seiner Person, darum aber dringt seine Stimme nicht minder furchtbar und Ehrfurcht gebietend in die entferntesten Gegenden, und die Völker erheben sich an dem Bewußtseyn, daß über den Großen dieser Welt eine Macht besteht, die ihnen Einhalt gebietet auf der Bahn des Verbrechens und die den Despotismus verhütet, dem die Fürsten sich nur dann überlassen, wenn sie wissen, daß über ihnen keine Autorität mehr ist." Das ist der Maaßstab, wonach der große Kampf zwischen den Päpsten und Hohenstauffen beurtheilt wird, und gewiß der richtige.

Der Verfasser hat überall reichlich Gelegenheit, verkehrte und bornirte Urtheile über das Mittelalter, wie sie insbesondere unter seinen Landsleuten circuliren, zu berichtigen. So macht er unter andrem darauf aufmerksam, wie eigentlich so ganz albern und abgeschmackt der weltberühmte Tasso die Kreuzzüge behandelt, wie er das Große verkleinert, das Gewaltige abgeschwächt und an die Stelle der erhabensten Volksbegeisterung einfältige Zauberstückchen in antikem Geschmack gesetzt habe (Theil III. S. 476).

Auch das so oft verachtete Latein des Mittelalters bringt er zu Ehren. „Die geistlichen Schriftsteller brauchten statt der zierlichsten und feinsten die gewöhnlichste Ausdrucksweise, weil unter den Sklaven (vernae) in Gebrauch, vernacula hieß. Wie alles Uebrige ward somit auch die Sprache vom Christenthum umgestaltet. Die Kirchenväter nahmen keine Rücksicht auf Zierlichkeit und selbst nicht auf Correctheit; der h. Augustinus bemerkt, Gott verstehe auch den Unwissenden, der inter hominibus statt inter homines sage; der h. Hieronymus erklärt es als seine Absicht, zur größern Bequemlichkeit seiner Leser von der Vulgärsprache einen reichlichen Gebrauch zu machen. Wer daher die Reinheit des Styls im Augustinischen Zeitalter über Alles schätzt, muß eine Menge der von den Vätern gebrauchten Ausdrucksweisen verwerfen und sie als Barbarismen brandmarken. Aber die christliche Literatur konnte auch, indem sie der lateinischen Sprache etwas Orientalisches und zugleich Volksthümliches verlieh, derselben ihre alte Kraft und Eigenthümlichkeit wiedergeben. Die classischen Schriftsteller hatten jenen künstlich gewundenen Periodenbau eingeführt, vor dem sich nur die Wenigen zu bewahren gewußt, welche, wie der unvergleichliche Cäsar, mit mehr Natürlichkeit schrieben. Die Uebersetzung der Bibel verwarf die conventionellen Formen, indem sie sich mehr an die gewöhnliche Redeweise hielt, daher ihre einfachere und zugleich ausdrucksvolle Sprache. Viele ihrer Wörter und Sätze werden freilich von den Schriftstellern der goldenen Zeit nicht gebraucht und doch ist nicht zu vergessen, daß die sehr alte s. g. italische Version aus der blühendsten Epoche der lateinischen Sprache stammt. Liest man in dieser Uebersetzung die Psalmen, wie sie noch heute im ambrosianischen Ritus gesungen werden, so fühlt man, daß hier der Sprache Latiums eine neue Kraft eingeflößt ist und sie zur Darstellung der erhabenen Gedanken jene edle Hoheit wieder gefunden, die ihr in den ersten priesterlichen Zeiten zu eigen gewesen seyn mußte; man erkennt da einen andern Wohllaut als einen solchen, den die Prosaiker durch Abrundung der Perioden und die Poeten durch Nachahmung der griechischen Rhythmen zu erreichen suchten, den aber ein musikalisch geübtes Ohr sicher dem harmonischen Klang der italienischen Sprache vorziehen wird." In gleicher Weise hebt der Verfasser den Werth der so lange verachteten Legenden hervor, in denen auf die poetischeste und faßlichste Weise den Barbaren und der Jugend eine edlere Denkungsart und die ganze praktische Sittenlehre des Christenthums beigebracht worden sey.

Mit der Kirchen- und politischen Geschichte hat Cantu auch Culturgeschichte verbunden. Seine Gemälde aus den verschiedenen Jahrhunderten und Ländern sind sehr lebendig, reich detaillirt. Um ein Beispiel zu geben,

wie er Einzelheiten behandelt und Nutzanwendungen für die Gegenwart daran knüpft, stehe hier, was er als Geschichte der Spielkarten mittheilt. „Die Venetianer behaupten, eines ihrer Schiffe habe die Karten aus China mitgebracht, wenigstens ist gewiß, daß im venetianischen Gebiet eine der ersten Kartenfabriken bestand. Bereits im Jahr 1351 verbot der Orden von Calatrava das Kartenspielen in seinen Staaten; im Jahr 1387 verbot Johann I., König von Castilien, die Würfel- und Kartenspiele; der Stadtrichter von Paris und die Synode von Langres untersagten sie an den Festtagen. In Deutschland bildeten die Kartendrucker, noch vor Erfindung des Buchdrucks, eine eigene Zunft, vielleicht gab sogar die, wie es scheint zwischen 1350 und 1369 in Nürnberg erfundene Kunst, die Karten durch Holzschnitte abzudrucken, Anlaß zur bald darauf erfolgten Erfindung der Buchdruckerkunst. Ueberhaupt kamen die Karten sehr frühzeitig, und wahrscheinlich aus Venedig, nach Deutschland und bereits im Jahr 1321 verbot ein Bischof von Würzburg seinen Geistlichen das Kartenspiel. — Ueber die Bedeutung und die Benennung der einzelnen Karten ist Manches, auch sehr Sinnreiche und Mystische, aufgestellt worden, wobei wir jedoch nicht verweilen können. Es scheint, daß in Frankreich das Tarokspiel älter ist als das Piket, und dieses nicht vor dem Jahr 1430 aufkam. Das As, so genannt nach der römischen Münze dieses Namens, soll das Geld ausdrücken, welches der Nerv des Krieges ist, das Treffle die Lebensmittel für Leute und Thiere, welche ein guter Feldherr stets in hinreichender Menge zu beschaffen weiß, Pik und Carreau sind die Angriffs- und Vertheidigungswaffen, die Coeur bezeichnen den dem Krieger unentbehrlichen Muth. Mit gleicher Beziehung auf das Kriegswesen werden auch die Namen, die man den Figurenkarten beilegte, erklärt. In noch näherer Beziehung mit den militärischen Ideen steht das deutsche Spiel ‚Lanzknecht‘. In der deutschen Karte deutet schon die alterthümliche Bekleidung der Bilder (Däuser, Könige, Ober, Unter, Eicheln, Grün, Roth, Schellen) auf das 14. Jahrhundert als Zeit ihrer Einführung hin. Einige behaupten, daß man durch die deutschen Karten die deutsche Lebensverfassung, durch das Daus das Reich selbst, durch den König den Kaiser, durch die Ober die Kurfürsten und durch die Unter die andern Reichsstände, durch Zehnen, Neunen, Achten und Sieben die Plebejer habe darstellen wollen. — In Italien hießen die Karten Naibi, in Spanien Naipes, welches Wort schon auf einen Zusammenhang mit Indien hindeutet, indem ein ähnliches Wort in Indien Wahrsagen bedeutet, und wirklich wurden auch in Europa die Karten sehr frühzeitig zum Wahrsagen gebraucht. Die Spanier und Italiener verwandelten die Pik in Schwerte, die Treffle in Stäbe oder Keulen, die Carreau in Pfennige, die Coeur in Becher und ersetzten die Damen aus Achtung vor dem schönen Geschlechte, die in spanischer Sitte begründet ist, durch Reiter. Man wollte in den vier Farben die der Quadrillen in den Turnieren, oder auch die vier Stände erblicken, wo dann die Schwerter den Adel, die Becher oder Kelche den Clerus, die Pfennige den Handels- oder Gewerbestand, die Stöcke den Hirtenstab oder den Karst des Landmannes bedeuteten; man hat auch die Behauptung aufgestellt, daß Schach- und Kartenspiele einander vollkommen entsprächen; nur wären in der Karte blos die Hälfte der Schachfiguren enthalten, nämlich König, General, Elephant, Pferd, Kameel, Läufer, die Bauern aber in einfache Karten von fortschreitender Zahl verwandelt. Die Spielkarten waren eines der traurigen Geschenke, welches schon frühzeitig die Spanier den Amerikanern machten. Als die französische Revolution wähnte, mit den Namen auch die Dinge vernichten zu können, erstreckte sie ihre Umwälzungen auch auf die Spielkarten. Die vier Könige wurden ersetzt durch die Genien des Krieges, des Friedens, der Künste und des Handels, die Königinnen durch die vier Freiheiten des Cultus, der Presse, der Ehe, der Berufsarten; die Buben durch die Gleichheiten der Rechte, Pflichten, Ordnungen und Farben.“

Als Italiener konnte der Verfasser nicht wohl das reiche geistige Leben der Deutschen im Mittelalter so genau kennen, wie unsre einheimischen Gelehrten. Der Uebersetzer hat desfalls in zahlreichen Noten nachgeholfen. Als Druckfehler wäre Theil II. S. 784 Hamburg auszutilgen. Die h. Afra war nicht von Hamburg, sondern von Augsburg.

Biographie.

Adalbert, Erzbischof von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats. Von Dr. Colmar Grünhagen. Leipzig, Brockhaus, 1854.

Adalbert ist eine sehr bekannte historische Person, aufs engste verbunden mit der tragischen Geschichte Kaiser Heinrichs IV. Hier wird ihm zum erstenmal eine ausführlichere kritische Biographie gewidmet, die im Allgemeinen das längst über ihn feststehende Urtheil bestätigt, im Einzelnen aber viel Anziehendes enthält, was weniger bekannt ist.

Der geistreiche, vornehme, auch körperlich schöne Erzbischof stand zwei salischen Kaisern, Heinrich III. und IV., zur Seite und unterstützte deren absolut-monarchische Plane im eigenen persönlichen Interesse. Adalbert wollte nämlich Patriarch des Nordens werden, ein nordischer Papst unabhängig vom südlichen und das konnte ihm nur gelingen, wenn der römische Papst durch den deutschen Kaiser gebändigt wurde. Er wollte ferner auch die weltliche Gewalt in ganz Sachsen an sich reißen, war daher Todfeind der Billunger, bei denen damals die herzogliche Würde war, und konnte dieselben wiederum nur mit Hülfe der Kaisergewalt unterdrücken. In diesen Bestrebungen und Kämpfen verzehrte sich sein Leben. Er hat seinen Zweck nicht erreicht.

Am lebendigsten tritt in vorliegender Biographie der fast dramatische Gegensatz zwischen dem Erzbischof und den Billungern hervor. Die Entwicklung beginnt im Jahr 1048. Damals besuchte der große Kaiser Heinrich III. den Erzbischof in Bremen und Graf Thietmar, Billunger und Bruder des Herzog Bernhard, faßte den verwegenen Vorsatz, bei diesem Anlaß den Kaiser zu überfallen und zu tödten, um den gefährlichen Bund der Kaisergewalt mit der bischöflichen mit einem Schlage zu lösen. Aber des Erzbischofs Gefolge schützte den Kaiser. Thietmar unterlag bei dem heimlichen Ueberfall und wurde als der Anstifter verrathen und angeklagt. „Thietmar zog die alte Sitte des Gottesurtheils, eines Zweikampfes mit dem Ankläger, vor, und der, welchen sein gutes Recht nicht zu schützen vermochte, vertraute der waffengeübten Stärke seines Armes. Aber der Himmel war nicht mit ihm; zu Pölde am 3. October 1048 sühnte er, in den Augen Aller seine Schuld beweisend, sie zugleich mit dem Leben. Und als der Sohn des Gefallenen mit gewaltthätiger und grausamer Hand den Sieger aufgreifen und zwischen zwei Hunden an den Beinen aufhängen ließ, bestrafte der Kaiser den Frevel mit ewiger Verbannung an dem jungen Fürsten; das schöne Gut Lesum scheint er seiner Gemahlin Agnes, den Grafenbann darüber Udo von Stade verliehen zu haben. Herzog Bernhard aber mit seinen Freunden sah in dem Allen nur die Hand seines arglistigen Feindes; der Bruder getödtet, der Neffe für immer verbannt und seiner Güter beraubt, der gute Name seines Hauses befleckt; wohl, dachte er, mochte da Adalbert triumphiren über die Niederlage, die er dem gefürchteten Geschlecht bereitet. Und doch auch jetzt konnte der Herzog nichts thun zu seiner Rache; denn über dem Haupte des Verhaßten schwebte schützend der allgewaltige Arm des Kaisers." Aber dieser Kaiser starb. Sein junger Sohn, Heinrich IV., war machtlos und Adalbert mußte ihn erst langsam zu erziehen und heranzubilden trachten, um ein Werkzeug aus ihm zu machen. Bei diesem Geschäft aber unterbrach ihn der allgemeine Unwille des Volks über die Bübereien, die er dem jungen König gestattete und über seinen eigenen Missbrauch der vormundschaftlichen Regentschaft. Ein Fürstengericht zu Tribur bemächtigte sich Heinrichs und jagte den Erzbischof davon. Nun war die Zeit für die Billunger gekommen. Sie fielen über den abgesetzten Reichsverweser her, verwüsteten seine reichen Ländereien und trotzten ihm den besten Theil derselben ab. Adalbert war sogar gezwungen, sie in Bremen zu bewirthen. Diese Scene ist sehr charakteristisch. Ein seltsames Mahl muß es gewesen seyn, von dem uns Adam von Bremen erzählt, wie an dem Feste, durch welches die Christenheit die Freude über des Heilands Geburt offenbart, der Herzog mit seinem Gefolge neben dem Erzbischofe und dessen Priestern zu Tische saß, und das Bewußtseyn tödtlicher Feindschaft, ungesühnten schweren Unrechts, jede Fröhlichkeit verscheuchend über der Tafelrunde schwebte. Ernst und gemessen hatte Adalbert die verhaßten Pflichten des Gastgebers erfüllt, als aber der Wein die rohen Gemüther der sächsischen Edeln zu Ausbrüchen lärmender Fröhlichkeit begeisterte, da winkte er den Brüdern, und der Cantor begann die Antiphonie: den Hymnus singet uns, ohne dadurch die schlimmen Gäste zum Schweigen bringen zu können. Der Chor der Priester sang dann aus dem Psalm: ‚Wir aber harreten des Friedens, und er kam nicht;' aber der Jubel der Berauschten übertönte die ernsten Klänge; da ward der Prälat unwillig und hob die Tafel auf mit den Worten des Psalmisten: ‚Herr! Wende unser Gefängniß —', worauf der Chor antwortete: ‚Wie du die Wasser trocknest gegen Mittag.' Dann aber zog er mit seinem geistlichen Gefolge in den Betsaal, schloß sich da ein und weinte bitterlich."

Wir haben in der letzten Zeit mehrere sehr ausgezeichnete Biographien großer deutscher Kirchenfürsten des Mittelalters erhalten, zuletzt z. B. die des Abtes Wibald von Corvey. Es wäre wohl der Mühe werth, einmal die Geschichte des deutschen Episcopats überhaupt zusammenzufassen, namentlich seine Politik gegenüber von Rom, vom deutschen Kaiserthum, von der deutschen Aristokratie und vom deutschen Volk klar und umfassend auseinanderzusetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, N° 65. 15. August 1855.

Materialistische Literatur.

Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung von Dr. Louis Büchner, Privatdocent in Tübingen. Frankfurt a. M. Meidinger, Sohn und Comp., 1855.

Dieses Buch, mit sehr viel Ruhe, ja mit einem gewissen „pomadigen" Behagen und unsäglicher Selbstgenügsamkeit geschrieben, verbirgt hinter seiner phlegmatischen Physiognomie doch den leidenschaftlichsten und giftigsten Haß gegen das Christenthum.

Es sucht zu beweisen 1) die absolute Unmöglichkeit einer Kraft ohne Stoff, daher auch die Unmöglichkeit einer Existenz Gottes vor der von ihm erst zu erschaffenden Welt, 2) die Ewigkeit des Stoffes und der davon unzertrennlichen Kraft, ohne Schöpfung und auch ohne Ende. Außer der Materie, die, wenn auch in mannigfacher Form sich wandelnd, doch nie verringert oder vermehrt werde, gebe es lediglich nichts. Die der Materie unter bestimmten Verhältnissen innewohnende Kraft höre mit diesen bestimmten Verhältnissen wieder auf, nur die Materie selbst daure ewig fort, indem sie wieder anderartige Verbindungen eingehe und somit neue Kräfte in ihr geweckt werden. Die Gesetze, nach welchen die Materie verschiedenartige Verbindungen eingehe, Formen und Kräfte annehme, seyen eben so ewig wie sie selbst und durchaus unfreiwillig, geistig todt wie die Materie selbst, lediglich etwas Mechanisches. Eines Gottes, als Schöpfers, Erhalters und Regierers dieser materiellen Welt brauche es gar nicht, ja seine Voraussetzung sei eben so unlogisch als unnatürlich, denn sein angeblicher über der Materie stehender Geist würde, wenn er sich überhaupt bemerklich machen könnte, nur störend in den ewigen durchaus vollkommenen Mechanismus eingreifen. Die Materie bedürfe keines äußeren Regenten, sie regiere sich selbst. „Aus Nichts kann keine Kraft entstehen" sagt Liebig. Sie kann sich nur am Stoff äußern, mithin muß der Stoff so ewig seyn, wie die Kraft. „Die Welt oder der Stoff mit seinen Eigenschaften, die wir Kräfte nennen, mußten von Ewigkeit seyn und werden in Ewigkeit seyn müssen — mit einem Worte: die Welt kann nicht geschaffen seyn. Daß die Welt nicht regiert wird, wie man sich wohl hin und wieder auszudrücken pflegt, sondern daß die Bewegungen des Stoff's einer vollkommenen und in ihm selbst begründeten Naturnothwendigkeit gehorchen, von der es keine Ausnahme gibt — welcher Gebildete, namentlich aber welcher mit den Erwerbungen der Naturwissenschaften auch nur oberflächlich Vertraute wollte an dieser Wahrheit zweifeln?" — Der berühmte Oersted: ‚die Welt wird von einer ewigen Vernunft regiert, die uns ihre Wirkungen als unabänderliche Naturgesetze kund gibt.' Niemand aber wird begreifen können, wie eine ewige und regierende Vernunft mit unabänderlichen Naturgesetzen in Einklang zu bringen sey; entweder regieren die Naturgesetze, oder es regiert die ewige Vernunft; beide miteinander müßten jeden Augenblick in Conflikt gerathen; das Regieren der letzteren würde das der ersteren unnöthig machen, wogegen das Walten unabänderlicher Naturgesetze keinen anderweiten persönlichen Eingriff duldet und deßwegen überhaupt gar kein Regieren mehr zu nennen ist. — ‚Ich habe den Himmel überall durchsucht,' sagte der große Astronom Lalande, ‚und nirgends die Spur Gottes gefunden.' Und als der Kaiser Napoleon den berühmten Astronomen Laplace fragte, warum in seinem System der himmlischen Mechanik nirgends von Gott die Rede sey, antwortete derselbe: ‚Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse!'"

Herr Büchner sucht 3) zu beweisen, so wenig wie

es einen Gott geben könne außer der Materie, eben so wenig auch eine unsterbliche Seele, getrennt vom irdischen Leibe. „Es ist eine bis zum Ueberdruß gehörte und wiederholte Redensart vom ‚sterblichen Leib' und ‚unsterblichen Geist'. Eine etwas genauere Ueberlegung würde den Satz vielleicht mit mehr Wahrheit umkehren lassen. Der Leib in seiner individuellen Gestalt ist freilich sterblich, nicht aber in seinen Bestandtheilen. Nicht blos im Tode, sondern auch im Leben verwandelt er sich, wie wir gesehen haben, ohne Aufhören; aber in einem höheren Sinne ist er unsterblich, da nicht das kleinste Theilchen von ihm vernichtet werden kann. Dagegen sehen wir das, was wir Geist nennen, mit dem Aufhören der individuellen stofflichen Zusammensetzung schwinden, und es muß einem vorurtheilsfreien Verstande scheinen, als habe dieses eigenthümliche Zusammenwirken vieler kraftbegabter Stofftheilchen einen Effekt erzeugt, der mit seiner Ursache aufhören muß." Der Mensch sey eigentlich nur ein Thier. „Es ist eine höchst interessante und belehrende Thatsache, daß alle Embryonen einander gleichen und daß es oft geradezu unmöglich ist, ein entstehendes Schaaf von einem entstehenden Menschen, dessen künftiges Genie vielleicht die Welt bewegen wird, zu unterscheiden. So getrennt die beiden Geschlechter des Menschen in ihrer letzten Ausbildung erscheinen, so ist es doch in den ersten Monaten des menschlichen Embryonallebens geradezu unmöglich, zu sagen, ob das betreffende Individuum männlich oder weiblich werden wird, und welches von beiden in der That geschieht, mag vielleicht von ganz zufälligen äußerlichen Bedingungen abhängig seyn." Diese ursprüngliche Verwandtschaft der Embryonen, verbunden mit Joh. Müllers Entdeckung der Entstehung von Schnecken aus Holothurien, scheinen Herrn Büchner die Entstehungsgeschichte der Thier- und Menschenwelt hinreichend zu erklären. Es brauche da, meint er, keiner Genesis, keines Adam, den Gott vor allen Thieren des Paradieses auszeichnet ꝛc. Die Sache sey viel einfacher und natürlicher zugegangen. Jede höhere Thierart sey nach und nach aus der vorherigen niedern entwickelt worden. „Wenn aber selbst heute noch Verhältnisse aufkommen können, unter denen ein so außerordentlicher Vorgang in der niederen Thierwelt möglich wird, oder unter denen eine Holothurie eine Schnecke gebiert — welcher mit naturwissenschaftlichen Begriffen Vertraute wollte alsdann leugnen, daß einst Verhältnisse müssen bestanden haben können, unter denen auch in der höhern Thierwelt ein solcher Vorgang möglich war, oder unter denen ein Affe, ja irgend ein beliebiges anderes Thier einen Menschen gebar!" Der Verfasser findet das bestätigt, sofern die ältesten Menschenschädel, die man kenne, noch sehr affenartig aussähen.

Die höhere s. g. geistige Bildung selbst hält der Verfasser einzig für ein Ergebniß chemischer Prozesse im Stoffe. Was der Instinct der Thiere sey, das sey auch noch der vollkommenste Verstand im Menschen, einzig mechanisches Product aus gegebenen im Stoff wirksamen Kräften. Der Gedanke sey Produkt einer Gehirnthätigkeit, weiter gar nichts. „Ohne Phosphor kein Gedanke," hat schon Moleschott gesagt. „Die Gedanken stehen in demselben Verhältniß zum Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren," hat Vogt gesagt. Denken ist harnen, die Philosophie Vogts selbst nur (was wir niemals bezweifelt haben) ein Seich.

Aus denselben Gründen spottet der Verfasser auch über die Fiction des s. g. Sittlichen. Denn ein Sittliches könne es eben so wenig geben, wie ein Geistiges. Der Mensch handle wie das Thier, nur unter gegebenen Verhältnissen und nach dem ihm angelernten, eben durch die Verhältnisse bedingten Instinct. Da sey alles nur relativ und es gebe ein allgemein anerkanntes Gutes eben so wenig als Schönes. „Bei den Indianern gilt ein gut ausgeführter Diebstahl für das höchste Verdienst, und in Indien gibt es eine schreckliche und bekannte Verbindung, welche den heimlichen Mord zu religiösen Zwecken ausübt. Das Heidenthum pries den Haß der Feinde als höchste Tugend, das Christenthum verlangt Liebe auch für den Feind (Moleschott). Welches von beiden ist nun moralisch? Den beinahe gänzlichen Mangel aller moralischen Eigenschaften bei den Negern haben wir schon in einem früheren Kapitel geschildert. Auch bei den civilisirten Nationen sind die moralischen Begriffe äußerst verschieden und relativ. Der Staat, die Gesellschaft brandmarkt oft etwas als Verbrechen, das man moralisch als eine Großthat ansieht. Ueberhaupt ist jener ganze tiefgreifende Unterschied zwischen ‚juristisch' und ‚moralisch' Folge äußerer Verhältnisse und der beste Beweis dafür, daß die Idee des Guten keinen absoluten Werth besitzt."

Von Religion könne nun vollends gar nicht die Rede seyn. Der Verfasser hält den Gott der Christen wie die Götter der Heiden für einen bloßen Reflex der Menschheit, für eine Selbstbespiegelung des Menschen, zunächst aus Feigheit und Furcht hervorgegangen. Es gebe keinen Gott und könne keinen geben, was wir Gott nennen, sey ein leeres Phantasiegebilde (S. 185). Der Mensch allein sey Gott: „Unsrer Zeit war es vorbehalten, den praktisch längst entschiedenen Sieg des menschlichen Princips über das übermenschliche auch theoretisch und wissenschaftlich zu erringen. Als ein Namen

erster Größe leuchtet bei Betrachtung dieser philosophischen Bestrebungen der Ludwig Feuerbach's hervor. Das menschliche Wesen ist für diesen tiefsinnigen Philosophen zugleich das höchste Wesen. ‚Die Gottheit des Individuums,' ruft er aus, ‚ist das aufgelöste Geheimniß der Religion, die Negation Gottes die Position des Individuums.'" Bitter beklagt der Verfasser die lange Zeit, in welcher die Feuerbach'sche Wahrheit noch nicht erkannt gewesen sey. „Am weitesten gedieh diese unnatürliche Abgötterei durch die Verkehrtheit mittelalterlicher Religionsschwärmerei, welche den Menschen als Gattung und als Individuum herabwürdigte, um dem gegenüber die Hoheit eines eingebildeten Himmels in desto lebhafterem Glanze erstrahlen zu lassen."

Die angeblichen Gebote Gottes findet Herr Büchner in einer Weise abgeschmackt, daß er sich nicht enthalten kann, sie zu persifliren. „‚Du sollst nicht tödten,' lautet ein Gesetz der Moral; aber der Krieg tödtet viele Tausende, ohne daß man seine Urheber eines Verbrechens beschuldigt, und in der Vernichtung seiner Feinde entwickelte der Mensch von je seine höchsten Großthaten, seine größten Tugenden. Und wie viele Todtschläger wird man finden, welche nicht glauben, ein Recht zu ihrer That gehabt zu haben! ‚Du sollst nicht stehlen,' lautet ein zweites Gebot des Sittengesetzes. Aber bei manchen Völkern gilt der Diebstahl für eine Tugend, und der Arme, welcher dem mehr Besitzenden etwas nimmt, denkt damit nicht im Entferntesten ein Unrecht zu thun, sondern nur sein natürliches Anrecht an den materiellen Besitzstand der Menschheit geltend zu machen. ‚Du sollst nicht ehebrechen!' Aber die Ehe ist bekanntermaßen ein zufälliges und rein menschliches Institut, welches von verschiedenen Völkern oder verschiedenen Gesellschaften in höchst verschiedener Weise angeordnet wird; und die Moralgebote, welche sich auf die Ehe beziehen, sind willkührliche und äußerliche, an die sich das eigne Gewissen selten für verbunden erachtet. Als höchstes Gebot der Moral und Selbstverleugnung verlangt eine gewisse religiöse Lehre, daß man seinen Feind lieben solle — eine jedem natürlichen Gefühl hohnsprechende Verordnung. Wer aber diese Lehre praktisch befolgen wollte, den würde man für einen Schwärmer oder einen Verrückten halten. In ähnlicher Weise ließe sich wohl an jedem einzelnen Hauptgebote der Moral seine innere Haltlosigkeit und sein Mangel an absolutem Werth nachweisen." S. 245.

Zum Ueberfluß sucht der Verfasser aus der modernen Statistik nachzuweisen, daß die Verbrechen nicht vor den Richter oder ein sittliches Forum, sondern ausschließlich in die Naturgeschichte gehören. „Wir folgen meist blindlings den Anstößen, welche uns die Beschaffenheit unserer inneren Natur oder die äußeren Umstände ertheilen, unbekümmert um das, was Moral oder Sitte spricht. Diese Anstöße aber beruhen auf eben solchen Naturnothwendigkeiten, wie der ganze Bau der Welt. Die interessante und neue Wissenschaft der Statistik hat bestimmte Naturgesetze in allen jenen Erscheinungen nachgewiesen, welche man bisher für Produkte des Zufalls, des freien Willens hielt." Der eine Mensch habe eben mehr die Schaf-, der andre mehr die Tigernatur an sich. Er handelt mechanisch, instinktartig, er kann nicht anders.

Die Nutzanwendung also ist: kümmre dich nicht um Gottes Gebote, noch um Moral, sondern thue, was dir gefällt! Beten erscheint ihm lächerlich und dumm. „Welchen sonderbaren Begriff müssen solche Menschen von ihrem selbstgeschaffenen Gotte haben! von einem allerhöchsten Gesetzgeber, der sich durch ihre Gebete und Seufzer bewegen lassen würde, die von ihm selbst geschaffene unzerstörbare Ordnung der Dinge umzustoßen, seine eignen Gesetze zu verletzen, und in das Walten der Naturkräfte mit eigner Hand zerstörend einzugreifen! Wahrlich, einen sehr niedrigen Begriff! und doch entblöden sie sich nicht zu behaupten, im Besitze der wahren Gottesverehrung zu seyn! Davon gar nicht zu reden, daß ihnen auch nur die oberflächliche Kenntniß von den natürlichen Bedingungen, unter denen sich Krankheiten verbreiten, ihr Unternehmen als ein höchst lächerliches hätte erscheinen lassen müssen!" Und wie das Gebet, eben so lächerlich sey der Dank gegen Gott. „In der Stellung und den Verhältnissen der Erde zu Sonne, Mond und Sternen wollen beschränkte Geister die zweckmäßige Fürsorge des Himmels erblicken. Aber sie bedenken nicht, daß sie Folge und Ursache verwechseln und daß wir eben nicht oder anders organisirt wären, wenn die Schiefe der Ekliptik eine andere oder nicht vorhanden wäre."

Dies wird genug seyn, um den Inhalt des Büchner'schen Buches zu charakterisiren. Man sieht, er fällt aus dem wissenschaftlichen Ton in die allgemeinste Blasphemie, in den eines gebildeten Mannes unwürdigsten, ja schofelsten Ton und wir müssen uns billig verwundern, daß die Universität Tübingen einen solchen Privatdocenten hat. Während er nur die bekannten Sätze älterer und neuerer Materialisten nachschreibt und auch nicht einen einzigen neuen und eignen Gedanken vorbringt, verschmäht er es sogar, irgend ein edles Gefühl wenigstens zur Schau zu tragen, sondern legt es absichtlich darauf an, so unnobel und gemein als immer möglich von der ganzen Menschenwelt zu denken. Nur wenige Franzosen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind in einen ähnlichen Ton verfallen;

selbst die blasirtesten Freigeister schrieben doch in der Regel dem Menschen, seiner Vernunft, seinem freien Willen eine hohe Würde und eine um so höhere zu, als sie auf ihn übertrugen, was sie an Gott leugneten. Wie freventlich es auch war, nicht mehr an den Schöpfer zu glauben und dagegen das Geschöpf zu vergöttern, so ließen sie doch wenigstens noch am Geschöpf etwas Hohes, Achtbares, einen sittlichen Werth oder eine geistige Freiheit. Aber dieser Herr Büchner läßt nichts übrig, reißt alles herunter ins Gemeine. In Gott sieht er nichts, im Menschen nur einen Affensohn, und nicht einmal mehr ein natürliches Thier, sondern nur eine zur Bestialität abgerichtete Maschine, ein Vieh-Automat.

Wenn man vom Standpunkt der gemeinsten Empirie aus sich auch berechtigt glauben mag, das Wunderbare zu leugnen, und das, was man nur nicht zu erklären vermag, als nicht vorhanden zu betrachten, so reicht doch begreiflicherweise eine so beschränkte Betrachtungsweise nicht hin, um darnach, was in den geistigen Höhen der Menschheit vorgeht, zu beurtheilen. Von jenem engen empirischen Standpunkt aus läßt sich eine Naturgeschichte der Schnecken schreiben, aber nicht eine Weltgeschichte, denn diese letztere bewegt sich im Geist und die in ihr wirksamen und kämpfenden Kräfte, die durch sie hindurchgreifenden Schicksale, die über ihr waltende Vorsehung sind etwas Anderes, als Mechanik und chemischer Proceß. Das sind Dinge, die uns nicht Cuvier, nicht Oken beschreiben kann, so wenig als uns Humboldts Kosmos jemals die Bibel entbehrlich machen wird, oder auch nur den Homer und Tacitus. Die Naturwissenschaft darf sich nie anmaßen, Alles andre Wissen ersetzen oder ausschließen zu wollen. Wenn sie aber vollends auf einer so niedern Stufe sitzen bleibt, wie in dem vorliegenden Buche, und in so summarischer Grobheit über die Gebiete des Geistes aburtheilt, so macht das den unangenehmen Eindruck einer Verderbniß vor der Reife, jener Krankheit, die leider in unsrer Zeit so viele gute Jugendkräfte aufzehrt.

Roman.

Soll und Haben. Roman in sechs Büchern von Georg Freytag. Zweiter Abdruck. Drei Bände. Leipzig, S. Hirzel, 1855.

Ein echter Kaufmannsroman, weshalb er auch gleich viel Glück gemacht hat in einer so industriösen und merkantilischen Zeit.

Der Held ist Anton, Sohn ehrlicher aber armer Eltern, der in ein sehr anständiges Haus als Lehrling eintritt, sich auszeichnet und im Vertrauen seines Principals immer höher steigt. Sabine, die Schwester des Principals, hegt eine heimliche Neigung zu dem schönen und braven Jüngling, er merkt es aber nicht, sondern wendet sein Herz der schönen Lenore, einem adeligen Fräulein zu, die er zufällig schon am Ausgang seines Knabenalters kennen gelernt und deren Familie er Dienste zu erweisen Gelegenheit hat. Ihr Vater, ein wohlhabender Gutsbesitzer, läßt sich von speculativen Juden zur Errichtung einer großen Fabrik verleiten und kommt in Noth, um so mehr, als seine Besitzung im Bereich des polnischen Aufstandes liegt. Anton rettet die Familie nicht blos, indem er sie gegen die Revolution vertheidigen hilft, sondern auch durch Entdeckung wichtiger Dokumente, von denen der Wohlstand des adeligen Hauses abhängt. Allein ein reicher Herr von Fink, schon früher als Volontair in demselben Handelshause Antons Kamerad, entfremdet ihm Lenorens Herz und wird ihr Bräutigam; dagegen wird Anton reichlich entschädigt durch die Hand der schönen, klugen und reichen Sabine.

Der Roman ist gut geschrieben, besonders der erste Theil, in dem die Romantik der Jugend noch eine Rolle spielen darf, enthält anmuthige Scenen und feine Züge. Lenore ist als eine reizende junge Girl, naiv und majestätisch zugleich gezeichnet, der junge, noch etwas blöde Kaufmannssohn nimmt sich ihr gegenüber allerliebst aus. In den beiden folgenden Bänden dehnt sich die Judenintrigue und auch der Bauernaufruhr nach unsrem Gefühl etwas zu lang aus, und das Endergebniß ist insofern nicht befriedigend, als der Dichter uns vorher viel zu lang mit Lenoren, und viel zu kurz mit Sabinen beschäftigt hat, als daß wir den Verlust der erstern für unsern Helden so bald verschmerzen oder den Gewinn Sabinens recht begreifen und uns recht darüber freuen könnten. Indessen liegt grade in diesem etwas prosaischen Ausgang eine große Wahrheit. Das Leben wird nicht von der Poesie, sondern von der Praxis beherrscht.

Im Allgemeinen hat sich der Verfasser Dickens und Warren zum Muster genommen. Doch nur in der Judenscene erreicht er das volle Maaß der englischen Härte und Grausamkeit. Der Tod des jüdischen Hauptspitzbuben auf nächtlicher Flucht könnte nicht besser im Oliver Twist erzählt sein. Im Comptoir ist unser Verfasser gemüthlich deutsch und im adeligen Schloß gewinnt er, wie schon bemerkt, einen romantischen Schwung, zu dem der Pegasus englischer Romanschreiber keine Flügel mehr hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 66. 18. August 1855.

Kirchengeschichte.

1) Geschichte des Papstthums während des vierzehnten Jahrhunderts vom Abbé Jean Baptiste Christophe. Aus dem Franz. von Dr. Ritter, Domdechant und Professor in Breslau. Drei Bände. Paderborn, Schöningh, 1853. 1854.

In das vierzehnte Jahrhundert fiel das berüchtigte große Schisma und dieses hatte wieder seinen Grund in der langen Abwesenheit der Päpste von Rom, sofern sie nach Avignon übersiedelt waren. Wenn gleich Herr Christophe die beliebten Vorstellungen von einer „babylonischen Gefangenschaft“ des Papstes unter der gewaltthätigen und arglistigen Vormundschaft der französischen Könige für übertrieben erklärt und dem Papstthum seine Macht auch noch in Avignon vindicirt, so stellt er doch die Politik der französischen Könige um so weniger in Abrede, als sie sich später im „Gallicanismus“ wiederholt hat. „Es ist, sagt der Verfasser, unsre Absicht zu zeigen, wie diese bewunderswürdige Macht der Päpste zuerst erschüttert durch den häufigen Wechsel derselben nach dem Tode Gregors X., darauf mit Kühnheit angegriffen durch Philipp den Schönen, endlich geschwächt durch die Versetzung des heil. Stuhles nach Avignon, sich ganz und gar in die Drangsale des großen occidentalischen Schismas stürzte.“ Der Verfasser durchgeht die ganze interessante Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts, um diesen Stufengang abwärts zu verfolgen. Er verschweigt die Sünden der Päpste, die eingerissenen Misbräuche nicht, aber er unterscheidet das Amt und seine Heiligkeit von dem jeweiligen Träger und seiner Unheiligkeit. „Das, sagt er, wäre eine schlechtverstandene Vertheidigung, wenn man die Aergernisse verkleinern wollte.“

Seine Absicht geht dahin, zu zeigen, wie schon lange vor Luther und der Reformation jede Sünde und Schwäche der Päpste benutzt worden sey theils von der weltlichen Macht, theils von dem demokratischen Ehrgeiz im niedern Clerus, um die im Papst repräsentirte Einheit der kirchlichen Regierung aufzulösen. Nicht König Philipp der Schöne allein, der den Papst zum Werkzeug der französischen Staatspolitik zu erniedrigen trachtete, nachdem es den Hohenstauffen mislungen war, ihn zum Werkzeug deutscher Staatsgewalt zu machen, nicht jener Philipp und die weltliche Staatsgewalt allein wird als der gefährliche Gegner der kirchlichen Autorität bezeichnet, sondern auch die Opposition innerhalb der Kirche selbst, Arnold von Brescia, der von unten her als kirchlicher Demokrat den Boden der Kirche aufwühlte, und Gerson, der als kirchlicher Constitutioneller dem Papst das Concil als ständische Controle überordnete. Alle diese, wenn auch von dem verschiedensten Standpunkte aus, haben die Einheit der Kirche untergraben. „Der Kanzler Gerson, heißt es hier Theil III. S. 304, hielt vor den vereinigten Nationen eine berühmt gewordene Rede, in welcher er dem allgemeinen Concilium die umfassendsten Befugnisse beilegte, und es eine vom heiligen Geist gelenkte und von Christo gegebene Richtschnur nannte, so daß jeder Mensch, auch der Papst, gehalten sey, darauf zu hören und ihm zu folgen, unter Strafe, sonst für einen Heiden und Publikanen gehalten zu werden. Er behauptete, der Papst sey nicht dergestalt über den Gesetzen, daß er die Beschlüsse des allgemeinen Concils über die Regierung der Kirche aufheben oder verändern dürfe, und das allgemeine Concil könne, wenn nicht die Fülle der apostolischen Gewalt vernichten, so doch ihren Gebrauch beschränken. Er fügte hinzu, das allgemeine Concil bestehe aus der gesammten Hierarchie der katholischen Kirche, ohne daß man irgend einen Gläubigen ausschließen könne; es könne ohne den Befehl und selbst ohne die Zustimmung des Papstes

berufen werden, wenn der Letztere, vorgeladen, um die Kirche zu hören, die Berufung hartnäckig weigere; wenn es sich um wichtige Fragen handle in Bezug auf die Regierung der Kirche, welche durch ein allgemeines Concil gelöst werden müßten, und der Papst die Berufung verweigere; wenn ein allgemeines Concil beschlossen habe, daß ein anderes versammelt werden solle; und endlich, wenn man sich in einer Zeit des Schismas befinde. Diese kühnen Schlüsse waren nur wahr in dem Ausnahmsfall eines Schismas wie dasjenige, welches man jetzt aufheben wollte, wo keiner der Prätendenten ein unbezweifelbares Recht auf die Gewalt besaß und daher nothwendiger Weise eine allgemeine Kirchenversammlung ihre Beschlüsse ihnen als Gesetz vorschreiben mußte. In ihrer Allgemeinheit erhielten sie ein offenbares Paradoxon, insofern sie im Princip eine Unterscheidung zwischen der Autorität des allgemeinen Concils und der des Papstes aufstellen wollten, als wenn allgemeines Concil und Papst nicht Eins wären und als wenn das Erstere ohne den Andern gesetzlich existiren könnte. Aber diese Schlüsse waren neu, kühn, verführerisch, für die Großen schmeichelhaft, und, indem sie ihre Bedeutung übertrieben, wandten sie sich vorzüglich an die Eitelkeit jener Menge von Geistlichen zweiten Ranges, welche die Mehrheit des Concils bildeten."

In Gersons Deduction lag das Princip der modernen Staatskirchen schon wie das Hühnchen im Ei. Vertreter der Nationen, also natürliche Gegner der Einheit, sollten auf dem Concil als auf einem allgemeinen europäischen Congreß richten über den Papst, als den einzigen Vertreter der Einheit. Die Nationen konnten nur in dem Maaß Macht erlangen, als sie mit ihren weltlichen Königen einig handelten. Sie gaben also den Königen was sie dem Papst nahmen, was zuletzt nur zur Staatskirche führen konnte. Sofern die gebildeten Führer der Nationen aber noch den Köhlerglauben beim gemeinen Volk zu fürchten hatten, so mußten sie die kirchliche Autorität in den Augen des Volks verdächtigen und herabwürdigen, theils durch das strengste Sittengericht über sittenlose Päpste, theils auch schon durch Rütteln am Dogma selbst. Das alles lag im ersten Keim der Opposition, mußte eines aus dem anderen folgen und ist eines aus dem anderen gefolgt. Die Reformation, die Errichtung neuer National- und Staatskirchen oder demokratischer Sekten sind das Ergebniß gewesen.

Immer in den Grenzen des vierzehnten Jahrhunderts sich haltend und als Franzose spricht der Verfasser nur von dem Zusammenhang des spätern Gallicanismus mit jener früheren Politik Philipps des Schönen, nur von den gelungenen Versuchen der weltlichen Macht, innerhalb des katholischen und romanischen Gebietes selbst dieselben Vortheile auf Kosten der Kirche zu erlangen, wie die weltliche Macht auf der akatholischen Seite. Und mit Recht beschwert er sich von seinem Standpunkt aus über den Gallicanismus noch mehr, als über den Protestantismus, denn jener ist ein falscher Freund, dieser ein ehrlicher Feind der alten Kirche. „Der Gallicanismus, trotz der großen Namen, die ihn schützen, ist nichts als ein Ausfluß des Protestantismus, und eine merkwürdige Täuschung für die Völker. Von allen Meinungen, welche nicht als Irrthum können constatirt werden, ist er für die Kirche der verletzendste; es ist eine Protestation gegen ihre Autorität; es ist die zum theologischen Dogma erhobene Gunstbuhlerei. Uebrigens sind seine Blicke eben so begrenzt, als seine Geschichte schmachvoll. Welches ist der Zweck des Gallicanismus und was setzt er sich vor? Die Welt zu überreden, daß die päpstliche Suprematie der Gesellschaft gefährlich seyn würde. Aber seine berühmten Schriftsteller bekennen, daß diese Suprematie, zur Zeit wo die Päpste sie ausübten, nothwendig und wohlthätig war. Welcher Widerspruch! Glaubt man die Fürsten ehrwürdiger zu machen, wenn man sie von der kirchlichen Controle befreiet? Ja wohl, seit die Majestät der Tiare nicht mehr über der Majestät der Krone schwebt, ist letztere *seitdem* ehrfurchtgebietender geworden?" Es ist kein Zweifel, daß Ludwig XIV., wenn er die gallicanischen Freiheiten promulgirte, dazu als Katholik kein Recht hatte und nothwendig hätte Protestant werden sollen, wie Heinrich VIII. von England. Gallicanismus, Josephinismus, Napoleonismus sind dem Princip nach unkatholisch.

Uebrigens hätte der Verfasser noch bemerken können, daß die gallicanischen Bestrebungen der französischen Könige in eine noch viel frühere Zeit zurückgehen. Der berühmte Berengarius von Tours mit seiner ketzerischen Lehre diente nur diesem königlichen Interesse, was dem sonst so scharfsinnigen Lessing, der sich bekanntlich viel mit Berengar beschäftigt hat, gänzlich entgangen ist. Berengar war ein politisches Werkzeug.

Das vorliegende Buch hat begreiflicherweise für Frankreich mehr Bedeutung, als für uns. In Frankreich ist sich der Clerus auf merkwürdige Weise des Berufes wieder bewußt worden, in dem er durch die gallicanischen, jansenistischen und späteren revolutionären und imperialistischen Bewegungen gestört wurde. Und grade weil kaum in einem andern Lande die Kirche so ungeheuer und vielfach bedrängt in Versuchung geführt worden ist, wie in Frankreich, hat sich der Clerus daselbst die kirchlichen Fragen der Gegenwart und Zukunft aufs

schärfste gestellt und nebulirt viel weniger als in Deutschland, ja selbst als in Italien. Wir haben in diesen Blättern schon mehreremale ausgezeichnete Werke französischer Cleriker besprochen und überall begegnet uns darin große geistige Gewandtheit bei vielleicht noch größerer Willenskraft.

2) Der schweizerische Reformator Mag. Huldreich Zwingli, seine Freunde und Gegner. Ein biographisches Zeitbild vom Standpunkt des Protestantismus von G. W. Roeder, Schulinspector zu Hanau. St. Gallen und Bern, Huber und Comp., 1855.

Eine gute Biographie des Schweizer Reformators, wenn gleich in dem herkömmlichen Panegyrikenstyl, der die Geschichte unserer Reformation eben so arg entstellt, wie die byzantinische Kaisergeschichte. Es wäre wohl gut, wenn die protestantischen Geschichtschreiber in Deutschland die höhere Bildung, die sie vor den Gelehrten fast aller andern Nationen in der Welt vorauszuhaben meinen, zunächst dadurch bewährten, daß sie mit etwas mehr Natürlichkeit und Wahrheitssinn von den protestantischen Heroen des 16. Jahrhunderts redeten und sich der geschmacklosen und affectirten Weise enthielten, ohne die sie von Luther, Zwingli und Calvin nicht reden zu dürfen vermeinen.

Zwingli wurde durch den Ablaßkrämer Samson in der Schweiz, wie Luther durch Tetzel in Sachsen zu seinem energischen Auftreten veranlaßt. Wer möchte verkennen, wie recht und nothwendig es war, gegen den greulichen Unfug aufzutreten, und wer möchte dem armen Mönch die Berechtigung dazu bestreiten, wenn Bischöfe, wenn der Papst selbst den Unfug duldeten, sogar veranlaßten. So gut wie die spätere weltliche Revolution in Frankreich, war auch diese geistliche in Deutschland durch die allerheillosefte Wirthschaft von oben her provocirt worden. Wenn man aber ein notorisches Uebel mit Recht beseitigte, so war man noch weit davon entfernt, Infallibilität im Bessermachen ansprechen zu dürfen. Das ist der Punkt, auf den es in zweiter Instanz ankommt, wenn man die Reformatoren in erster Instanz wegen ihres sittlichen Muthes hinlänglich gepriesen hat. Damit, daß man sagt „der Mann Gottes" beweist man noch nicht, daß er allein das auserlesene Werkzeug Gottes gewesen sey, sofern auf der andern Seite eben auch wieder „ein Mann Gottes" stand, der etwas ganz Anderes behauptete. Die Ueberzeugungstreue ist eine schöne Sache, aber wenn ihrer Viele entgegengesetzte Dinge mit gleicher Ueberzeugungstreue behaupten, so kommen wir eben nicht weiter und wissen auch nicht recht, wem wir die Palme reichen sollen? Das Berufen auf das „Wort Gottes" erscheint als wahres Heil und als einziger Trost im Kampfe so vieler Meinungen, aber siehe da, über die Auslegung des Wortes Gottes entsteht abermals Streit und der tiefsinnigste Mystiker, der starkherzigste Glaubensheld muß sich am Ende unter die Ruthe eines philologischen Sylbenstechers, Wortklaubers und Schulpedanten beugen, oder sich von dialektischen Klopffechtern hin und her reißen lassen. Der eine behauptet und beweist das aus der h. Schrift, der andre jenes. Das Volk wird irre, die schon fast überwundenen Gegner jubeln und erheben sich wieder. Zuletzt entscheidet die weltliche Macht. In das Belieben der Fürsten und ihrer Kanzler oder der regierenden Räthe in Republiken und Reichsstädten ist somit alles gelegt worden.

Ohne dem Verdienst und Ruhm der Reformation irgend zu nahe zu treten, könnten die Geschichtschreiber, wenn sie nicht in herkömmlicher Befangenheit schrieben, ihre Helden grade um so interessanter darstellen, je mehr sie das, was man ihre Susyphusarbeit nennen kann, an ihnen hervorheben würden. Das edelste Streben, die gewaltigste Geisteskraft zeigt sich hier doch immer nur in ihrer Unzulänglichkeit und in einer Selbsttäuschung. Es liegt darin etwas Tieftragisches. Die einmal zerstörte Autorität ist von ihnen niemals wiedergefunden worden. Das Sektenwesen ist vielmehr gewachsen wie ein Baum, der sich erst in zwei Hauptäste und dann noch in unzählige Zweige spaltet.

Werfen wir einen Blick auf die erste Spaltung. Zwingli selbst, der Republikaner, sah sich veranlaßt, an die deutschen Fürsten zu appelliren, sie zu Schiedsrichtern aufzurufen in seinem Glaubensstreit mit Luther. „Als Luther in einer neuen Schrift: ‚Vom Abendmahl Christi, Bekenntniß Martin Luthers' sowohl Zwingli als Oecolampadius zusammen angriff und als dritten Theil ein Bekenntniß seiner Lehre gab, und sich dahin aussprach: ‚Mit Wicleff glaube ich, daß das Brod (im Abendmahl) bleibe, und doch glaube ich mit den Sophisten, daß der Leib Christi darin enthalten sei. Auch glaube ich, entgegen aller Vernunft und dialectischem Scharfsinn, daß zwei verschiedene Substanzen recht gut Eine Substanz seyn und heißen können;' da erwiederte ihm Zwingli in einer ausführlichen Gegenschrift: ‚Ueber Dr. Martin Luthers Buch, Bekenntniß genannt, Antwort Huldrych Zwinglis,' und widmete dieses Werk dem Herzog Johann von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen. Diese Fürsten redete er in der

Zueignung also an: ‚Ihr werdet, fromme Fürsten, ob Gott will, so hell wie möglich sehen, wie Luther nicht allein wider seine zuvor ausgegebenen Bücher, sondern sogar in diesem Buche wider sich selbst ist. Macht er dadurch nicht seine allererste Lehre bei den Päpstlern so verdächtig, daß sie sagen können: Man warte nur noch fünf Jahre, so wird er auch die Bücher, die er in den nächsten fünf Jahren geschrieben hat, verdächtig machen.‘ Ueber die Schlußworte in Luthers ‚Bekenntniß‘, worin er sagte: ‚daß er niemals etwas Anderes als den jetzigen Glauben bekennen werde, oder er erkläre es zum voraus, daß es unrecht und vom Teufel eingegeben sey,‘ — antwortet Zwingli: ‚Das Holdseligste von Allem ist, daß er seinen Glauben beschließt gleichwie jener Pfarrer, welcher, nachdem er die Schäflein übel bescholten, endlich zu ihnen sagte: „Sehet ihr, wo ihr euch nicht ändert und ich auch, so werden wir miteinander des Teufels; dazu helfe euch und mir Gott Vater, Sohn und heil. Geist!“ Also endet auch Luther hier und spricht: „Wo ich anders würde sagen, so will ich hiemit öffentlich bekannt haben, daß es unrecht und vom Teufel eingegeben sey. Dazu helfe mir mein Herr und Heiland Jesus Christus!“ — Jenes Buch fing er mit dem Teufel an, dieses endet er mit ihm. Das ist Ordnung Gottes, daß wir, so wir ohne sein Wort wollen weise seyn, zu Narren werden.‘“

Auf rührende Weise sehnt sich Zwingli dann wieder nach Versöhnung, aber vergebens. „Aber alles dessen ungeachtet, was wir Unhaltbares und Verwerfliches in seinem (Luthers) Bekenntniß gefunden zu haben glauben, vergessen wir es nicht, daß gemeinlich die allerhöchsten Ingenia in etwas dergleichen zänkische Eigenrichtigkeit gefallen sind. Wie hat Cicero den Sallustium über die Maßen angegriffen, Hieronymus den Augustinum so hart angefahren und, das wir nimmermehr vergessen sollen, Paulus den Barnabam von wegen Johannes und Marcus (da wahrlich Paulus, das edelste Werkzeug Gottes, Unrecht hatte). — — Dennoch, ob sie gleich so ungleicher Meinung waren, daß sie voneinander zogen, so wurden sie doch hernach wieder eins. So nun dem also ist, so ist unsere demüthige Bitte an Luther bei dem Geist, in dem wir alle leben, in dem er, als wir glauben, das Evangelium gepredigt hat; bei demselben Geist, in dem auch wir am jüngsten Tag gepredigt zu haben wollen erfunden werden, daß wenn sogar ein Paulus, der doch in Lehre und heiligem Wandel es allen Aposteln gleich, zum Theil noch zuvorthat, sich in der Hitze übereilen konnte, — er es nicht vergessen wolle, irren sey menschlich. Wir kennen das mannliche ritterliche Hervortreten Luthers wider das Papstthum zur Zeit, da es Niemand wagen durfte. Dabei wissen wir aber auch, was auch er ob Gott will erkennt, daß sein Lehren und Wissen beschränkt ist, und dieses vergesse er ja nicht, damit ihn der Teufel nicht mit Hochmuth verführe. Gott hat ihm des Geistes und der Kraft genug gegeben; wendet er diese nicht auf seine eigene Ehre an, so werden wir gewiß in allen Stücken zur Einigkeit gelangen. Das verleihe uns der wahre Gott!“

Es hing nicht von Zwingli und auch nicht von Luther ab, einig zu werden oder durch ihre Einigkeit der neuen Kirche aufzuhelfen. Das Streiten und Zanken um Glaubenssätze, und die Ueberantwortung aller kirchlichen Autorität an die weltliche Macht lag schon im Princip der Reformation und konnte nimmer abgewendet werden. Sie selbst hatte sich, indem sie nicht blos den Misbrauch der Kirche auf den rechten Gebrauch zurückführte, sondern auch den Gebrauch selbst, ja den Glaubensgrund änderte, in die Alternative zwischen confessioneller Anarchie und cäsaropapistischem Despotismus gestellt und kann nur in amerikanischen Kirchen wie in hunderttausend Saifenblasen zerfahren oder muß anglikanisch versteinern. Die rationalistische Kirche in Deutschland seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat zwar den merkwürdigen Versuch gemacht, den Gegensatz in der Art auszugleichen, daß die Zerfahrenheit in der Lehre mit der Consistorialtyrannei Hand in Hand ging, allein diese Periode ist vorüber und es ist kein bloßer Zufall, sondern liegt nothwendig im Entwicklungsgange des deutschen Protestantismus, daß er gegenwärtig auf einer Seite zur religiösen Demokratie und Anarchie tendirt und auf der andern Seite mit dem russischen Czaar-Patriarchenthum kokettirt. Wir wissen recht wohl, daß die ungeheure Mehrheit der protestantischen Welt weder das eine noch das andre Extrem will, aber diese mächtige Welt hat keine Einheit, und in ihrem Namen wird von den Parteien mehr gesündigt, als ihr heilsam ist. Faßt man die ungeheure Ausdehnung und einheitliche Kraft der griechischen und den neuen großartigen Aufschwung der römischen Kirche ins Auge und wägt man die Macht derselben ab, so erscheinen die Kirchen der Reformation nicht im Vortheil.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 67. 22. August 1855.

Philosophie.

Franz von Baader's gesammelte Schriften zur Religionsphilosophie. Erster und zweiter Band. Herausgegeben von Prof. Dr. Franz Hoffmann in Würzburg. Leipzig, Bethmann, 1854. 1855.

Wir haben früher schon das Verdienst Hoffmanns und der übrigen Anhänger Baaders um Herausgabe und Verbreitung der Baader'schen Schriften gebührend anerkannt. Es ist merkwürdig genug, daß Baader als der Erste, der die ganz antichristlich gewordene Philosophie wieder zur christlichen Wahrheit zurückführte, so sehr misachtet, verkannt oder unbekannt geblieben ist. Aber es ist natürlich, denn wie die Philosophen nichts vom Christenthum, so wollten die Gläubigen nichts von Philosophie wissen. Der Herausgeber hebt scharf hervor, wie sehr sich die Gläubigen versündigen und dem Interesse ihrer Sache zuwider handeln, indem sie alles was Philosophie, desgleichen Naturwissenschaft und Aesthetik heißt, frischweg den Ungläubigen überlassen, als ob es denen von Rechtswegen gehörte. Nichts leistet dem Atheismus mehr Vorschub, als diese Gleichgültigkeit der Gläubigen gegen die Philosophie und die falsche Voraussetzung, es könne gar keine christliche Philosophie geben oder bedürfe derselben nicht, da man ja an der h. Schrift genug habe. Die Denkkräfte sind nicht das Letzte, was wir an uns heiligen müssen. Das Denken soll nicht als Sünde angesehen, sondern vor Sünde bewahrt werden. Baader selbst sagt (Theil II. 22), er habe für nothwendig erachtet, die Denkweise zu bekämpfen, die nach und nach immer „gottwidriger" geworden sey, denn er setze voraus, daß nur diejenige Denkweise die richtige seyn könne, die da Gott die Ehre gibt. Die centrifugale Richtung der ganzen modernen von Gott abgekehrten Philosophie hat Niemand so klar erkannt und umfassend bezeichnet, wie Baader, der nun seinerseits wieder in centripetaler Tendenz die gläubige Philosophie da wieder anknüpft, wo sie seit den großen Mystikern des Mittelalters, zuletzt mit Jakob Böhme abgerissen war.

Baader hat das Misgeschick getroffen, für einen Schüler Schellings gehalten worden zu seyn, da doch Schelling seinen Pantheismus niemals verlassen und nie bis zum christlichen Monotheismus durchgedrungen ist. Das Verhältniß ist gewissermaßen umgekehrt, denn Schelling hat von dem älteren Baader Einiges, nur nicht die Hauptsache, angenommen. Baader steht vollkommen selbstständig da und hat an Schelling abgegeben, nicht von ihm entlehnt. Das ist auch bereits in Erdmanns Geschichte der neueren Philosophie anerkannt worden und wird nun hoffentlich die offizielle Ignoranz, wie sehr sich die ungläubige Philosophie darin gefallen mag, nicht länger die Stirn haben, das Charakterbild eines großen Philosophen der Neuzeit so gröblich zu verfälschen. Schelling selbst scheint auf Baader eifersüchtig gewesen zu seyn und zu der Ignorirung und Miskennung desselben nach Kräften beigetragen zu haben. Hoffmann sagt hier Theil I. Vorrede S. XIII.: „Schelling hatte schon von der ersten Bekanntschaft mit Baader eine Art von Bewußtseyn davon, daß dieser geniale Geist ihm an Tiefsinn wie an vorgeschrittener Einsicht in das Geheimniß der Dinge überlegen sey; er wurde immer mehr von dem Vorgefühle ergriffen, daß dieser tiefsinnige Geist ihn und seine Leistungen überflügeln würde. Es bemächtigte sich seiner stolzen, ruhmbegierigen Seele eine nicht zu lobende Eifersucht, welche ihn noch in Erlangen zu ganz unpassenden Aeußerungen über Baader hinriß, die ihn später zu München verleitete, den entschiedensten Schülern Baaders nach Kräften jede mögliche Hemmniß entgegenzusetzen, Baader selbst in seinen Vorlesungen namentlich durch gehässige und verhaltenen Zorn

athmende (wie uns damals dünkte, nicht treffende) Seitenhiebe und Ausfälle auf St. Martin zu discreditiren, und die ihn endlich zu Berlin in seinem letzten Lebensjahre in kläglich unedler Weise dem Versuche einer Förderung der Gesammtausgabe der Werke Baaders sich widersetzen ließ. Diese Widersetzlichkeit Schellings gegen das Zustandekommen der Gesammtausgabe der Werke Baaders wäre im schlimmsten Sinne des Wortes illiberal und schnöde gewesen, wenn Baader auch lange noch nicht die ihm von uns beigelegte Bedeutung hätte, sie war aber um so niedriger, je mehr Schelling wissen mußte, welche außerordentlichen Schätze tieferer theistischer Erkenntniß in Baaders Schriften enthalten seyen."

Baader hält (und mit dem vollsten Rechte) die ganze moderne Philosophie von Cartesius und Loke an, soweit sie sich von der christlichen Wahrheit entfernt hat, für eine Geisteskrankheit, die gleichwohl nicht im Stande gewesen sey, die gesunde Einrichtung des menschlichen Gehirns für immer zu zerstören. Nur in den höheren Kreisen der Gesellschaft, nur bei den Gelehrten, nur in der ungesunden Treibhausluft der falschen Bildung konnte die Corruption des Denkens, gleichen Schritt haltend mit derjenigen der Sitten, um sich greifen. Im gesunden Kern des Volkes blieb der Glauben, und in der Offenbarung wie in der Sternenschrift der Natur blieb die ewige Wahrheit ausgesprochen dieselbe. Die falsche Philosophie hat nichts daran ändern können, sie konnte nur sich selbst überleben. In einer Rezension der Groote'schen Schrift über Fausts Versöhnung mit dem Leben sagt Baader: „Rezensent ist übrigens der Ueberzeugung, daß wir uns nicht nur in Deutschland, sondern in der gesammten sogenannten christlichen Welt so ziemlich in derselben Lage befinden, in welcher ein verschmitzter und geschickter Giftmischer und ein nicht eben geschickter und nicht scharfsinniger Arzt sich einem Kranken gegenüber befänden, welcher trotz des ihm beigebrachten Giftes und trotz — seines Arztes doch nicht gestorben ist, d. h. wir haben es nur der unverdienten Assistenz des barmherzigen Gottes zu verdanken, daß die gute Sache trotz des vielen Bösen und Faulen noch besteht, und anstatt daß wir Gutgesinnte auf unseren Lorbeeren, um von dem leichten Kampfe auszuruhen, uns wieder niederlegen, sollen wir vielmehr wachsamer und thätiger als je seyn, weil, so lange die Zeit währt, der Feind nach jeder Niederlage oder Ermattung gerüsteter und listiger in Bälde zurückzukommen pflegt."

Uebrigens läßt sich nicht verkennen und ist auch vom Herausgeber zugestanden worden, daß es ziemlich schwierig ist, sich von Baaders Philosophie einen klaren Ueberblick zu verschaffen, denn er hat niemals ein System zusammengeordnet, sondern seine Ideen in einer Menge von kleinen Schriften und Heften zerstreut. Allein sie bleiben sich überall consequent.

Wir bemerken, daß er fast immer ein zweischneidiges Schwert schwingt gegen die Atheisten, Materialisten, Rationalisten ꝛc., die nichts glauben, und gegen die Pietisten ꝛc., die nichts wissen wollen. Ihm kommt es darauf an, den Wissenden wieder Glauben, den Gläubigen Wissen beizubringen.

Unter dem, was er gegen die Ungläubigen sagt, finden sich Sätze von großer Tiefe und Schönheit, z. B.: „Falls das Eisen Empfindung und Bewußtseyn hätte, würde es sagen, daß es den entfernten Magnet, dessen Zug es in sich inne wird und ihm folgt, zwar nicht schaue, aber doch an ihn und ihm (dem Unsichtbaren) glaube." II. 234. „Das Streben nach Genuß ist nur das Streben nach dieser Ergänzung oder Vollendung des Seyns oder nach der Befreiung von der Unruhe oder Unvollendetheit desselben, d. i. es ist das Streben nach der Gegenwart oder nach der Befreiung und Erlösung von der Zeitlichkeit; was selbst, wie die Worte: Entzückung und Verzückung, beweisen, von der illusorischen Gegenwart (der materiellen) gilt, und weßwegen es so schwer hält, durch Zeitvorstellungen (z. B. der Zukunft) die Lust am sinnlichen Genusse zu unterdrücken. Es fallen darum die Begriffe von Vollendetheit, Gegenwart, Ewigkeit, Zeitfreiheit und Seligkeit zusammen, und Sie begreifen bereits aus dem Gesagten, daß, falls der Mensch, inner der Zeitregion sich haltend, in seinem Thun wie in seinem Seyn seine Vollendung erlangen, oder in Besitz derselben gelangen könnte, das heißt, daß, falls der Mensch wie das Thier nur ein Geschöpf der Zeit wäre, er auch wie dieses die Zeit nicht wahrnehmen könnte und würde, und daß folglich sein Wahrnehmen oder Gewahren der Zeit ihm beweiset, daß er in ihr nicht in seiner heimathlichen Region, sondern in der Fremde (nach altdeutscher Sprache im Elende) sich befindet." II. 89. „Auch der nach sinnlichem Genuß Strebende sagt durch seine Entzückung, daß es ihn langweile in der Zeit, daß er sich hier unselig finde, daß er herausstrebt aus der Zeit in die absolute Gegenwart und Erfüllung. Die sinnliche Ekstasis der Heraussetzung aus der Zeit ist freilich nur eine illusorische, aber man muß anerkennen, daß hinter ihr ein Tieferes verborgen liegt. Shakespeare nennt daher die Momente des Genusses ewige Momente (eternal moments). Die Moralisten fahren übel, wenn sie dem Streben der Menschen nach sinnlichem Genusse nichts Besseres entgegensetzen als die Furcht vor Strafe. Sie müssen vielmehr zeigen, daß der Mensch seine Erfüllung auf jenem Wege

nicht erreicht, sondern nur leerer und unseliger wird. Es muß die ewige Gegenwart gegen die illusorische gesetzt werden. — Was für die Zeit geschaffen ist, bemerkt die Zeit nicht, wie das Thier. Könnte der Mensch durch Sinnengenuß sich befriedigen, so wäre er nicht für die Ewigkeit bestimmt. Da er es nicht kann, so ist es sonderbar, daß er nach Beweisen für jene Bestimmung fragt." II. 83.

Den Gläubigen hält Baader andrerseits vor, wie Unrecht sie haben, die Natur zu verachten: „Es ist falsch, wenn mehrere Mystiker (Pietisten) nur ausschließend im Inneren die Gegenwart Gottes oder das Göttliche suchen, vom inneren Leben als dem alleinigen guten, vom äußeren dagegen als dem wo nicht an sich Schlechten so doch zu nichts Gutem taugenden (somit entbehrlichen und gleichgültigen) sprechen, indem ja der Mensch ebensowohl, um einem bösen Inneren zu entgehen oder sich davon zu helfen, zu einem guten Aeußeren greifen und seine Zuflucht bei diesem nehmen muß, — als er umgekehrt zu einem inneren Guten greifen und fliehen muß, um eines bösen Aeußeren sich zu erwehren." I. 243. Eben so wenig steht es den Gläubigen an, die Wissenschaft zu schmähen und die Macht, die in ihr liegt, den Ungläubigen Preis zu geben. Wenn man so oft in neuerer Zeit die Gläubigen wehklagen hört über Staatsomnipotenz, Bureaukratie ꝛc., so kann man ihnen entgegenhalten, sie selbst sind Schuld. „Auf die Weltstandschaft der Kirche stützt sich aber jene der Wissenschaft und der Kunst, und man muß sagen, daß der Katholicismus (d. i. die Universalität) der beiden letzteren nur von jenem (jener) der Ersteren aus und an ihm fortgeht. — Wenn nämlich schon Religion, Wissenschaft und Kunst (Priester, Gelehrte und Künstler) jeder einzelnen Nation oder jedem einzelnen Staat nicht nur dienlich, sondern zur Erreichung des Staatszweckes unentbehrlich sind, so sind sie doch schon aus dem einfachen Grunde nicht im engeren Sinne des Wortes Diener eines einzelnen Staates, weil es seit Einführung des Christenthums keine National- oder Staatsreligion mehr gibt und der Begriff derselben eben so absurd ist als jener einer National- oder Staatswissenschaft, z. B. einer bayerischen im Gegensatze einer österreichischen oder einer preußischen Wissenschaft. Und hierauf beruht denn auch der Amtsadel des Priesters, des Gelehrten und des Künstlers, welchen wir nur dort und dann erlöschen sehen, wo und wann die Religion und Wissenschaft zum Polizeidienst herabgewürdigt werden, eine Herabwürdigung, die den Polizeien indeß nicht möglich gewesen wäre, falls Priester, Gelehrte und Künstler durch ihre Trennung und Entzweiung nicht vorerst sich selbst herabgewürdigt hätten. Denn es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Despotie nur in dieser Trennung (der Wissenschaft und der Religion) ihren größeren Halt findet. Eine Trennung und Opposition, welche mit jener modernen des Kreuzes und des Schwertes von demselben schlimmen Geiste ausgeht und denselben schlechten Zweck im Auge hat. Wenn darum schon nichts gewisser ist als die Nothwendigkeit des Geschiedenseyns der weltlichen und der geistlichen administrativen Macht, (schon aus dem von Dante in seinem Purgatorio angegebenen Grunde, weil beide, falls sie nicht geschieden sind, sich nicht mehr vor einander fürchten), so ist doch auch eben so gewiß, daß Priester, Gelehrte und Künstler sich eben darum um so inniger unter sich in der gesammten Welt verbinden und verbunden halten, und jene nothwendige Scheidung hiemit vermitteln sollen, anstatt durch ihre eigene Entfremdung von der Kirche und ihre Entzweiung unter sich diese an sich heilsame Scheidung bis zu einer unheilbringenden Opposition zu treiben, oder auch eine nicht minder schädliche, wenn auch nur temporäre, Wiedervermengung beider jener Weltmächte zu begünstigen." I. 220. Eine Glosse zur Geschichte unserer Zeit, wie man kaum eine bessere finden wird.

Als einen Hauptgedanken der Baader'schen Philosophie heben wir ferner hervor den Satz, daß wie das Individuum, so die Gemeinde in der centripetalen Tendenz zu Gott erstarke und Segen finde, in der centrifugalen dagegen schwach werde und Fluch finde. Baader verfolgt diesen Gedanken bis zu seiner kühnsten Consequenz. Er sagt, wir befinden uns durch die Sünde in einer solchen Sonnenferne, daß wir kaum mehr eine Ahnung davon haben, wie uns seyn würde, wenn wir in der Sonnennähe wären. Er weist auf eine Zukunft nicht nur des Menschen, sondern auch der ganzen Erde hin, wie sie aus der Wiedergeburt hervorgehen müsse, die uns die christliche Offenbarung weissagt. „Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß der Grundbegriff des Christenthums, somit auch der Dogmatik, jener einer gänzlichen Umwandelung und Restauration (Wiedergeburt) des Menschen an Seele und Leib ist, wobei also seine bereits vorgegangene Verwandelung (aus dem paradiesischen in den irdischen Menschen) vorausgesetzt wird. Aber derselbe Begriff einer bereits vorgegangenen Umwandlung und Umgestaltung gilt eben sowohl für die gesammte äußere Natur, und die Schrift verbindet auch die Restauration dieser Natur mit jener des Menschen, indem sie nicht blos von einem neuen Menschen, sondern auch von einem neuen Himmel und einer neuen Erde spricht; und es sind darum alle jene Naturphilo-

sopheme aus der Dogmatik hinauszuweisen, welche diese nichtintelligente, materielle Natur (oder Welt) in ihrer dermaligen Seynsweise für ein primitives, reines Geschöpf und weder für ein bereits umgewandeltes, noch einer ferneren Umwandelung fähiges erklären, womit denn auch die Leugnung eines in der materiellen Natur verborgenen, dem Menschen keineswegs zur Schuld zu rechnenden geistig Bösen, sowie die Vermengung desselben mit jener Verderbtheit und Difformität in dieser Natur zusammenhängt, welche der Mensch in diese materialisirte Natur als den Fluch (die Flucht des göttlichen Segens) dadurch brachte, daß er seiner Sendung untreu ward und das Bild Gottes in sich erlöschen ließ. Endlich sind als mit der Religion unverträglich alle Philosopheme zu erklären, welche den Nexus des ethisch Bösen mit dem Wohl- oder Uebelstand der nichtintelligenten Creatur, oder mit dem physisch Guten und Uebeln, sowohl im Menschen als außer ihm, verkennen oder leugnen." II. 46.

Auch die politischen und socialen Fragen finden nur in dieser Wiedergeburt ihre Antwort: „Eine wahrhafte Gemeine können die Menschen demnach nur dann bilden, wenn sie mit Gott verbunden sind. Im blos äußerlich aggregirten Leben des modernen Staates hat Jeder seine eigene (schlechte, weil abstracte) Selbstständigkeit, die er sogar den Uebrigen entgegensetzt und dadurch nicht blos Gleichgültigkeit, sondern versteckte Feindschaft ist. Denn die Gleichgültigkeit kann nicht bleiben und sie wird sich bei der ersten unausbleiblichen Sollicitation zur Liebe oder zum Haß gestalten. Das große Reich Gottes hat keinen anderen Sinn, als die Menschen in eine wahrhaft organische Innung zu bringen und zwar, weil nur in dieser lebendigen Gemeinschaft Gott Alles in Allem geworden ist als der eine und derselbe Lebensgeist, der sich in jedem auf einzige Weise manifestirt. Und deshalb bedarf Jeder aller Anderen, um die Totalität der Manifestation Gottes zu bewerkstelligen. Jeder ist unentbehrlich, denn jeder hat eine andere Gabe. Auf diesem Geheimniß der Vertheilung der Manifestation Gottes beruht die conjunctio in solidum der Menschheit." II. 73.

Manche Grundansichten theilt Baader mit Jakob Böhme und andern älteren Mystikern, oder er reproducirt sie geläuterter nach einer tiefeingreifenden Kritik. Denn bekanntlich gibt es Wahrheiten, die man verwirft, weil sie entweder nicht ganz klar ausgesprochen sind, oder weil sie eine falsche Anwendung finden, oder mit entstellenden Zusätzen behaftet sind, ohne daß sie aufhören, den Werth der Wahrheit zu behalten. Deshalb müssen sich auch die Denker wechselseitig ergänzen. Wenn es sehr vielerlei heidnische Philosophien gibt und geben muß, so kann es nur Eine christliche geben, möge auch noch so viele Denker zu verschiedenen Zeiten daran arbeiten. Deshalb möchten wir auch die christliche Philosophie an keinen Namen anknüpfen. Daß Baader Philosophie die der Zukunft seyn werde, wie der Herausgeber Theil II. Vorrede S. XIV. ausspricht, ist nur insoweit wahr, als die Philosophie der Zukunft überhaupt wieder eine christliche seyn wird. Die christliche Philosophie kann immer nur Gott ehren und göttliche Wahrheit, nicht eigene Kunst, nicht eigenen Ruhm verkünden wollen und muß sich demnach verhalten wie die gothische Baukunst, deren Werke wir als die eines großen und frommen Zeitalters und Volkes um so mehr bewundern, als wir nur selten den bescheiden verborgenen Namen eines ihrer Meister herausgrübeln. Es kommt daher auch nicht darauf an, Baaders Namen zu verherrlichen, sondern nur der philosophischen Wahrheit, die er aussprach, Geltung zu verschaffen. Die Namen, die Eitelkeit und all die Professorenalfanzerei des vorigen und jetzigen Jahrhunderts kann man getrost den falschen Philosophen überlassen.

Die ungeheure Selbstüberschätzung der Kathederherren hat es im Verlauf der letzten Zeit dahin gebracht, daß der studierenden Jugend das Interesse, welches sie dem Object der Philosophie widmen sollte, fast ausschließlich dem Subject des jeweiligen Modephilosophen zuwendet, als ob weniger an der Wahrheit selbst, als an der Hochstellung einer Person, die etwas für wahr ausgibt, gelegen wäre. Im naturwissenschaftlichen Gebiet hat sich die nämliche Eitelkeit ausgebreitet und der Gelehrte, der etwas von Gott Geschaffenes nur entdeckt, tritt förmlich an die Stelle des vergessenen Gottes und alle Bewunderung wird nur auf ihn hingelenkt. Indeß entdeckten diese Gelehrten doch etwas, was wahr ist und wovon man einen nützlichen Gebrauch machen kann, während die hochgefeierten Philosophen seit Descartes immer nur je ein Windei gelegt und dann sich gespreizt haben, als ob es Bramanda, das Weltei selbst gewesen wäre. Es ist ohne Zweifel die Aufgabe der christlichen Philosophie, von all dem nichtigen Treiben des Subjectivismus zu abstrahiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 68. 25. August 1855.

Schweizer-Geschichte.

1) Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschrittes von Anton von Tillier. Dritter Band. Bern, J. Körber (Huber und Comp.), 1855.

Wir haben bereits die früheren Bände dieses schätzbaren Werkes in unsern Blättern angezeigt. Der vorliegende ist der letzte und umfaßt die Geschichte seit 1847 oder seit dem Beginn des Sonderbundskrieges. Herr von Tillier ist ein Conservativer von viel Mäßigung und Billigkeit und trägt den Umständen dergestalt Rechnung, daß er die Diener und Werkzeuge der ungerechtesten und gewaltthätigsten Politik (z. B. General Dufour), sofern sie wenigstens Mäßigung und Humanität anstrebten, noch lobt. Dieser Ruhm und Preis des Herrn Dufour von conservativer Seite ist uns auch schon früher immer als der traurigste Beweis einer gänzlichen Niederlage und Entmuthigung der conservativen Partei erschienen. Die unparteiische Geschichte wird es nie billigen, daß Ehrenmänner denen dienen, die es nicht sind, und eine ungerechte Sache nicht nur durch ihr Talent zum Siege, sondern auch durch den Credit ihres Namens eine Art von moralischer Anerkennung verschaffen.

Mit Recht hebt Herr von Tillier hervor, der Sonderbund sey nur zur Vertheidigung gegen die ungerechtesten, mitten im Frieden erfolgten Angriffe geschlossen worden und keine Rebellion gewesen, sondern Nothwehr für das alte Recht. Zweitens meint er, wenn die Mehrheit der Tagsatzung ein Recht zu haben glaubte, den Sonderbund mit Krieg zu überziehen, so hätte sie doch wenigstens die Anführer der vormaligen Freischaaren nicht zu ihren Generalen machen sollen. Friedensbrecher, Menschen, die mit gewaffneter Hand treulos in die Nachbarcantone einfallen, mußten nach eidgenössischem Recht gestraft werden und konnten nicht befähigt werden, im Namen der Eidgenossenschaft als Gesetzesvollstrecker aufzutreten. Tief war zu beklagen, „daß nicht, ohne irgend welche Ausnahme Alle von der activen Mitwirkung bei diesem beginnenden, gerade von ihnen vorzüglich angeregten Kampfe ausgeschlossen wurden, die notorisch als Theilnehmer der beiden vorhergegangenen verbrecherischen Einfälle in das benachbarte, in tiefem Frieden sich befindende Land der Bundesgenossen, bezeichnet werden konnten. Nur diese durch Ehre und Pflicht vorgeschriebene Ausschließung konnte solchem Kriege den fleckenlosen Charakter einer weniger bezweifelten Rechtmäßigkeit verleihen, ihn dem sonst nicht völlig zu widerlegenden Vorwurf eines Racheaktes, gegen schwer verletzte und vielfach gekränkte Mitelbgenossen, wider einen in seiner offenkundigen Schwäche wenig zu fürchtenden Gegners, entziehen. So erhebend für den vaterländischen Geschichtschreiber die Pflicht wird, in seine Blätter Züge des Edelmuthes, der echten Vaterlandsliebe, der tapfern Hingebung und Treue einzuzeichnen, — den Nachkommen zum Gedächtniß, eine Aufforderung zur Nacheiferung, — so nicht weniger erdrückend und schmerzlich lastet auf ihm das ernste Gebot einer unverhüllten Darstellung des wirklich Geschehenen, und so darf er auch hier wenigstens nicht unerwähnt lassen, wie dieser unselige, durch vorausgegangene unzählige Ungerechtigkeiten und Gewaltakte provozirte Bruderkampf, obschon wider den Willen und das Bestreben der Mehrheit des Heeres und seiner Anführer, dennoch durch rohe Handlungen und Brutalitäten aller Art, ja durch blutige Greuel, verübt an den sonst so schwer heimgesuchten, großentheils harmloser und unbetheiligter, armer Bewohner des zerrissenen Vaterlandes, vielfach befleckt worden, — durch Unmenschlichkeiten, wie solche nur jemals im Kriege gegen einen eingedrungenen, fremden, grausamen Feind vorgefallen seyn mochten, die in diesen

Tagen des angeblich civilisirten Fortschrittes, einer hochgepriesenen Cultur, nicht mehr geschehen, weniger noch aber gerade von Denjenigen verhüllt werden sollten, die eben hinter diesem vorgeschützten Ideal einer, wie sie sagen, fortschrittlicher, größern Freiheit und Humanität, die unverantwortlichsten Handlungen, ihre meist gleich unsittlichen wie unsinnigen Zwecke zu verbergen trachten, oder wohl gar zu rechtfertigen versuchen. Der Fluch der bösen That wirkt unendlich lange nach, er kann und wird seine Begrenzung niemals anders, als auf den Wegen einer aufrichtigen Sühnung verübter Unthaten finden, nach endlichem Wiedergewinn eines gereinigten, wieder heilig gehaltenen Rechtsbodens, der Einmal preisgegeben so unendlich schwer, meist nach harten Leiden erst, wieder herzustellen ist. — Wehe aber dem Volke, dem der Wille ermangelt und damit die Kraft, sich im edleren Kampfe einen moralischen Sieg zu erringen, aus den Schlingen seiner Verführer sich selbst zu befreien, das nach dieser Hülfe seine Blicke wohl gar über die Marken des heiligen Vaterlandes hin auswirft, das den treuen Gott der Väter, den stets bewährten Retter aus der höchsten Noth, nicht mehr erkennen will. Es befreie sich vor Allem der eigenen Fehler und Schwächen und dann jener unheimlichen, mephistophelischen Natur, jener perfiden Verstandesoperatoren, die sich nichts weiterem als eines, die Gesetze zur Unterdrückung und zur Ungerechtigkeit mißbrauchenden Verstandes, nichts anderem als einer zweifelhaften, durch ihren Lebenswandel und ihr Handeln selbst, in großen Mißkredit gerathener Freisinnigkeit, zu berühmen vermögen, die nur nach alleiniger Herrschaft strebend, das ruhige Glück des Vaterlandes, seinen bisherigen Wohlstand ihren eigennützigen Zwecken frevelhaft hinopfern, die es einer unabwendbaren, seine Kraft aufzehrenden Noth, einer schon jetzt sich erschreckbar kenntlich machenden niemals erlebten Verarmung, dem allgemeinen Bettelthum noch sicher überliefern werden."

Dies möge genügen, die Auffassungsweise des Verfassers kennen zu lernen. Sehr interessant ist, was er über die Vorfälle des Jahres 1848 beibringt. Hatte die Schwäche und gegenseitige Eifersucht der Großmächte schon im Jahr 1847 ein gemeinsames Einschreiten derselben zur Verhinderung des Sonderbundskrieges nicht zu Stande kommen lassen, so wurde die Schweiz durch die Februar- und Märzrevolutionen in Frankreich, Italien, Deutschland vollends jeder europäischen Controle überhoben und die radikale Partei war auch schnell bei der Hand, die ihr günstige Sachlage zu benutzen. Schon am 1. März wurde Neuenburg revolutionirt, die neue Regierung aber von der Tagsatzung sofort anerkannt, „weil jedem Canton das freie Constituirungsrecht zustehe." Herr von Sydow, der preußische Gesandte, konnte nur noch protestiren, die Rechte seines Königs auf Neuenburg wahren und abreisen. Das Princip des freien Constituirungsrechts ist kein anderes als das des Faustrechts. Wo Verträge, wo das Recht nicht mehr geachtet werden, gilt nur noch Gewalt, die aber früher oder später wieder an der Gewalt zerschellt. Am allerwenigsten sollten Freistaaten und k l e i n e Freistaaten Recht und Vertrag verletzen.

Gar interessant erscheinen die Verhandlungen der Tagsatzung im Jahr 1848 über den Allianzvertrag Sardiniens. Karl Albert, indem er gegen Radezki vor Verona stand, wünschte nichts so sehr, als einen großen bewaffneten Zuzug aus der Schweiz oder eine Diversion der Schweizer ins Tirol, in den Rücken Radezkis, und ließ desfalls mit der Tagsatzung unterhandeln. Die Tagsatzung nahm die Sache am 11. Mai 1848 vor: „Trug Anfangs die Erörterung ein würdiges Gepräge, da die doch sehr freisinnigen Gesandten von Zürich, Luzern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Baselland sogar in anständigem Tone für die strenge Aufrechthaltung der Neutralität sprachen, so hatte doch diese Haltung ein Ende, als der ultraradikale Gesandte von Freiburg, Büssard, in seiner für die Sache einer Afterfreiheit phantasirenden Rede die Neutralität *um jeden Preis* bekämpfte. Auch der Gesandte von Waadt, Advokat Eytel, griff dieses System mit vernunftleeren eiteln Phrasen an, das Verbot der Freischaaren als einen Eingriff in die persönlichen Rechte der Menschen und die Neutralität als eine Unmöglichkeit erklärend; mit einer des blutigen Convents 1793 würdigen Expektoration malte er in greller Farbe, vom Grundsatze des von ihm ersehnten allgemeinen Freiheitskampfes ausgehend, das Unglück, dem die Eidgenossenschaft bei ihrer neutralen Stellung jedenfalls entgegen gehen werde, da der Absolutismus, wenn er den Sieg erränge, wohl alsobald die Schweiz, diese alte Burg der Freiheit der Völker, vernichten würde, die Völker hingegen, wenn sie die Oberhand gewännen, der Schweiz nicht mit Unrecht vorwerfen würden, sich feig von dem Kampfe zurückgezogen zu haben, zu dem sie selbst den Anstoß gegeben und der auch sie ohne die Sympathieen der Völker verschlungen haben würde. Im nämlichen leichtfertigen und verlockenden Tone sprach auch James Fazy, sich schließlich dahin ausdrückend, er werde sich durch das Hohnlächeln vom Präsidentenstuhle nicht beirren lassen, und möchten auch die westlichen Cantone vereinzelt stehen, so würden sie doch immer gegen eine Politik sprechen, die dem Vaterlande nur zur Schmach gereichen könne. Scharf

entgegnete ihm Ochsenbein, daß er nie zu dem Aufgeben der neutralen Stellung stimmen werde und trotzdem, daß ihm vom Gesandten von Genf vorgeworfen worden sey, er wolle nur den Bedächtigen spielen und dann die Neutralität bei Seite werfen, wenn nach seiner Ansicht die Zeit dazu gekommen, so werde er doch so viel an ihm unter keinen Umständen diese Stellung aufgeben, oder es sey denn, daß die Schweiz zuerst angegriffen werde. Mit Schmerz müsse er sehen, fuhr er fort, daß in der Eidgenossenschaft, nachdem eine Partei des Auslandes kaum unterdrückt sey, sich eine neue ähnliche Partei, ein neuer Sonderbund bilde. Mit starken Zügen schildert er das Verderbliche des Reißlaufens, das im Grunde nichts anderes sey, als das Verkaufen seines Blutes und Lebens um schnödes Geld. In bitterm Tone fiel der Vertreter Waadt's ein: er werde sich durch den diktatorischen Ton des Vorstandes keineswegs einschüchtern lassen, da man, wenn man auch einen solchen Ton höre, dennoch in der Schweiz, so viel jeder wisse, noch keinen Diktator habe; ja er ging so weit höhnischem Lächeln und handgreiflich zu verstehen zu geben, daß sich Waadt an ein Verbot der Züge nach Italien nicht kehren werde und stellte sogar die vom vaterländischen Standpunkte aus wohl sehr bedenkliche und leichtsinnige Frage: was man denn wohl anfangen würde, wenn Frankreich mit einem Heere nach Italien ziehen wolle und man zum Schutze der Grenze eidgenössische Truppen aufstellte, diese aber dann später statt sich zurückberufen zu lassen, mit den für die Sache der Freiheit in den Kampf ziehenden Truppen Hand in Hand gehen wollten? Ob man vielleicht gar den Schweizern zumuthen werde, sich gegen diese Truppen zu schlagen? Allein ihm entgegnete Ochsenbein, daß man aus dieser Rede schließen könne, was die Partei des Auslandes, die er so eben geschildert, zu thun beabsichtige; um aber zu beweisen, wie wenig der Kampf in der Lombardei, den man einen Principienkampf zu nennen beliebe, diese Benennung verdiene, wolle er, da nun einmal die Sache so weit gekommen sey, der Versammlung die Ergebnisse einer zwischen ihm, dem Bundespräsidenten und dem Abgesandten der lombardischen Regierung gepflogenen Unterredung mittheilen. Er, Ochsenbein, habe nämlich den Gesandten gebeten, sich zu erklären, ob die Lombardei gesonnen sey, sich als Republik zu konstituiren und sich an die Schweiz anzuschließen. Auf beide Fragen sei bestimmt und zwar ablehnend geantwortet worden. Diese unerwartete Mittheilung blieb nicht ohne Eindruck auf die Versammlung und machte dem langen Kampfe, dem der französische, der lombardische und der sardinische Gesandte ohne Unterbrechung beigewohnt, ein Ende." — „Karl Albert hatte in den italienischen Republikanern und in den Anhängern Mazzinis eben so gefährliche Gegner, als in den Oesterreichern, und deren Einfluß trug nicht wenig dazu bei, ihn in seinem Auftreten gegen Oesterreich zu lähmen. Diese revolutionären Elemente hielten die Allianz der Eidgenossenschaft mit dem Könige von Sardinien für ihre eigenen Interessen nachtheilig, wie denn auch der mit denselben in genauer Verbindung stehende Luvini von Mailand aus ersterer entgegen zu wirken suchte." Uebrigens war auch Frankreich mit den Eroberungsgelüsten Karl Alberts keineswegs einverstanden.

Nicht lange darauf kam in derselben Tagsatzung die Angelegenheit der Schweizerregimenter in neapolitanischem Dienst zur Sprache. Bekanntlich hatten am 15. Mai die vier tapfern Schweizerregimenter in Neapel über die Revolution gesiegt, in einer Stadt, die 400,000 Seelen zählt. Dieselben vier Regimenter gingen nach Sicilien, eroberten diese ganze Insel und stellten auch dort die gesetzliche Ordnung wieder her. Eine erstaunliche That von so wenigen Truppen und des höchsten Ruhmes würdig. Aber in der Tagsatzung war kein Sinn dafür. Selbst die gemäßigte Minderheit war durch die radikale Mehrheit dergestalt eingeschüchtert, daß sie als die Mehrheit jene Regimenter mit Verwünschungen überhäufte und deren Auflösung dekretirte, ihr Votum zu Gunsten der Aufrechthaltung jener Regimenter unter tiefem Bedauern über deren Benehmen abgaben und nur Zweckmäßigkeitsgründe der Beibehaltung anführten, eine sittliche, patriotische, nationale Anerkennung der herrlichen Heldenthaten ihrer Landsleute aber nicht wagen durften.

Da inzwischen auch Radezkis Sieg bei Custozza erfolgte und Mailand wieder in seine Gewalt fiel, waren die Radikalen froh, den früheren Anträgen Sardiniens nicht beigetreten zu seyn, und hatten die Genugthuung, von Seite Oesterreichs geschont zu werden. Sie glaubten aber keine Zeit verlieren zu müssen und vollendeten rasch ihre neue Bundesverfassung, die ohne Sang und Klang am 12. September 1848, kurz vor den Frankfurter Schreckenstagen (Aufstand wegen des Malmöer Waffenstillstandes) angenommen wurde. Während sie aber volle Neutralität von außen her in Anspruch nahmen, übten sie sie keineswegs nach außen. Dreimal fiel Struve mit Freischaaren vom Schweizer Boden aus ins Badische und zogen Freischaaren auch den Italienern zu.

Wer damals eigentlich die Schweiz regierte, das waren die Schreier in den Wirthshäusern. Herr von Tillier nennt es „die Wirthshauspest". „Gleich den Seuchen erzeugenden Lachen eines der völligen Versumpfung dahingegebenen Landes entstanden jener ver-

derblichen Gelegenheitsorte so viele, daß man in manchen Cantonen wohl 6—10 und mehr auf hundert der Bewohner zählen konnte und an Verlockungen zum fleißigsten Besuche derselben ließen es die thätigen Verführer denn auch nicht fehlen, ja es scheuten sich die schamlosen Harlekine dieses bedenklichen Fortschrittes nicht, die Wirthshäuser und die Pinten als die vornehmsten und wirksamsten Bildungsanstalten der Jugend und eines nach Freiheit ringenden Volkes bei hundertfältigen Anlässen zu empfehlen. Kurzsichtige, von demselben Schwindel ergriffene Regierungen fanden es umsoweniger angemessen, diesem Treiben hindernd zu begegnen, als deren durch neue aber viel kostbarer gewordene Haushaltungen der völligen Zerrüttung entgegeneilenden Finanzen stets der vermehrten Zuflüsse und dringlicher Aufbesserung benöthigten, in welcher Bedrängniß sie nun dem auch über das Volk hereinbrechenden Hudelthume gerade den nachtheiligsten Vorschub damit leisteten: daß sie durch Ertheilung von zahllosen Patenten für Herstellung dieser Verarmungs- und Entsittlichungsquellen an Jedermann sich nicht unbeträchtliche Einnahmen zu verschaffen wußten. Und wirklich machte dieser vielgepriesene moderne Bildungsgang, der zur vollendeten Gottlosigkeit, zu Armuth und Elend unausweichbar hinleiten mußte und, wie eben angedeutet wurde, planmäßig auch hinführen sollte, reißende Fortschritte, und es fehlte diesen zu Laster und Lotterthum verhelfenden Orten niemals an zahlreichem Besuche. Es führten da Professoren, Advokaten, voller Freisinnigkeit strotzende Landschullehrer vor der eben dahin verlockten hinter dem Bierglase oder der Flasche doppelt empfänglichen Jugend ihre Leib und Seele infizirenden Lehrsysteme einer subversiven Philosophie und solcher Freiheitsprincipien weiter aus, die offenbar nur zu jeder Art von Unbotmäßigkeit und zur gröbsten Pflichtverletzung verleiteten, die wider Gottes Gesetze, die Menschenehre und die Sittengebote gerichtet waren; es sammelten sich hier zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Regierer und Regierte, Advokaten und Richter, Schreiber und Schullehrer und all' jener junge und ältere Troß aus den niederen, roheren Volksklassen, denen zu aller Zeit der materielle Genuß das höchste kennbare Glück, die zur Auflösung einer bestehenden Ordnung bei Aussicht zu einem leichten Gewinn und der Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden überall die brauchbarsten Werkzeuge abgeben, die stets willig ihre Stimmen und Hände selbst zu Gewaltthaten und den niedrigsten Handlungen ohne Bedenken hinleihen; auch sah man hier die nicht kleine Zahl Jener, welche gierig darnach trachteten, sich gute Tage auf Kosten des fleißigen und genügsamen Volkes zu verschaffen, wie alle Solche, die von einem verächtlichen Geld- und niedrigem Ehrgeiz gestachelt nach gutbezahlten Staatsposten strebten oder die nach der Herrschaft über ihre Mitbürger, nach Herrenthum geizten." In diesen Kreisen sollten nun auch die zahlreichen deutschen Flüchtlinge ihre Rolle spielen als Lehrer des Atheismus und Communismus und hauptsächlich als Zeitungsschreiber.

(Schluß folgt.)

Physik.

Schule der Physik auf einfache Experimente gegründet und in populärer Darstellung für Schule und Haus, insbesondere für die Maschinenbesitzer, Landwirthe, Gewerbtreibende 2c. von Dr. F. E. J. Crüger. Dritte vermehrte Auflage, mit 400 in den Text gedruckten Abbildungen. Erfurt, Leipzig, G. W. Körner, 1855.

Nach dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft bearbeitet, sehr reichhaltig und brauchbar. Kein System, sondern nur eine systematisch geordnete Reihenfolge von Darstellungen, Beschreibungen und Abbildungen theils von Apparaten und Maschinen, theils von Experimenten. Den Anfang macht die Mechanik mit einer ganzen Menge von Maschinen, mit ihrem Zweck, ihren Einrichtungen und Verbesserungen. Dann folgt alles, was sich auf magnetische, elektrische, elektromagnetische und chemische Kräfte bezieht. Drittens die Optik und Akustik, die Lehre von der Wärme, vom Dampf 2c. Man orientirt sich hier über die neuesten Fortschritte des Maschinenwesens, der Dampfmaschinen, der Telegraphen, der Galvanoplastik, des Gaslichts und anderer Leuchtungsmittel, deren chemische Fabrication 2c.

Berichtigung.

Nr. 65 Seite 260 Spalte 2 Zeile 8 von unten lies: den Judenscenen statt der.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 69. 29. August 1855.

Bibliothekwissenschaft.

Bibliothekstechnik. Mit einem Beitrag zum Archivwesen. Von J. G. Seizinger, z. Z. Bibliotheks-Sekretair am german. Museum in Nürnberg. Nebst 44 Formularen. Leipzig, Costenoble, 1855.

Ein mit großer Sachkenntniß und außerordentlicher Liebe zur Sache, wir möchten sagen, so recht im Amtseifer geschriebenes Buch, aus dem man viel lernen kann, sofern es immer noch Büchersammler gibt, die ihre vielen Schätze nicht recht zu ordnen wissen, und selbst bei größeren Bibliotheken noch hin und wieder alte Mißstände oder wenigstens Unsicherheiten in der Praxis obwalten. Der Verfasser hat nur die Praxis im Auge, die Conservirung und Aufstellung der Bücher, die Leichtigkeit des Nachschlagens und Findens, die Zeit- und Raumersparniß, die Ordnung und bequeme Uebersicht in allen Beziehungen.

Neuerungen vorzuschlagen erlaubt er sich nur in den Fällen, in denen sich der bisherige Gebrauch als unpraktisch erwiesen hat. Im Uebrigen erwägt er das Für und Wider und ist nicht pedantisch in Bezug auf das Unwesentliche, was in dieser oder jener Form gleich angemessen erscheinen kann.

Die interessanteste Neuerung wäre, wenn er sie durchsetzen könnte, eine Veränderung des Alphabets. Er sagt S. 88: „Nachdem wir schon im Eingange dieses Abschnittes ein Bedauern darüber zu erkennen gegeben haben, daß das Alphabet so unvollkommen eingerichtet ist, daß es nur als ein Konglomerat von Buchstaben erscheint, das des Grundsatzes, welcher ihre logische Aufeinanderfolge mit Rücksicht auf Bedeutung und Laut der einzelnen Zeichen bestimmt, ganz und gar ermangelt. Dieser nicht geringe Mißstand tritt für den Gebrauch der Wörterbücher sowie aller Werke, deren Einrichtung eine alphabetische ist, als ein sehr störender und unangenehmer hervor, dem im Großen und Allgemeinen abzuhelfen keineswegs die Sache eines Einzelnen seyn kann. Ein Unternehmen zur Abhülfe wird wohl nur von einem Kongresse der bedeutendsten Sprachforscher ausgehen können, wozu aber zur Zeit leider keinerlei Aussicht besteht. — Auch die beiden berühmten Grimm berühren in ihrem Wörterbuche, dem zu einem Nationalwerke sich zu gestalten die Bestimmung zugedacht ist, wohl die Mängel des Alphabets und beklagen solche; sie haben aber gleichwohl nicht im mindesten den Versuch zu einer Umgestaltung gemacht, obwohl er dem Zwecke ihres Werkes keineswegs allzuferne lag, und ein solcher, wenn er von ihnen ausginge, noch am ehesten eine Beachtung finden und Aussicht auf Anerkennung haben möchte. Da nun so große Männer Anstand nehmen, Hand an die Umbildung des Alphabets zu legen, so mag es in der That keine geringe Vermessenheit scheinen, wenn demungeachtet hier ein bescheidener Versuch gemacht wird. Er sey gewagt! — jedoch mit der großen Einschränkung, daß wir die Gestaltung möglichst an das Bestehende anschließen, auch nur für den bilbliothekarischen Zweck sie bestimmen und demnach ein

Alphabet für Kataloge und Repertorien

in Vorschlag bringen:

A.
B und P.
D und T.
E.
F, Ph und V.
G und Ch vor e, i und y.
H.
I, J und Y.
K, C und Ch vor a, o, u und Konsonanten.
L.
M.
N.
O.
Q.
R.

S. (Sch = S, c und h.)	X.
U.	Z und C vor e, i und y; T
W.	vor i mit dem Laut von z."

Wie sich ein Katalog nach dieser Anlage ausnehmen würde zeigt folgende Probe:

Babenberg,	Paulus,
Papier,	Bergwerk,
Paderborn,	Bern,
Baiern,	Pfalz (Kreis).
Baukunde,	

Der Verfasser selbst gesteht, es gehöre einige Gewöhnung dazu, um an einer solchen Eintheilung nicht Anstoß zu nehmen. Wie es uns scheint, eignet sie sich nicht für den Bibliotheksgebrauch, für das Nachschlagen der Namen und Titel, wenn sie auch in andern Beziehungen z. B. in rein sprachlichen Wörterbüchern einen entschiedenen Vorzug hat, ja alsdann noch consequenter in der Weise wie in Schmellers bayrischem Wörterbuch behandelt werden muß. So sind wir auch der Meinung, könne eine Aufeinanderfolge von Namen, wie sie der Verfasser S. 62 vorschlägt:

Moser, Möser, Mosheim;
Busch, Büsching;
Jung, Jüninger, Junker &c.

wohl für den Sprachforscher, keineswegs aber für den Bibliothekar zum Nachschlagen passen, und noch weniger die Regulirung von einmal herkömmlichen und unabänderlichen Namen, wie hier S. 77 vorgeschlagen wird, z. B. zu setzen:

Kaiser (Keyser) Joh. Fr.

weil der herkömmliche Namen Keyser falsch sey und nach den Sprachregeln Kaiser heißen müsse. Eine solche Willkühr der Namensverbesserung ist nur dem Sprachforscher, aber nie dem Bibliothekar zu gestatten.

Bei der Facheintheilung möchten wir die S. 6 in eine Rubrik zusammengeworfenen Religionsschriften, Erbauungsbücher der Christen und Juden lieber getrennt wissen, und die S. 13 der Mysteriosophie und den eigentlichen Curiosis zugetheilte Mythologie vielmehr als einen untergeordneten Bestandtheil der Geschichtsliteratur behandeln, sofern sie unstreitig als Glauben und Tradition alter oder ferner Völker der Kulturgeschichte derselben angehört.

Schweizer-Geschichte.

1) Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschrittes von Anton von Tillier. Dritter Band. Bern, J. Körber (Huber und Comp.), 1855.

(Schluß.)

„Hier fanden sich alle zusammen, die von dem aus dem Geleise einer des Menschen würdigen Denkweise und einer vernünftigen Ordnung bereits herausgestoßenen Volke neuerdings aus ihrer Unbedeutsamkeit erhoben worden, alle die Leiter dieser korrumpirenden Bestrebungen und deren gefährlichsten Werkzeuge, die den sittlichen Gehalt des Volkes vergiftenden fremden Zeitungsschreiber. Und diesen Zeitungsschreibern wurden von den schweizerischen Freisinnigen par excellence, ihren eigenen landesverderblichen Absichten dienen sollend, die Redaktion der meisten, nun in Unzahl neugeschaffener politischen Blätter anvertraut, also an landesfremde, sittlich verkommene Flüchtlinge hingegeben, welche sich ja ebenfalls einer vorzugsweisen Freisinnigkeit und aller jener republikanischen Tugenden bis zum Ekel berühmten, die sie doch weder durch ihre Lebensweise, noch durch angemessene Handlungen, weder in ihrem Heimathlande, das sie als undankbare, verdorbene Söhne ausgestoßen, noch in dem Lande ihrer Zuflucht jemals bethätigen. — An diesen unwürdigen Orten, in solchen Organen nun wurden jetzt die wichtigsten Interessen des Vaterlandes berathen, Dekrete formulirt, Gelegenheitsgesetze entworfen und Beschlüsse gefaßt, die nur allzuhäufig ihren unreinen Ursprung verriethen, das eigentliche Wohl des Gesammtvolkes zu fördern aber nimmer geeignet waren. Hier durften sich vorzugsweise die unsinnigsten, den niedrigsten Absichten dienenden Anträge und Projekte der beistimmenden Mehrheit versichert halten, deßhalb auch hier mit nur zu gutem Erfolge nach Erlangung der Mittel getrachtet wurde, sich dieser so erwünschten und nothwendigen Mehrheit auch außer den Kneipen bei den allgemeinen Wahlverhandlungen zu versichern. Daher die unverständige Zulassung der nicht zum Manne gereiften, unerfahrnen, noch nicht selbstständigen Jugend, die zugetheilte Wahl- und Stimmfähigkeit an Jene, die bereits durch völlige Verlumpung ihre Mitbürger zu Schaden gebracht, aber dennoch zur Ausübung ihrer Rechte als Staatsbürger gelangen konnten, bevor sie ihre Gläubiger allesammt befriedigt hatten, wie auch Jener, die sonst nicht das Mindeste zu den Lasten des Staates beizutragen vermochten. Hier bildeten sich die

sogeheißenen Volksvereine oder richtiger bezeichnet jene Klubs der Verführten und ihrer Anführer, die sich anmaßeten, das ganze Volk zu repräsentiren, die ihre Ausschweifungen und ihre Thorheiten als aus des Volkes Willen entflossen, dreist qualifizirten und ihren souveränen Willen konsequent den bestehenden ordentlichen gesetzlichen Gewalten, so zuletzt damit zu wirklichen Scheinregierungen geworden, als diktatorischen Befehl aufzwangen."

Es bleibt immerhin merkwürdig, wie es möglich war, daß der sonst so nüchterne, verständige, praktische Schweizer, der es so vortrefflich versteht, sein Hauswesen zu ordnen, seine Hausehre gegen Fremde zu schützen, sich diesmal von hergelaufenem Volk, verdorbenen Subjecten und einer unreifen und besoffenen Jugend so gar weit hat hinreißen lassen. Herr von Tillier hätte uns nicht blos die Radikalen in der Kneipe, er hätte uns auch jene pfiffigen Advokaten und Fabrikanten schildern sollen, die mit der Miene der Mäßigung und Humanität sich den erschrockenen Philistern als Beschützer in der Noth aufzudringen wußten, aber immer doch nur den Radikalen zu Hofe gingen.

Im Uebrigen erkennt Herr von Tillier an, daß es in der Schweiz nicht so habe bleiben können, wie es war, und tadelt nur die ganze unnütze Gewaltsamkeit der Reform und die Ungerechtigkeit der Machthaber. „Die bisherige Form des Bundeslebens, auf welcher es sich seit 45 Jahren unter verschiedenen Gestaltungen abgesponnen hatte, war zerbrochen und bei genauer Prüfung der Anforderungen einer Neuen Zeit durfte man, gegenüber der materiellen und geistigen Entwicklung Europa's, am Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und neben den weit mehr erschwerten Pflichten einer stützenden Staatsgewalt, ihre Wiederherstellung in den vorgezeichneten alten Formen nicht weiter anstreben, wenn man auch weit davon entfernt war, alle Mittel zu billigen, durch welche eine neue Ordnung der Dinge im Schweizerlande herbeigeführt ward. Von dem guten Geiste der vom Volke zu erwählenden neuen Leiter, vielmehr aber noch von der sittlichen Erhebung und Entkräftigung des Volkes selbst, der Wiederbelebung seines natürlichen Rechtssinnes und eines auf diesen Grundlagen ruhenden, lauteren republikanischen Ehrgefühles, frei von Ueberhebung und Eitelkeit, hängt es also nun, liebe Eidgenossen und Mitbürger! ab, ob die Zukunft eine wirklich bessere werden könne. Manches indessen schon offenbar Schädliche, Vieles sich bereits sehr schroff Widersprechende, Manches der Bevölkerung überaus lästig fallende, bald unerträglich werdende, läßt jedoch, dem Einsichtigen unverkennbar, wieder nur in dieser neuesten Staatsform eine kurze Zeit des Ueberganges zu einer andern mit aller Sicherheit voraussehen."

2) Schweizerbilder aus der Geschichte des 18ten Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Monnard. Deutsche, vom Verfasser besorgte, erweiterte Ausgabe. Elberfeld, Friderichs, 1855.

Herr Monnard, lange Jahre hochgeachteter Lehrer in Lausanne, wurde wie viele andre brave und fromme Männer des Canton Waadt ein Opfer der brutalen Tyrannei, welche Drouey daselbst im Namen der demokratischen Freiheit übte. Monnard fand aber ein Asyl auf der Universität Bonn unter den Auspicien eines großmüthigen Fürsten.

Sein Werk schließt sich an Gluz-Blozheim, Hottinger und Bulliemin an, die nach einander Johannes Müllers berühmte Schweizergeschichte fortgesetzt haben, und fällt daher auch (nicht zu seinem Vortheil) ein wenig in Müllers affectirten Styl. Es umfaßt die Geschichte des 18ten Jahrhunderts, der aristokratischen Stagnation und der demokratischen Revolution von 1798. Im Ganzen waren die Schweizer im vorigen Jahrhundert glücklich und genoßen des langen Friedens in Wohlstand. Nur im Einzelnen machte sich zuweilen der Druck der Stadt- und Dorfsouverainetäten auf die Unterthanen empfindlicher bemerklich. Die Revolution, wenn in mancher Beziehung motivirt, ging doch weit über ihr berechtigtes Ziel hinaus und brachte der Schweiz unsäglichen Jammer und Fremdherrschaft. Aus diesen Zeiten nun gibt Monnard ansprechende Bilder, ohne Anspruch auf eine zusammenhängende und pragmatische Geschichtschreibung.

Irreligiöse Literatur.

Die Freidenker in der Religion oder die Repräsentanten der (ir-) religiösen Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland. Von Dr. L. Noack. Drei Theile. Bern, Jent und Reinert, 1853—1855.

Wieder ein Stück von jener Fortschrittsliteratur, die von der Schweiz aus der lahmen deutschen Lesewelt Beine machen soll. Seitdem es mit dem Revolutioniren im politischen Gebiete nicht mehr recht reussiren will, unterwühlt man desto eifriger den kirchlichen Grund und Boden.

Die Tendenz der vorliegenden Schrift erhellt aus

der Einleitung: „Gegen die religiöse Reaction, welche innerhalb beider Confessionen von der obersten kirchlichen Autorität, wenn auch nicht gerade ausging, doch von dorten begünstigt wurde, erhoben sich fast gleichzeitig die protestantischen Lichtfreunde und die durch den Trierer Skandal in ihrem Gewissen verletzten Deutschkatholiken, und diese Anfangs noch zerstreute oder vereinzelte Opposition des verletzten Verstandes gegen unverständlich gewordene Glaubensformeln und geistleere Cultusformen concentrirte sich sehr bald zu zahlreicher Bildung selbstständiger Gemeinden auf katholischem und protestantischem Gebiete. Die Freigewordenen auf beiden Seiten kamen sich immer mehr entgegen und reichten sich die Hände, während der ihnen von oben entgegengestellte Widerstand immer energischer und dadurch für die Betheiligten immer unerträglicher wird. Welchen Ausgang dieser gewaltige Kampf der Reaction gegen die religiöse Aufklärung früher oder später nehmen wird, darüber zwar ist für diejenigen, welche von der Geschichte zu lernen nicht verschmähen und Unbefangenheit zu leidenschaftsloser Beobachtung besitzen, kein Zweifel. Der Kampf der Kritik und der Aufklärung gegen unverstandene Autoritäten jeder Art hat bereits auch das Volk ergriffen; die religiöse Erregung des verletzten Verstandes ist populär und zur allgemeinen Gewissenssache geworden. Es ist eine unüberwindliche geistige Macht, welche sich in dieser letztvergangenen Bewegung geltend machte und mit sicherm, zukunftvollem Instinkt sich in der Geschichte durchzusetzen trachtet. Indem es jetzt der denkende Geist übernommen hat, die Religion ihrer letzten Entwicklung entgegenzuführen, wird es für den prüfenden Beobachter, der aus der Geschichte der Vergangenheit gelernt hat und die Zeichen der Zeit versteht, zur zweifellosen Gewißheit, daß wir nicht weit vom Vorabend einer großen religiösen Umgestaltung und Erneuerung stehen." Der gutmüthige Herr Dr. Noack spricht immer von „religiöser" Aufklärung und von einer letzten Entwicklung der „Religion" und sein ganzes Sinnen und Trachten geht doch darauf hin, daß es eben gar keine Religion mehr geben, daß sie durch den menschlichen Verstand ganz ausschließlich ersetzt werden solle. Oder kann man denn das, was die Lichtfreunde Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer ꝛc. wollen, noch mit irgend einer Berechtigung „Religion" nennen? Es ist nur Anti-Religion, Befreiung des Menschen von jeder Religion, denn religio heißt Bindung, wovon das Gegentheil eben jene moderne Entfesselung ist.

Da dem Herrn Dr. Noack eigener Prophetengeist versagt ist, beschränkt er sich darauf, fremde Lichter in seiner Laterne leuchten zu lassen, die sämmtlichen Wortführer der Negation seit dem Aufkommen des Skepticismus und Deismus in England, der Voltaire'schen Richtung in Frankreich ꝛc. Alles, was diese Genies in großen und kleinen Perücken und Zöpfen irgend Abgeschmacktes, Albernes und Eingebildetes gegen die Bibel und den christlichen Glauben vorgebracht haben, das wird von Herrn Noack zusammengestellt und dem Publikum als eine Summe von Weisheit angepriesen, auf daß es Wurzel fasse im Boden des Volkes und die große Krisis der „letzten Religionsentwicklung" beschleunige. Herr Noack hofft nämlich zuverläßig, die sämmtlichen christlichen Kirchen werden zusammenstürzen, sobald es gelingt, die Mittelklassen und endlich auch das gemeine Volk mit den Lehren der Freidenker bekannt zu machen. Das sey die vornehmste Aufgabe der Presse, die dazu auch die Mittel biete. „Die wahre unserer Zeit allein angemessene Form der religiösen Aufklärung erzeugt sich fortwährend aus der Philosophie und Popularisirung ihrer Resultate." So schließt der Verfasser seine Vorrede.

Eine Krise, wie sie der Verfasser wünscht, ist schon erlebt worden, im Jahr 1793, als die christliche Religion in Frankreich förmlich abgeschafft wurde. Er würde daher wohlgethan haben, seinem Werke auch die Reden der Herren Gobel, Chaumette, Anacharsis ꝛc. einzuverleiben und einen kurzen Bericht hinzuzufügen über das glückliche Ende, was diese Herren gefunden haben, über den schließlichen Verlauf jener Krisis von 1793. Damals war ja alles gelungen, die Kirche lag in Trümmer, alle Priester waren ermordet oder geflohen, keiner that mehr Widerstand. Die Religion war verboten, der liebe Gott abgesetzt. Die französische Republik, welche dem Christenthum feierlich abgeschworen hatte, wurde durch keine äußere Gewalt genöthigt, es wieder anzunehmen. Sie war vielmehr siegreich auf allen Punkten. Wie kam es nun, daß noch während der Dauer und dem Kriegsglück und Siegesruhme der Republik doch die christliche Religion wiederhergestellt wurde? Wie kam es, daß die Herren Freidenker sich auf der Höhe ihrer Herrschaft nicht behaupten konnten, daß sie so schnell und gänzlich den Credit verloren?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 70.** 1. September 1855.

Länder- und Völkerkunde.

Portugal und seine Colonien im Jahr 1854 von Julius Freiherrn von Minutoli. Zwei Bände. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag, 1855.

Mit einem Portrait des jungen Königs Don Pedro V. und einer Karte von Portugal. Wir dürfen das Verdienst des Herrn von Minutoli um Länder- und Völkerkunde als allgemein bekannt voraussetzen. Sein Talent für Forschungen in diesem Gebiet ist seit einer Reihe von Jahren durch seine Stellungen im Ausland unterstützt gewesen. Das vorliegende Werk hat er als königl. preuß. Generalconsul für Portugal und Spanien geschrieben unter Benutzung der besten offiziellen Hülfsmittel. Er lebt schon längere Zeit auf der pyrenäischen Halbinsel und hat sie in allen Richtungen durchreist.

Er beschreibt uns hier das Königreich Portugal mit seinen Colonien in einer bei weitem vollständigeren Weise, als es bisher geschehen ist, und da sein Werk den neuesten Stand der Dinge daselbst schildert, so hat es bei den großen Veränderungen, die am Tajo Statt gefunden haben, doppelten Werth.

Portugal war ehemals im blühenden Zustand, ein mächtiger Seestaat im Besitz großer und reicher Colonien. Jetzt ist es herabgekommen, seine Colonien sind sehr verringert und kosten mehr als sie eintragen. Herr von Minutoli berechnet das jährliche Deficit zu 78 Millionen Realen. Aber auch im Innern von Altportugal herrscht noch viele Verwahrlosung. Ein großer Theil des Bodens ist noch gar nicht angebaut, wie fruchtbar er auch wäre und überall fehlen noch die Communicationen. „Wir sehen allerdings ein überaus fruchtbares Land, was willig und regelmäßig ohne übergroße Anstrengung und Hülfsmittel produzirt; aber ein wie geringer Theil davon ist in Cultur und wie sehr vernachlässigt man selbst diese? Portugal producirt das schönste Getreide, und doch ist das Brod schlecht. Portugal zieht die edelsten Weine, und im ganzen Lande trinkt man abscheulichen Rebensaft. Kein Land eignet sich zum Olivenbau so gut als Portugal und dennoch erhält man nirgends schlechteres Oel. Der Reichthum an Salz läßt Portugal die Gelegenheit, viele andere Länder damit zu versehen, aber nirgends sieht man auf dem Tische gröberes und unansehnlicheres Salz. Es sollte bei dem Wasserreichthum des Landes nicht an Waiden und Heerden fehlen, und doch kauft man Butter und Käse aus Holland und England. Es ist kein Meer so fischreich als an den Küsten Portugals und doch werden jährlich Millionen gezahlt, um schwedischen und englischen Stockfisch anzukaufen. Portugal, zu seiner Zeit eins der größten und reichsten Länder, ist immer tiefer und tiefer gesunken, fast vergessen, wenigstens im übrigen Europa wenig oder gar nicht gekannt. Und darf man sich darüber wundern, da die Portugiesen selbst eine so falsche Vorstellung und Unkenntniß von den Zuständen und Kräften ihres Vaterlandes besitzen, und so wenig Interesse an den Tag legen, sich darüber zu belehren?" I. 63. „Wirft man einen Blick auf die Karte von Portugal, so kann man nur die glücklichen Bedingungen der Lage eines Landes bewundern, deren reiche Wasserwege überall in Verbindung stehen mit den mächtigen Hauptströmen, welche aus dem Herzen des Nachbarlandes herabsteigend, prächtige und bequeme Straßen bilden, welche das Land quer durchschneiden und Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr im höchsten Grade erleichtern und dazu förmlich auffordern. Allein abgesehen von dem Zustande dieser Strombetten, deren Versandung man ruhig zugesehen, ohne ihr rechtzeitig entgegen zu treten, und den Lauf angemessen zu reguliren, so kommt auch jetzt die Wasserverbindung eigentlich nur den nächsten

Uferanwohnern, nicht aber dem Innern der Provinzen, dem Herde der Produktion zu statten, weil es an den so einfach herzustellenden Verbindungslandwegen fehlt. Es gibt eine Menge von Gemeinden, welche einen Theil des Jahres hindurch von aller Verbindung mit den schiffbaren Strömen im eigentlichsten Sinne des Wortes genommen, vollständig ausgeschlossen sind. Die Steuer, welche das Land für den Bau und die Unterhaltung der Landstraßen zahlt, ist zwei und dreimal so hoch, als die Abgaben, welche auf dem Ackerbau ruhen. Um einen Alqueire Getreide aus dem Innern Alemtejos nach Lissabon zu schaffen, würde man 25% seines Marktpreises zahlen müssen, während man überall in Europa annimmt, daß der Transport der Landesprodukte niemals 5—10% des Werthes übersteigen darf." Theil II. S. 440. Man hat zwar in neuester Zeit Eisenbahnen und Chausseen in Angriff genommen, aber es wird noch Zeit brauchen, bis desfalls alles geordnet ist. Der Verfasser unterwirft das portugiesische Straßenbauwesen einer sehr scharfen Kritik: „Statt nun nach vollständig entworfenem Nivellement und Plan von dem Ausgangs- oder von diesem und dem Endpunkt gleichzeitig zu beginnen, und von diesen aus Jahr für Jahr ein neues vollendetes fahrbares Wegestück der öffentlichen Benutzung zu übergeben; das handeltreibende oder reiselustige Publikum aufzumuntern, versuchsweise einen anderen leichten oder Frachtwagen, als die zweiräderigen plumpen Ochsenkarren mit beweglichen Axen zu construiren, statt dessen wählt man sich einige Löcher, als die tiefste Stelle, und eine Meile davon einige Bergkuppen, als die höchsten Uebergänge der Straße, vielleicht vier Meilen weiter einen Fluß aus, der bei dieser Gelegenheit überbrückt werden soll. Nun arbeitet man los. Nach 2—3 Jahren erblickt man statt der tiefen Löcher ein Stück eines mächtig sich erhebenden Viaducts, auf den man leider weder von einer noch von der andern Seite zu kann, um das Opus ordentlich in Augenschein zu nehmen, denn es steht vollkommen isolirt da. Statt der Bergkuppe erblickt man dort tief unter sich einen Einschnitt, ähnlich dem Troilhöttakanal, und unten ein Stück trefflicher Chaussee, die man aber vorläufig noch nicht erreichen oder benutzen kann. Auch die schöne Drathbrücke nähert sich nach einigen Jahren ihrer Vollendung: allein sie steht ebenfalls isolirt, und wartet des Anschlusses hüben und drüben, nach abermals so und so vielen Jahren. Inzwischen bricht man auf den klapperigen Nothbrücken fast den Hals, wofür man ein reichliches Brückengeld erlegt." II. 487.

Das Volk wird gelobt. „Wie die Natur in den verschiedenen Provinzen des Landes einen durchaus verschiedenen Charakter zeigt, so ist es auch mit den Bewohnern, welche mehr oder wenig der Natur ihrer Umgebungen entsprechen. Ein bestimmter portugiesischer Nationaltypus existirt nicht. Die Bewohner Portugals sind ein Gemisch von Celten, Karthagern, Römern, Deutschen, Arabern und Juden. Die Berührungen und Vermischungen mit den Bewohnern der neuen Welt, wie mit den französischen, spanischen, deutschen und englischen Occupationstruppen, haben neue Elemente und Formen in sich aufgenommen und die ursprünglichen undeutlicher werden lassen. Lissabon und seine Umgebung hat deßhalb am wenigsten Originalität bewahrt und man könnte sich dort einbilden, in der Hauptstadt irgend eines andern Landes Europa's zu weilen, da man einen bestimmt ausgeprägten Charakter in seiner Eigenthümlichkeit und seinen Bewohnern durchaus vermißt. Während in Algarve das maurische Blut und im Minho der deutsche Typus und deutsches Wesen herauszufühlen ist, haben je nach der Beschaffenheit des Landes die Formen des Umganges eine plattere Form angenommen, oder eine rauhere bewahrt, oder sie verfallen scheinbar dem vollständigen Indifferentismus der Bewohner von Alemtejo. Daß sich endlich auf den beiden Hauptverkehrspunkten des Landes, in Lissabon und Porto" die einheimische Race stark mit Fremden vermischt hat, versteht sich von selbst. „Der sittliche Werth der niederen Stände steht entschieden höher, als derjenigen, welche durch Geburt und Mittel berufen waren, auf eine sorgfältige Erziehung und gute Beispiele zu halten. Wenn ich also den Portugiesen schildern soll, wie er mir in den verschiedenen Provinzen, in den kleinen Städten und auf dem Lande, an den Küsten und im Hochgebirge in seiner Natürlichkeit und in seiner Berufsthätigkeit erschienen, so sage ich ohne Rückhalt — daß er auf mich einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht hat. Ohne sich körperlich durch Größe, Regelmäßigkeit der Züge oder des Gliederbaues, durch einen besonderen Ausdruck oder besondere Gewandtheit oder Leichtigkeit in Haltung und Bewegung auszuzeichnen, erscheint der Portugiese wohl gebildet, von starker Körperkraft und seltener Ausdauer. In der Regel wenig lebhaft, ruhig und bequem, ist er zugleich freundlich, höflich und gastfrei, bescheiden und zufrieden, willig, gehorsam und treu."

Ob das Volk glücklicher und besser werden wird, wenn es vollends von der Cultur beleckt seyn wird, steht dahin. Die frühere klerikale und aristokratische Verwaltung wird nicht gerühmt, aber die gegenwärtige Regierung der Bureaukratie und der freimaurerischen Tendenzen noch weniger. Der Klerus war erschlafft, als er erst durch das Verdienst der Jesuiten reformirt

wurde. Kaum aber hatten die Jesuiten ihm seine sittliche Würde zurückzugeben angefangen, als sich die weltliche Macht (unter Minister Pombal) darein legte, die Jesuiten vertrieb, die Kirche unterjochte und plünderte. Seitdem hat sie sich in Portugal nie mehr recht erholt. Die letzten Schläge empfing sie in der jüngsten Zeit, alle Klöster sind aufgehoben und das Kirchengut mannigfach verschleudert worden. Die Bureaukratie herrscht allein. „Verhältnißmäßig gibt es in keinem europäischen Lande so viele Beamte, active und unactive, als in Portugal. Ich habe irgendwo in einem Buche gelesen, daß Pombal seine Reformationen auch auf diesen Uebelstand hätte ausdehnen wollen und daß er die Absicht gehabt, mit einem Federstriche 22,000 Beamte zu entlassen und für die Erledigung der durch deren Abgang aufgelaufenen Geschäfte neu anzustellende 135 Beamte verantwortlich zu machen. Es mag die Sache übertrieben seyn, aber man verfüge sich auf ein portugiesisches Bureau und schaue was zu thun ist, wie viele Arbeitskräfte vorhanden, wie wenige Stunden und wie wenig angestrengt sie beschäftigt sind. Es würde sich dies Drängen in die Beamtenlaufbahn erklären lassen, wenn die Besoldungen höher, die Abzüge davon geringer, oder das Ansehen des Beamtenstandes in Portugal allgemeiner wären. Allein hierin vermißt man viel." I. 57. Unter diesen Umständen spielen die geheimen Gesellschaften unter dem Einfluß der Fremden, die den portugiesischen Handel beherrschen, eine große Rolle.

Der königlichen Familie wird viel Gutes nachgerühmt. König Don Fernando, Prinz von Sachsen-Coburg, ist als Wittwer der verstorbenen Königin Maria da Gloria nur Titularkönig, aber Regent für seinen erstgeborenen Sohn, König Don Pedro V., der in diesen Tagen (16. September 1855) volljährig werden und die Regierung antreten wird. König Fernando ist populär und bemüht sich um Verbesserungen, namentlich auch des Ackerbaus.

Auch vom Militair erfahren wir nur Gutes. Schon Wellington anerkannte die Tüchtigkeit des portugiesischen Soldaten, seine Treue und zähe Ausdauer.

Die Justiz läßt noch viel zu wünschen übrig. An einer Kleinigkeit mag man erkennen, wie weit man dort noch zurück ist. Henkerdienste verrichtet nur ein Verbrecher, der selbst gefangen sitzt und den Kerker nur auf so lange verläßt, als er den Dienst verrichtet. In der Regel versteht er nichts davon. „Er klemmt den Kopf des Deliquenten zwischen seine Kniee, legt ihm die Schlinge des Seiles um den Hals und stößt ihn vor sich mit Gewalt von der Leiter hinab, springt mit einem kühnen Satze hinterher, erfaßt oberhalb des Kopfes des Hängenden den Strick, klettert mit den Beinen an letzterem herauf, und reitet dann auf dem Körper so lange herum, bis seiner Ansicht nach der Tod eingetreten ist." Auch die Polizei ist noch weit zurück; auf den Straßen, in den Häusern herrscht die alte Unreinlichkeit. Die Syphilis ist in einem unerlaubten Grade verbreitet, der Bettel trotz gesetzlicher Verbote fast unerträglich.

Der Verfasser überblickt die Verwaltung des Königreichs nach allen Ministerien und gibt statistische Uebersichten. Seinem Scharfblick entgeht nicht leicht irgend etwas von Wichtigkeit. Auch die einzelnen Provinzen und Städte charakterisirt er sehr genau. Wer sich über Portugal unterrichten will, wird keinen besseren Wegweiser finden.

Die jüngste Geschichte der portugiesischen Colonien ist in vieler Beziehung interessant. Besonders die von Goa in Ostindien. Hier blüht seit fast vier Jahrhunderten die katholische Kirche, wie sie von den ersten portugiesischen Eroberern gegründet wurde. Aber die Erschlaffung des reichen und üppigen Clerus theilt sich vom Mutterlande aus der Colonie mit, und als die Staatsgewalt im Mutterlande sich zur unumschränkten Herrin der Kirche machte, sollte dieses Verhältniß auch auf die Colonien ausgedehnt werden. Nun zeigte sich aber beim Clerus der Colonie etwas mehr Widerstandskraft, weil er durch den Papst unterstützt wurde. Der Papst behauptete nämlich, der portugiesische Staat genieße nur insoweit das Aufsichtsrecht über die indische Kirche, als er auch für das kirchliche Interesse sorge. So wie er diese Sorge verabsäume, müsse der Papst sich der Kirche annehmen. Zudem lag es im Interesse Englands, sich in dieser Angelegenheit der päpstlichen Vicare in ihrem Streit mit der portugiesischen Regierung anzunehmen und dieselben im nahen Bombay zu beschützen. Zuerst im Jahr 1832 trat von päpstlicher Seite „der Cardinal Pedecini mit dem Verlangen in Lissabon auf, daß die Krone entweder ihre Verpflichtungen, die sie einmal übernommen, vollständig erfüllen, oder auf das Patronat verzichten solle. Die Regierung in Lissabon schwieg, und Gregor XVI. errichtete hierauf 1834, im Einverständniß mit der englischen Regierung, Vicariate in Madras und Calcutta. Darüber erzürnte sich die portugiesische Regierung nicht minder, als die Geistlichkeit in Goa, welche laut gegen jene „bispos turcos", wie sie die Vicarien nannten, protestirten. Der Papst antwortete mit einer ernsten Allocution und schickte Jesuiten als Missionäre nach Indien, während er 1836 einen apostolischen Vikar nach Ceylon, und 1837 einen solchen nach Maduré sandte. Neue Klagen

erhoben sich, und das Bisthum lehnte sich offen wider den Papst auf. — Die Differenzen mit Rom, in Folge der Aufhebung der Klöster noch mehr gesteigert, wurden endlich beigelegt. José da Silva Torres ward Erzbischof von Goa, nachdem er sich verpflichtet, den Bullen des Papstes Gehorsam zu leisten. Allein kaum in Goa angelangt (1844), ordinirte er 800 Geistliche, billigte Alles was der Clerus früher in seiner Opposition gethan, und es entspann sich ein förmlicher Krieg wider die päpstlichen Missionäre, während angeblich die niedere Geistlichkeit diesem Erzbisthum gehörte, den Dienst vernachläßigte, ihre geistlichen Verrichtungen zu Mitteln, Geld zu verdienen, mißbrauchte, und ein läßiges und unwürdiges Leben führte. — Man wandte sich nach Lissabon, bat um Rücksendung des José da Silva, oder eine Ernennung des Bischofs do Matta zu Macao zum Erzbischof von Goa. Derselbe kam auf einer Reise im Februar 1852 nach Goa, ward aufs feierlichste empfangen, machte eine Visitationsreise durch die Provinz, predigte, ordinirte, nannte in seinen Predigten die apostolischen Vikare Räuber, und gerieth mit dem apostolischen Vikar, Anastasius Hartmann, Bischof von Derbe, der ihm seine unbefugte Einmischung in die Goaer Angelegenheiten verwies, in einen heftigen Correspondenzstreit. Das Schisma war in seiner vollen Schroffheit wieder zu Tage gekommen. Als Matta im Februar 1853 nach längerer Bereisung sich von der Insel Bombaim wieder entfernte, stets wiederholend, daß er in speciellem Auftrage des Nuntius in Lissabon handle und in Goa eintraf, ordinirte er in 7 Tagen 536 Candidaten; ertheilte die niederen Weihen an 289 und weihte 207 Subdiaconos, 11 Diaconos und 31 Padres. Niemand ward geprüft, oder nach seinen Kenntnissen gefragt; Jeder der dem Bischof eine gewisse Summe zahlte, ward zugelassen. In Bombay hatte Mattas Anwesenheit eine große Erbitterung wider den Vicarius Hartmann provocirt, welchen man, als er die dortige Kirche den Schismatikern nicht einräumen wollte, mit seinen Freunden in der Kirche einschloß und belagerte, Thüren und Fenster schließend, um ihn dem Verhungern oder dem Ersticken preiszugeben. Nach 30 Stunden mischte sich die Polizei in den Streit und befreite die fast Verschmachteten. Die englische Regierung protestirte nun gegen die Einmischung des Clerus von Goa in die Angelegenheiten Bombays. Die Angelegenheiten kamen in den Cortesversammlungen zur Sprache, und die Aeußerungen einiger Deputirten über die Behandlung der Sache, und die Allocution des Papstes vom 3. Mai 1853 veranlaßten den Nuntius, mit seiner Abreise zu drohen. Am 31. August brachte der Staatsanzeiger eine Erklärung mehrerer Pairs und Deputirten, worin dieselben dem Papste die Rechte seiner Stellung unbedingt zugestanden. Allein das Schisma ist noch nicht beseitigt." II. 355.

Alterthümer.

v. Jaumann, Colonia sumlocenne. Neuere zu Rottenburg am Neckar aufgefundene römische Alterthümer. Mit Abbildungen. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1855.

Ein Nachtrag zu dem bekannten größeren Werke des Herrn von Jaumann, enthaltend kurze Berichte über die seit der Herausgabe jenes Werks, d. h. seit ungefähr 15 Jahren neu aufgefundenen Alterthümern aus der alten Römerstadt, die einst an den Ufern des Neckars da gestanden ist, wo jetzt Rottenburg steht. Eine Replik gegen Momsen, der die Echtheit dieser Alterthümer auf eine kaum begreifliche Weise angefochten hat, da er sich doch leicht mit eigenen Augen durch Anschauung derselben von seinem Irrthum hätte überzeugen können, sucht man in der vorliegenden kleinen Schrift vergebens, da die Frage durch mehrfache Aufsätze in Zeitschriften schon erledigt ist.

Die neuen Funde bestehen aus Votivsteinen mit Inschriften, Fragmenten von Statuen und Basreliefs, Gefäßen und Münzen, wovon die merkwürdigsten in lithographirten Abbildungen vorliegen.

Zu S. 14 bemerken wir, die Namen Sumlocenne, Sumelocenne, Solicinium haben einen ganz guten deutschen Klang, man mag dabei an Saum und Sumelich oder Sonne, an Loch oder Lohe, an Zaun oder Zinne denken und es ist nicht thunlich, s. g. keltische, d. h. brittische Wörter zur Erklärung herbeizuziehen, da zuverläßig niemals brittische Völker im Schwarzwald gewohnt haben. Die keltischen Völker am Oberrhein und im Süden der Donau gehörten wie die Gallier im mittleren und südlichen Frankreich einem den Germanen verwandten Stamme an und nicht zu den Britten, die ausschließlich in England und an der bretonischen Nordküste Frankreichs vorkommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Mittwoch, № 71. 5. September 1855.

Roman.

Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert von Joseph Victor Scheffel, Verfasser des „Trompeter von Säckingen". Frankfurt a. M. Meidinger Sohn und Comp., 1855.

Es ist bekannt, daß die verwittwete Frau Herzogin Hedwig auf der Burgveste Hohentwiel mit ihrem gelehrten Kanzler, dem noch jungen Mönch Ekkehard, den Virgil las, zum Beweise, daß in jene „tiefe Finsterniß" des Mittelalters doch auch einige Strahlen des untergegangenen goldenen Zeitalters der Classicität gefallen sind. Inzwischen war es dem Verfasser nicht um „Virgil unter den Barbaren" zu thun, sondern um eine gemüthliche Schilderung des romantischen Hegau, des schönen Bodensees, des Alpengeländes in seinem Süden und des alemannischen Volks, wie es im zehnten Jahrhundert war. Aus diesem Jahrhundert haben sich Sprachdenkmäler erhalten, die einen tiefen Blick ins Volksthum thun lassen. Die Väter waren nicht viel anders, als die Söhne noch sind. Die Alemannen diesseits und jenseits des Bodensees zeigen schon in den ältesten Nachrichten die derben, humoristischen und wieder herzgewinnend gemüthlichen Züge, wie noch heute. Indem sich nun der Verfasser ganz in jene Zeit hineinstudierte und alles, was aus ihr vorhanden ist, gründlich durchlas (wie die zahlreichen dem Werk angefügten Noten beweisen), hielt er sich auch Wochen- und Monatelang auf Hohentwiel selbst und in all den Gegenden auf, die er in seinem Roman beschreibt, so daß er auch die Landschaft in unübertrefflicher Treue zeichnet.

Schicksalsreich und abentheuerlich ist der Roman nicht, vielmehr nur ein einfaches Charaktergemälde, aus dem neben der Herzogin und Ekkehard noch die kluge Griechin Praxedis im Gefolge der Herzogin, die Klausnerin Wiborad, der junge Hirt Audifax, ein Klostermaler, Kellermeister, Waidmann rc. in den Vordergrund treten; aber über das ganze Gemälde ist eine Klarheit und eine Wärme verbreitet, die dem Auge ungemein wohlthut. Das Streben nach Naturwahrheit ist dem Verfasser wohl gelungen.

Der Gang der Erzählung ist kurz folgender. Die Herzogin betet am Grabe des h. Gallus, bewundert im Kloster die hier bereits gesammelten Schätze des Wissens und den Eifer der gelehrten Mönche, wünscht den berühmten Dichter Virgil kennen zu lernen und bittet sich einen Mönch aus, der ihn mit ihr lese auf ihrem Wittwensitze Hohentwiel. Dieser Mönch ist Ekkehard. Er pilgert von St. Gallen nach Hohentwiel und kehrt unterwegs im Kloster Reichenau ein. Hier überrascht er den Kellermeister, wie er ein Mädchen küßt und prügelt ihn mit dem Wanderstabe durch. Auf Hohentwiel übt er sein Lehreramt mit Treue und großer Delikatesse. Auf Spaziergängen lernt er den klugen Hirtenknaben Audifax kennen, der ihn auf die Versteinerungen im Gebirg und auf die Spuren der Metalle aufmerksam macht. Bei einer Waldfrau findet er noch einen alten Römerstein, den das Weib als versteckte Heidin noch anbetet. Der tiefe Frieden des Landes wird plötzlich gestört durch die Ankunft der wilden Hunnen (Ungarn). Die Mönche flüchten mit ihren Reliquien und Schätzen auf die uneinnehmbare Veste Hohentwiel. Das Volk wehrt sich tapfer. Der Knabe Audifax, von den Hunnen fortgeschleppt, ranzionirt sich, nachdem er einen großen von ihnen geraubten Schatz sich angeeignet. Ein gefangener Hunne wird zahm und heirathet, aber das Landvolk traut ihm nicht und mishandelt ihn aus Anlaß eines Hagelwetters, das man seiner Zauberei zuschreibt rc. Mittlerweile hat die Landesgefahr dazu beigetragen, in der allgemeinen Noth und Verwirrung manche kleine Schranke zwischen der Herzogin und Ekke-

hard, die sich schon lange, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, heimlich lieben, hinwegzuheben. Ekkehard verräth sich zuerst, die Herzogin aber ist empört und sucht Schutz vor sich selbst am Grabe ihres Gemahls. Hier aber findet sie Ekkehard, der aus gleichem Grunde hergekommen, am Grabe des Herzogs zum Schutz gegen die Sünde zu beten. Eine rührende Scene, die aber durch die wiederkehrende Wildheit Ekkehards auf unangenehme Weise gestört wird. Er faßt die Herzogin in die Arme, da kommen unberufene Zeugen. Er wird verhaftet, durch die Griechin heimlich befreit, flieht er über den See und lebt seitdem als Einsiedler im berühmten „Wildkirchlein“ unter dem hohen Säntis. Hier hat er nur mit wenigen Sennen, mit Alpenrosen, Lawinen und Bären Verkehr, übersetzt aber das alte Heldenlied von Waltharius (die metrische Uebersetzung ist hier S. 348—397 abgedruckt) schickt es der Herzogin zu und verschwindet dann für immer. Es bleibt ungewiß, ob man in ihm einen in Norddeutschland auftretenden durch seinen Geist ausgezeichneten Ekkehard wiedererkennen darf.

Die vielen zum Theil humoristischen Nebenpartien, in denen sich des Volkes Natur ausprägt, können wir hier nicht ins Einzelne verfolgen. Was wir allein vermissen, ist irgend eine vornehmere Männergestalt, etwa ein Graf aus der Nähe. Man befindet sich zu ausschließlich unter Frauen, Geistlichen und geringerem Volk. Sodann hätte der Verfasser die Ungarn nicht mit den Mongolen verwechseln sollen, wenn gleich beide Hunnen heißen. Die Hunnen, die im zehnten Jahrhundert bis an den obern Rhein kamen, waren Magyaren und gehörten der feurigen, schönen, adeligen Menschenrace an, welche die Ungarn noch jetzt darstellen. Sie waren durchaus verschieden von den häßlichen Mongolen, die unter dem Namen der Hunnen im fünften Jahrhundert unter Attila und im dreizehnten unter Batu nach Deutschland kamen. Der großaugige adlernasige Magyar darf nie mit dem blinzelnden quetschnasigen Mongolen verwechselt werden. Die Ungarn waren damals wild wie die Teufel, aber sie waren niemals häßlich.

In der Vorrede spricht der Verfasser über seine Berechtigung, Bilder der Vorzeit in solcher Weise malen zu dürfen trotz des Herrn Gervinus, der „das eigentliche Mittelalter“ von den Gegenständen, die sich als Roman behandeln lassen, „ausgeschlossen“ wissen will. Ein so lächerliches Interdikt würde kaum der selige Gottsched zu dekretiren gewagt haben. Der Verfasser, der in seinem „Trompeter von Säckingen“ schon genügend seine Befähigung zum oberländischen Genre bewährt hat, folgte dem Zuge seines Herzens. Bezaubert von der Gegend, die zwischen Schwaben und der Schweiz liegt, und von des Volkes Natur lieblich angesprochen, konnte er sich nicht enthalten, den Jahrhunderten nachzudenken, die über den Spiegel des Bodensees hauchten. „Wo Andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht' uns! So kam es auch hier. Aus den naiven lateinischen Zeilen jener Klostergeschichten hob und baute es sich empor, wie Thurm und Mauern des Gotteshauses Sanct Gallen, viel altersgraue ehrwürdige Häupter wandelten in den Kreuzgängen auf und ab, hinter den alten Handschriften saßen die, die sie einst geschrieben, die Klosterschüler tummelten sich im Hofe, Horasang ertönte aus dem Chor und des Wächters Hornruf vom Thurme. Vor allen Anderen aber trat leuchtend hervor jene hohe gestrenge Frau, die sich den jugendschönen Lehrer aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, um auf ihrem Basaltfelsen am Bodensee classischen Dichtern eine Stätte sinniger Pflege zu bereiten, die schlichte Erzählung der Klosterchronik von jenem dem Virgil gewidmeten Stillleben, ist selbst wieder ein Stück Poesie, so schön und echt, als sie irgend unter Menschen zu finden. Wer aber von solchen Erscheinungen heimgesucht wird, dem bleibt nichts übrig, als sie zu beschwören und zu bannen. Und in den alten Geschichten hatte ich nicht umsonst gelesen, auf welche Art Notker der Stammler einst ähnlichen Visionen zu Leibe ging: er griff einen knorrigen Haselstock und hieb tapfer auf die Dämonen ein, bis sie ihm die schönsten Lieder offenbarten. Darum griff auch ich zu meinen Handgewaffen, der Stahlfeder, und sagte eines Morgens den Folianten, den Quellen der Gestaltenseherei, Valet, und zog hinaus auf den Boden, den einst die Herzogin Hedwig und ihre Zeitgenossen beschritten; und saß in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus und fuhr in schaukelndem Kahn über den Bodensee und nistete mich bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Feste behütet, und stieg schließlich auch zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis, wo das Wildkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Thäler. Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein

und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen und zum größten Theil niedergeschrieben."

Ganz abgesehen davon, ob das vorliegende Werk allen Forderungen, die man an ein solches machen könnte, ganz genügt, muß die Manier in Schutz genommen werden. Die nie ihre Gestalt verändernden Gebirge, der klare grüne See, in dem sie sich spiegeln, die phantastischen Burgen des Hegau, die grünen Rebenhügel, wie wir sie heute noch sehen, so zeigten sie sich vor vielen Jahrhunderten dem Wanderer und dem Einheimischen, der nur die Tracht, kaum die Sitte gewechselt hat. Hier wohnen jene „ewigen Gefühle", die das jährlich wiederkehrende Wehen des Frühlings in den Herzen wie die Blumen auf der Aue weckt. Diesen Geist der Landschaft, des mit der Landschaft identisch gewordenen Volkes zu verstehen, ist des Dichters Aufgabe und schönes Recht.

Das vorliegende Werk dürfte unter anderen Lesern besonders auch solchen zu empfehlen seyn, die sich den Sommer über in den schönen Badeorten oder Landhäusern am Bodensee aufzuhalten pflegen. Diese können manche müßige Stunde auf sehr angenehme Weise mit der Lectüre eines Buches zubringen, das von der Vergangenheit der herrlichen Landschaft handelt, die sie von Säntis bis zum Hohentwiel hier täglich vor Augen haben.

Kunstgeschichte.

Die Verirrungen der christlichen Kunst. Von Wilhelm Ranke, Regierungsrath in Breslau. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, Geiser'sche Buchhandlung, 1855.

In dieser kleinen Schrift von nur vier Bogen ergeht sich der Verfasser in scharfer Rede über das Unchristliche in der kirchlichen Kunst, aber nur in Bezug auf Malerei. Er hätte wohl auch vom Unchristlichen in der modernen christlichen Baukunst sprechen dürfen.

Im Allgemeinen leitet ihn ein richtiges Gefühl. Er verwirft das Häßliche, die studierte Grausamkeit in den Christusbilden, in den Marterscenen, wie das kokett Wollüstige in den Magdalenen, die unanständige Nacktheit in der Kirchenmalerei ꝛc. Auch schon die unendliche Verschiedenheit der Auffassungen und Darstellungen der heiligsten Personen ist ihm anstößig. „Die byzantinischen Bilder sind nicht schön; aber etwas dem Gefühle Wohlthuendes und den Glauben an die Aechtheit der Bilder Beförderndes liegt darin, daß sie einander ähnlich sind. So hat zum Beispiel Christus auf Bildern dieser Art stets dieselben Gesichtszüge, dieselbe Form und Farbe der Kopfhaare und des Bartes. — Alexander der Große erlaubte nur zwei Künstlern (Lysippos und Apelles), ihn abzubilden. Aber bei uns ist selbst der König der Könige nicht sicher, daß sein Antlitz unentstellt bleibt." Gott der Vater wird bald als Jupiter und Neptun, bald als alter bärtiger Judenpatriarch, bald als Papst oder deutscher Kaiser, bald als Ossian'scher Wolkengeist gemalt. Christus nimmt die Physiognomie aller Nationen an, nicht minder die Madonna. Das Typische verschwindet immer mehr. Mit Recht verlangt nun der Verfasser von den Kirchenbildern nicht nur ein besseres Einhalten alter Typen, sondern hauptsächlich überall einen heiligen Charakter. Mit Recht zieht er die deutsche Schule der römischen vor, weil sie den Bildern mehr Heiligkeit gibt. „Nimm, lieber Leser, die Strixnersche Sammlung alt-nieder- und oberdeutscher Gemälde zur Hand! Vereinsame und versenke dich in diese Bilder, und bald — magst du Christ oder entschiedener Nichtchrist seyn, ganz gleich — bald wird das beseligende Gefühl einer stillen Sonntagsfeier dich umweben, ein Meer von Glockentönen dich umrauschen, der überirdische Schimmer purpurfarbiger Kirchenfenster auf deine Bilder fallen und ihnen Leben und Geist verleihen. Gewiß, die Religion der Unschuld und Demuth bedarf des Glanzes nicht, welcher ihr aus einer Vermählung mit dem Heidenthume entspringen kann; sie wohnt in einem Lichte, vor welchem der Aether über den Höhen des Olympos verbleicht und in kimmerische Finsterniß zurücksinkt." Im Gegensatz dagegen die römische Malerei: „Maler zeichneten in Rom nach lebenden Modellen, übertrugen die Eigenthümlichkeiten der letzteren in ihre Schöpfungen und verlangten nun gebieterisch, daß wir die römische Leibesgestalt schön und unserem deutschen Ideal entsprechend finden. Ein Engelknabe dickschenkelig, stieräugig und trotzig, wie die römische Gassenbrut. Ein Christus am Kreuz, dessen Brustmuskeln eckig, wie bei einem römischen Sackträger, hervortreten, die höchste leibliche Heldenkraft entwickelnd. Eine Römerin als Madonna; die Augen kalt und groß, die Nase nach dem Lineal geformt, rechtwinkelig die Linie von der Stirn zur Nase mit der Linie von der Nase zum Ohr, römisch, herausfordernd die ganze Haltung."

Die altdeutsche Schule hielt ein schönes Maaß des Heiligen und zugleich des Menschlichen ein. Sie ent-

artete nie weder ins Grausame, noch ins Wollüstige. In Folgendem schildert der Verfasser sehr lebhaft sein „ketzerisches Grauen“ unter den blutigen Bildern der römischen Kirche. „In der Kreuzkirche zu Breslau an allen Wänden vor mir, hinter mir, Geißeln, Dornen, aufgerissene Wunden, tropfendes Blut; hier ein Heiliger, welchem ein glühendes Eisen den Leib zerreißt, dort der blutrünstige, zerfleischte, zermarterte Leib des Herrn, dessen Augen mich hin und her begleiten, ach! und der Jammerblick, welchen er, unter der Last des Kreuzes hinsinkend, seiner weinenden Mutter zuwirft! Mich, den Ketzer, faßt ein Grauen; ich fühle, daß ich ein Aussätziger, ein Ausgeschlossener bin, daß das tropfende Blut mein Ankläger ist. Es durchfährt mich, als hörte ich mein eignes Jammergeschrei im jüngsten Gerichte. Die hohen Mauern, die Säulen, die Geheimnisse des priesterlichen Meßopfers umringen mich enger; die Wölbungen der Kirche rauschen über mich hin, wie Meeresfluthen. Wehe, er kommt, der Blutende, von hinnen, mich zu fassen, mich zum Gerichtstage, unerbittlich in die äußerste Finsterniß zu zerren. Schaudernd, zerknirscht, zerschlagen eil' ich in's Freie.“ Wir wollen durchaus nicht in Abrede stellen, daß es abscheuliche Henkerbilder in den Kirchen gibt, deren übler Eindruck durch nichts Hohes und Heiliges wieder gut gemacht wird, aber der Verfasser scheint wieder andrerseits zu viel zu verlangen, wenn er fortfährt: „In die Verbindung des Schönen mit dem Himmlischen muß nicht das Häßliche und Höllische sich hineindrängen; am heitern sternhellen Nachthimmel muß nicht ein Unhold, ein Gespenst sein Wesen treiben. Malt uns das Erhabene, getaucht in das Rosenlicht des Schönen! Gebt uns Schöpfungen der Kunst, denen wir nahen können, wie der Bräutigam seiner Braut, zartfühlend, tief-inbrünstig, heiter und getrost!“ Damit wäre doch der Glaube ein wenig zu viel versüßt und verzuckert. Ihm darf der tiefe Ernst, und, wie es sich von selbst versteht, auch der Schrecken des Todes und der Hölle, das Apokalyptische nicht fehlen.

In einigen Beziehungen ist der Verfasser nicht wohl unterrichtet. So sagt er S. 6: „Vannucci malte im Hospital zu Fulignano den Gottvater, wie er zum Tanz der Engel die Flöte spielt. (Dies geschah um dieselbe Zeit, wo in der römischen Kirche die Ansicht herrschte, daß man nicht vom Papst an Gott appelliren dürfe, weil man nicht von Jemand an ihn selber appelliren könne. Ist vielleicht hier ein Zusammenhang? Der liebe Gott hatte alle Gewalt dem Papste abgetreten; war's etwa deshalb, daß er sich mit Tanz und Flötenspiel die Zeit vertrieb?) Zahlreich sind die Gemälde, worin Gott, in den Lüften schwebend, eine dreifache Krone trägt; so sehr hatte man sich daran gewöhnt, in Gott den Doppelgänger des Papstes zu sehen.“ Wo ist denn je in der katholischen Kirche der Satz geltend gemacht worden, der Papst sey Gott selbst? Das kann ihr doch kein historisch gebildeter Mann aufbürden wollen? In den Bildern aber, auf denen Gott Vater als Papst, öfter noch als deutscher Kaiser dargestellt ist, wollten die Maler keineswegs ausdrücken, der Papst oder der Kaiser sey Gott Vater selbst. Sie gaben Gott dem Vater nur jene höchsten Attribute irdischer Herrscher, weil sie ihn nicht nackt darstellen konnten und ihm auch ein orientalisches (d. h. im Mittelalter heidnisches) Gewand nicht geben konnten und kein besseres kannten, als das, was sie wirklich wählten. Diese Naivetät war weit entfernt von einem hierarchischen oder imperialistischen Anspruch. — Auf der folgenden Seite sagt der Verfasser: „viele Jahrhunderte hindurch wurde die Dreieinigkeit als ein Mann mit drei Gesichtern dargestellt.“ Das ist nicht richtig, solche abnorme Darstellungen kommen nur sehr selten und nur in Miniaturen, nirgends in großen Kirchenbildern vor.

Was die positiven Vorschläge des Verfassers betrifft, so können wir auch nicht ganz damit übereinstimmen. Er will nämlich 1) die mystischen Begriffe, die nur allegorisch ausgedrückt werden können, und 2) alles, was nur einer Confession angehört, aus der kirchlichen Kunst verbannt wissen. Das erstere würde doch der Kunst zum großen Verlust gereichen. Zugegeben, daß es an abgeschmackten Allegorien nicht gefehlt hat, so kann man doch die nicht verwerfen wollen, die allgemein bewundert werden, z. B. in der Malerei von Raphael, in der Poesie von Calderon. Das Ausschließen des Confessionellen aber ist etwas ganz Unmögliches. Es gibt ja keine Kirche und keine Kirchenbehörde, keine Kirchenstifter außerhalb der Confession. Und mit den sentimentalen Familienstücken des Christianismus vagus erhält man keine Kirche, so wenig als man damit eine bauen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 72. 8. September 1855.

Social-Politik.

Die Grundlage der Gesellschaft vom historischen Standpunkt betrachtet. Erster Theil. Regensburg, Manz, 1855.

Der ungenannte Verfasser geht die verschiedenen Stände und Berufsclassen der heutigen Gesellschaft durch und vergleicht die gegenwärtigen social-politischen Zustände mit denen der Vergangenheit. Das Ergebniß seiner Untersuchung ist in dem aus Göthe's Iphigenia gewählten Motto ausgesprochen: „Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten."

Er hat die Erkenntniß nicht nur durch historische Studien, sondern auch durch eigene Erfahrung gewonnen, sofern ihm „eine vieljährige Dienstzeit in mehreren und zwar den verschiedensten Provinzen von Oesterreich und einige Zeit auch im Mittelpunkte der Verwaltung" in den Stand setzten, die allmählige Entwicklung der Neuzeit zu verfolgen. Er entwirft uns ein sehr lebendiges Bild der älteren „patriarchalischen" Zustände, unter anderem auch das Portrait eines Landrichters in Tirol ganz nach dem Leben. „Eine Geschäftsreise führte den Verfasser vor ungefähr 20 Jahren in ein abgelegenes, wenig besuchtes Seitenthal von Tirol; er hatte mit dem Landrichter (noch einem der letzten alten Patrimonialrichter) zu sprechen, und war nicht wenig erstaunt, einen untersetzten, stämmigen Mann in einem Caputrocke von gemeinem Tuche, wie ihn die Landleute tragen, mit schwarzen kurzen Beinkleidern und blauen Strümpfen vor sich zu sehen, der weit eher einem Dorfwirthe als dem Repräsentanten der höchsten Staatsgewalt im 19. Jahrhunderte gleich sah. Auf die Frage: ob er der Herr Landrichter sey? erwiederte er mit einem treuherzigen Lächeln: ‚Ich soll's wohl seyn'. Dieser Mann war 45 Jahre Landrichter im Thale. In der langen Zeit seines Wirkens in diesem Thale waren anderthalb Generationen an ihm vorübergegangen, es war kein Hof, kein Gut, das er nicht aus Verlaßabhandlungen oder Käufen, kein Bauer, dessen Geld- und persönliche Verhältnisse er nicht auf das Genaueste kennen gelernt hatte. Mit einem richtigen praktischen Blick erkannte er bald, was Jedem am besten frommte, und darnach ging er vor, ohne sich um die im Laufe der Zeiten öfters geänderten gesetzlichen Verhältnisse zu kümmern. Ein Advokat durfte nie den Fuß in's Thal setzen, die Klagen entschied er alle selbst, es gab keine Rekurse. Kam auch so ein und anderes Mal ein Bäuerlein mit einer Beschwerde zum Kreisamte, und es hieß dann: da müsse nun ein Protokoll aufgenommen und dem Landrichter zur Rechtfertigung zugesendet werden, da schüttelte der Bauer nachdenklich den Kopf und sagte: Dann lassen wir's lieber. Es gab keine Vergeudungen und von einer Gant wußte man seit Menschengedenken nichts." Damals war das Landvolk zufrieden und hatte Ursache dazu. Jetzt ist es überall mit Schreibern, Advokaten und Gesetzen und Verordnungen überschwemmt, die es ärmer und unzufriedener gemacht haben.

Der Bauer war Bauer, jetzt hat man einen Bürger aus ihm gemacht, ihn durch die Schule mit städtischen Prätensionen angesteckt. „Es ist grausam," sagt der Verfasser mit Goltzsch, „die Kinder der Taglöhner und Bauern, welche nichts anders, als Knechte und Mägde, Taglöhner, Feldarbeiter, Bauern und ländliche Hausfrauen werden sollen, und die ihren Eltern nöthig sind bei der täglichen Arbeit; es ist grausam, diese Kinder täglich sechs Stunden lang in die Schule zu schicken, und dadurch dem Hause und der Vorbereitung zu ihrem eigentlichen Berufe zu entziehen, während sie in der Schule Dinge lernen, die ihnen für ihren Beruf ganz und gar nicht nöthig sind, oder die ihnen gar die Köpfe verrücken."

Noch schärfer ist der alte Bürgerstand angegriffen und noch tiefer zerrüttet worden, als der Bauernstand. Er löst sich immer mehr auf in eine kleine Minderheit von reichen Fabrikherren und in eine ungeheure Mehrheit von Fabrikarbeitern. Der Verfasser entwirft ein ergreifendes Bild dieses Proletariats und zeigt, wie das „rothe Gespenst" darin umgehe, obgleich man es nicht sehen wolle. Wie conservativ die ganze Denkungsart des Verfassers ist, so stellt er doch keineswegs in Abrede, das Proletariat werde aus Nothwehr und Verzweiflung zur Revolution getrieben. Ein einfaches Rechenexempel mache das klar. Die Arbeit ist beim Proletariat, der Lohn fällt wo anders hin. Das ist so unnatürlich und unerträglich, daß es die Natur der menschlichen Gesellschaft nicht lange ertragen kann. „Wo kaufen denn die schönen Damen jene kostbaren Sammt- und Seidenstoffe, aus denen sie sich ihre Roben zu 2 bis 3000 Franken für die Hoffeste machen lassen, bei den armen Arbeitern? Oh nein, im prunkvoll ausgestatteten Waarensalon eines reichen Zwischenhändlers, der darin die wucherischen Zinsen seiner dabei angelegten Millionen hereinzubringen sucht; und auch dieser bezieht diese Stoffe vom Fabrikherrn, nicht vom Arbeiter. Die Tantieme, die nach all diesen Zinsenabzügen auf den Arbeiter entfällt, wird auf einen sehr magern Wochenlohn herabsinken; damit findet das rothe Gespenst sich nicht ab."

Die gebildeten Stände zehren von den übrigen, geben ihnen aber keinen Werth dafür zurück. Materiell von den untern Classen genährt sollten sie ihnen wenigstens Geistes- und Seelennahrung dafür geben. Aber was die unteren Classen von den oberen lernen, wird ihnen verderblich. Die gebildete Gesellschaft hat in ihrer ungeheuren Mehrheit der Kirche, wie allem Ernst der Religion entsagt und Gesinnungen und Denkweisen in sich aufgenommen, die der christlichen Religion schnurstracks widerstehen und durch und durch heidnisch sind. Nur ein Beispiel. Der Verfasser spricht vom Selbstmord, der in der modernen Gesellschaft so sehr um sich greife, und wie er angesehen werde. „Die Welt findet dieß ganz natürlich; eine philosophirende Schriftstellerin, Madame Staël, geht gar so weit, ihn un élan sublime d'une ame philosophique zu nennen, — einen erhabenen Aufschwung einer philosophischen Seele!! Unsere größten Dichter behandeln den Selbstmord in Tragödien und Romanen als eine ganz natürliche Folge unglücklicher Verhältnisse. Sieht ein sentimentales Klärchen bei dem Tode ihres Geliebten ihr schwärmerisches Lebensideal durchkreuzt, so nimmt sie Gift; kann ein gefühlvoller Werther nicht zum Besitze seines Lottchens kommen, so erschießt er sich; hat ein Ferdinand von Walter seine Luise aus Mißverständniß vergiftet; so bleibt ihm nach erhaltener Aufklärung kein anderes Mittel, als den Rest der vergifteten Limonade auszutrinken; hat ein Don Cäsar seinen Bruder aus Mißverständniß erstochen, so ist es ganz folgerecht, daß er sich nun auch ersteche; und so fort durch zahllose Dichtungen in Versen und Prosa von Verfassern höchsten und mindern Ranges. Kömmt solch eine Scene recht beweglich motivirt und dargestellt auf der Bühne vor, so öffnet sich mit Einem Male die große Schleuße aller Thränensäcke, von allen Seiten ertönt Schluchzen, Alles ist voll Rührung 2c." Alles, was sich unsere Philosophen und Dichter nach und nach ausgedacht haben, um die ältere christliche Denkweise zunächst bei den höheren Ständen zu verdrängen und mit heidnischem Epicuräismus, wenn es hoch kommt mit einem stoischen Heroismus, zu verdrängen; alles was sie ersonnen haben, um die biblische Geschichte zu verspotten und die christliche Sittenlehre zu escamotiren, das dringt jetzt nach und nach durch die in den Seminarien auf Staatskosten erzogenen Schulmeister, durch die populäre Presse und durch die Dienstboten und Clienten der höheren Classen ins gemeine Volk ein. Wenn sich die Männer der Kirche eifrig bemühen, dieser Sündfluth einen Damm zu setzen, werden sie als herrschsüchtige Pfaffen und Jesuiten gebrandmarkt und nicht selten sind es die Männer der Regierung selbst, die Hand in Hand mit der Revolution jene Nothwehr der Kirche bekämpfen. Wenn die Regierenden selbst mit so ungeheurer Verblendung in die Zeit hineintappen, da muß man freilich fragen: treibt diese Politik nicht dem Tode zu?

Der Verfasser bezeichnet die Religion als das einzige Heilmittel der kranken Zeit und empfiehlt dem Staat einfach, sich nach den Geboten Gottes zu richten und mit der Kirche Hand in Hand zu gehen. Das sey nicht nur Gottes Gebot, sondern auch Nutzen und Vortheil, ja das einzige Rettungsmittel, ohne welches alle unsere Staaten früher oder später im Abgrund der socialen Revolution untergehen müssen. Zufriedenheit der Staatsbürger ist auf keine Weise anders zu erreichen, als durch religiöse Befriedigung. Keine Verfassung, keine Staatsform, keine Rechtsgewährung auf breitester Grundlage bürgt dafür. Nur aus der Religion können die Stände gegenseitig, kann die Regierung von oben, das Volk von unten wieder Billigkeit, Hingebung und Vertrauen schöpfen. Nur die Religion macht alle opferfähig, während wo die Religion fehlt, alle in Egoismus untergehen, die Einen Alles allein an sich raffen und die Andern zuletzt in Verzweiflung ausbrechend ihnen wieder Alles nehmen.

Manche Herrn von heute, die sich wieder so unbeschreiblich behaglich und sicher fühlen, werden, wenn sie solche wohlgemeinte Rathschläge nicht hören und beherzigen, auf eine unsanfte Art aus ihren Täuschungen geweckt werden.

Geschichte.

Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. Von Dr. W. G. Soldan. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus 1855.

Herr Soldan gab früher ein ausführliches Werk über die Hexenprozesse heraus, in dem vorliegenden schildert er die Kämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten in Frankreich. Der Name „Protestantismus" beschränkt sich nur auf die Partei der Augsburger Confession in Deutschland, hätte daher für Frankreich nicht gebraucht werden sollen. Im Uebrigen war es derselbe Kampf in Frankreich, wie in Deutschland, nur daß er dort rascher zu Ende ging als hier. Das Centralisationsprincip, welches in Frankreich vorherrscht und alle Gegensätze bald zum Vortheil der einen Partei aufhebt, bewährte sich auch hier. Die Franzosen scheinen für die nüchterne protestantische Richtung nicht organisirt zu seyn, das katholische Wesen liegt mehr in ihrem Blut. Wäre das Umgekehrte der Fall gewesen, so würden wir hier wie in England die gewaltsame Krise zu Gunsten der Reformirten haben enden sehen. Diese Krise, die Entscheidung durch eine Gewaltthat war das Unvermeidliche bei den ungeduldigen Franzosen. Die berüchtigte Bartholomäusnacht kann nur unter diesem Gesichtspunkt richtig beurtheilt werden. Sie war, wie Herr Soldan sehr gut auseinandersetzt, nicht einmal vorbedacht, sie war der rasche Entschluß des Augenblicks, der Ungeduld. Der Haß grübelte hier nicht so lange wie in Deutschland, er machte sich in einem einzigen entsetzlichen Verbrechen Luft.

Das Verdienst des vorliegenden Werkes besteht vorzüglich in der klaren Auseinandersetzung der politischen Intriguen, die sich in den Glaubenskampf einmischten. Der König von Frankreich, als Nebenbuhler des deutschen Kaisers, neigte zur Reformationspartei hin, sobald der Kaiser sich fest auf die alte Kirche stützte, und ergriff umgekehrt entschieden das Panier des Papstes, wenn der Kaiser den Protestanten Concessionen machte. Diese alte französische Hauspolitik durchkreuzte beständig den Meinungskampf. Als Karl V. sein Reich theilte, erbte Philipp II. den besten Theil seiner Macht, schwankte nicht mehr zwischen den Parteien, wie dies noch Karl gethan hatte und die folgenden deutschen Kaiser thaten, sondern blieb consequent bei der Partei der alten Kirche und nöthigte dadurch auch endlich Frankreich und Deutschland, eine bestimmte Partei zu ergreifen. Aber Frankreich mochte thun, was es wollte, so war es Spanien zuwider. Half es den Niederländern, so war es Spaniens direkter Feind. Ermordete es die Hugenotten in der Bartholomäusnacht, so nahm es die Miene an, als wollte es mehr für die katholische Kirche thun, als Spanien, und Spanien ärgerte sich abermals. Daraus erklärt sich, warum sogar der grausame Herzog von Alba, der doch in den Niederlanden die Ketzer zu Tausenden hinrichten ließ, sich mit moralischer Indignation über die Bartholomäusnacht aussprach. „Alba zog für sich die Vortheile der Gewaltthat und überließ den Franzosen die Schande derselben. Unter die nothwendigen Folgen der Bartholomäusnacht gehörte auch, daß Karl IX. in das von Alba belagerte Mons seinen Unterthanen, die einen guten Theil der Besatzung ausmachten, den Befehl zur schnellsten Rückkehr nach Frankreich zusandte. Da die Katholiken unter denselben sofort gehorchten, so konnten auch die Protestanten an fernere Vertheidigung nicht mehr denken, und die Stadt wurde am 19. September unter der Bedingung freien Abzugs übergeben. Der Fall von Mons machte, daß Oranien sich nicht weiter in Belgien halten konnte und fast hoffnungslos nach Holland seinen Rückzug nahm. Alba hielt die Capitulation mit ungewohnter Gewissenhaftigkeit und behandelte insbesondere die beiden Anführer, den kranken Ludwig von Nassau und La Noue, mit einer gewissen ritterlichen Artigkeit. La Noue blieb kurze Zeit als Geisel zurück und wurde dann durch Vermittlung des Herzogs von Longueville, Statthalters der Picardie, nach Frankreich entlassen. Alle diese Rücksichten aber übte Alba, wenigstens nach Ludwig's Versicherung, um durch einen starken Contrast die Schändlichkeit des Pariser Augustmordens recht hervortreten zu lassen; wie er denn auch zu sagen pflegte, er bedaure zwar durchaus nicht den Tod des Admirals, weil derselbe ein Todfeind seines Königs gewesen sey, aber doch wolle er sich lieber seine beiden Hände abhauen lassen, als eine solche That begangen haben."

Von nicht geringem Interesse ist, was der Verfasser über die Maaßregelungen sagt, durch welche die französische Regierung von Anfang an und wiederholt die kirchliche Reformbewegung zu unterdrücken suchte. Da kommen Einschränkungen, Verbote aller Art vor, die wieder mit Concessionen wechseln, der Zeit und der

Oertlichkeit nach sehr verschieden, denn in der einen Gegend war alles streng katholisch und fanatisch gegen die Neuerer erbittert, in andern Gegenden und sonderlich auf den Gütern reformirter Herren gab man sich allgemeiner der Neuerung hin. Ganz so wie in Deutschland. Nur tritt aber der Unterschied beider Länder aufs schärfste hervor, soferne Deutschland solche Zwitterzustände allmählich ertragen lernte und immer paritätischer wurde; während den Franzosen die kleinen gehässigen Reibungen der nächsten Nachbarn bald unerträglich wurden und man zu einer großen Massenentscheidung schritt.

Was den damaligen französischen Hof und die königlichen Persönlichkeiten betrifft, so ist ihre Unwürdigkeit längst bekannt und anerkannt. Herr Soldan hat den wetterwendischen und falschen Charakter Karls IX. und auch seine Mutter, die berühmte Mediceerin, gut gezeichnet. Das Gegenbild dazu liefert England mit Heinrich VIII. Man darf sich über die Ruchlosigkeit der damaligen Fürsten und ihrer Politik nicht wundern. Sobald die alte Kirche durch eigene Unwürdigkeit ihrer Würdenträger in tiefe Corruption gesunken, der innern Revolution anheimgefallen und äußerlich zerrissen war, mußte sie bei der weltlichen Macht eben so um Gunst betteln, wie die Reformationspartei, und die Fürsten beurtheilten die ins tiefste Herz der europäischen Menschheit einschneidenden Glaubensfragen mit hartherzigster Kälte und Frivolität nur nach ihrem dynastischen Interesse, hier dieser, dort jener Partei sich annehmend nur aus Nützlichkeitsgründen, daher auch oft und lange schwankend zwischen beiden. Im Bewußtseyn aber, daß sie über den Parteien stünden, daß von ihnen allein die Entscheidung abhänge, kannten sie für ihren Uebermuth keine Schranken mehr. Der Despotismus des spanischen Philipp und Ludwigs XIV. waren ganz nothwendige Folgen der Reformation.

Zum Schluß noch ein merkwürdiges Wort von Sully (Theil I. S. 390): „Nichts ist schlimmer im politischen Leben, als Unentschiedenheit. In schwierigen Lagen darf man dem Zufall weder Alles überlassen, noch ihn gänzlich aus der Rechnung entfernen wollen; sobald man aber mit kalter und nüchterner Ueberlegung sein Ziel einmal gewählt hat, müssen alle Schritte, die man thut, unverrückt zur Erreichung desselben hinführen. Einen nothwendigen Frieden kann man nicht zu theuer erkaufen und niemals genug beschleunigen; was man aber unter kritischen Umständen am sorgfältigsten vermeiden muß, das ist der Fehler, die Gemüther des Volkes zwischen Friedens- und Kriegserwartungen hin und her schwanken zu lassen. Nach solchen Maximen aber handelte man am Hofe Katharinens nicht. Entschied man sich für diese oder jene Maßnahme, so war es immer nur für den Augenblick, niemals für den endlichen Zweck; und es geschah immer in so furchtsamer Weise, daß man nicht einmal für die nächste Gegenwart ein genügendes Auskunftsmittel schaffte. Der Hauptfehler aller Seelen, die immer nur mit kleinlichen und oberflächlichen Intriguen sich abgegeben haben, und überhaupt aller derjenigen, die mehr Lebhaftigkeit als Urtheil besitzen, ist der, daß sie das Nahe sich so nahe rücken, daß es sie blendet, während sie das Entfernte nur wie im Nebel sehen. Ein Paar Augenblicke, ein Paar Tage, das macht für sie die Zukunft aus. Mit dem Fehler, sich niemals entscheiden zu können, verbindet der König, oder vielmehr die Königin Mutter, noch einen andern, der jenem die Krone aufsetzt, nämlich die Gewohnheit einer gewissen kleinlichen, affectirten Dissimulation, oder vielmehr ein armseliges Studium der Falschheit und Täuschung, das sie als unentbehrlichen Bestandtheil der Politik betrachtet. Wenn uns nun der erste dieser Fehler ein drohendes Uebel verborgen hält, der zweite aber denjenigen, die behülflich seyn könnten, um demselben vorzubeugen, die Hände bindet, was anderes darf man da erwarten, als früher oder später *den Kürzeren zu ziehen*?"

Kunstgeschichte.

Der Glaspalast zu Sydenham und dessen Kunstsammlungen. Ein Vortrag von Dr. Ernst Guhl. Berlin, Guttenberg, 1855.

Der Glaspalast zu Sydenham ist Erbe und Nachfolger des im Jahr 1851 zu London errichteten großen Industrieausstellungsgebäudes, begonnen 1852 und vollendet 1854. Er umfaßt in einem Hauptbau von 1562 Fuß Länge und 327—348 Fuß Breite mit Seitenflügeln, die sich bis zur Länge von 3400 Fuß ausdehnen, eine Menge Sammlungen, unter denen aber der Verfasser in der vorliegenden kleinen Schrift nur die Kunstsammlung bespricht und auch mehr nur eine allgemeine Uebersicht über die Geschichte der Kunst, als Ausführungen im Einzelnen gibt. Da auch Werke der jüngsten Zeit von Künstlern aller Nationen aufgenommen werden, ist deutschen Künstlern hier eine schöne Gelegenheit dargeboten, ihre Werke bekannter zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, | Nº 73. | 12. September 1855.

Philosophie.

1) Zur Geschichte der neueren Philosophie. Populäre Vorträge von G. Weigelt. Hamburg, Otto Meißner, 1855.

Vorlesungen über Kant, Fichte, Jacobi, Schopenhauer, Schelling, Hegel, Feuerbach. Eine quasi heilige Siebenzahl, in deren Mitte, alle überragend, Schopenhauer gestellt wird, obgleich er in weiteren Kreisen der studirenden und gebildeten Welt ungleich weniger Ruhm genießt, als die übrigen.

Daß Schopenhauer in der Reihe der negirenden Denker einen hohen Platz verdiene, stellen wir nicht in Abrede. Herr Weigelt sagt über ihn S. 147: „Eine großartigere Weltverachtung, als bei diesem Philosophen, finden wir nirgends; aber durch sie hindurch zuckt das Wetterleuchten der Wahrheit. Der grundlose Wille, bei dessen Anerkennung die Philosophie stehen bleiben muß, entbehrt gänzlich eines letzten Zieles, weil Streben sein alleiniges Wesen ist. Die Schwere hört nicht auf zu streben nach einem ausdehnungslosen Mittelpunkt, dessen Erreichung ihrer und der Materie Vernichtung wäre. In's Endlose pflanzt die Elektricität ihre Entzweiung fort, wenn gleich die Masse des Erdballs die Wirkung verschlingt. Ein nie befriedigtes Streben ist das Daseyn der Pflanze; Alles, was sie erreicht, ist, daß im Saamenkorn, welches sie zur Reife brachte, das zwecklose Treiben noch einmal beginnen kann. Nirgends ist endliche Befriedigung und Ruhe. Zugleich streiten sich die Naturkräfte gierig um den Besitz der Materie. Der Magnet zwingt dem Eisen die Magnicität auf; der Galvanismus überwältigt die Wahlverwandtschaft und stört aus ihrer Ruhe die festesten Verbindungen. Wie die Thiere die Pflanzenwelt zur Nahrung an sich reißen, so vernichten sie sich gegenseitig, oft, als geschähe es mit ausgesuchter Grausamkeit. Jedes will dem Andern das Seine entreißen, kann von seinem Wesen nicht lassen, bis die Erscheinung untergeht. Jeder einzelne Willensakt hat einen Zweck, das gesammte Wollen, welches die Welt ist, hat keinen. Denn wir dürfen nur ja nicht fragen, was bei allem diesen Drängen und Treiben, bei diesen gewaltigen Manifestationen des Willens herauskommt; was erreicht wird, steht zu der Heftigkeit des Strebens und zu den Mitteln, die angewandt werden, in keinem Verhältniß. Sein ganzes Leben hindurch gräbt der so vollkommen organisirte Maulwurf, aber was ergräbt er sich? Sein Dasein geht auf in den Wechsel von Hunger und Insektenlarven, welche diesen stillen. Die bewunderte Kunstfertigkeit zahlloser Thiere, die rastlose Emsigkeit armseliger Ameisen, das ganze Leben der meisten Insekten reducirt sich darauf, ihrer zukünftigen Brut das Dasein möglich zu machen, welche dann dasselbe ernste Spiel von Neuem beginnt. Jedes Individuum hat seinen Endzweck in der Gattung, und die Gattung, worin hat sie ihren Endzweck? Wahrlich, wenn wir diesen ungeheuren Aufwand von Kräften in der Natur, dies zwecklose Geborenwerden, dies endlose Arbeiten, dies sinnlose Sträuben gegen den Tod betrachten, ‚drängt sich uns die Einsicht auf, daß das Leben ein Geschäft ist, dessen Ertrag bei Weitem nicht die Kosten deckt.' Man hat wohl als den letzten Zweck von Allem den Menschen bezeichnet. Aber wer sagt nun, was seines Lebens Zweck und Ziel ist? Dasselbe rastlose Streben und Wollen, denselben endlosen Kampf gewahren wir hier. ‚Unsinniger Wahn oder grübelnde Politik hetzt die Völker zu Kriegen an einander; Schweiß und Blut des großen Haufens muß fließen, um die Einfälle Einzelner durchzusetzen, oder ihre Fehler abzubüßen.' Dagegen ruft der Friede Industrie und Handel wach, Bedürfnisse rufen Erfindungen hervor und diese neue Bedürfnisse; aber zur endlichen Befriedigung bringt

es weder der Einzelne noch das Ganze. Es liegt dieser Widerspruch im Wesen des grundlosen Willens selbst, der seiner Natur nach nie an's Ende kommen kann. Weil er das Wesen der Welt ist, ist das Menschenleben Nichts als Leiden. Denn aller Wunsch ist Schmerz, weil Mangel die Grundbedingung des Wollen ist. Nach dem Genuß oder der Befriedigung sind wir so weit, als wir vorher waren, wir sind von einem Wunsch, d. h. von einem Leid befreit. Somit ist das Begehren und Leiden das eigentlich Positive; wir fühlen den Schmerz, aber nicht die Schmerzlosigkeit; der Gesundheit, Jugend und Freiheit werden wir erst inne, wenn wir oder andere sie verloren haben, vorher waren sie Nichts. Folgt es aber aus dem Wesen des Willens, daß das Leben Leiden ist, und zwar ein um so größeres, je größer die Erkenntniß und mit ihr das Bedürfniß ist, so ist jedes vermeintliche Ziel des Willens nur ein Wahn. Denn mit dem Ziele, das wir erreicht zu haben wähnen, hörte ja der Wille und mit dem Willen das Leben auf. Jede Befriedigung, jedes erreichte Ziel ist Oede und Leere, und ein Wahn, der bald zur Besinnung kommen muß, ist jeder Jubel. Zwischen quälendem Bedürfniß und mehr quälender Bedürfnißlosigkeit schwankt gleich einem Pendel das Menschenleben hin und her, oder vielmehr, die Menschheit hat sich in dies zwiefache Leid getheilt. Denn ‚wie die Noth die beständige Geißel des Volkes ist, so die Langeweile die der vornehmen Welt. Aber gegen dies nothwendige Eingeständniß sträubt sich Theologie und Philosophie, wie der gesunde Menschenverstand. Man leitet das Dasein der Welt aus einem unendlichen Bewußtsein und einer Weisheit her, und dann wird Alles gar sinnlos, weil unter dieser Voraussetzung für Alles, was da ist, ein letzter Zweck gefunden werden muß, und doch keiner zu finden ist. Darum versucht man es, entweder die Leiden der Welt hinwegzuräsonniren, verschließt das Auge geflissentlich vor dem Wirklichen, oder man quält sich ab, zwischen einer göttlichen Vernunft und einer solchen Welt Uebereinstimmung herauszubringen. Der berühmte Philosoph Leibnitz hat bewiesen, daß unter allen möglichen Welten diese die beste, Schopenhauer beweist dagegen, daß sie unter allen möglichen die schlechteste ist. ‚Es gibt, sagt er, nur einen angeborenen Irrthum, und es ist der, daß wir da sind, um glücklich zu sein'‘ ‚Die Absurdität ist schreiend; wer nicht heuchelt, wird schwerlich disponirt sein, Hallelujah's anzustimmen.‘ Aber dieser Irrthum erklärt sich aus dem Wesen des Menschen und der Welt, dem Willen zum Leben, welcher die klare Erkenntniß verwirrt. ‚Der Optimismus, oder die Lehre von der Weisheit und Vollkommenheit der Schöpfung, ist aber nicht blos eine platte, sondern eine ruchlose Denkungsart, denn er ist bittrer Hohn über das namenlose Leiden der Menschheit.‘“

Das klingt ja ganz wie die Klagen des leidenden Hiob, nur daß der moderne Hiob sich von Gott abwendet und, in seinen Jammer verliebt, gar keinen Trost haben *will*.

Im Uebrigen rühmt sich Schopenhauer der Kantischen Philosophie, indem er „unablässig auf die Sinne hingewiesen, als auf ‚die lautre und unschuldige Quelle aller unsrer Erkenntnisse, von welcher alles Denken seinen Gehalt erst erborgt‘. Er hat gründlich nachgewiesen, daß und warum eine wahre Philosophie sich nicht herausspinnen lasse aus bloßen abstrakten Begriffen, sondern daß sie sich auf Beobachtung und Erfahrung gründen müsse. ‚Der gegebne Stoff jeder Philosophie, sagt derselbe, ist kein andrer, als das empirische Bewußtsein.‘“ Hierin nur stimmt Weigelt ganz mit Schopenhauer überein und behauptet, die in leere Abstraktion verirrte Philosophie müsse zu Kant und Schopenhauer zurückkehren.

Zugleich rühmt der Verfasser an Schopenhauer, daß er dem Staats-, Kirchen- und Schuldienst ferne stehe und verdammt jede Philosophie, die von diesem Dienst abhänge. „Die Philosophie muß sich von Kirche und Theologie, d. h. von der Oberherrlichkeit des christlichen Staates emancipiren. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Denker, wie Schopenhauer und Feuerbach, genöthigt sind, sich in die unabhängige Einsamkeit des Privatlebens zurückzuziehen, daß aber unsre Akademien die Pflanzstätten freier Wissenschaft seien, ist eine von den gutmüthigen deutschen Illusionen. Schon Bako von Verulam hat gesagt: ‚Auf Universitäten lernen die jungen Leute glauben,‘ und nun muß dreihundert Jahre später Ludwig Feuerbach fragen: ‚ist nicht die Philosophie auf unsern Universitäten ex officio eine Betschwester der Theologie?‘ Wer mit Entrüstung dem feilen Herrendienst der Wissenschaft zusieht, muß mit Sehnsucht den Tag ihrer Befreiung herbeiwünschen.“ S. 337. Soll etwa damit gesagt seyn, die Philosophie gehöre immer nur wenigen vornehmen Geistern zu in exclusiver Fernhaltung der Massen, die dem Glauben und Aberglauben preisgegeben werden müßten? Liegt darin die Resignation, es sey unmöglich, den Massen die Wahrheit einzuimpfen? Diese Voraussetzung würde uns wenigstens besser gefallen, als die Zudringlichkeit, mit der so viele andere Helden der modernen Negation durch populäre Bücher bemüht sind, die Massen zum Unglauben fortzureißen. Indeß mag das, was man für wahr hält, beschaffen seyn, wie es will, *wenn* man es für

wahr hält, muß man es auch überall geltend zu machen suchen und Staat, Kirche, Schule damit reformiren.

Es ist uns aufgefallen, in dem ganzen Buch nicht ein einziges Mal erwähnt zu finden, daß in der christlichen Wahrheit auf jenes von Schopenhauer so ergreifend geschilderte menschliche Elend eine Rücksicht genommen ist, die jede andere Lehre entbehrt. Gerade der Schmerz, der sich in Schopenhauers Weltanschauung ausspricht, erfordert die christliche Tröstung und provocirt sie. Wozu sich absichtlich vor ihr verschließen, wenn sie doch da ist?

Der Weltschmerz, der die Poesie verfinstert, ist auch in die Philosophie eingedrungen und scheint hier eben so zu einer Art von Ostentation und Koketterie haben dienen zu müssen, wie in den genialen Productionen des Lord Byron. Allein wenn nach diesen galligten Weltanschauungen alles auf den Vorwurf hinausläuft, die Welt sey von einem blinden oder sogar bösen Willen gelenkt, gegen den der edle und vernünftige Mensch vergebens ankämpfe, so würde doch selbst, wenn etwas Wahres an der Sache wäre, der innere Adel und die Vernunft des Menschen den Haß und die Verzweiflung überwinden müssen. Fichte hatte für diesen Fall wenigstens den kategorischen Imperativ, das Sittengebot, in Bereitschaft und lehrte wie der große Dichter Calderon „wo du auch seyst, in der Höhe der Lüfte oder in der Tiefe der Erde und im Abgrund des Meeres, in der geistreichsten Gesellschaft oder allein in der Wüste, unter allen Schätzen der Erde oder in nackter Armuth, im klarsten Bewußtseyn oder im Schlaf und Traum, — überall und immer sollst du edel seyn, denken und handeln." Daß die christliche Verheißung noch einen bessern Trost gewährt, braucht hier nicht erst gesagt zu werden. Wie man aber so bekannte Wahrheiten absichtlich ignoriren mag, ist schwer zu begreifen.

Wenn wir mit Herrn Weigelt nicht übereinstimmen können, so halten wir es doch für ein Verdienst von ihm, daß er die Nichtigkeit philosophischer Abstraktionen nachweist und in den Kern der Frage nach der Seligkeit eindringt. Denn wer die Seligkeit erst so tiefschmerzlich vermißt, dem ist die frohe Botschaft nahe, vielleicht ohne daß er es ahnt.

2) Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf von Dr. Heinrich Czolbe. Leipzig, Costenoble 1855.

Der hier vorgetragene Sensualismus steckt tief im Materialismus, denn der Verfasser will beweisen, daß nicht nur Wahrnehmungen und Vorstellungen, sondern auch „Begriffe, Urtheile, Schlüsse, der Wille ꝛc. allein durch die Sinne entstehe". Im Uebrigen gelangt der Verfasser auf seinem sensualistischen Wege nicht, wie die meisten Materialisten, zu einer gänzlichen Leugnung des Sitlichen, er findet vielmehr die sittlichen, sogar einige specifisch christliche Wahrheiten auf dem Wege der reinen Naturwahrnehmung bestätigt. Andererseits aber behagt ihm das christliche Wesen im Ganzen nicht und er theilt mit Strauß die Hoffnung, daß die gebildete Menschheit in nicht zu langer Zeit vollends die christlichen Bande abstreifen und zur „harmonischen Menschlichkeit des Griechenthums, wie zu der auf sich selbst ruhenden Mannhaftigkeit des Römerthums sich herausarbeiten werde".

Allein diese Zukunft erscheint dem Verfasser selbst keineswegs als ein Ideal, vielmehr nur als nüchterne Ueberwindung eines durch den christlichen Idealismus hervorgerufenen exaltirten, mithin unnatürlichen Zustandes. Er macht sich keinerlei Illusionen von der Menschheit, er anerkennt in ihr eigentlich nur das Gemeine und Alltägliche. „Es dürfte auch die Perfectibilität der Menschen für immer eine Grenze haben, oder dieselben in wesentlichen Beziehungen geistig ebenso stabil bleiben, als körperlich. Wir können annehmen, daß wir gewisse Dinge z. B. die Atomverhältnisse, die psychischen Vorgänge im Gehirne, die Verhältnisse auf andern Weltkörpern ꝛc. ꝛc. niemals direkt wahrnehmen, niemals in dieser Weise ins Innere der Natur dringen, sondern dasselbe stets nur durch allgemeine Schlüsse mangelhaft erkennen werden. Wenn ferner ein sittlicher Fortschritt der Menschen auch nicht ganz abzuleugnen ist, scheinen sie doch von den Affecten und Leidenschaften heute ebenso beherrscht zu werden, wie vor Jahrtausenden. Da nach dem in §. 9 über die moralische Freiheit Gesagten die sittliche Erziehung so allgemein schwieriger ausführbar, als die intellectuelle, so sehr Zufälligkeiten unterworfen ist, ihre allein möglichen wesentlichen Hülfsmittel schon in den ältesten Zeiten bekannt waren und neue Entdeckungen hier nicht zu erwarten sind, so ist die Stabilität der Menschen in dieser Beziehung sehr erklärlich. Niemals wird in ihnen der Grad moralischer Freiheit herrschen, wie er die nothwendige Bedingung des von Einigen erwarteten idealen Zustandes der gesellschaftlichen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wäre."

Die einzige Schwärmerei, die in dieser sonst durch und durch prosaischen und philisterhaften Philosophie vorkommt, ist die Behauptung, nicht etwa Gott, noch die Materie allein, sondern auch die gegenwärtige Gestalt der Welt und unseres Planeten und der Menschheit sey ewig. „Die Ueberzeugung von einer niemals

entstandenen, oder geschaffenen Welt, welche deshalb im vollsten Sinne des Wortes uralt und doch ewig jung ist, hat aber nicht blos wissenschaftliche, oder philosophische Berechtigung, auch vom ästhetischen Standpunkte, der ebenfalls zu berücksichtigen ist, dürfte eine nüchterne Erhabenheit darin liegen, die freilich dem Geschmacke an Uebersinnlichem, von dem die meisten Menschen heute beherrscht werden, nicht entspricht. Dem Schönheitssinn der Griechen war die plastische Vorstellung des ewigen Kosmos nicht fremde, sie fühlten darin das Göttliche, oder Erhabene. Aristoteles, indem er von der beständigen Wiederkehr derselben Pflanzen- und Thierarten spricht, sagt, ihre Werke wären Zeugen und sich Ernähren, um, soweit sie könnten, am Ewigen und Göttlichen Theil zu nehmen. „Denn darnach, fährt er fort, strebt alles, deshalb handelt alles, was seiner Natur nach handelt."

Vor dem gräßlichen Einerlei, zu dem er sonach die Welt auf ewig verurtheilt, bezeigt der Verfasser keinerlei Bangen. Indem er aber sowohl eine Schöpfung als ein Ende der sichtbaren Welt verwirft, thut er sich viel darauf zu Gute, den Begriff des Ewigen richtig gefaßt zu haben. „Da die meisten Menschen von Jugend auf sich an die ganz unwillkührliche Folgerung einer Entstehung der Welt gewöhnt haben, hört man wohl den Einwurf, daß man sich die Ewigkeit der Welt nicht vorstellen könne. Die Vorstellung, daß in der Welt kein Grund zur Annahme eines Anfanges oder Endes ist, ist ja eben die Vorstellung ihrer ewigen Dauer. Meint man aber, daß man sich die Ewigkeit der Zeit nicht denken könne, so muß im Gegentheil gesagt werden, daß eine Grenze der Zeit, oder ein Aufhören derselben an irgend einer Stelle der Vergangenheit oder Zukunft ebensowenig denkbar ist, als eine Grenze des Raumes. Die Vorstellung einer ewigen Weltordnung wird auch durch eine allgemeine Betrachtung des Causalverhältnisses gestützt. Das Verhältniß von Wirkung und Ursache fordert doch schon a priori eine Grenze; man käme wenigstens nie zu Ende, wenn jede Ursache wieder eine Ursache hätte und es keine letzten Ursachen gäbe. Als solche, als die Grenze des Causalverhältnisses haben wir die im Raume befindlichen krystallförmigen Grundstoffe in ihrer Zusammenstellung zu Himmelskörpern und Organismen zu betrachten. Dies ist der ernste, unerschütterliche Hintergrund für den bunten Wechsel der Erscheinungen." S. 483. Also waren die Himmelskörper von Ewigkeit her und wuchs und krabbelte auf denselben die Creatur von Ewigkeit her nach denselben Naturgesetzen.

Wir halten diese Vorstellung vom Ewigen für eine Täuschung. Das Ewige ist allem Zeitlichen, wie auch Räumlichen entgegengesetzt. Wo Ewigkeit ist, da ist eben keine Zeit und kein Raum, und wo Zeit und Raum ist, da ist keine Ewigkeit. Eine ewige Ausdehnung der Zeit, eine unendliche Ausdehnung des Raumes sind Widersprüche mit sich selbst und reine Unmöglichkeiten. Der Begriff des Raumes wird überhaupt erst möglich, wenn etwas Begrenztes im Raume ist, und der Begriff der Zeit, wenn etwas in der Zeit zwischen einem gewissen Anfang und Ende dauert. Dieses Etwas ist überall und immer nur ein Begrenztes. Der angeblich logische Zwang, dem unser Denken unterliegen soll, sich die Zeit ohne Anfang und Aufhören und den Raum ohne Mitte und Ende denken zu müssen, ist vollkommen unlogisch. Der s. g. horror vacui erklärt sich genügend aus den Gesetzen der atmosphärischen Luft und des Wassers, läßt sich aber nicht auf das Universum anwenden. Der menschliche Gedanke vermag den Begriff einer ewigen Zeit nicht zu umfassen, er kann sich nur vom Standpunkt der Gegenwart aus in denselben hineinarbeiten, ohne je eine Zeit zu finden, er verliert sich nothwendig in Nichts. Ebenso die Durchdringung des angeblich ewigen Raumes. Die Behauptung, daß hinter den letzten Sternen wieder neue Sterne kommen müssen, ist nicht zuverläßiger, als die, daß hinter den zuletzt gedachten Sternen immer wieder das Nichts liegt. Das Nichts gaukelt dem raumerfüllenden *Gedanken schadenfroh* voran, stellt ihm immer wieder eine neue Grenze und bleibt immer übrig. Will man der Welt nicht selbst entfliegen, so muß man umkehren, um sich in die relative Mitte, in den Ausgangspunkt des Suchens zurückzuversetzen, und am Ende einzugestehen, der Raum ist blos da, sofern er begrenzt ist, und nur allein der göttliche Geist ist ewig, der den Raum ins Nichts hinein gezaubert hat, so weit und nach den Gesetzen, die seiner Weisheit genehm waren.

Nicht der Zeit, nicht dem Raum, nur dem Menschen kommt, als dem Ebenbilde Gottes, Ewigkeit zu. Salomo sagt einmal: Gott hat die verborgene Ewigkeit in des Menschen Herz gegeben. Das heißt im Herzen allein bewahrt der Mensch die Erinnerung an die innerhalb der Zeit verlorne Ewigkeit und zugleich die Ahnung ihrer Wiederkunft. Hier wurzeln die seligsten und schmerzlichsten Gefühle des Menschen. Shakspeare nennt einmal die seligsten Gefühle des Menschen „ewige Momente". — Das Ewige ist zeit- und raumlos, das Geistigste, Seligste, Innigste, was es geben kann. Darum läßt sich von ihm auf Zeit und Raum lediglich nichts anwenden, sondern diese sind sein Gegensatz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 74. 15. September 1855.

Classische Dichtkunst.

Aeschylos. Deutsch in den Versmaaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Zweiter Band. Stuttgart, Hoffmann, 1854.

Homer's Werke. Deutsch in der Versart der Urschrift. Von demselben. Erster Theil. Die Ilias. Daselbst, 1855.

Ueber den ersten Band der Donner'schen Uebersetzung des Aeschylos haben wir in unsern Blättern von 1854 Nr. 29 gesprochen und Herrn Donners großes Verdienst um die griechischen Tragiker anerkannt. Noch keinem Uebersetzer stand so viel Geschmeidigkeit und Wohlklang der Sprache zu Gebote, wie Herrn Donner. Seine Uebertragung des Aeschylos bildet desfalls einen schneidenden Contrast zu der bekannten Vossischen Uebersetzung.

Schwieriger war es für ihn, mit Voß in einer Uebersetzung der homerischen Epen zu rivalisiren, denn es ist nicht zu leugnen, daß Voß viele Stellen des Homer unübertrefflich verdeutscht hat und daß, wenn ihm auch hier noch sehr viele unerträgliche Härten zur Last liegen, sie doch in den epischen Werken ungleich weniger auffallen, als in den lyrischen und dramatischen. Horaz, Aeschylos, Aristophanes werden uns in Vossischer Sprache unerträglich, aber sein Homer reißt uns, wie ein majestätischer Strom unwillkührlich fort, wenn auch oft über Stock und Stein. Man merkt es der Donner'schen Uebersetzung an, wie sehr sie bestrebt war, nicht hinter den Vossischen Meisterstücken zurückzubleiben. Dabei gereicht ihr zum Verdienst und Vortheil, daß sie sich überhaupt der ionischen Weichheit und Glätte ungleich mehr gefügt hat, als die Vossische. Bei Voß, wenn er auch ganze Reihen von Hexametern wunderschön dahinströmt, poltert doch immer wieder der grobe Niedersachse dazwischen und schlägt den Zauber des hellenischen Idioms mit Dreschflegelworten nieder. Die naiven traulichen Ansprachen bei Homer (guten Abend, Fremdling, wo kommst du her? wer ist dein Vater?) übersetzt Voß: „woher der Männer? und wer die Erzeuger?“ Das trauliche Wort Mutter übersetzt er fast allezeit in „Gebärerin“, das trauliche Wort Amme in „die Säugerin Eurykleia“. Von solchen Härten kommt nun bei Donner nie etwas vor. Vielmehr fließt hier der Strom der deutschen Hexameter ganz so harmonisch dahin, wie bei Homer.

Im Uebrigen aber wäre zu wünschen, daß was Voß gut gemacht hat, in allen folgenden Uebersetzungen einfach beibehalten werden könnte. Wozu etwas noch besser machen wollen, wenn es schon so gut ist, als es nur irgend seyn kann. Uebersetzungen sollten immerhin eine Arbeit mehrerer seyn können. (Ein sehr auffallendes Beispiel ist das berühmte dies irae, an dessen Uebersetzung sich schon ein Dutzend Dichter versucht haben, von denen nur je der eine oder andere einen Vers ganz gut übersetzt hat, so daß die beste Uebersetzung nur musivisch aus allen zusammengesetzt werden kann.)

Wir geben zur Probe den Anfang der Ilias nach Donner:

Göttin, singe vom Grolle des Peleiaden Achilleus,
Ihm, der unendliches Leid, ein Verderber, erschuf den Achäern,
Und viel tapfere Seelen gewaltiger Streiter dem Hades
Hinwarf, aber sie selbst den Hunden zum Raub und den Vögeln
Allen umher darbot — so ward Zeus' Wille vollendet —
Seit dem Tag, da die Fürsten einmal sich entzweiten in Hader,
Atreus' Sohn, der Beherrscher des Volks, und der edle Achilleus.

Nach Voß:

Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt den Achaiern unnennbaren Jammer erregte,
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais

Sendete, aber sie selbst zum Raub' ausstreckte den Hunden,
Und dem Gevögel umher: so ward Zeus Wille vollendet:
Seit dem Tag', als einst durch bitteren Zank sich entzweiten
Atreus Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus.

Wie bei sonst ziemlicher Uebereinstimmung doch bei Donner mehr Wohllaut hervortritt, möge die Vergleichung an einer Stelle des fünften Gesanges darthun, der die Luftfahrt der Here schildert. Bei Donner:

Also der Gott; ihm folgte die lilienarmige Hera,
Trieb mit geschwungener Geißel, und rasch hin flogen die Rosse
Zwischen den Räumen der Erd' und dem sternigen Himmelsgewölbe.
Soweit als mit den Augen in neblige Fernen ein Mann späht,
Wenn er herab von der Warte hinaus in die finstere See blickt,
Soweit hoben sich springend der Göttinnen wiehernde Rosse.
Aber nachdem sie vor Troja gelangt an die doppelte Strömung,
Wo sich des Simois Fluthen vereinigen und des Skamandros;
Allda hielt mit den Rossen die lilienarmige Hera,
Schirrte sie aus, und hüllte sie rings in dichtes Gewölk ein;
Aber der Simois sproß Ambrosia ihnen zur Weide.

Bei Voß:

Also Zeus; ihm gehorchte die lilienarmige Here.
Treibend schwang sie die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse.
Zwischen der Erd' einher und dem Sterngewölbe des Himmels.
Weit wie die dunkelnde Fern' ein Mann durchspäht mit den Augen,
Sitzend auf hoher Wart', in das finstere Meer hinschauend:
So weit heben im Sprung sich der Göttinnen schallende Rosse.
Aber nachdem sie Troja erreicht, und die doppelte Strömung,
Wo des Simois Fluth sich vereiniget und des Skamandros;
Jetzo hemmt' ihr Gespann die lilienarmige Here,
Abgelöst vom Wagen, und breitete dichtes Gewölk aus;
Aber Ambrosia sproß der Simois jenen zur Weide.

Noch eine Vergleichung aus dem zwölften Buche, die männliche Rede des Hektor. Sie lautet bei Donner:

Finsteren Blickes versetzte der Held mit dem wogenden Helmbusch:
Nicht mehr will mir gefallen, Polydamas, was du geredet;
Weißt du doch anderen wohl und besseren Rath zu ersinnen.
Wenn du jedoch hier wirklich in ernstlichem Sinne geredet,
Schlugen dich, traun, die Unsterblichen selbst mit völliger Blindheit,
Da du mich mahnst, zu vergessen des weithindonnernden Gottes
Rathschluß, welchen er selbst mit gelobendem Winke mir kundthat.
Denn du verlangst, ich solle dem Flug breitschwingiger Vögel
Mehr vertrau'n, um welchen ich nicht mich kümm're noch härme,
Mögen sie rechts hinfliegen zum Frühroth und zu der Sonne,
Oder zur Linken hinab in's nächtliche Dunkel sich wenden.
Nein, wir wollen vertrauen des Zeus allwaltendem Rathschluß,
Welcher die Sterblichen alle beherrscht und die ewigen Götter.
Ein Wahrzeichen das beste: der Kampf um die heimische Erde!

Bei Voß:

Finster schaut' und begann der helmumflatterte Hektor:
Keineswegs gefällt mir, Polydamas, was du geredet!
Leicht wohl könntest du sonst ein besseres rathen, denn solches!
Aber wofern du wirklich im völligen Ernste geredet;
Traun dann raubeten dir die Unsterblichen selbst die Besinnung:
Der du befiehlst, zu vergessen des Donnerers Zeus Kronion
Rathschluß, welchen er selbst mir zugewinkt und gelobet.
Du hingegen ermahnst, den weitgeflügelten Vögeln
Mehr zu vertraun. Ich achte sie nicht, noch kümmert mich solches,
Ob sie rechts hinfliegen, zum Tagesglanz und zur Sonne,
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet.
Wir vertrauen auf Zeus, des hocherhabenen, Rathschluß,
Der die Sterblichen all' und die ewigen Götter beherrschet!
Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten.

Wenn uns unser Gefühl nicht täuscht, so ist hier mehr gediegene Kraft und Klarheit in der Rede bei Donner. Diese wenigen Proben mögen unsre Empfehlung des Werkes rechtfertigen.

Stenographie.

Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Literatur der Stenographie. Von Dr. Anders. Cöslin, Hendeß, 1855.

Ein kleines Buch von 136 Seiten, worin eine umfassende Uebersicht der bereits sehr voluminösen Literatur über die Geschwindschreibekunst gegeben wird.

Schon die Alten hatten eine Geschwindschrift. „Mit Bestimmtheit wissen wir von Xenophon (geb. 446, gest. 356 v. Chr. G.), genannt „die attische Biene," dem Schüler und Freunde des Sokrates und dem treuen Darsteller dessen Lebens und Lehrens, daß er, hingerissen von der Begierde, kein Samenkorn seines Meisters verloren gehen zu lassen, geschwindschriftliche Zeichen ersann, um die Vorträge seines Lehrers wortgetreu aufzunehmen. Auch Plato (starb 348 v. Chr. G. 81 Jahr alt an seinem Geburtstage), Mitschüler des Xenophon, bediente sich derselben Geschwindschrift. — Aus zahlreichen Stellen in den alten griechischen Schriftstellern geht hervor, wie die Tachygraphie damals als ein eigenes Kunstfach betrachtet, in den Schulen gelehrt und ein umfassender Gebrauch von ihr gemacht wurde. Außer mehreren kleinen zerstreuten Ueberresten sind nur zwei größere stenographische griechische Codices auf uns gekommen, deren einer (Dionysii ariopagitae opera enthaltend) im Vatican zu Rom, der andere (in dem nebst Anderem Hermogenis ars rhetorica enthalten ist) in der französischen Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Der Gesammtcharakter dieser Schrift gibt einen

deutlichen Beweis, daß das goldene Zeitalter Griechenlands auch die Blüthezeit der Stenographie war." Bei den Römern wurde die Kunst weiter ausgebildet. „Marcus Tullius Tiro, ein Freigelassener des Cicero, wird als erster genannt, der die geschwindschriftlichen Zeichen in bedeutendem Maaße um das Jahr 76 v. Chr. G. verbessert hat. Daß man indeß nach ihm die Stenographie bei den Römern „tironische Noten" genannt habe, ist zweifelhaft. Es kann der Fall auch umgekehrt seyn, daß Tiro wegen seiner Verdienste um die tironischen Noten diesen Namen erhalten hat." Das Letztere sucht der Verfasser zu erhärten. „Von tironischen Noten sind auf uns gekommen: 1) einige lexikalisch geordnete Sammlungen, von denen die in Hessen-Kassel die älteste und vollständigste ist, die übrigen sind in Frankreich; auch einem Exemplare des Isidorus im Vatican soll eine von ihm selbst gefertigte Sammlung angeheftet sein; 2) einige sehr schätzbare Exemplare von Psalmen in Paris; 3) eine Abhandlung des römischen Grammatikers C. Jul. Hyginus „de astris" zu Paris; 4) ein Exemplar des salischen Gesetzes (lex salica), ehedem in der Bibliothek zu Bauvais, jetzt wahrscheinlich zu Paris; 5) einige Scholien, Anmerkungen, oder Zusätze zu älteren Werken, z. B. in dem schätzbaren „Breviarium Alarici" aus dem 6. Jahrhunderte in der Staatsbibliothek zu München, ferner einige Zusätze in einem Exemplare des Curtius in der Bibliothek zu Bern, wo sich noch mehrere Manuskripte in tironischen Noten befinden sollen u. s. w.; 6) mehrere Capitularien der fränkischen Könige, zu Paris; 7) die Unterzeichnungen und beigefügten Bemerkungen der Notare in vielen Urkunden aus den Zeiten der fränkischen Könige der ersten und zweiten Linie."

In neuerer Zeit wurde die Stenographie von den Engländern zum Nachschreiben im Parlament angewandt und zuerst von John Willis in ein System gebracht im Jahr 1602. Sein Lehrbuch „wurde schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch eine Menge Bearbeiter verbessert und hat die Vervollkommnung der englischen Stenographie bis zu dem heutigen Stande derselben eingeleitet. Bedeutende Gelehrte beschäftigen sich mit Verbesserungen der Kunst, wie Edmond Willis und Thomas Shelton, welcher seine erste im J. 1641 aufgestellte Methode im J. 1650 gänzlich umarbeitete, obwohl ein Herausgeber desselben, C. Tracy zu London 1710 die erstere vorzog; ferner waren von großer Wichtigkeit die Verbesserungen des Jeremiah Rich und von William Mason." Indessen waren die Systeme dieser Männer und ihrer Nachfolger noch unvollkommen. „John Byrome schloß die Periode der unvollkommenen Systeme, und mit ihm begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte der englischen Stenographie." Unter seinen Nachfolgern ragt Samuel Taylor und zuletzt Isaac Pitman hervor. „Die in neuester Zeit auf Anlaß von Isaac Pitman's Phonographie entstandene Reform des Schreib- und Drucksystems, der ein neues aus einer sehr gründlichen Analyse der englischen Sprache hervorgegangenes Lautsystem zu Grunde liegt, erfreut sich lebhafter Theilnahme. Zahlreich sind deren Bearbeiter; es mögen von ihnen nur genannt seyn Alexander John Ellis und De Staines, welche hauptsächlich für Verbreitung der Phonographie in Groß-Britannien, und Stephen Andrews, Dr. Stone und Sproat, welche dafür in Nordamerika agitiren. Ihr Wirken durch Vereine und dergl. ist großartig. Das phonographische System wird in drei verschiedenen Schreibstylen gelehrt, in dem ersten oder Longhand-Styl, in dem zweiten oder Correspondenz-Styl, und in dem dritten oder Reporter-Styl; was höchst praktisch ist, um für die Phonographie Propaganda zu machen. Dazu kommt noch Unterstützung durch allgemeine Polemik. Für gute Lehrmittel sowohl für Kinder als auch für Erwachsene ist vorzüglich gesorgt; die Lehrbücher finden einen enormen Absatz. Der Unterricht und die Fortbildung wird noch unterstützt durch vielfache Zeitschriften in allen drei Schreibstylen, die zum Theil selbst mit mit phonetischen Typen gedruckt werden, sowie durch mancherlei allgemeine phonographische Werke, als den Katechismus, das neue Testament, die Psalmen und mehrere Unterhaltungsschriften. Die Folgen dieser Reform lassen sich noch gar nicht übersehen. Man geht damit um, die Phonographie auf alle andere Sprachen zu übertragen; derlei durch Ellis bewirkte Uebertragungen liegen theilweise schon vor. Unstreitig spiegelt sich in diesem Schreibreform-Verfahren der allgemeine Charakter des Engländers getreu ab."

In Frankreich waren Coffard im J. 1651, Ramsay 1681, Bertin ꝛc., in Holland Reyner 1673 die ersten Begründer der Schnellschreibekunst. In Deutschland kam sie erst viel später in Uebung. Mosengeil führte sie 1795 aus England ein; aber erst 1834 erhielt die Kunst durch Gabelsberger in München eine neue Grundlage. „Das Studium der alten Schrift der römischen Notare, die sogenannten tironischen Noten, mit steter Rücksicht auf eine etwa zu erzweckende Möglichkeit der Uebertragung des denselben zu Grunde gelegten Kürzungsverfahrens auf sein eigenes System beseelte G., und führte ihn auf den Grundgedanken, auf welchen die seit tausend Jahren fast verschollene Notir-

kunst der Alten vorzugsweise gebaut war, einen Gedanken, den noch keiner der Gelehrten, die sich bis dahin auf jene alte Schreibkunst eingelassen, richtig erkannt hatte. In welcher Art G. die Uebertragung des Kürzungsverfahrens in den tironischen Noten auf sein System bewerkstelligte, ist aus seinem 1843 veröffentlichten Werkchen zu ersehen, in welches auch einige andere Vervollkommnungen seines Systems niedergelegt sind. Im J. 1838 hatte G. zum Zwecke der Uebung im Lesen und Schreiben der stenographischen Schrift auch das erste Heft einer stenographischen Bibliothek herausgegeben. Erst am Schlusse des Jahres 1848 war er mit der Errichtung seines herrlichen Gebäudes zu Stande gekommen. Sein vollendetes System der Oeffentlichkeit übergeben zu können, war ihm selbst jedoch nicht vergönnt; denn am 4. Januar 1849 Vormittags ³/₄10 Uhr erfolgte plötzlich durch einen Schlaganfall in der Schwabinger Gasse zu München sein Tod. Die Herausgabe des G'schen Werkes geschah ein Jahr später durch den Gabelsberger-Stenographen-Central-Verein in München." Folgen noch Nachrichten über Heger, Wigard und Rahm.

Nach diesen historischen und biographischen Notizen folgt das Verzeichniß aller von Stenographie handelnden Schriften, deren besonders in England ungemein viele erschienen sind. Proben der Geschwindschrift werden leider nicht mitgetheilt. Sie finden sich indeß in Gabelsbergs Anleitung und Wigards Lehrbuch.

Der Verfasser ist in hohem Grade für seine Kunst begeistert und geräth einigemal in Ekstase. So schließt er einen Artikel: „Der Verfasser kann sich nicht versagen hier die Worte einzuschalten, welche er im J. 1851 in ein stenographisches Album dahinlautend schrieb: ‚Verstand ist das Lehrbuch, Gelehrsamkeit das Wörterbuch der Stenographie.'"

Englische Literatur.

Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. IV. Bändchen. Fabiola oder die Kirche der Katakomben. Von Cardinal Wisemann. Uebers. von Reusch. Köln, Bacher 1855.

Der geistreiche Cardinal Wisemann hat in diesem merkwürdigen Buche die berühmten römischen Katakomben belebt, die Zeit, in der die verfolgten Christen hier ihren Gottesdienst feierten und hier begraben wurden, auf's lebendigste geschildert. Er zeigt uns die unterirdischen Kirchen erfüllt von Gläubigen, er schildert uns die hier beerdigten Märtyrer in ihrem Leiden und Sterben; er folgt dem Steinhauer, der die noch jetzt erhaltenen Grabinschriften meißelte, bei seinem ernsten Geschäfte und macht uns viele Inschriften von dunklem Inhalt zum erstenmal klar. In ähnlicher Weise hat bekanntlich Bulwer die Alterthümer von Pompeji in einem Roman behandelt und gleichfalls mit großem Geschick, aber ohne die christlich kirchliche Tendenz des vorliegenden Buchs. Es gehört die ganze Wärme eines christlichen Gemüthes dazu, um sich hier heimisch einzuleben.

Fabiola ist eine junge reiche vornehme Römerin, in allen Vorurtheilen ihres Standes aufgewachsen, eine Heldin durch und durch. Erst allmählich wird sie durch die himmlische Geduld einer christlichen Sklavin und durch den Heroismus christlicher Märtyrer aus ihrem Seelenschlaf geweckt, vor allem aber durch den Märtyrertod ihrer Freundin, der h. Agnes, bekehrt und überlebt die Schrecknisse der Verfolgung. Nie vergißt der Verfasser unter den anziehenden Einzelheiten die Bedeutung des Ganzen. Er zeigt, wie die grausamste Verfolgung, die raffinirteste Verführung doch nichts vermochten gegen die einfache christliche Wahrheit; wie alle Mächte der Hölle und der Erde nicht siegen konnten über die sanfte, wehrlose, blutende Taube. Die ganze griechisch-römische Kultur widerstrebte dem Christenthum, die hohe philosophische und ästhetische Bildung, die gesammte Schule, die ganze große Künstlerwelt, die aristokratische Sitte, Genußsucht und Verweichlichung der Reichen und Vornehmen, der martialische Geist im Heere, die tiefe Corruption des Proletariats und der Sklaven, alles war wider die einfache Lehre des Galiläers. Und dennoch siegte sie über alles. Daraus darf man in heutiger Zeit einigen Muth schöpfen, wenn man wahrnimmt, wie sich abermals eine heidnische Schule, Philosophie und Kunst, eine verweichlichte Aristokratie des Reichthums, verwilderter Pöbel und sogar auch schon wieder eine der altrömischen ähnlichen Staatsomnipotenz wider das h. Kreuz erhebt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 75. 19. September 1855.

Geschichte.

Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem 30jährigen Kriege bis zur französischen Occupation. Von Dr. L. Ennen. Erster Band. Köln und Neuß, Schwann, 1855.

Von dem Augenblick an, in welchem das deutsche Reich durch den großen Kampf zwischen Kaiser und Papst und vollends durch die Reformation zerrüttet wurde, bot Frankreich alles auf, um auf deutscher Seite Beute zu machen, deutsche Reichslande an sich zu reißen, in Deutschland selbst durch Intriguen überwiegenden Einfluß zu gewinnen. So lange Kaiser und Papst stritten, stellte sich Frankreich auf die Seite des letzteren, half ihm den Sieg erringen und nahm sich zum Lohn die den deutschen Kaisern entrissenen Länder Apulien, Sicilien, Arelat. Als die Reformation begann, lieh Frankreich auch dieser seine Waffen gegen den Kaiser und trug zum Lohn die drei lothringischen Bisthümer davon, nachdem es kurz vorher das Delphinat, Artois und Bourgogne an sich gerissen. Im dreißigjährigen Kriege stand es abermals den Feinden des Kaisers und der deutschen Einheit bei und gewann das Elsaß, bald nachher die Freigrafschaft Burgund und eine Zeit lang sogar Breisach und Freiburg im Breisgau.

Das frechste Spiel mit Deutschland trieb Frankreich unter Ludwig XIV. nach dem dreißigjährigen Kriege. Diese Periode ist es, die Herr Ennen im vorliegenden Buche auf eine viel genauere Weise schildert, als bisher je geschehen ist, denn er hat nicht nur die schriftlichen Urkunden der Stadt Köln, sondern auch das französische Staatsarchiv benutzt und in letzterem allein 30—40000 wohlerhaltene Briefe durchgelesen, die alle damals zwischen der französischen Regierung und der franzosenfreundlichen Partei in Deutschland gepflogenen Intriguen aufdecken.

Bekanntlich endete der 30jährige Krieg im Jahr 1648 mit einer entsetzlichen Verwüstung Deutschlands, wobei Holland und die Schweiz für unabhängig erklärt, das Elsaß an Frankreich, Vorpommern, Bremen und Verden an Schweden ausgeliefert wurden, der Rest des deutschen Reichs in heilloser Parteiung blieb. Neun Jahre später nach dem Tode Kaiser Ferdinands III. schien es daher dem für den jungen Ludwig XIV. regierenden Cardinal Mazarin ein Leichtes, seinem Herrn selbst die deutsche Kaiserkrone zu erwerben. Alsdann würde er das System der absoluten Monarchie, welches er mit so vielem Glück in Frankreich handhabte, auch auf Deutschland ausgedehnt und der Kleinstaaterei bald ein Ende gemacht haben. Allein obgleich es ihm gelang, in Deutschland eine starke Partei zu werben, so scheiterte er doch an der Treulosigkeit derselben Fürsten, die er für ihr Untreue gegen den Kaiser so reichlich bezahlte. Die Fürsten trugen aus Schwäche und Angst oder aus Arglist auf beiden Achseln. Die Treue, mit welcher damals der große Kurfürst von Brandenburg und der von Sachsen sich der Wahl eines habsburgischen Kaisers annahm, imponirte den übrigen Wahlfürsten und die Mehrheit der Stimmen fiel, trotz der französischen Bestechungsgelder, auf Leopold mit der dicken Lippe.

Der Kurerzkanzler von Mainz, Philipp von Schönborn, spielte damals die zweideutigste Rolle, indem er offen zu Frankreich hielt, heimlich aber dem Kaiser Vorschub leistete. Als unzweideutige Reichsfeinde und Reichsverräther handelten aber die Brüder von Fürstenberg, die ausgezeichnetsten Werkzeuge der französischen Politik, die sich des schwachen Kurfürsten von Köln Max Heinrich bemächtigt hatten. „Unter solchen Werkzeugen der französischen Politik, solchen Verräthern an deutscher Ehre und deutschem Namen stehen vor allen

oben an die Brüder Franz Egon und Wilhelm Egon von Fürstenberg, aus der eben nicht gar reichen gräflichen Familie der Fürstenberg-Helligenberg in Schwaben. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß diese Männer mit dem klaren Bewußtseyn des offenen Verraths an dem Vaterlande ihre politische Wirksamkeit begannen. Die Charakterlosigkeit, welche der damaligen ganzen Politik anklebt, heftete sich auch naturgemäß an der Fürstenberge öffentliche Thätigkeit; in dem großen Streite zwischen der bourbonischen und habsburgischen Macht, dem in ihren Augen kein höherer politischer, sondern nur ein dynastischer Charakter zukam, hielten sie es für keine Unehre, sich auf die Seite zu schlagen, wo ihnen der größte Vortheil und die höchste Ehre in Aussicht stand. Ihnen selbst kam ihr Verhalten zu dem deutschen Vaterlande keineswegs in so schwarzem Lichte vor wie denen, die da wissen, was deutsches Vaterland und deutsches Interesse ist. Ihnen konnte Deutschland nur als ein Tummelplatz der mannigfachsten Sonderinteressen erscheinen, und es war ihnen nicht zu verdenken, daß sie sich nicht für einen in sich selbst zerfallenen Kaiserstaat begeistern wollten, den die Protestanten in confessionellem Interesse ausbeuteten, und der jeden einheitlichen Charakter verloren hatte. Einmal in die ausländischen Interessen verwickelt, stieg ihre nationale Entfremdung in raschem Fortgang, und die faktische Größe ihres Verraths wurde durch die Ereignisse bedingt und bestimmt. Mit dem Kölner Kurfürsten Maximilian Heinrich waren diese Grafen schon von Kindheit an in Freundschaft verbunden; namentlich war es der ältere Franz Egon, der sich dem jungen Prinzen durch seine Anhänglichkeit und bedeutende Gaben der Unterhaltung unentbehrlich gemacht hatte." Franz Egon wurde der erste Rath des Kurfürsten, sein Bruder Wilhelm, bereits Obrist im französischen Dienste, wählte plötzlich den geistlichen Stand, um in dieser Rolle bequemer in Köln für Frankreich mitzuarbeiten. Er war allen andern an Verstand überlegen und die Seele der damaligen Intrigue. Gelang es ihm nun auch nicht, die deutsche Reichskrone dem französischen König aufs Haupt zu setzen, so bewog er doch die Wahlfürsten, dem neugewählten Kaiser Leopold eine Wahlcapitulation ganz in französischem Sinne aufzuzwingen. „Der Kaiser mußte schwören, den westphälischen Frieden, das Todesurtheil des deutschen Reiches, unverletzlich zu beobachten, den jetzigen und zukünftigen Feinden Frankreichs auf keine Weise Unterstützung zu gewähren, den Truppen, die zu solchen Feinden stoßen sollten, nicht Quartier noch Durchgang zu gestatten, sich auf keine Weise in den damaligen Krieg in Spanien und den Niederlanden zu mischen, noch daselbst irgend einen Beistand oder Begünstigung gegen Frankreich oder dessen Verbündeten zuzugestehen, den gemeinen und besondern rheinischen Bund, welche beide ohne Genehmigung der vorigen Kaiser aufgerichtet seyen, in allen Punkten sowohl wie in dem, was noch weiter die Herren Kurfürsten allerseits untereinander vergleichen möchten, genehm zu halten." Diese Schmach thaten die deutschen Fürsten ihrem Kaiser an, weil sie selbst dadurch eine aristokratische, dem Kaiser übergeordnete Gewalt erlangten.

Von dieser Zeit an spielte Wilhelm von Fürstenberg ganz offen die Rolle eines französischen Ministers am Rhein. Köln wurde das politische und bald auch militairische Bollwerk Frankreichs gegenüber dem ganzen Norden Deutschlands. Insbesondere war es Wilhelms Aufgabe, als Ludwig XIV. die spanischen Niederlande und Holland zu erobern trachtete, durch alle erdenklichen Versprechungen, Drohungen und Arglisten die sämmtlichen nord- und mitteldeutschen Staaten zu einer Allianz mit Frankreich oder wenigstens zur Neutralität und zu der Erklärung zu bewegen, daß sie kaiserlichen Truppen keinen Durchzug nach den Niederlanden gestatten wollten. Um den großen Kurfürsten zu gewinnen, reiste Wilhelm selber nach Berlin und bot demselben von der Holländischen Eroberung, wenn sie vollbracht seyn würde, Geldern und Zütphen an. Auch verfehlte er nicht, den Minister Otto von Schwerin durch glänzende Versprechungen zu gewinnen. Aber der große Kurfürst ließ sich auf die Intrigue nicht ein, warnte vielmehr Holland und verabredete mit dem Kaiser die Hintertreibung des französischen Planes.

Der Krieg brach aus, die Holländer wehrten sich über Erwarten gut, der Kaiser rührte sich, der große Kurfürst rückte an den Rhein. Die Franzosen wurden zurückgetrieben und man unterhandelte. Die Zähigkeit aber, mit der Wilhelm auch jetzt noch das französische Interesse wahrte und alle Bemühungen des Kaisers um einen ehrenvollen Frieden vereitelte, veranlaßte endlich den Kaiser, auf dem Boden des Reichs dem Reichsverräther das Handwerk zu legen. Wilhelm wurde am hellen Tage mitten in Köln während des Carnevals, als er eben von seiner Maitresse, einer Gräfin von der Mark, nach Hause fuhr, von kaiserlichen Soldaten arretirt. Er hatte etwas der Art besorgt und sich von bewaffneten Dienern begleiten lassen. Es floß daher Blut und mehrere Menschen wurden getödtet und verwundet. Wilhelm wurde nach Brünn, später nach Wienerisch Neustadt gebracht und zum Tode verurtheilt. Aber der kaiserliche Minister Lobkowitz rettete ihn. Als sich der Kaiser bald darauf gezwungen sah, den Frieden

von Nymwegen einzugehen, wurde darin Wilhelms Freilassung ausbedungen und er setzte sein Spiel nach wie vor am Kölner Hofe fort.

Ludwig XIV. eröffnete die berüchtigten Reunionskammern und machte die unerhörtesten Ansprüche auf Erwerbungen im deutschen Reiche. Auch hierbei leistete ihm Wilhelm wieder die eclatantesten Dienste. Zum Lohn verschaffte ihm Frankreich das Bisthum Straßburg, in dem er sich aber nicht niederließ, weil ihm Köln wichtiger war.

In diese Zeit (1686) fällt ein großer Aufruhr der Stadt Köln. Die Kölner waren gute deutsche Patrioten und hatten einen Widerwillen vor den Franzosenfreunden. Auch litten sie durch Auflagen, durch französische Einquartierungen und Plackereien. Dazu gesellte sich Engherzigkeit und Egoismus der städtischen Aristokratie. Ein gewisser Gülich gewann die Zünfte für übertriebene demokratische Forderungen und da das Kölner Militair nicht auf die Bürger schießen wollte, gelang es ihm bald, sich zum Oberhaupt der Stadt aufzuwerfen. Allein solche kleine Feuerchen in einer einzigen Stadt wurden damals bald ausgelöscht. Gülich und viele seines Anhanges endeten auf dem Blutgerüst.

Wilhelm betrieb eine neue Allianz der drei rheinischen Erzbisthümer mit Frankreich, ja den französischen Intriguen gelang es in Rom, ihm die Cardinalwürde zu verschaffen. Nun verlangte Frankreich, Wilhelm solle auch zum Coadjutor und Nachfolger des Kurfürsten von Köln gewählt werden und machte aus dieser Angelegenheit sogar einen casus belli. Der Kurfürst von Bayern wünschte, wenn Max Heinrich stürbe, den Erzstuhl von Köln dem bayrischen Prinzen Joseph Clemens zuzuwenden. Aber er wurde eingeschüchtert. „Die gewandten Zungen Fürstenberg's und Gravel's wußten bald die Aengstlichkeit zu beseitigen, mit welcher Max Heinrich auf die Unannehmlichkeiten hinwies, die er sich durch eine Begünstigung des Prinzen Wilhelm in Rom, München, Wien und Heidelberg bereiten werde. Im Auftrage des Königs erklärte ihm Gravel in geheimer Audienz, die Wahl Fürstenberg's sey das einzige Mittel, den Frieden im Reiche aufrecht zu erhalten und das Erzstift beim etwaigen Ausbruch von Unruhen und Feindseligkeiten vor völligem Ruin zu bewahren; wenn die vom Könige gewünschte Wahl cum futura successione gesichert sey, würde es die nächste Sorge Frankreichs seyn, dem Prinzen Joseph Clemens reichlichen Ersatz zu verschaffen und eine glänzende Zukunft sicher zu stellen. Der Kurfürst erklärte auf die französischen Wünsche eingehen zu wollen, wenn ihm von Seiten des Königs hinreichender Beistand gegen alle aus der Wahl hervorgehenden Streitigkeiten zugesichert, die von Frankreich beanspruchte Schuldsumme von 400,000 Livres nebst Zinsen nachgelassen und der Besitz von Dinant und Bouillon wieder zugesprochen werde. Der König sagte diese Forderungen zu, erbat sich aber in Betreff der 400,000 Livres tiefes Stillschweigen, weil ihm diese Landesschuld dazu dienen konnte, das Domkapitel einzuschüchtern, von jeder Opposition abzuschrecken und für seine Absichten zu gewinnen. Die Quittung über die 400,000 Livres wurde den Händen Fürstenberg's übergeben; er war aber strenge angewiesen, dieses Dokument nur nach einem günstigen Ausgange der Wahl auszuliefern. Es mußte dem Bischof von Straßburg vieles daran liegen, den Kurfürsten bezüglich der Coadjutoriefrage in der einmal angenommenen Stellung zu festigen. Darum bat er den König, den alten Herrn durch eine besondere Gratifikation der königlichen Huld zu versichern und ihm an der Gränze der Diözese ein artiges Lustschloß von 40 bis 50,000 Rthlrn. zu kaufen, wohin sich derselbe von Zeit zu Zeit zu sorgloser Ruhe zurückziehen könne. Um die einzelnen Domherren zu gewinnen, wurden dem Prinzen Wilhelm bedeutende Summen zur Verfügung gestellt." Wilhelm wurde nun wirklich zum Coadjutor und Nachfolger in Köln gewählt, aber vom Papst nicht bestätigt. Bald darauf starb Max Heinrich und nun trat der casus belli wirklich ein.

Frankreich erklärte dem deutschen Reich den Krieg, weil ein deutscher Erzbischof nicht nach seinem Willen gewählt wurde, und aus einigen andern eben so schamlosen Gründen. „In einem am 24. September 1688 zu Versailles publizirten wahren Hohnmanifeste entwickelte Ludwig die Gründe, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlaßt hätten. ‚Da der Kaiser die Absicht hege, mit den Türken Frieden zu schließen, um dann seine Waffen gegen Frankreich zu kehren, da der Kurfürst von der Pfalz den Ansprüchen der Herzogin von Orleans an die Erbschaft ihres Bruders gerecht zu werden sich weigere und bei dem Kaiser Unterstützung für seine ungerechte Weigerung suche, da endlich der Wiener Hof den mit dem Könige befreundeten Cardinal von Fürstenberg, den ein Theil des Domkapitels in Köln zum Erzbischof erwählt habe, von diesem Stuhle verdrängt, und nicht ohne die Absicht, hierdurch das baldige Aussterben des Hauses Bayern zu befördern, an dessen Stelle die Erwählung des bayerischen Prinzen Joseph Clemens durchgesetzt, auch zu diesem Behuf die Kriegsvölker vieler protestantischer Fürsten in der Gegend dieses Erzstiftes versammelt habe, unbekümmert, daß hierdurch das Erzstift verwüstet und die

katholische Religion an allen davon abhangenden Orten unterdrückt werde; so habe der König die Waffen ergriffen, um seinerseits alles beizutragen, was zur Sicherstellung eines allgemeinen Ruhestandes für dienlich erachtet werden könne." Das Erzstift Köln wurde mit französischen Truppen überschwemmt und aufs greulichste verwüstet und verbrannt. Allein auch diesmal siegten die Deutschen, hauptsächlich wieder der große Kurfürst. Bonn, wo sich die Franzosen auf's hartnäckigste vertheidigten, wurde erobert. Wilhelm floh nach Paris, später nach Rom, wo er sich die Gnade und Verwendung des Papstes auswirkte, aber Kaiser und Reich ließen ihm diesmal keine Gnade mehr widerfahren; er blieb verbannt.

Wir geben diese Umrisse, um unsere Leser anzureizen, sich die sehr ausführlichen Einzelheiten in dem vortrefflichen Buche des Herrn Dr. Ennen selber anzusehen. Es ist sehr der Mühe werth, sich solcher Zeiten vaterländischen Unglücks und großer Schmach zu erinnern, um daraus zu lernen. Deutschland wäre damals unrettbar verloren gewesen, wenn der große Kurfürst von Brandenburg die kaiserliche Partei verlassen hätte. Ihm vor allen, in vieler Beziehung ihm allein, sind die verhältnißmäßigen Erfolge deutscher Waffen in den Kriegen mit Ludwig XIV. zu danken.

Alte Geschichte.

1) Die Hellenen im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie und Handelsgeschichte. Von Dr. Karl Neumann. Erster Band. Mit 2 Karten. Berlin, Georg Reimer, 1855.

Ein starker Band, worin sehr ausführliche und interessante Nachrichten über die altgriechischen Colonien am Pontus, namentlich in der Krim, auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatz mitgetheilt werden. Unter anderem finden wir hier den Grundriß einer beträchtlichen Stadt, die dereinst im Süden des heutigen Sebastopol lag, das ältere Cherronesos (S. 387). So weit es sich von der Kultur handelt, die hier von Hellas aus in die Barbarenländer hineingetragen wurde, folgen wir der Darstellung mit ungetheiltem Interesse. Dagegen können wir uns nicht einverstanden erklären mit der Behauptung, die alten Skythen des Herodot seyen Mongolen gewesen. Bekanntlich hat schon Niebuhr diese Ansicht gehegt, von der aber alle neueren Sprach- und Alterthumsforscher wieder abgegangen sind. Wenn viel später der Arzt Hippokrates mongolische Züge bei den ihm bekannten Skythen fand, so entscheidet das keineswegs für die alten Skythen, denn der Name Skythen wurde früher und später ungefähr wie heute der Name Russen für verschiedene Völker gebraucht. Wenn sich bei den Mongolen Sittenzüge finden, wie bei den Skythen des Herodot, so sind das allgemeine Eigenthümlichkeiten der Nomadenvölker, die auch den Tataren und Turkomannen rc. zukommen. Dagegen hat Herr Neumann eine Menge Skythica nicht beachtet, die nur auf germanische (getische) oder tatarische Stämme und nimmermehr auf mongolische passen. Bei den alten Skythen trat ein gewisser Adel hervor, den man im Mongolischen vermißt. Will man aber auch nicht an die Germanen denken, so liegen zwischen dieser und der mongolischen Race noch außer den zahlreichen tatarischen und türkischen Stämmen die eben so zahlreichen slavischen.

2) Thule. Die phönicischen Handelswege nach dem Norden, insbesondere nach dem Bernsteinlande, sowie die Reise des Pytheas von Massilien. Nur nach den Quellen untersucht von Prof. Dr. Redslob in Hamburg. Leipzig, Hinrichs, 1855.

In dieser kleinen Schrift wird mit vielem Scharfsinn gezeigt, daß die Phönicier und Pytheas nicht bis zum wirklichen Bernsteinlande in Ostpreußen, sondern nur bis zu den dänischen Inseln und den schwedischen Ufern gekommen seyen. Das berühmte Thule findet der Verfasser wieder in dem Namen des Rittergutes Tylö bei Halmstadt, Nerigon nicht in Norwegen, sondern in der schwedischen Landschaft Nerike rc. Von Pytheas meint er, derselbe sey gar nicht zur See durchs Kattegat, sondern zu Lande über die dänischen Inseln gereist. Mit einem Wort, der Punkt, bis wohin die civilisirten Völker des Südens im europäischen Norden gelangt sind, wird aus der bisherigen Ferne viel näher gerückt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 76. 22. September 1855.

Biographie.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Christoph v. Schmidt. Drittes Bändchen. Berufsleben. Herausg. von Albert Werfer. Mit einem Stahlstich. Augsburg, Wolff, 1855.

Der liebenswürdige Verfasser der Ostereier, der in hohem Alter an der Cholera starb, hat Erinnerungen aus seinem Leben hinterlassen, die nun sein würdiger Neffe herausgibt. Im vorliegenden dritten Bändchen schildert er die Anfänge seines Priesterlebens als Caplan im bayrischen Schwaben und in den Gebirgen. Man kann keine lieblichere Idylle lesen. Wir rechnen dieses kleine Buch zu dem Schönsten, was Christoph Schmidt geschrieben hat. Zugleich ist es ein treues Gemälde des oberländischen Volkslebens.

Schmidt beginnt mit Erinnerungen an seine Vaterstadt Dinkelsbühl (der Stahlstich zeigt uns sein elterliches, sehr alterthümliches Haus daselbst). Wie schon der Name sagt, ist die Stadt Mittelpunkt eines reichen Fruchtlandes. Ein Knabe und ein Mädchen in der uralten Tracht der „Dinkelbauern" wurden jährlich in Prozession durch die Stadt geführt mit Dinkelähren in den Händen, eine Auszeichnung, die auch dem kleinen Schmidt mehrmals widerfuhr. In der Stadt waren damals die Kapuziner sehr beliebt, denn einiger Väter derselben erinnerte sich der Verfasser mit dankbarer Seele. „Ueberhaupt standen die Kapuziner in der ganzen Stadt bei Katholiken und Protestanten in großer Achtung. Die Zeit, oder vielmehr die Menschen waren damals ganz anders. Die Söhne angesehener Beamten und reicher Kaufleute traten in den Orden der Kapuziner. In Dinkelsbühl war ein Noviziat. Ich erinnere mich noch, daß einige Studierende als Novizen aufgenommen wurden. Jeder trug gleich einem Hochzeiter einen Blumenstrauß am Arme. Ehe sie in die Klosterpforte traten, warfen sie ihr Taschengeld weg. Kinder und arme Leute klaubten es emsig auf, dieß war keine leere Ceremonie. Die jungen Männer bezeugten hiemit, daß sie auf allen Besitz von Geld und Gut Verzicht leisten wollten. Es befand sich damals ein Kaufmannssohn aus Augsburg unter ihnen, der sein väterliches Erbtheil von 20,000 Gulden seinen Geschwistern überließ und Kapuziner wurde. Obwohl die Kapuziner von Almosen lebten, so waren sie für das Beste der menschlichen Gesellschaft doch nicht unthätig. Einer aus ihnen war Stadtpfarrprediger, andere halfen vielfältig in der Seelsorge auf dem Lande aus."

Am 17. August 1791 wurde Schmidt zum Priester geweiht und kehrte in seine Vaterstadt zurück, um seine Primiz zu feiern. „Es bestand der alte, schöne Gebrauch, daß ein neugeweihter Priester, von einem ältern Geistlichen begleitet, jedes auch das geringste Haus besuche, die Einwohner zur Primiz einlade, und ihnen den priesterlichen Segen ertheile. Da gab es denn manchen sehr rührenden Auftritt. Die meisten Familien kannten mich schon als kleinen Knaben; einige befanden sich in bemitleidswerthen Umständen. Hie und da war der Vater oder die Mutter krank, die ich dann tröstete und auch segnete, und dabei selbst sehr gerührt wurde. Von den zwei Bürgermeistern und den Rathsherren wurden nicht nur die katholischen, sondern, dem Herkommen gemäß, auch die evangelischen zur Primiz eingeladen." Der berühmte Sailer, der dem jungen Schmidt stets wohlwollte, erhöhte die Feierlichkeit durch eine schöne Rede, die hier wörtlich abgedruckt ist.

Bald darauf wurde Schmidt aufgefordert, an Mariä Geburt zu predigen. Der Benefiziat Mayer wollte ihm dabei helfen. „Sie werden wahrscheinlich keine marianischen Predigtbücher bei Handen haben. Damit kann ich dienen.' Er langte ein Buch aus dem Schrank,

blies den Staub davon ab und gab es mir in die Hand. Ich durchblätterte es und sagte: ‚dieses Buch kann ich nicht brauchen.‘ Er gab mir ein anderes. ‚Dieses,‘ sagte ich, ‚ist mehr witzig, als andächtig.‘ Es war darin gesagt, das Wort Eva heiße rückwärts gelesen Ave. Die Fische seyen bei der Sündfluth nicht ertrunken, weil das Wort Meer auf lateinisch Maria heiße, und dieser Name sie beschützt habe. Er reichte mir ein drittes und sagte: ‚Das wird Ihnen zu spitzig seyn.‘ ‚Allerdings,‘ sagte ich, ‚und den Zuhörern würde es noch spitziger vorkommen.‘ ‚Sie wollen also nicht predigen?‘ sprach er. ‚Warum nicht?‘ sagte ich. ‚Woher wollen Sie denn eine Predigt nehmen?‘ fragte er. ‚Aus dem neuen Testament,‘ antwortete ich. ‚Was,‘ rief er, ‚das ist höchst seltsam. Ich werde die Predigt auch anhören. Ich bin neugierig, was da herauskommen wird.‘ Er verbreitete als eine Neuigkeit, der Herr Primiziant wolle, ohne ein Buch zu haben, bloß aus dem neuen Testamente seine Predigt herausbringen. Ich wählte das Thema: Maria ist unserer Verehrung würdig; unsere Verehrung sey aber auch Maria's würdig, und bewies dieses aus dem neuen Testamente.“ Die Predigt fand großen Beifall.

Bis zur ersten Anstellung mußte sich Schmidt der Sitte gemäß in das Priesterseminar zu Pfaffenhausen begeben, von wo er jedoch bald zu einem braven Pfarrer als Caplan abberufen wurde. Er beschreibt nun sein idyllisches Landleben als armer Caplan: „Die ländliche Musik, die mir als Städter neu war, weckte mich schon Morgens vier Uhr — das Dreschen. Ich befolgte den guten Rath, welchen Horaz dem jungen Lollius in der lehrreichen Epistel, die ich öfters gelesen hatte und auswendig wußte, gegeben hat. (Lib. I. epist. 2.) Ich zündete ein Licht an, nahm ein Buch und las im Bette, bis es Tag war. In den übrigen Stunden studierte ich, betete und schrieb meine Predigt und den Entwurf der Christenlehre auf den nächsten Sonntag. Den Nachmittag verwandte ich auf Sprachen. Ich las die Psalmen in hebräischer Sprache, wählte besonders erhebende und rührende Stellen daraus aus und schrieb sie in ein Büchlein zusammen, dem ich ein Verzeichniß der darin vorkommenden Wörter und eine Grammatik in nuce beifügte. Eine kleine Schrift von Weitenauer, nur drei Bogen stark, Trifolium hebraeicum, hat mir dabei gute Dienste geleistet. Da ich das griechische neue Testament sehr gut verstand, so las ich, um es auch in dieser Sprache, die damals in untern Schulen wenig betrieben wurde, weiter zu bringen, fleißig im Homer. Ich spielte auch, aber blos zu meiner Unterhaltung, Clavier. Ich konnte da meinen Gedanken am besten den Lauf lassen. Daß diese meine kleine Kunst mir noch einmal einen großen Dienst leisten werde, dieß fiel mir damals gar nicht ein. Ein Rothkehlchen war das einzige lebende Geschöpf, das ich mein Eigenthum nennen konnte. Ich ließ es frei im Zimmer herumfliegen, stellte ihm aber in eine Zimmerecke ein kleines, grünes Tannenbäumchen, auf dem es sich am liebsten aufhielt und wo sein rothes Kehlchen sich sehr hübsch ausnahm. Das Vögelein wurde sehr zahm und pickte auf dem Tische die Brosamen auf. Da ich aber in dem engen Wohn- und Schlafzimmer nöthig fand, die Fenster fleißig zu öffnen, so ließ ich in mein Büchergestelle ein Fach, das noch leer stand, mit einem Gitter und Thürchen versehen und stellte das Futter, nebst Wassertröglein hinein. Sobald das Vögelein hineinflog, stand ich auf, das Thürchen zu schließen. Und da ist es bemerkenswerth! Sobald ich mich nur regte, aufzustehen, flog es wieder eiligst heraus. Ich knüpfte nun einen Faden an das Thürchen und befestigte das andere Ende an meinem Schreibtische. Allein sobald ich nur die Hand bewegte, um nach dem Faden zu greifen, war das kleine, schlaue Geschöpf schon wieder heraus. Wer sieht da nicht eine Art Ueberlegung, von einer Ursache auf die Wirkung zu schließen? Wir könnten an den Thieren noch viel, nicht Unwichtiges bemerken, wenn wir sie genauer beobachten wollten.“

Beim Landvolk fand der Verfasser durchgängig frommen Sinn. „Einst ging ich durch die Getreidefelder, die ganz ausnehmend schön und reich, ja prachtvoll standen. Auf einem schmalen Feldwege seitwärts bemerkte ich einen Landmann, der seinen Hut, wiewohl die Sonne ziemlich heiß schien, in der Hand trug. Als ich, wo beide Wege sich vereinigten, mit ihm zusammentraf, sprach er: ‚Man sollte, wenn man durch diese gesegneten Felder geht, den Hut gar nicht mehr aufsetzen — aus Dankbarkeit gegen Gott.‘ Ein andermal sah ich an einem Kornacker eine alte Bäuerin stehen, die einige Roggenähren abpflückte und sie andächtig betrachtete. Sie grüßte mich und sprach zu mir: ‚Als ich vor wenigen Tagen hier vorbeiging, waren alle Aehren noch ganz leer und nicht ein einziges Körnlein konnte ich darin finden, und jetzt sind die vielen tausend Aehren so voll Körner, daß sich die Halmen unter der schweren Last beugen. Wie wunderbar ist doch Gott!‘ Eine fromme kränkliche Person beichtete und empfing die heilige Kommunion an einem Werktage in der Kirche. Weil sie noch nüchtern war, so wurde sie auf eine Schale Kaffee in die Gartenlaube des Pfarrgartens eingeladen. Sie bat aber blos um ein paar Eier. Sie nahm eines in die Hand und lobte die reine weiße Farbe

und genau länglicht runde Form. Der Haushahn kam auf den Gartenzaun geflogen und krähte. Sie sagte: ‚wer sollte glauben, daß dieser prächtige Vogel aus einem solchen Ei gekommen? Wer muß hier nicht die Allmacht Gottes bewundern?‘ Es freute mich, daß auch gemeine Landleute, wenn sie fromm sind, Gott in seinen Werken erkennen und Ihn loben und preisen.“

Nach einiger Zeit bekam Schmidt eine andere Kaplanstelle in Seeg. „Diese Pfarrei liegt im Allgäu, einer sehr rauhen Gegend, nahe an den Vorbergen der Tyroler-Alpen, über die das mit Schnee bedeckte Hochgebirge der Schweiz hervorragt. Das Pfarrdorf Seeg, eigentlich See-Egg, liegt auf einem Hügel und an zwei Seen; mehr als 80, sage achtzig Weiler, einzelne Bauernhöfe und Mühlen gehören dahin in die Pfarrei und nehmen einen Raum von zwölf Stunden im Umfange ein.“ Das Volk war musterhaft fromm und bieder. „So arbeitsam die guten Leute waren, so christlich gesinnt, so sittlich gut waren sie auch. An Sonn- und Festtagen standen die von der Pfarrkirche entferntesten schon Morgens um drei Uhr auf und fütterten ihr Vieh, um zur rechten Zeit in den Gottesdienst zu kommen. Im Winter sah ich sie Morgens gegen fünf Uhr mit Fackeln aus den Bergen hervorkommen; ein starker Mann ging voraus, um durch den tiefen Schnee den Weg zu bahnen, der oft Wochen hindurch von keinem Fuße betreten wird. Sie setzten einen Ehrenpunkt darein, niemals den Gottesdienst versäumt zu haben oder zu spät gekommen zu seyn. Sie hörten die Predigt immer mit der größten Aufmerksamkeit an und beteten unter dem Hochamte mit sichtbarer, ungeheuchelter Andacht. Da sie so andächtig und fleißig waren, beteten und arbeiteten, so waren sie auch tugendhaft und zufrieden. Vieles mochte auch dazu, daß sie nicht leicht verdorben werden, der Umstand beitragen, weil sie weit von einander entfernt wohnten, und daher fast nur auf ihr häusliches Leben und den Umgang mit wenigen Nachbarn beschränkt sind.“

Einst sollte Schmidt in einem Nachbarort Messe lesen. Als er dahin kam, fand er die ganze Kirche und den Kirchhof voll Menschen und erfuhr jetzt erst, er müsse zum Gedächtniß des h. Antonius von Padua eine längere Predigt und ein feierliches Hochamt halten. Da gab ihm ein schönes Bild des Heiligen schnell das ganze Programm der Predigt an. Das Bild zeigte, wie gewöhnlich, den Heiligen mit der h. Schrift, einer weißen Lilie und dem Christkind, Stoff genug um eine so schöne Predigt zu halten, wie er sie damals zur großen Erbauung des Volkes gehalten hat.

Die Kaplanei war sehr anstrengend. Schmidt mußte öfters im Winter um Mitternacht heraus und Stundenweit zu einem Hause reiten, wo Jemand krank lag. Wegen seiner kleinen Gestalt mußte man ihm den Steigbügel höher schnallen. „Einmal als ich aufsaß, sagte der Knecht zu mir, die Riemen des Steigbügels besehend: ‚Auf diesem Sattel sind Sie auch schon einmal gesessen.‘ Ich fragte ihn, woran er dieses erkenne? ‚Ei,‘ sagte er, ‚um den Bügel höher zu hängen, hat man ein neues Loch einbohren müssen.‘“

Hier flicht der Verfasser zwei interessante Geistergeschichten ein. Ein epileptischer Jüngling, welcher lange furchtbar litt, wurde glücklich geheilt, nachdem eine „weiße Kugel“ ihn mit der Stimme eines verstorbenen frommen Priesters angeredet und ihn zum Gottvertrauen ermahnt hatte. — Ein Knabe wurde auf seinem Sterbebett aufs liebevollste von einem Priester getröstet. „Die Krankheit wurde zu einem zehrenden Fieber. Das Kind litt mit unbeschreiblicher Geduld und war immer freudig. Es freute sich darauf, zu Gott und zu Jesus Christus zu kommen und im Himmel auch seine Mutter und seinen Vater wieder zu sehen. Im Herbste starb der Knabe oder schlief vielmehr sanft ein, um im bessern Leben wieder zu erwachen. Im folgenden Winter besuchte Kapistran in einem etwa eine Stunde weit entfernten Filialorte einen Kranken, und verweilte dort so lange, bis es Nacht geworden. Der Knecht des Hauses erbot sich ihn heimzubegleiten. Kapistran wollte ihm, der sich den Tag über schon müde gearbeitet hatte, keine weitere Mühe machen; er wisse, sagte er, den Weg, den er schon oft gemacht habe, ohne Wegweiser zu finden. Allein während Kapistran bei dem Kranken verweilt hatte, war ein frischer Schnee gefallen und hatte alle die wenig betretenen Fußwege bedeckt und unkenntlich gemacht. Kapistran verirrte sich. Auf einmal brach mit Krachen der Boden unter ihm. Er war an einen überfrorenen Weiher gerathen, dessen Eis aber noch nicht stark genug war, einen Menschen zu tragen. Kapistran war bis an den halben Leib in das kalte Wasser gesunken, ohne mit den Füßen einen Grund zu finden. Er fand nichts, woran er sich halten konnte und sah keine Möglichkeit, sich heraus zu helfen. Da erblickte er auf einmal einen hellen Glanz. Von leichtem Gewölke umgeben erschien ihm das verklärte, freundlich lächelnde Angesicht des Knaben, den er zum Tode vorbereitet und ihm die Augen zugedrückt hatte. Der Verklärte bot ihm die Hand, stellte ihn heraus auf den festen Boden, deutete mit ausgestrecktem Arme, wohin er gehen sollte und verschwand. Der so wunderbar Gerettete kam unter Empfindungen, die er nicht aussprechen konnte, glücklich nach Hause. Sobald der Tag

angebrochen war, ging er hinaus zur Stelle, wo er in Gefahr gestanden, zu ertrinken und durch höhere Hülfe gerettet worden. Er bemerkte in dem Schnee seine Fußstapfen bis zu der verhängnißvollen Stelle; ebenso seine Fußstapfen von seinem Krankenbesuche bis hieher. Sonst war keine Spur eines menschlichen Fußtrittes zu sehen. Er betrachtete das eingebrochene Eis; der Weiher war gerade hier am tiefsten. Kapistran blieb hier anbetend und dankend stehen."

Von Seeg kam Schmidt nach Thannhausen wieder in eine neue Stellung, nämlich als Inspector oder Director der dortigen Schule. Hier nun begann er seine ausgezeichnete Wirksamkeit als Jugendlehrer und zugleich seine berühmten Schriften für die Jugend. Die „Ostereier" fallen in diese Zeit, auch die Genovefa. Er selbst erzählt, wie seine Tante ihm und seinen übrigen Geschwistern, als sie noch Kinder waren, die rührende Geschichte der Genovefa erzählt habe und „unter vielen Thränen". Nur wo das Herz so tief bewegt wird, findet der Mund auch die Sprache der einfachen rührenden Wahrheit, die wir in Schmidts Schriften bewundern. Wie wohlthuend sind seine Darstellungen aus einer Zeit und aus einem Volksleben, wo noch die ganze alte Biederkeit und Frömmigkeit waltete.

Welches gute Zeugniß gibt Schmidt dem Volke in jenen Gegenden Oberschwabens und Oberbayerns, die noch in ökonomischen und kirchlichen Urzuständen leben und noch nicht in die Verderbnisse der städtischen Civilisation und in den alles gesunde Volksleben verschlingenden Abgrund der Industrie hineingerissen worden sind. Ein Sonnenblick himmlischer Liebe ruht auf jenem Vorland der Alpen, wir sehen den lichten Glanz auf den Matten bis unter die Schneegrenze und an den Kirchthürmen, die über weite, von frommen Händen gepflegte Saaten ragen. Es ist ein Bruchstuck goldener Zeit mitten in unserer ehernen Zeit.

Erziehungswesen.

Ueber christliches Familienleben. Von Heinrich W. J. Thiersch. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer, 1855.

In dieser kleinen Schrift sagt Herr Thiersch beherzigenswerthe Worte über christliches Familienwesen und Erziehung. Wo christliche Gesinnung das Leben ganz durchdringt, findet sich der richtige Tact in diesen Dingen von selbst. Aber das ist in unserer Zeit ungemein schwer in unchristlicher Umgebung christlich zu leben. Den Eltern wird die christliche Pflege der Kinder nur zu sehr erschwert durch unchristliche Verwandte und Nachbarn, durch die Gesellschaft, die Schule und den Staat. „Die Gesetze zu Gunsten der Ehescheidung wurden vermeintlich im Interesse der Humanität gegeben. Aber schon Hamann durchschaute es, daß sich in ihnen nicht der Geist der Liebe, sondern der menschenfeindliche, mörderische Geist jener Zeit, des sogenannten philosophischen Jahrhunderts offenbarte. — Es war dieselbe Gesetzgebung, welche der Heiligkeit des Ehebandes ihren Schutz entzog und der Unzucht ihren Schutz gewährte. So enthüllte sich die Größe des eingerissenen Verderbens. Die gesetzgebende Gewalt, die höchste, die von Gott dem Menschen verliehen ist, die heiligste, welche es auf Erden neben der christlichen Kirche gibt, machte sich in diesen Stücken dem Geist aus dem Abgrunde dienstbar. Unter der Herrschaft ähnlicher Grundsätze der Verwaltung sind die großen Städte Europas geworden, was sie sind: Schlachtbänke, in denen Tag und Nacht Unschuld und Friede, Glück und Seelenheil hingemordet wird. Sie sind es nicht allein mit Wissen, sondern zum Theil mit Gutheißung der Obrigkeiten. Allerdings kann die Obrigkeit nicht in das Innere eines jeden Hauses, einer jeden Familie eindringen; wenn in der Verborgenheit des Privatlebens Laster geübt werden, dann fällt die Verantwortung vor Gott auf den Hausherrn, der solches in seinem Hause duldet. Was ist es nun, daß christliche Obrigkeiten diese Verantwortung an sich ziehen und sich mit tausendfachem Fluch beladen wollen? Wenn Vater und Mutter ihr Kind in die Welt entlassen müssen, heben sie betend und segnend die Hände auf, damit es vor dem Argen bewahrt bleibe. Sie blicken auf die Obrigkeit, welche, von Gott gesetzt, eine Beschützerin alles Guten seyn und mit ihrem mächtigen Arm der schwächeren elterlichen Fürsorge zu Hülfe kommen sollte. Und sie sehen, daß diese Obrigkeit nicht der Unschuld, sondern der Verführung ihren Schutz leiht. In die innere Empörung und den bitteren Schmerz, den diese Dinge wecken, mischt sich das Erstaunen über eine Blindheit, die zu den größten Räthseln der moralischen Welt gehört. Denn kein Wahn ist so thöricht und keiner so verhängnißvoll als dieser Wahn: man könne die Sittlichkeit preisgeben und die Religion halten, das Eheband lockeren und das Unterthanenband desto schärfer anziehen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 77. 26. September 1855.

Geschichte.

Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. Von Karl Adolf Menzel, k. Preuß. Consistorial- und Schulrath. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1854.

Der Verfasser ist vor kurzem gestorben. Es sey uns erlaubt, die wir einst zu den Füßen dieses geistvollen Lehrers saßen, an die Anzeige seines schon in erster Auflage rühmlichst bekannt gewordenen Werkes einige Worte dankbarer Anerkennung anzuknüpfen. Karl Adolf Menzel war ein Geschichtschreiber, der in vollem Sinne des Worts sine ira et studio geschrieben hat, dem es ganz allein, ohne Rücksicht auf einen äußeren Vortheil und ohne Menschenfurcht um die Wahrheit zu thun gewesen ist. Seinem Wahrheitssinn und Rechtsgefühl, dem inneren Adel seiner Seele war es schlechthin unmöglich, auf der bequemen Bahn der alten Lüge fortzuwandeln. Er fand eine Geschichtschreibung voller Täuschung und absichtlicher Lüge vor, eine von theologischem Parteihaß der Reformation, von feilen für irgend ein dynastisches Interesse fechtenden Juristenfedern, endlich von den schwedisch-französischen Agenten verfälschte Historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts vor. Er fand, daß die Männer der Aufklärung im 18. Jahrhundert es nicht als in ihrem Interesse erkannt hatten, an der fable convenue zu rütteln. Es schien ihm nun aber unerträglich, daß man sich mit Intelligenz, mit wissenschaftlichem Ernst, wissenschaftlicher Würde und mit Vorzügen brüste, welche die protestantische Gelehrsamkeit in Deutschland vor aller Welt voranszuhaben glaubt, wenn man doch so selbstbewußt und behaglich im Sumpf geschichtlicher Lüge wate. Er wollte, wie er selber sagt, nicht auf katholische oder ausländische Geschichtsforscher warten, um seine protestantischen und norddeutschen Landsleute schwarz und weiß unterscheiden zu lehren. Er bewährte gerade hierin seinen protestantischen Eifer, daß er, ein Protestant, den zu seiner Zeit tief verfallenen Protestantismus durch Selbsterkenntniß zu läutern und zu erheben beflissen war. Allein man hat es ihm schlecht gedankt.

Er drückt sich darüber in der Vorrede zur zweiten Auflage folgendermaßen aus: „Wenn die gegenwärtige Stellung und Stimmung der getrennten Kirchenthümer auf Erfüllung der im Jahre 1826 ausgesprochenen Hoffnung keine nahe Aussicht gewährt, so machen es die innern Zustände der protestantischen Kirche desto wünschenswerther, durch eine in das Lehr- und Verfassungswesen eingehende Darstellung ihrer Ursprungs- und Entwickelungsgeschichte die Meinung abwehren zu helfen, daß ihr durch die Zurückführung ihres Mannesalters in die Irr- und Wirrsale ihrer trüben Kindheit und stürmischen Jugend ein Dienst erwiesen werden könne. Unbefangene Leser werden hiernach die neue Ausgabe dieses Werkes als dem Interesse des wahren Protestantismus entsprechend erkennen. Da aber ein Werk dieses Umfangs nicht sogleich von Vielen gelesen und noch weniger ausgelesen wird, und die bei dem Erscheinen der ersten Bände wider dasselbe erhobene Anschuldigung einer dem Protestantismus feindlichen Tendenz, welche seine Verbreitung im protestantischen Deutschland erschwert hat, noch fortwirkt, so finde ich mich ungern genöthigt, hierbei auf einen unerfreulichen Handel zurückzugehen und in Erwähnung zu bringen, daß jene Anschuldigung von einem seitdem verstorbenen Hegelschen Theologen ausgegangen ist, der in der Philosophie seines Meisters den vollständigen Abschluß der Erkenntniß aller göttlichen und menschlichen Dinge gewonnen zu haben meinte, und in dem von mir vorangestellten Gedanken, daß der menschliche Geist auf der zeitlichen Stufe seines Daseyns

das Wesen der göttlichen Dinge nicht vollständig zu erkennen vermöge, sondern durch die in der Offenbarung gegebenen Erscheinungsformen nur auf eine dereinstige Erkenntniß vorbereitet werden solle, eine Auflehnung wider das von ihm jener Philosophie zugeeignete Allwissen erblickte. Mit schwer begreiflicher Leidenschaftlichkeit in einer damals als Organ der Berliner Wissenschaft geltenden Zeitschrift mir entgegentretend, erklärte er jenen Gedanken für kantische und französische Philosophie, für ein in der christlichen Kirche Unerhörtes und ihr ewig Fremdes, für ein von der katholischen Kirche nie Anerkanntes, für eine Schmach, die man erst in neuern Zeiten der evangelischen Kirche angethan habe. Dieses Verdammungsurtheil, durch welches ein evangelischer Theologe, wie der Vernunft so den — nach den klarsten biblischen Aussprüchen und den übereinstimmenden Lehren der katholischen und der evangelischen Kirche — in Gott verborgenen Geheimnissen des Glaubens Hohn sprach, war freilich an sich nicht geeignet, die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen; dasselbe wurde aber mit der auf den Parteigeist der Zeit berechneten Insinuation verbunden, daß mein Buch im Dienste katholischer Interessen geschrieben sey, und diese Insinuation, die einer Anklage gleich kam und unter den damals waltenden Verhältnissen meine amtliche Stellung gefährden konnte, wurde von Andern, die in Folge meiner Einwirkung auf einen ernstern Betrieb des Religionsunterrichtes in den evangelischen Lehranstalten der Provinz Schlesien in mir einen Vertreter der ihnen mißfälligen kirchlichen Gläubigkeit sahen, gern ergriffen, um dem Buche Eingang in diejenigen Kreise zu verschließen, auf welche die Stichwörter Jesuit und Finsterling wie elektrische Schläge wirken. Andererseits war auch den Bekennern der evangelischen Gläubigkeit ein Buch, welches der älteren Kirche Gerechtigkeit widerfahren ließ, nicht genehm; die Rolle eines Vertheidigers der evangelischen Kirche, in welcher der Ankläger auftrat, verschaffte daher seinen Angaben auch auf der Seite Beifall, bei welchen er denselben für die dürren Abstraktionen einer in gläubige Formeln gehüllten trostlosen Theologie ohne Gott und Zukunft vergeblich erstrebt hatte. Weil in meiner Darstellung beide Parteien zu Worte kamen, und Luther nicht immer im Rechte, seine Gegner nicht überall im Unrechte erscheinen, sollte der Zweck des Buches seyn, die evangelische Kirche herabzusetzen und das Verwerfungsurtheil der Gegner über dieselbe zu bestätigen. Die Schriftgläubigen erinnerten sich nicht, daß im Alten Testamente zu lesen ist: Unter seinen Knechten ist keiner ohne Tadel und in seinen Boten findet er Thorheit (Hiob 14, 4. 15, 15), und daß im Neuen auch der Vornehmste der Apostel nicht tadelfrei dasteht. Andere, die eines freiern wissenschaftlichen Standpunktes sich rühmen, haben durch fortgesetzte geflissentliche Ignorirung des Werkes zu erkennen gegeben, daß ihnen die Hauptquelle unserer kirchlichen Wirren, die Ignoranz des Wesentlichen, unbekannt oder gleichgültig ist. Wenn hierdurch beigetragen worden ist, daß das Werk dem protestantischen Theile der Nation weniger als dem katholischen zu Gute gekommen ist, so hat es ihm doch auch an Anerkennung von der erstern Seite nicht ganz gefehlt. Unter den Aeußerungen derselben ist mir keine erfreulicher gewesen, als die, daß dasselbe der evangelischen Kirche, als aus ihrem Schooße hervorgegangen, besonders deshalb willkommen seyn sollte, weil es der katholischen Geschichtschreibung das Recht benommen, sich allein das Verdienst einer parteiloseren Behandlung dieses Theils der Nationalgeschichte, als die bisher gangbare gewesen, zuzueignen, und die protestantische von dem Vorwurfe befreit habe, daß sie erst von dorther habe lernen müssen, gegen die menschliche Seite des Reformationswerkes nicht blind zu seyn. Hierbei darf jedoch nicht vergessen werden, daß schon die im Jahre 1788 erschienene Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs von dem Göttinger Theologen G. J. Plank den Weg hierzu gebahnt hat."

Es wird immer als ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, wenn auch dem Protestantismus keineswegs vortheilhaft erscheinen, daß der herrschende Unglaube unmittelbar unter der Autorität des damaligen Cultministerii (Altenstein) am guten und treuen Glauben geistliche Censuren geübt und Bannstrahlen geschleudert hat. Ein tief unsittlicher und eigentlich diabolischer Pantheismus hatte sich damals mit mephistophelischer Unverschämtheit auf Luthers Kanzel gestellt und übte das Zionswächteramt gegen die wahren Gläubigen. Diese böse Zeit ist, Dank sey es der gegenwärtigen Regierung, vorüber, aber noch nicht lange vorüber, und es sind der destructiven Kräfte noch genug vorhanden, gegen die der gute Glaube an der Hand der Wahrheit und Selbsterkenntniß kämpfen muß; einer Selberkenntniß, deren frische und klare Quelle in dem vorliegenden Werke fließt.

Schauspiel.

Die geistlichen Ritterorden, auto sacramental von Don Pedro Calderon de la Barca. Zum Andenken des 8. Dez. 1854 übersetzt von Franz Lorinser. Regensburg, Manz, 1855.

Unter den 73 Autos des großen Calderon ist dies eines der schönsten und war bisher noch nicht ins Deutsche

übersetzt. Es ist eine poetische Verherrlichung der unbefleckten Empfängniß und das Kunstreichste und Kühnste, was je im Geschmack der Allegorie gedichtet wurde. Alle handelnden Personen sind nur allegorische Figuren, Schuld und Unschuld, Welt, Natur und Gnade, Heidenthum und Judenthum, der neue Adam rc.

Die Schuld beginnt mit einem langen Monologe in der Art, wie der viel spätere Faust von Göthe. Sie denkt über ihre Erfolge nach und ärgert sich, daß unter allen Kindern Adams Einer rein seyn soll, ganz fleckenlos rein. Da beschmutzt sie das Blatt in dem großen Buche der Menschheit, um durch Befleckung den mangelnden Flecken, durch Verleumdung die Thatsache zu ersetzen. — Hierauf treten Heidenthum und Judenthum auf und zanken sich über den Vorzug, als plötzlich hinter der Scene der Morgenstern am Himmel in zarten überirdischen Tönen die Worte der Engel wiederholt: Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden! Da horchen Heidenthum und Christenthum staunend auf. Der Morgenstern aber zieht als junger Knappe ein, um der Welt den großen Ritter anzukündigen, dem er vorangeht (als Morgenstern die Sonne der Geister). Alsbald erscheint der große Ritter selbst als „zweiter Adam" und beurkundet seine Ritterschaft von Jugend auf nach dem Zeugniß des Evangelisten. Zur Ritterschaft ist aber nur reiner Adel beiderseitiger Eltern erforderlich. Diesen bestreitet die Schuld in Bezug auf den zweiten Adam.

> Gleichwohl ist es nöthig hier,
> Adams Linie beachtend,
> Ihm die Knechtschaft vorzuwerfen,
> Da er ja dem Fleische nach
> Auch Maria's Sohn; und sey auch
> Joseph nur sein Pflegevater,
> Lebt er doch, wie zu beweisen,
> Nur von niedren Handwerksdiensten.

Die Natur protestirt:

> Er bleibt, wer er ist, und seine
> Majestät kann nie erreichen
> Menschliche Befleckung, nein.
> Doch, was mich untröstlich macht,
> Ist, daß der so edle Ursprung,
> Den er von der Mutter Linie
> Nahm, wo menschliche Natur
> Er in sich hat zugelassen,
> Zu dem Zweifel Anlaß gab,
> Daß gemeine Adamsschuld
> Auch auf seiner Mutter laste;
> Und doch konnte, wenn er wollte,
> Von der Schuld er sie befreien:
> Und er wollte, wenn er konnte.

Die Propheten geben Zeugniß. Das Endurtheil aber wird (man muß hier die Zeit Calderons und die spanischen Sympathien im Auge behalten) von Niemand anders gefällt, als vom Papste durch Sendung einer Bulle, die von allen Betheiligten wie unmittelbar göttlicher Befehl aufgenommen wird. Wie die anwesende „Gnade" und der „zweite Adam" selbst sich dazu verhalten, ist absichtlich im mystischen Dunkel gelassen. Der Dichter hatte ohne Zweifel vollkommenes Recht, dem Papst Alexander VII. mit der Ehre auch die Verantwortung des Dogma zu überlassen.

Von nun an tritt erst die ganze Schönheit der ritterlichen Auffassung hervor. Der Adel Christi ist nach allen Seiten hin erprobt, er soll nun zum Ritter geschlagen und eingeweiht werden, aber er ist es ja schon. Er trug ja schon das Kreuz, er empfing ja schon den Schlag, er trug schon den Mantel und das Schwert.

Unschuld.

> Als man die Beweise prüfte,
> Hat zwar Heidenthum sein Urtheil
> Suspendirt und nichts entschieden;
> Doch das Judenthum, es hat
> Ihm das Kreuz gegeben, aber
> Ihm zur Schmach, zum Hohne nur,
> Voller Schimpf und zur Beleid'gung;
> Das zur Ehre er gesucht,
> Trägt er nun zu seiner Schande,
> Angesichts des ganzen Volkes.

Natur.

> Und wie konnte man gelangen
> Denn zum Schlusse, (da der alte
> Bund zum neuen noch nicht wurde,)
> Ohne daß bei dem Beweise
> War sein Taufzeugniß vorhanden?

Unschuld.

> Es war da, Johannes gab's ihm,
> Der im Jordan ihn getauft.

Gnade.

> Und wer gab den Communionschein,
> Den er gleichfalls bringen mußte?

Unschuld.

> War von anderen Johannes
> Ausgestellt; bei'm Abendmahle
> Heißt's, daß er communicirte.

Natur.

> Und wer gab ihm, wie's Gebrauch ist,
> Nach Gebühr den Ritterschlag?

U n s c h u l d.

Dieses that die Synagoge;
Färbt' in seinem Blut die Hände.

G n a d e.

Und den Mantel, wer verlieh' ihn,
Jenen weißen, der das Zeichen,
Daß er nur erst Candidat
Und Noviz?

N a t u r.

Herodes that es.

N a t u r.

Und wer gürtet' ihm die Sporen?

U n s c h u l d.

Die Apocalypse; diese
Sah auf weißem Roß ihn reiten.

G n a d e.

Wen stellt' er zum Substituten?

U n s c h u l d.

Petrus.

N a t u r.

Und für der Galeeren
Nachlaß, wer verbürgte sich?

U n s c h u l d.

Wohl Jakobus und Andreas,
Die vom Meere er berufen.
Und nun fragt mich weiter nicht,
Denn die Zunge mir verstummet,
Und der Geist hört auf zu denken.

Sobald der neue Adam als der Ritter aller Ritter und große Kapitain erkannt ist, schaaren sich um ihn alle spanischen Ritterorden. „Der zweite Adam tritt auf, angethan mit dem festlichen Rittermantel und den Attributen des Christusordens. Nach ihm die folgenden: der Morgenstern mit schwarzem Mantel und dem weißen Johanniterkreuz. Der heilige Jacobus mit Mantel und Kreuz des Ordens von S. Jago. Der heilige Benedikt mit Mantel und Kreuz des Ordens von Calatrava. Der heilige Bernard mit Mantel und Kreuz des Ordens von Alcantara. Die Gnade mit Mantel und Kreuz des Ordens der heiligen Jungfrau von Montesa. Die Natur mit azurnem Mantel, auf dem das Bild der unbefleckten Empfängniß gestickt ist.“ Die ganze Christenheit soll seyn wie ein Ritter, alle nachfolgend Christo im Streit wider die Schuld.

Zum Schluß werden uns noch zwei Symbole gedeutet, ein Pfau und ein Pelikan. Im Innern des Pfaus erblickt man das überwundene Judenthum als Gerippe, im Innern des Pelikans aber das Heidenthum mit Kelch und Hostie. Das ist echt spanisch und hängt sehr genau mit dem Sinn des ganzen Auto zusammen. Die Ansprüche der Juden, als ob Christus von ihnen seine Ehre herzuleiten habe, werden durch das Dogma zurückgewiesen. Die jüdische Anmaßung ist dem stolzen Gothen ohnehin wegen des unritterlichen Charakters der Juden zuwider. Das Ritterthum findet er nur im bekehrten Heidenthum. Diese Gegenüberstellung des verhaßten Judenthums und des bevorzugten, weil von Natur edelgeborenen und zur Bekehrung willigeren Heidenthums geht durch das ganze Mittelalter.

(Der Pfau öffnet sich und zeigt in seinem Innern das Judenthum, als Gerippe.)

J u d e n t h u m.

Wahrheit ist's, der äuß're Pomp
Dieser Welt, o Welt, verbirgt
Die hinfäll'gen Todeszeichen
Meiner eig'nen Eitelkeiten.
D'rum, im Angesicht des Kreuzes,
Das einst Schande, und nun Ehre,
Und bei dem Triumph Marias,
Der dein ew'ges Leben seyn wird:
Such' in mir nicht deinen Ruhm.

W e l t.

Und worin denn?

(Der Pelikan öffnet sich und zeigt in seinem Inneren den Kelch mit der Hostie und das Heidenthum.)

H e i d e n t h u m.

In der Liebe
Dieses Vogels, der die Brust sich
Für die Seinen blutig ritzet,
Der ein ritterlicher Vogel,
Schönes Sinnbild rothen Kreuzes,
Der mit diesem Brod und Weine
Hier ernährt so viele Kinder.
Und da nun das Heidenthum,
Das den Glauben annahm, Erbe
Seines Weinstocks, seiner Früchte:
Spendet es sein Eigenthum.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 78. 29. September 1855.

Länder- und Völkerkunde.

Finnland von M. von Lindeman. Leipzig, Lorck, 1855.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Andree, worin hauptsächlich auf die Bedeutung Finnlands für das russische Reich hingewiesen und an die ehemalige ausschließliche Herrschaft der Deutschen in der Ostsee erinnert wird. „Bis vor etwa einhundert Jahren war die Ostsee ein wesentlich germanisches Wasserbecken; alles thätige Leben in und auf demselben ging von Völkern germanischen Stammes aus. Flotten der Hansestadt Lübeck beherrschten einst das baltische Meer, skandinavische Könige und deutsche Ritter hatten die Lande am östlichen Gestade bezwungen, und auf der Stätte, wo nun der moskowitische Kaiserpalast sich erhebt, flatterte vormals die schwedische Reichsfahne.“ Die deutschen Hanseaten, der deutsche Ritterorden und die mit ihnen wenigstens stammverwandten Dänen und Schweden waren Alleinherren der Ostsee und aller ihrer Ufer. Die Russen erstreckten sich damals noch gar nicht bis zur Ostsee, sondern nur bis zum Waldaigebirge, die Südufer der Ostsee waren von nichtrussischen (tschudischen, finnischen) Völkerschaften bewohnt und von Deutschen oder Skandinaviern beherrscht, wie die finnischen Norduser. Erst Peter der Große setzte sich am finnischen Meerbusen fest und seitdem hat Rußland demselben entlang immer weiter auf seinen beiden Seiten erobert, südwärts Ingermannland, Esthland, Kurland, Livland, nordwärts Finnland mit den Alandsinseln. Auch strebt es immer weiter, beherrscht das schwache Schweden durch Furcht, Dänemark durch Verwandtschaft und Erkrankung und hat den künftigen Alleinbesitz des Sundes eben so im Sinn, wie den der Dardanellen, denn beides sind „die Schlüssel zu seinem Hause“. Die Ostsee wie das schwarze Meer sind für den unabänderlichen Gedanken in St. Petersburg nur russische Binnengewässer. Das sind recht erbauliche Betrachtungen für den deutschen Patriotismus.

Die Finnen sind ein sowohl von den Schweden als Russen grundverschiedenes Urvolk. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig noch nicht 2 Millionen, die auf einen sehr weiten Raum vertheilt sind, nämlich auf 6844 Quadratmeilen. Das Land ist durchgängig alter Meeresboden, der sich durch eine unbekannte Macht erhoben hat und fortwährend erhebt. „Man hat Finnland nicht ohne Grund der verlorenen Tochter des Meeres verglichen. Das ist nicht blos ein Bild, sondern Wahrheit. Die Beobachtungen über die Abnahme des Meerniveau's an den Küsten erweisen es, die Traditionen verleugnen es nicht. Nicht ohne Grund reden die alten Lieder der Finnen von Suomen-Niemi, d. i. Finnlands Landspitze, Vorgebirge, von Suomen-Saari, d. i. Finnlands Insel. Wenn man das Innere dieses Tausend-Seen-Landes, seine von Bergspitzen und Höhen eingeschlossenen Seenzüge betrachtet — und nicht selten zählt man ihrer hundert während einer Tagesreise, — wenn man die ausgetrockneten Thäler sieht, in denen noch tiefer Schlamm steckt — unansehnliche Ueberbleibsel jener mächtigen, Alles überfluthenden Gewässer — wenn man endlich der zahlreichen und tiefen ‚Riesentöpfe‘ gedenkt, welche der Meereswellenschlag ausgerundet hat in den Klippen, so vermag man sich eine Zeit zu vergegenwärtigen, wo des Oceans Wogenmassen noch ganz Finnland überdeckten und sich vielleicht nur hier und da einzelne Rücken des Maanselkä über die weite, wüste Wasserfläche erhoben. Allmälig — das steht fest — wich das Meer zurück, oder besser, das Land erhob sich, einzelne Bergspitzen und Hochebenen traten heraus, sie wurden eingeschlossen, genährt von Frühlingswässern und Quellen, verloren ihr Meerwasser und bildeten jenen Schärengürtel, deren landschaftliche Schönheit jetzt in den mittleren und östlichen Gegenden Finnlands das

Auge des Reisenden entzückt. So ist Finnland durch des Landes fortwährende Emancipation vom Meere entstanden, ja dieser vieltausendjährige Naturproceß währt noch heute fort. Langsam, aber deutlich bemerkbar, zieht sich das Meer von den Küsten zurück; Städte, welche vor zweihundert Jahren hart an der Küste lagen, befinden sich nun ein gut Stück Wegs davon; Häfen verseichten, neue Inseln entsteigen den Wellen, und die weitgestreckte Nordwestküste nimmt jährlich sichtbar zu. Es bekräftigen zudem diese Erscheinung die hier und da in Felsen ausgehauenen Merke von der Mittelhöhe des Meerniveau's vor hundert Jahren. Dieses Emporsteigen des Landes aus dem Meere ist übrigens an verschiedenen Orten verschieden, am erheblichsten an der Westküste, geringer an der Südwest- und Südküste. Die Küste des bottnischen Meerbusens, von Tornea bis Wasa, steigt nach angestellten Berechnungen um 4½ Fuß in einem Jahrhundert, die Südküste dagegen hat sich, wie ermittelt ist, in hundert Jahren nur um 2 Fuß, genauer 1,₆₄ Fuß erhoben. *)“

Vor vielen Seen können die Flüsse in Finnland gar nicht zum Fließen kommen. Es gibt ihrer nur wenige und sie verbinden nur die Seen und bilden Abflüsse für sie. „Wohl gibt es einige Flüsse, allein der bei der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit überall hin sich ausbreitenden Seen wegen können sie zu keiner Geltung kommen; sie ergießen sich meist nach kurzem Laufe in eins der großen Seebecken und helfen dann, ihre kaum gewonnene Eigenthümlichkeit schon wieder verlierend, nur noch dazu, die Verbindung der Seen untereinander und ihren Abfluß zu vermitteln. Finnlands Landseensystem wird man in seinen einzelnen Gliedern am besten nach den Abströmungen zum finnischen und bottnischen Golf, zum Ladoga und zum weißen Meer überschauen und unterscheiden. Da sind denn drei Abströmungen, welche auf dem höher sich erhebenden nordwestlichen Scheitelrande gebildet, theils nach dem bottnischen, theils nach dem finnischen Meerbusen, theils nach dem Ladoga fließen, und zwei, welche außerhalb Finnlands entweder gebildet werden oder abströmen. Der höchstbelegene und deshalb kleinste Bezirk ist der westliche (der im Kumo abfließende), der tiefste und größte der östliche (der im Saimasee sich concentrirende). Das Becken des Saimasees nimmt mit seinen zahlreichen Fjorden und Felseninseln eine Fläche von ungefähr vierzig Quadratmeilen ein. Bei Imatra durchbricht es den südlichen Rand und ergießt sich als Wuoxen-Strom in den Ladoga. Von den beiden anderen, Finnland nicht ganz angehörenden Wassersystemen concentrirt sich das nach dem Eismeer strömende in finnisch Lappland, in dem größten aller finnischen Seen, dem zwölf Meilen langen und sieben Meilen breiten Enare (finnisch: Inara). Sein Abfluß ist der Pats-joki, der sich schon außerhalb Finnlands, im Gouvernement Archangel, in den Paßwik (Meerbusen am südlichen Rande des Warangerfjords) ergießt). Die zahlreichen Fälle — Koski, wie sie das Volk nennt — welche Finnlands Flüsse und Seenzüge aufzuweisen haben, sind, einige wenige ausgenommen, richtiger mit Stromschnellen zu bezeichnen. Selten nehmen die Fluthen über steile Felswände ihren Weg, wie der Kyro, der Kymmene, der Ulea in dem 36 Fuß hohen Aemmefall; meist folgen sie den einzelnen Felsstufen eine Zeit lang und springen dann lange Strecken in kleinen Absätzen herab. Die großartigste Stromschnelle ist der berühmte Imatrafall.“

Zwischen den Seen dehnen sich weite Wälder aus und mildes Grün der Wiesen, aber von einförmigem und melancholischem Charakter. „Nur wenn eines wogenden Wassersturzes schäumendes Weiß hinzukommt, oder das Meer als Hintergrund erscheint, dann hat das Bild etwas Großes, Majestätisches. Ein eigenthümliches Element erhält die finnische Küstengegend des Südens und vornehmlich des Südwestens in den Schären. Sie gleichen den Felshügeln des Landes, mit denen sie eine Entstehung haben, und bieten meist auf breiten, rundlich gewölbten Felsrücken noch Raum genug für eine kümmerliche Vegetation und einige der kleinen roth bemalten Hütten der finnischen Fischer; oft auch dehnen sie sich zu größeren Flächen aus, oben mit einer Schicht von gutem Humus, und dann wechselt der Nadelhölzer Dunkel mit dem leuchtenden Hellgrün der Wiesen, den Weideplätzen von Heerden, die, vom Festlande allsommerlich herübergeführt, hier ein friedliches, von ihrem Feinde, dem Wolfe, nicht beunruhigtes Daseyn führen. Oft reichen die blauen Fluthen des Meerbusens in schmalen Fjorden bis weit in die Insel hinein; dann treten noch schwarze Schatten zwischen die düsteren Felsen, deren kahle Wände nur hier und da eine Moosdecke oder niederes Buschwerk oder wilde Uferblumen bekleiden, ein Bild des Todes und zugleich der Wiedergeburt. Zuweilen sind es nur nackte, jedwedes Pflanzenschmuckes beraubte Klippen, die sich aber selten nadelförmig aus dem Meere erheben, vielmehr weiß aus den Fluthen herausragenden riesigen Schädeln gleichen. — Das Ernste

*) Dasselbe Phänomen zeigt die gegenüber liegende Küste Schwedens. Auch hier hebt sich die nördliche Küste mehr als die südliche: die Hebung beträgt in einem Jahrhundert dort bis zu 5 Fuß, hier bis zu 3 Fuß. Auch an der Küste Norwegens findet, wie man glaubt, eine ähnliche Erhebung des Landes statt, doch fehlen genaue Beobachtungen.

der finnischen Landschaft liegt vor Allem in den Nadelholzwäldern, die überall, in Nord und Süd, in West und Ost, sich in ungeheuren Strecken ausdehnen und dem Pflanzenleben den Charakter des Nordischen verleihen."

Das Volk ist, wenigstens im Innern des Landes, noch im Mittelalter begriffen und bewahrt mit seinen alten Sitten, einfachen Wohnungen rc. auch noch den ganzen poetischen Sinn seines alten Heldenthums. Die Sprache der Finnen ist im schärfsten Gegensatz gegen die consonantenreiche Sprache der Russen, vorzugsweise im Sprechen in Vokalen, die sich hier in Diphtongen eben so variiren, wie bei den Russen die Consonanten in den wunderlichsten Zischlauten. Uebrigens schildert der Verfasser die Finnen als tüchtige, körperlich starke und gewandte, gutgeartete, besonnene und verständige Leute. Man unterscheidet unter ihnen drei Stämme, 1) die Karelen. „Ein schmächtiger, wohlgewachsener, feingegliederter Menschenschlag. Aus ihren wohlgebildeten Gesichtszügen leuchten ein Paar große blaue Augen über einer griechischen Nase, das weiche Haar ist meist kastanienbraun. In seiner sawolaksischen Abart wird der Karele breitschulteriger, Augen und Nase werden kleiner, der Hals kürzer. Lebendig, heiteren Temperaments, ist er neugierig, schwatzhaft, zuvorkommend, bei Vorliebe für das Glänzende zuweilen prahlerisch, sehr geneigt zum Handel, dabei nicht immer von der strengsten Gewissenhaftigkeit, weshalb kleine Betrügereien nicht selten sind, während Verbrechen hier weniger als irgendwo anders in Finnland vorkommen. Sein Pferd liebt der Karele sehr, er pflegt es wie sein Kind. Es ist auch von schönen Formen und lebhaft, auf Reisen unermüdlich, bei schweren Arbeiten wenig zuverlässig. Die Kriegslust der Karelen übte sich von jeher in unzähligen Kämpfen gegen seine Nachbarn, die Russen. In den neueren Kriegen und namentlich in dem von 1808 und 1809 sind die sawolakischen Jäger weithin berühmt geworden. — 2) die Tawasten bilden den zahlreichsten und ausgebreitetsten Volksstamm. Sie haben den Süden und Westen des Landes inne und standen zu den Schweden in der engsten Verbindung. Gewöhnlich nimmt man sie als den Volkstypus Finnlands an, nur die Russen beurtheilen den Finnen viel mehr nach dem Karelen. Irrigerweise hat man den Tawasten als den der germanischen Civilisation am meisten zugewendeten Theil des Volkes angesehen. Er ist gerade der in sich abgeschlossenste, fremden Einflüssen unzugänglichste Theil des Volkes, das Gegentheil des Karelen. Der Tawaste ist selten hochgewachsen, aber breitschulterig und starkgliederig, dachsfüßig, hat schlichtes flachsfarbiges Haar, kleine blaue Augen und eine Stumpfnase. Er ist ernsten und männlichen Geistes, wortkarg, bedächtig, äußerst beharrlich, von stahlharter Willenskraft, ein wahrer Arbeitssclave, in seiner Weltanschauung durch und durch Fatalist. Wenig zuvorkommend, schwer zugänglich ist er ein treues Gemüth, beständig in der Freundschaft, auch gastfrei, wenn ihm die bei Allem was er thut nothwendige Bedenkzeit gelassen wird. Der Tawaste ist wenig Gefühlsmensch, der Verstand herrscht bei ihm entschieden vor." — 3) Die Quänen, von denen Herr von Lindeman aber bemerkt, sie hätten ihre Eigenthümlichkeit längst verloren und sich unter die beiden andern Stämme gemischt.

Die alte Hauptstadt des Landes war Abo, jetzt ist es Helsingfors. „Der Sitz des ‚kaiserlichen Senats für Finnland' mußte näher an Rußland, an einem Orte liegen, der militärisch besser geschützt, abhängiger von Rußland war, und so der Russificirung, für die es galt, einen Mittelpunkt im Lande zu gewinnen, ein günstigeres Feld bot. Mit einer Vormauer, wie sie Sweaborg bot, schien die Hauptstadt besser gesichert, und indem man einen kleinen Ort wie das damalige Helsingfors — dessen vortheilhafte Lage und trefflicher Hafen übrigens auch einem größeren Seeverkehr günstige Chancen bot — eine neue glänzende Existenz gab, wie er durch sich allein sie schwerlich hätte je erringen können, verknüpfte man das Interesse der Bewohner fest mit denen Rußlands. Erst so schien die alte schwedische Zeit, deren Andenken man möglichst zu verwischen suchte, auch äußerlich glücklich abgeschlossen. Im Jahre 1819 erging der Befehl, daß der Sitz der Regierung von Abo nach Helsingfors verlegt werden solle. Hier begannen tausend geschäftige Hände die neue Stadt zu bauen. Felsenerhebungen wurden abgesprengt, Vertiefungen ausgefüllt, der Granit bot treffliches Baumaterial, von den kleinen rothen Häusern blieben nur wenige stehen; sie bauten sich zum Theil als äußerste Vorstädte bescheiden am Rande des Meeres wieder auf. Mit der Regierung zog eine ansehnliche Garnison ein, ein Theil des Adels — der größere, russisch gesinnte — folgte, der vermehrte Bedarf der größeren Bewohnerzahl belebte den Handel, zog Handwerker her; endlich, im Jahre 1827, als ein furchtbarer Brand Abo verzehrte, wanderte auf des Kaisers Befehl auch die Universität nach der jungen Hauptstadt, der nun nichts mehr von den Bestandtheilen einer jener Schöpfungen, wie sie die russische Colonisirung hervorruft, fehlte." Indessen ist Land und Volk noch weit entfernt von eigentlicher Russificirung. Nur an den Küsten hat sich, wie früher schwedisches, so jetzt russisches Wesen aufgethan. Im weiten Inneren des Landes ist alles na-

tional geblieben. Die Sympathien des Volks sind mehr für die alte schwedische, als für die neue russische Herrschaft, wie Herr von Lindeman wiederholt andeutet. Das ist auch kein Wunder. Wo der Russe herrscht, herrscht die Corruption, gegen die doch jedes ehrliche Gemüth und jede nicht ganz verwahrloste Menschennatur sich innerlich empören muß.

Epische Dichtkunst.

1) Hans Haidekuckuck von Otto Roquette. Berlin, Schindler, 1855.

Hans ist ein Schreinerjunge in Nürnberg, aber ein aufgeweckter Bursche und Liebling des Dichters Hans Sachs, dessen Schauspiele er auch aufführen hilft. Er liebt die schöne Tochter eines reichen Rathsherrn und wird von ihr wiedergeliebt:

Er wurde meistens feuerroth,
Und sie erschrack oft bis zum Tod,
Konnt aber nicht vorüber eilen,
Zu lieblich däucht' ihr das Verweilen.
Manchmal ergriff sie Beid' ein Beben
Als ging es grade an ihr Leben,
Und Einmal war's, als ob vergessen
Die ganze Welt im Kreise ging,
Es war ein Jauchzen, Ansichpressen,
Eins an des Andern Halse hing.
Der Lattenzaun stand wie ein Gauch
Rathlos und eingepreßt dazwischen,
Der alte Birnbaum mochte auch
Sich nicht in die Geschichte mischen —
Ach Gott, wer möcht' es auch begehren
So junge Seligkeit zu stören!
Wie will man Maienknospen zwingen
Daß sie im Sonnenschein nicht springen?
So kam's, daß trotz der Meistrin Junge
Und trotz des guten Meisters List
Der neunzehnjährige Schreinerjunge
Des Rathsherrn Töchterlein geküßt.

Einmal hat Hans im Schauspiel einen Tyrannen zu spielen, bleibt stecken und wird ausgelacht. An demselben Abend wird er auch bei seiner Elsbeth von ihrem strengen Vater überrascht und schimpflich fortgejagt. Allein das emancipirt ihn. Er wird ein Soldat und junger Held unter dem Brandenburger Markgrafen Albrecht, bringt es zu hohen Kriegsehren und zum Adelstande und kommt so nach Nürnberg zurück, wo er noch den alten Meister Sachs findet, dessen alte Frau ihn fast wie Eurikleia den Odysseus empfängt, und wo er auch seine Elsbeth wiedersieht. Denn sie ist vom Rath ausersehen worden, dem einziehenden Helden einen Lorbeerkranz zu überreichen und außer sich vor Entzücken erkennt sie in ihm den verlornen Geliebten wieder. Daß der alte Papa Rathsherr jetzt keine Schwierigkeiten mehr macht, das Pärchen zusammenzugeben, versteht sich von selbst.

Kotzebue hat ganz dieselbe Geschichte dramatisch behandelt in seiner „Brandschatzung". Franz Willich, ein armer Mensch, liebt die Tochter des reichen Bürgermeisters, wird fortgejagt und kommt als Oberst und geadelt wieder.

Herr Roquette hat für solche bürgerliche Idyllen viel Geschick, nur sollte er sich kürzer fassen. Man darf dergleichen nicht zu einem ganzen Epos ausdehnen.

2) Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht von N. Hocker. Trier, Braun, 1855.

Die bekannte und vielfach schon im Mittelalter bearbeitete Sage von den beiden treuen Freunden (Amicus und Amelius) von denen der Eine, um den Andern von einer schweren Krankheit durch unschuldiges Kinderblut zu retten, seine eigenen Kinder schlachtet. Aber es genügt Gott an der Treue Bewährung und er wendet die schlimmen Folgen ab. Die Kinder leben wieder auf und nur ein rother Strich an ihrem weißen Halse erhält des Wunders Andenken. Das Gedicht ist ein Pendant zu dem berühmten armen Heinrich des Hartmann von Aue, in dem ein junges Mädchen freiwillig ihr Blut und Leben für die Heilung eines Ritters hingibt. Solche echte Idyllen der mittelalterlichen Poesie haben ungleich mehr Kraft und poetische Tiefe als die zahmen modernen Liebesgeschichten.

Herr Hocker ist der Sprache und des Verses Meister und gibt seinem Gemälde warme und lebendige Farben, wovon folgende Schilderung zeugen mag.

Im duftumzog'nen Garten
Sitzt einsam Engeltrut.
Hell auf des Schlosses Warten
Der Schein des Mondes ruht.
Durch zartverschlung'ne Lauben
Klingt hell des Springborns Ton,
Es rufen fern die Tauben
Dem weichen Nest entfloh'n.

Die Käfer summen leise,
Glühwürmchen leuchten matt.
Es zirpt die alte Weise
Die Grille von dem Blatt;
Die Nachtviolen theilen
Die Opfergabe aus,
Und zarte Falter eilen
Durch's dunkle Blüthenhaus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 79. 3. Oktober 1855.

Altdeutsche Literatur.

Die Kaiserchronik, Gedicht des zwölften Jahrhunderts, zum erstenmal herausg. von Hans Ferdinand Maßmann. Dritter Theil. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1854.

Der Text der Kaiserchronik (in den beiden ersten Bänden des vorliegenden Werks) ist schon vor Jahren erschienen. Erst der dritte Band enthält den Commentar. Es ist sehr lange daran gedruckt worden. Der Verfasser entschuldigt sich mit unabwendbaren Hindernissen, zum Theil häusliches Unglück („ich verlor in fünf Jahren acht theure Häupter"). Indeß liegt jetzt die Arbeit in um so reicherem Detail und höherer Vollendung vor uns, als wir darauf haben warten müssen.

Die Kaiserchronik ist ohne Zweifel die vornehmste und älteste unter den deutschen Reimchroniken. Sie war im Mittelalter äußerst beliebt, wovon noch die vielen uns erhaltenen Handschriften und der Einfluß, den sie auf spätere Reimchroniken und Prosawerke geübt hat, Zeugniß geben.

Zuerst erörtert Maßmann die Handschriften und ihr Verhältniß zu einander, dann die Frage nach dem Verfasser und der Zeit der Abfassung. Das Ergebniß der überaus umfangreichen und gelehrten Untersuchung ist, daß die Kaiserchronik von einem Geistlichen und zwar in Trier oder im Trierischen und nicht später als im Jahr 1160 verfaßt sey.

Die Chronik handelt von den römischen und deutschen Kaisern in ununterbrochener, zuweilen aber willkührlicher Reihenfolge und mischt der wahren Geschichte unzählige Sagen und Legenden ein, von denen sich viele durch ihren poetischen Werth in hohem G[illegible] auszeichnen, wie die großen Episoden von Faustin[illegible], Crescentia, Adelger. Ueberall ist der Charakter des früheren Mittelalters nicht zu verkennen, eine große Menge Volkssagen und Legenden, die erst im 13. und 14. Jahrhundert ihre Ausbildung fanden, sind hier noch unerwähnt, obgleich die Kaisergeschichte die nächste Gelegenheit dargeboten hätte, ihrer zu erwähnen.

Wer nicht altdeutsche Philologie ex professo treibt, den werden die Untersuchungen über Handschriften, Sprache, Verfasser ꝛc. weniger interessiren, als die reichen Forschungen über den Sachinhalt. Maßmann hat der Reihe nach alle in der Kaiserchronik vorkommenden Kaiser und die von ihnen gemeldeten Sagen besonderen Betrachtungen unterworfen und zur Erklärung ein staunenswürdiges Material beigezogen. Die Sagengeschichte hat dadurch große Bereicherungen erfahren. Nur in dem englischen Werke von Dunlop, im dritten Theil der Märchen der Brüder Grimm, und in Kellers sept sages ist ein Anfang gemacht zu gründlichern Nachweisungen, wie einzelne Sagenstoffe sich ausgebildet und ausgebreitet haben. Ein vollständiges Werk über diesen Gegenstand würde fast die Kräfte eines Menschen übersteigen. Aber die Arbeit kann vertheilt werden. Wie Grimm vorzugsweise die Märchen, Keller die Schwänke, so hat Maßmann hier die historischen Sagenstoffe bedacht.

Wir wollen auf einige Einzelheiten aufmerksam machen, die hier vortrefflich erörtert sind: „Die Bildsäulen mit den Schellen." S. 421 f. Im alten Rom waren Götzen oder allegorische Repräsentanten aller Rom unterworfenen Länder zusammengehäuft. Diese imposante Gallerie scheint auf die Deutschen, die nach Rom kamen, tiefen Eindruck gemacht und als Bild der Macht und Größe Roms, die hier gleichsam concentrirt zur Schau gelegt war, auch noch lange in ihrem Gedächtniß sich erhalten zu haben. Denn wie in der Kaiserchronik, in den gestis Romanorum, so in sehr vielen Chroniken, wie bei Dichtern des deutschen Mittelalters

wiederholt sich die Sage von den Bildsäulen, von denen jede ein anderes Land bezeichnet, und an deren Hals eine Glocke von selbst getönt habe, so oft Empörung in dem Lande war. Durch diesen Zauber sollen die Römer in den Stand gesetzt worden seyn, sogleich wirksame Vorkehrungen gegen jede in ihrem weiten Reich ausgebrochene Empörung treffen zu können. Die Sage berichtet, die Deutschen hätten nun nicht eher geruht und alles dran gesetzt, bis sie die gefährlichen Bildsäulen und damit auch das römische Reich selbst zertrümmert hätten.

In einigen Quellen wird die Verfertigung der Bildsäulen dem Zauberer Virgilius zugeschrieben. Maßmann nimmt davon Anlaß, alle bekannten Virgiliussagen vergleichend zusammenzustellen.*) Es ist ein Repertorium aller möglichen im Mittelalter bekannten Zauberstücke, worin sich aber noch viele heidnische Erinnerung verbirgt und die zum großen Theil in die Märchenpoesie und in das romantische Epos aller Nationen übergegangen sind. — Das erste Auftreten der Deutschen in der Kaiserchronik veranlaßt den Commentator, alle Stammsagen der Schwaben, Bayern, Franken, Sachsen zu erörtern, so wie die Sagen der hochgefeierten Stadt Trier. An Christi Tod knüpft sich der reiche Sagenkreis der h. Veronica, der des Pilatus 2c.

Gemäß einer oft wiederkehrenden Willkühr fügt der Dichter der Kaiserchronik die schöne Sage vom altrömischen Ritter Curtius, der sich aufopfernd in den Abgrund stürzte und denselben dadurch verschloß, erst hinter dem Kaiser Tiberius in die Geschichte ein, nennt ihn Jovinus und faßt ihn als den Prototyp aller späteren Donjuans auf. „Auf bedeutsame Weise hat die deutsche Auffassung der Sage das vorausgängige volle Ausschöpfen der Erdenlust als Bedingung oder Lohn für die freiwillige Aufopferung eingefügt; tiefer gefaßt ist ja auch dieses Ausschöpfen des Erdenlebens selbst der Schlund, das höllische Feuer, darin die Seele brennen muß. Jene Auffassung oder Begründung geht daher in den verschiedensten Darstellungen durch. Möglich, daß noch eine andre, deutschheidnische Vorstellung mit hineingewirkt hat, daß nämlich solch helleviur sich um so sicherer schließe, je gebrauchter und schmutziger die hineingeworfenen Kleider seyen, welchen Glauben Tacitus (A. XIII, 57) von den Ubiern erzählt, die aus der Erde geschlagenes Feuer also dämpften: residentibus flammis propius suggressi ictu fustium aliisque verberibus ut feras absterrebant, postremo tegmina corpore direpta injiciunt, quanto magis profana et usu polluta, tanto magis oppressura ignes. Der sich opfernde Jovinus (der Kaiserchronik) brauchte nur seinen (schwarzen!) Hut vor ein Haus zu stellen und der Hausherr mußte ihm weichen und alle Gewalt an Weibern und Töchtern ihm lassen (1203—11). Königshofen weiß, daß er den Hut auf seine Lanze steckte: In den selben ziten mitten in der stat ze Rôme dô tet sich diu erde ûf und wart ein grôsz helleloch ze Rôme. ûsz dem loche gienc viur unde rouch und sô boes gesmac (= 1144), dasz vil liute dâ von sturben (= 1144). Dô vrâgten die Rômaer ir abgot (= 1151), wasz sie tuon solten, dasz diz schedeliche loch und viur zergienge. dô antwurte in der abgot (= 1135) und sprach ‚diz loch noch daz viur zergienge nimmer, sie vunden dan einen man, der williclich (= 1166) und ungezwungen (= 1165) dar in sprunge.' Dô verkundeten die Rômaer durch alliu lant, wer in dasz loch wolte springen, dem wolten sie geben wasz er hiesche. dasz sie erzingen mohten. Dô kom ein jungelinc genant Martin und sprach dasz man in liesze slâfen bi welher vrouwen er wolte, alle naht dasz jâr hin umbe, sô wolte er in dasz loch willicliche springen. Diz wart im verheiszen unde gelopt ze tuon. Dar nâch wâ er ein hövschen vrouwen ze Rôm weste, vur dasz hûs stacte er sin gleven mit dem hûte (1203), sô muoste der êliche man ûz dem hûs enwec gân (1206) und gienc dann dirre Martinus an des êlichen mannes stat zu der vrouwen und muotwillet mit ihr die naht, wie er wolte. Dô er dasz treip ein ganz jâr, dô wolte er ouch halten, dasz er gelopt hete, und tet sin harnasch (1162, 1221) an und sasz ûf en ros (= 1220) und undersluoc sin gleven ûnd reit in dasz loch (1226). zehant gienc dasz loch zuo (1229) und verswant dasz viur (= 1230) und den man ir keiner sach nimmer mêr (1227 : 28). Dar nâch wart ein kirch gebûwen an die selben stat in sant Antônien êre und heiszet noch hiute disses tages diu kirche bi dem helleloch." Eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dieser alten Sage und der viel später entstandenen von Don Juan läßt sich nicht verkennen. Die Commentatoren der Donjuanssage mögen künftig darauf Rücksicht nehmen.

Nun folgt die wundervolle Episode von Faustinianus, eine der schönsten Dichtungen des Mittelalters, hier gründlich vom Herausgeber commentirt. Von besonderem Interesse sind ferner die Untersuchungen über die an den Tyrann[illegible]ero sich anknüpfenden Sagen des Mittelalters. [illegible] ließ er (Nero) seiner Mutter den Leib

*) Auf der untersten Zeile der Seite 439 bei der Erwähnung des diable boiteux ist Boilaux zu streichen und dafür Lesage zu setzen.

aufschneiden (4128), zu sehen, wo er einst gelegen (4130). Dann wollte er selbst schwanger werden (4137—40). Die Aerzte bangten und widerstrebten (4142—56), reichten ihm endlich Tränke (4154) und es wuchs gegen Mannes Natur (4160) ein ungeheurer Wurm (4161). Da hielt er große Festtage (4164) und aus seinem Munde brach eine große Kröte (4168), daß die Welschen aufsprangen und riefen lata rana (4171), wovon noch die Kirche zu Lataran heißt (4173)." Weiter ausgeführt in den späteren Chroniken. „Johann Enenkel läßt ihn sogar eine Amme nehmen um hohen Preis; 72 Könige Kinder mußten nach Rom kommen zum Feste (4146!), wie 72 Aerzte zu seiner Schwangerschaft; Amme und Kind oder Kröte wurden auf herrlichem, von einem Hirsche gezogenen Wagen geführt. Als sie aber über eine Brücke fuhren, sprang die Kröte in die Lache. Da ließ der Kaiser fünfzehen der königlichen Kinder sammt der Amme enthaupten. Nun empörten sich die Väter der Kinder, die Könige (s. oben S. 608), es erhob sich unmittelbar vor Rom eine ungeheure Schlacht (Chrimhilden hôchzit). Nero, besiegt, läßt sich von seinem Marschalle tödten. Die siegreichen Fürsten, deren Kinder gemordet waren, stifteten nun Lateran, worin die 72 Zungen saßen." — Als Neros intimster Freund wird Simon Magus genannt und seine Geschichte, seine Kämpfe mit Petrus an Neros Geschichte angelehnt. Jetzt erst wird Tarquinius Superbus in die Kaiserreihe eingeschoben und die berühmte Sage von der Lucretia erzählt.

An das Leben des Kaiser Severus knüpft sich die große Episode von Adelger; dann folgen die reichen Sagen von Kaiser Constantin, der h. Helena, dem abtrünnigen Julian. Wie der letztere abtrünnig geworden, davon eine sehr originelle Sage: „Zu Rom lebte eine ehrsame fromme Frau, die den Julian wie ihren Sohn erzog. Als ihr Mann starb, vertraute sie dem Julian all ihr Vermögen; als sie es aber in der Stunde der Noth zurückforderte, schwur er, es nicht empfangen zu haben. Da eilte die Arme zum Pabste und klagte über Julian, der aber erneut abschwur. Die Frau mußte nun aus Noth für andere Leute waschen, kochen und backen. Als sie so eines Tages an der Tiber waschen wollte, fand sie im Wasser eine Bildsäule, welche die Heiden dorthin versteckt hatten und alle Morgen anbeteten. Die Frau spottete des Gebildes und schlug ihm um die Ohren. Da sprach der Teufel aus dem Bilde zu ihr; sie spottete seiner, das Bild (Mercurius) aber versprach ihr das Vermögen wieder und rieth ihr morgen Julian zu verklagen, man werde ihn dann zum Schwur auf seine Heiligen nöthigen; so solle sie verlangen, daß er auf jenes Mercurbild schwören solle und er (Mercur) wolle sorgen, daß sie ihr Vermögen wieder erlange. Die Frau that so, flehte zum Pabste über Julian, seinen Kapellan. Dieser ward zum Eide verurtheilt; da verlangte die Frau den Schwur auf den Mercurius. Julian rasch bereit stieß die Hand in den Mund des Gottes, der aber die Hand festhielt, daß ihm Keiner davon helfen konnte. Da sagte Julian die Rückgabe des Vermögens zu; das Bild aber ließ nicht ab bis zum Abend, da sprach es zu ihm: ‚Ich habe Dich geschändet, schwöre zu mir und ich mache Dich zum Herren des römischen Reiches. Als nun nach vierzehen Tagen der Kaiser (Constantin?) verschied, rieth der Teufel allen Römern, Julian zu wählen und sie thaten es. Da ließ Julian den Abgott aus der Tiber nehmen und wieder aufrichten und Alles mußte ihn anbeten und ihm opfern und Viele wurden gemartert ꝛc."

Aus Anlaß der nun folgenden schönen Episode von der Crescentia hat Maßmann in der Vorrede das unziemliche Benehmen des Herrn Oscar Schade nach Gebühr gerügt. „Schade hat mich mit dem Namen eines ‚gewissenlosen Herausgebers' beehrt, Er, der mit unsern alten Texten auf eine Weise umspringt, die von allen Seiten als der Gipfel von Gewissenlosigkeit mit Recht bezeichnet wird. Es soll das wahrscheinlich der Dank seyn für die ihm bewiesenen literarischen Gefälligkeiten, so wie für die Freundlichkeit und Hingebung, womit ich ihn aufgenommen habe, die ich aber darum trotz ihm und trotz dem Undanke, den ich häufig für geleistete Dienste ärntete, in wissenschaftlichen Dingen zu üben nie nachlassen werde. Solcher Art zu danken bin ich schon gewohnt. Vor langen Jahren schrieb mir Jemand, dem ich wohlberechtigte literärische Vorhaben wie Abschriften älterer Gedichte mit Freuden opferte und abtrat, ‚Den Liebesdienst werde ich Ihnen nie vergessen': erst kürzlich hat er mir nach kleinlicher Versagung von etwas Erbetenem mit noch kleinlicherer Anmerkung oder Anmäkelung in einer akademischen Abhandlung rückgezahlt. — Jakob Grimm hat jüngst in der Vorrede zum Wörterbuche, eifriger vielleicht als gesund ist, über ‚hämische Gesellen' sich ausgelassen. Hier ist Tieferes auf dem Spiele! Strenge, noch so scharfe sachliche Beurtheilung wird Niemand, dem es um die Sache zu thun ist, verreden und verübeln; auf dem Gebiete älterer deutscher Forschung ist aber nun seit länger schon der maßlose Ton einer mehr als rohen, vielmehr unredlichen Persönlichkeit hereingebrochen, der, weil bald frech, bald feige, aber klickenhaft geübt, die ernsteste Beachtung, die strengste Rüge verdient, während leider zu demselben da, von wo die Rüge vor Allem ausgehen

sollte, geschwiegen wird." Ganz ähnliche und eben so gerechte Beschwerden über die Schule Lachmanns führt der greise van der Hagen in seinem eben erschienenen Heldenbuche. Es ist Zeit, daß die Forschung von den Banden einer solchen Schule frei wird. Wir unsrerseits haben uns nie darin befunden, sondern dem Herrn Lachmann und seinen sklavischen Anbetern schon vor einem Dutzend Jahren widersprochen und ihre ganze Manier, die Nibelungen zu behandeln, als unwahr, geist- und geschmacklos verworfen. (Vgl. Literaturblatt 1843 Nr. 126.) Wir haben uns inzwischen nie darüber gewundert, daß, wie das heilige Gebiet der Bibelforschung, so auch das Forschungsgebiet des ehrwürdigen deutschen Alterthums in die Gewalt der gottlosesten Buberei gefallen ist. Seitdem die gerechten Hoffnungen deutscher Nation, in einer Zeit frommer und patriotischer Begeisterung mit dem kostbarsten Blut ihrer Söhne erkauft, nach den großen Kämpfen von 1813—1815 durch die Diplomaten getäuscht worden waren, konnte es wohl nicht anders seyn, als daß die vom Frost gebrochene Blüthe statt in die gesunde Frucht, vielmehr in Moder überging, daß die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt wurde. Dem gewaltsam zum Schweigen gebrachten Erzürnen folgten diabolische Melodien des Hohnes und der Schadenfreude. Während die guten Geister flohen, tummelten sich lustig die bösen. Grade das Heiligste, Reinste, Ehrwürdigste und Unschuldigste wurde von nun an geflissentlich beschmutzt, bemäkelt, angezweifelt und endlich mit systematischem Hasse verfolgt. Die Negation setzte den Leuten eine giftige Brille auf, durch die sie alles Gesunde verfault, alles Grade verkehrt sahen. Durch diese dämonischen Gläser zerlaß man die h. Schrift, zerlaß man auch unser ehrwürdiges Nationalepos von den Nibelungen in Fetzen. Die Negation alliirte sich, um recht unverfänglich zu erscheinen, mit der Schulpedanterei, und verbarg den Pferdefuß unter dem spanischen Stiefel der Kathederorthodoxie und häufte grade das sittlich Unsäuberlichste in der s. g. reinlichen Forschung zusammen. Es war kein Zufall, daß die Schule Hegels und die Schule Lachmanns in jenen elenden Zeiten der Restauration aufgetaucht und zur Herrschaft gelangt sind. Sie mußten dazu gelangen, weil sie der adäquate Ausdruck des bösen Geistes waren, der die Zeit der betrogenen Treue und des mishandelten Nationalgefühls charakterisirt. Ganz aus dem nämlichen Grunde, aus welchem damals die vom Vaterland wie von Gott künstlich abgelöste deutsche Jugend dem diabolischen Gegeige des kleinen Juden Heine in den Pariser Venusberg nachlief, mußten umgekehrt der Dichter unsres herrlichen und unvergleichlichen Nibelungenliedes durch Lachmanns vornehm blinzelnde Kritik zu einem geistlosen Bänkelsänger, wie gleichzeitig durch Strauß die h. Evangelien zu albernen Fischeranecdoten erniedrigt werden. Künftige Geschichtschreiber werden den innern Zusammenhang der auf dem Gebiet der Schule und Literatur vorherrschenden Tendenzen mit den allgemeinen politischen Zuständen genau nachweisen. Jetzt hört man noch nicht gern davon reden.

Unter den folgenden Sagenkreisen, die Maßmann weiter erörtert, nehmen die von Karl dem Großen am meisten in Anspruch. Hier die interessante Sage vom Vorrecht der Schwaben, die Ersten in der Schlacht zu seyn. „Auf jenem mons Gaudii oder Meudelberge vor Rom weilte und wartete nach der Kaiserchronik Karl eines einschilden (d. i. nicht hochbürtigen) mannes, ohne den er nicht in Rom einziehen mochte. Das war Herzog ‚Gerold von Schwaben'. Als Kaiser Adolf und Albrecht bei Gelnheim kämpfen wollten, warnte ein Rath den Ersteren, daß er die Kriegsleute aus der Stadt abwartete: das alte Wort sey wahr, daß man zur Schlacht auch die Ankunft eines einzigen unscheinbaren Mannes abwarten müsse. Ebran von Wildenberg erzählt bei Oefele (Scr. rer. boic. I, 306): ‚Des großen straits auf Kunig Ludwigs taille was ain oberister Hauptmann, der krumb Ritter Seyfried Schwerppermann; auf den Ritter wartet der Kunig etlich tag, das er nit wolt streiten, und da der Ritter kam und die veindt vom erst beschaut, da wurden ihm die fueß zittern in den stegraifen, das im die sporn gelumgen: da ward von vil jungen Rittern und knechten gar spöttlich darzue geredt: het dan der Kunig als lang auf den man gewart, Er würdt den Herzogen von Osterreich nu vil schaden damit thonn. Kung Ludwig fing den streit an nach rat und unter weisung des frummen Ritters.' Bei jenem Harren auf Gerold den Schwaben mochte wohl das altherkömmliche Recht der Schwaben, dem Reiche vorzukämpfen, mit im Spiele seyn, obgleich freilich die Kaiserchronik sagt, daß Karl ihnen grade hier erst jenes Recht verliehen habe."

Maßmann hat sich mit dieser großen und ruhmvollen Arbeit der ersten Herausgabe und gründlichen Erklärung unsrer schönsten alten Reimchronik ein unvergängliches Verdienst erworben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅓ Thaler.

Sonnabend, N° 80. 6. Oktober 1855.

Geographie.

Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluß auf Geschichte und Leben der Menschen. Skizzen und Bilder von Prof. Dr. J. Kutzen. Breslau, Hirt, 1855.

Ein sehr gutes Buch. Der Verfasser hat nicht nur die besten und neuesten Hülfsmittel gebraucht, sondern sich das deutsche Land auch selber angesehen und nach allen Richtungen durchreist.

Er charakterisirt Deutschland als das Centralland Europa's, in dem sich alle Gegensätze des Ostens und Westens, Nordens und Südens, des Gebirges und der Ebene, des Ufer- und des Binnenlandes 2c. ausgleichen, das von allem etwas hat, in seiner reichen Mannigfaltigkeit aber keinen einigen, dagegen mehrfache Centralpunkte besitzt. Darin liegt seine Geschichte, seine mannigfache Staatenbildung vorbedeutet. Hier die Hauptumrisse: „Süddeutschland, theilweise in unmittelbarer Verbindung mit wärmeren und mehr geschützten Ländern, und dann auch selbst durch Gebirge vor den Einflüssen des Ostens und Nordens mehr geschützt, genießt hierdurch im Ganzen eines wärmeren Klima's, als das nördliche Deutschland, welches gerade da, wo seine Niederung am breitesten ist und am meisten nach Süden eingreift, nämlich gegen Osten, in dieser ganzen breiten Masse mit den noch weit ausgedehnteren continentalen Strecken des kalten Nordost-Europa in ungehinderter Verbindung steht. Natürlich befindet sich hierdurch auch das breitere Osttheil Norddeutschlands in minder günstiger Lage, als der schmalere westliche, welcher weit mehr dem mildernden Einflusse des benachbarten Meeres zugänglich ist. Eine Vergleichung des Klima's z. B. von Ost- und Westpreußen, von Pommern, Brandenburg und Schlesien mit dem von Hannover, Oldenburg, den Niederlanden, Westphalen und Rheinpreußen überzeugt uns sogleich von der durch jene Verhältnisse bewirkten Nüancirung. Im Gegensatze jedoch gegen Süddeutschland hat das gleichförmige Norddeutschland auch ein gleichförmigeres Klima, als jenes, welches in Folge der großen Mannigfaltigkeit seiner Bodengestaltung auch einer mannigfaltigen Modifikation der klimatischen und atmosphärischen Erscheinungen ausgesetzt ist; ja Süddeutschland bietet hierdurch bisweilen im Einzelnen eine jenem gleiche oder wohl gar eine größere klimatische Strenge dar, z. B. in den höheren Alpenregionen, auf hohen und breiten Rücken der Mittelgebirge, hier und da auf der baierischen Hochfläche u. s. w., während neben diesen kälteren Höhen die vielen tieferen Thaleinschnitte, niedriger liegende Flächen und Kessel, die allseitig vor rauhen Winden und sonstigen rauhen Einflüssen gedeckt sind, eine den südlicheren Breitegraden angemessene Temperatur haben. Dabei zeigt sich auch in Süddeutschland die nüancirende Einwirkung der mehr continentalen Lage des östlichen und der mehr oceanischen des westlichen Theils, nur nicht in dem Grade, wie dies in dem flachen und einförmigen Norddeutschland der Fall ist, in dessen bei weitem größerer Hälfte die herrschenden Luftströmungen nicht durch Bergmauern und Thaleinschnitte gebrochen und in andere Richtungen gebracht werden. Verglichen mit den übrigen Ländern ringsum, erfreut sich Deutschland im Ganzen eines europäischen Mittelklima's, das eben so sehr vor nordischer Armuth, welche den Geist abstumpft, wie vor südlicher Fülle, welche die Thatkraft erschlafft und die Sinnlichkeit überreizt, zu schützen geeignet ist.“ S. 49. — „Eben so ist die vielbedauerte und doch so zäh festgehaltene politische Zerspaltung Deutschlands keineswegs ausschließlich durch historische, sondern wesentlich auch durch geographische, durch Verhältnisse der Lage und der Landes-Physik begründet worden. Uns fehlt eine leicht zu vertheidigende, schwer zu nehmende

und zu einem politischen Mittelpunkte vortheilhaft gelegene Centralhochfläche, etwa wie Spanien sie hat; oder ein überwiegend großes, centralisirendes Becken an einem ganz deutschen Hauptflusse, etwa wie das weite Becken der Seine oder der Themse, statt dessen wir viele kleine haben. Dieser Mangel, dann der Mangel an Natureinheit eines geographisch abgeschlossenen Ganzen, die nach mehreren Seiten offene Lage war durchaus nicht geeignet, derartig, wie in allen anderen germanischen und in den größeren romanischen Staatenterritorien, das Streben nach Centralisation der Staatsgewalt und die Ausbildung einer das ganze einige Deutschland beherrschenden Hauptstadt zu unterstützen. Vielmehr hat jene Eigenthümlichkeit und jene ungemeine Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung und des inneren Baues derselben, jene in der Bodenplastik sich aussprechende vielfältige Individualisirung der Lokale eine ähnliche Mannigfaltigkeit der Bevölkerung, ihrer Sitten, Gewohnheiten und Industriezweige, eine vielfältige geistige Durchbildung hervorrufen und entwickeln helfen." S. 53.

Indem der Verfasser zur Charakterisirung der einzelnen Länder übergeht, gibt er von jedem ein sehr ansprechendes Portrait. Er zeichnet die Grundzüge des Landes, die Contraste mit seinen Nachbarländern, den Einfluß des Landes auf die Bewohner, ihre Weise und ihre Schicksale. Hier eine Probe. „Das würtembergische Neckarland zieht sich von der kaum merklichen östlichen und nordöstlichen Grenze, an der es Franken berührt, und deren bereits früher Erwähnung geschehen, in südsüdwestlicher Richtung zwischen dem Schwarzwalde und dem schwäbischen Jura bis in den innersten Winkel beider, und ist somit gewissermaßen wie ein Keil zwischen das Oberdonau- und das Ober-Rheinland hineingetrieben. Das erstere Gebirge, das wir in seiner Eigenthümlichkeit bei der oberrheinischen Stufe, der es mit seinem Haupttheile und seinen wichtigsten Thalbildungen zugekehrt ist, noch näher kennen lernen werden, wendet ihm seinen sanfteren Ostabhang zu; das andere tritt mit steilem Nordfuße in dasselbe vor. Die eigentliche Grundlage seiner Oberfläche ist Hochebene; gleichwohl sind seine welligen, fast ebenen Gelände mit einer Fülle von Mannigfaltigkeit ausgestattet, und nur in wenigen Gegenden Deutschlands ist die Natur so lachend, so frisch, so reich und so gütig. Woher dieser überraschende Vorzug des Landes? Er ist ihm ganz besonders durch die Flußthäler geworden, die fast alle nicht nur eng, sondern auch sehr tief sind, so daß sie theilweise nur 500 oder gar nur 400 Fuß absolute Höhe haben. Die meisten nämlich von ihnen sind nicht (wie so viele Flußthäler in den Alpen) ehemalige Erdspalten und ursprüngliche Weitungen, sondern Rinnen, welche die Flüsse in die verschiedenen Landrücken allmählig so tief eingegraben haben, sobald sie einen Ausgang zu dem viel tieferen Boden des Rheinbeckens gefunden hatten. Zu der hierdurch entstandenen großen Mannigfaltigkeit der Uferlandschaften gesellt sich nun noch der Schmuck der Vegetation und des Anbaues und das klimatisch milde, südliche Gepräge, das über die Landschaft ausgebreitet ist. Welcher Unterschied in letzterer Beziehung gegen die nahe bairische Hochfläche! Freilich ist die Niveauverschiedenheit von beiden eine bedeutende; denn die höchsten Ebenen von jener haben ungefähr dasselbe Niveau, welches die niedrigsten von dieser, und selbst die isolirten Hügelzüge der ersteren (sie erheben sich nur bis zu 1600 Fuß absoluter Höhe) erreichen kaum das Niveau der höheren Thalebenen der letzteren." S. 253. „Dieses so gelegene und so gestaltete Neckarland konnte in seinen Schicksalen und seiner geschichtlichen Entwickelung sich unmöglich dem Einflusse der Natur entziehen. Wir sehen dies bereits seit der Zeit, in welcher es im allgemeinsten Umrisse bekannt zu werden anfängt, seit dem ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserperiode; denn wer möchte zweifeln, daß das Eindringen der Römer in dasselbe von der obern Donau zugleich und dem oberen Rheine mit seiner geographischen Lage zusammenhänge, da ihnen, sobald sie an beiden ihre befestigten Standquartiere organisirt, sehr daran gelegen seyn mußte, den zwischen beiden von Bergen eingeschlossenen versteckten großen Landwinkel in ihre Gewalt zu bekommen? Daher ihre Angriffe theils von Westen, theils von Osten, von Argentoratum (Straßburg) und von Augusta Vindelicorum (Augsburg) her. Als sie darin glückliche Fortschritte gemacht hatten, suchten sie sich den nun zusammenhängenden Besitz zwischen Rhein und Donau gegen die nördlichen Barbaren durch jenen berühmten Grenzwall zu sichern, auf den schon bei Betrachtung der Donau-Hochebene die Aufmerksamkeit hingelenkt worden ist. — Aber dieses Winkelland zwischen Donau und Rhein gewährte nur dem Starken Schutz und Vortheile. Die ringsum geschwächte römische Macht erlag darin den Alemannen, die vom Main her die Umwallung des Neckargebietes durchbrachen und jenen Busen des Reichs, wie Tacitus das Land zwischen dem oberen Rheine und der oberen Donau in richtiger Erkenntniß seiner Lage nannte, bewältigten. Ihnen gelang es nun, von demselben, wie von einer Centralstation aus, nach den beiden Strömen hin ihre Herrschaft auszubreiten und ein großes Alemannien zu stiften, welches das ganze obere Rheingebiet umschloß. Als es darauf der stärkeren und geschickt geleiteten Macht der Franken erlag, verfiel das mehr gesicherte Neckargebiet diesem Schicksale zuletzt und selbst

dann noch nur losen Abhängigkeitsbanden." S. 256. Der Verfasser hätte noch erwähnen dürfen, daß diese nämliche alemannische Landzunge auch wieder vor dreihundert Jahren eine protestantische Eroberung geworden ist mitten im Ocean des südlichen Katholicismus. Dagegen erwähnt er mit Recht die Bedeutung Schwabens in den langen Kriegen zwischen Frankreich und Oestreich.

Einen merkwürdigen Gegensatz zum Neckarthal bildet das Moselthal. Wie dort alles zu welthistorischer Wichtigkeit drängte, so blieb hier alles wie in Vergessenheit zurück. Wie dort ein stetes Vorschreiten und stete Thatkraft sich kundgaben, so hier Ruhe und gleichförmige Alltäglichkeit. „Durch das mäandrische Hin- und Herirren des gleichsam muthwillig spielenden Flusses wird nicht blos der landschaftliche Schmuck des Moselthales erhöht und vermannigfaltigt; es äußert sich dadurch auch ein unverkennbarer und fast unzerstörbarer Einfluß auf alle seine wirthschaftlichen und Rechtsverhältnisse. Indem nämlich fast mit jedem Schritte das Verhältniß zu den verschiedenen Weltgegenden sich ändert, indem bald die rechte, bald die linke Seite des Flusses dem Norden oder Süden zugekehrt und somit den Sonnenstrahlen der Zutritt verschlossen oder geöffnet, dadurch aber der klimatische Unterschied zwischen linkem und rechtem Ufer so gut wie aufgehoben ist; so wird auf beiden Seiten immer stellenweise die Kultur in gleicher Art bedingt, nämlich bald Wein- und Gartenbau, bald wieder Wiesewachs und Buschwerk. Dadurch aber ist für einunddieselben Wirthschaften zugleich auf beiden Seiten, auf dem rechten und auf dem linken Ufer Besitz wünschenswerth, ja zu auskömmlicher Haushaltung oft unentbehrlich. Daher die Besitzungen der Bewohner gewöhnlich auf beiden Seiten des Flusses, der in Folge seiner Krümmungen und der daraus hervorgehenden klimatischen Eigenthümlichkeiten der beiden Ufer wechselseitig zwischen letzteren die wirthschaftlichen Verhältnisse und Interessen des einzelnen Besitzers in innige Verflechtung gebracht hat. Eine auf jeder Moselreise leicht zu machende Erfahrung bestätiget die Bemerkung, daß die Mosel fast überall nicht nur die Dorfgemarkungen und die ehemals hier vorhandenen größeren Grundherrschaften, sondern auch die geringere Habe des kleinen Eigenthümers durchschneidet, indem dessen Weinberg oder Ackerfleck diesseits, sein Stückchen Wiese oder Gehölz jenseits liegt." S. 322. „Da ferner die vielen Flußkrümmungen und Uferschmälerungen der Mosel in Verbindung mit dem oft bis auf mehrere Stunden Entfernung vom Flusse stark zerschnittenen und zerklüfteten Terrain zu beiden Seiten der Anlegung von Landverbindungswegen im Thale und an demselben außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen; so sucht man auch daselbst vergebens eine zusammenhängende Moselhauptstraße von Trier bis Koblenz, und weder die Römer, noch unser Jahrhundert, die doch beide in Straßenbauten bewundernswürdiges geleistet, haben das Riesenwerk einer solchen Chaussee zu unternehmen den Muth gehabt. Die Straßen gehen vielmehr über die Hochflächen der Eifel und des Hunsrücks, insbesondere zog sich fast immer in früherer Zeit und zieht sich auch jetzt die Hauptstraße über den Rücken der ersteren, etwa 4 Stunden von der Mosel entfernt und in viel geraderer Richtung, als es im Moselthale möglich wäre, wo nur auf kurze Entfernungen ordentliche Fahrwege gehen, an deren Fortsetzung und Verbindung in neuester Zeit allerdings hier und da rüstig gearbeitet worden ist. Dort oben war stets die Passage für die Heere, für Geschäftsreisende und Waarenzüge von der Obermosel nach dem Rheine. Das Moselthal entbehrt sonach der Eigenschaft und des Rufes, eine Völkerpassage, ein Handelskanal und der Schauplatz von Schlachten und Kämpfen zu sein. So zahlreich auch die Moselanwohnerschaft ist, so trägt sie doch ganz den Charakter der Isolirung und Zerstückelung; die Geschichten, Legenden und Sagen, die sich an ihre Städte, Kirchen und Burgen knüpfen, tragen im Ganzen weit mehr einen provinziellen Charakter, als der welthistorische Rhein; gerade so, wie ihr Thal den Charakter eines seltener betretenen, idyllischen, romantischen und abgelegenen hat. ‚Die Moselanwohner,' sagt ein geistreicher Beobachter, ‚leben gleichsam in lauter Winkeln und Verstecken, und wie an verschiedenen kleinen Gewässern oder an einer Reihe von Gebirgsseen.'" S. 325. Dem entspricht nun auch die politische und Kulturgeschichte des Landes. Die Weltbegebenheiten, die geistigen Größen waren hier immer schwach vertreten.

Recht gut wird der Odenwald mit dem Spessart contrastirt: „Auffallend ist die Aehnlichkeit und doch auch wieder die Unähnlichkeit mit dem benachbarten, durch den Main getrennten Odenwalde. Aehnlich nämlich sind sich beide in ihren Umrissen, Felsarten (plutonisch-krystallinischen Gesteinen) und ihrer Höhe; dagegen zeigt sich eine wesentliche Physiognomie-Verschiedenheit darin, daß der Odenwald eine zahlreiche Bevölkerung, bis auf die obersten Kuppen Wiesen- und Ackerbau und Waldungen meistens von Laubholz trägt, im Spessart dagegen nur die Thäler bewohnt, nur die unteren Lehnen beackert sind, wogegen oben auf dem Rücken des Gebirges finstere Tannenwaldungen emporstarren. Er hat großentheils einen viel ernsteren Charakter, als der Odenwald, der durchgängig als ein Bergland von freundlichem Aussehen sich darstellt. In des Spessarts weit

gedehnten, unwegsamen Wäldern spielt gewiß die Hälfte aller deutschen Räuberromane." S. 230. Und der Harz mit seinen Umgebungen: „Somit bietet des Harzes Oberflächenbau, im Ganzen und vergleichungsweise mit den benachbarten Berggebieten betrachtet, keine Kettenform des Thüringer Waldes, keine Terassenform des inneren Thüringens, kein gefaltetes Land der Weserketten, sondern ein meist bestimmt und deutlich abgegrenztes, von seinem Rande wie von einem parallelen Aufwurfe oft wallartig umgebenes Massengebirge dar, in dessen Charakter die Grundgestalt plateauartig ist." S. 377.

Auch die norddeutschen Ebenen, die Heide- und Marschländer charakterisirt Herr Kutzen meisterhaft. Jede Landschaft tritt uns wie ein Porträt entgegen. Von der germanischen Tendenz, auch in den endlosen Ebenen sich abzusondern, und durch Kunst die Schranken zu ersetzen, die im Gebirge die Natur darbietet, sagt der Verfasser: „In der That, nicht darf man sich Deutschland zu kennen rühmen, hat man nicht auch diese westphälisch-niedersächsischen Gaue mit ihren isolirten Bauernhöfen, mit ihren prächtigen Wiesenplanen und Eichenwäldern kennen gelernt. Es ist wahr, unser Vaterland hat anderwärts, besonders in seinem Südwesten und in dem mittleren Westen den unbestrittenen Vorzug weit mannigfaltigerer Gliederung, weit größerer Individualisirung in Bodenbeschaffenheit und Volksleben; aber auch das Weite, Auseinandergezogene, Bequeme, Stetige, Gleichmäßige des niedersächsischen Landes übt auf den Betrachtenden einen wohlthuenden Eindruck, wie es sich in Sitte und Tracht, in Sprache und Art der Leute darstellt. Da ist, wenn oft schwerfälliger, doch sicherer Schritt und Tritt, ruhige Bewegung und bewußte Haltung. Wie die einzelnen alten Wirthschaften meist in breiten, sehr kenntlichen Zügen angelegt, wie die einzelnen Bauernhöfe unter den alten Eichen mit einem Zaune umgeben und wie die zu ihnen gehörenden Ländereien durch Wallhecken und Gräben geschieden sind, welche links und rechts die Wege einschließen und dem Wanderer nur einen engen Horizont frei lassen: — so bequem abgeschlossen und auf sich selbst ruhend, gemessen und scharf umschrieben ist dort des Menschen Sinn und Sitte. Aus der flachen, zerfahrenden und verschwimmenden Weite der Außenwelt hat er sich ins Enge und Heimliche seines Gemüthes gezogen und hat in dieser heiteren Selbstbeschränkung einen tiefen Zug echt deutschen Wesens bekundet. So treffen die Tiefebene und das Alpengebirge Deutschlands in einem und demselben Grundcharakter zusammen: hier, wie dort, Beschränkung, nur daß im Alpengebirge die Natur auf andere Weise die Beschränkung auferlegt, indem sie dieselbe unüberwindlich an Formen gefestiget hat, deren Starrheit der Ewigkeit zu trotzen scheint." S. 438.

In Bezug auf die deutschen Nord- und Ostseeküsten macht der Verfasser die Bemerkung, die deutsche Handelsmarine sey die dritte in der Welt, werde nur von der englischen und amerikanischen, aber nicht von der französischen übertroffen und liefere den Beweis, wie elend es um die einheitliche Leitung und höhere Verwaltung einer Nation bestellt seyn müsse, die solche ungeheuren Kräfte für den Seehandel darbiete und keine Kriegsflotte habe. Deutschland liefert den Engländern vielleicht ein Drittheil ihrer Matrosen. Es zählt mehr Handelsschiffe als Frankreich, es könnte noch viel mehr haben. Es ist aber dennoch keine Seemacht und muß sich von seiner eigenen Insel Helgoland aus durch die Engländer verhöhnen lassen, wie von seiner guten alten Reichsstadt Straßburg aus durch die Franzosen.

Münzkunde.

Biblische Numismatik oder Erklärung der in der h. Schrift erwähnten alten Münzen von Cavedoni. Aus d. Ital. mit Zusätzen von A. von Werlhof. Mit einer Tafel Abbildungen. Hannover, Hahn, 1855.

Der Verfasser freut sich, daß „so oft eine Darike der persischen Könige, ein Seckel oder eine andere Münze von Simeon dem Makkabäer, oder eine solche von einem der Herodes aus der Zeit des Erlösers uns aufstößt, wir uns in die Zeiten Esra's, der Makkabäer, oder unseres Heilandes und der Apostel versetzt wähnen. Ebenso, nehmen wir einen Denar August's oder Tiber's zur Hand, so können wir nicht umhin, zu denken: eine dieser Münzen ging vielleicht durch die Hand des Welterlösers." — Das Buch weist nun nach, daß die Juden in ältester Zeit gehacktes und gewogenes Silber, aber vor dem Exil noch keine Münzen gehabt haben, daß aber das nach dieser Zeit übliche Gewicht der Seckel nicht erst neu oder aus Babylon eingebracht, sondern ein schon viel älteres, bei den Phöniciern wie bei den Juden herkömmliches Gewicht gewesen sei. — Neben dem Seckel, als der Hauptmünze, widmet der Verfasser auch seine Aufmerksamkeit den kleineren Münzsorten (insbesondere wegen des „Scherfleins der Wittwe") und den in Judäa gangbaren fremden Münzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 1/3 Thaler.

Mittwoch, № 81. 10. Oktober 1855.

Kriegsgeschichte.

Geschichte des Kriegswesens der Deutschen von F. W. Barthold. Zwei Theile. (Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Zukunft. 17ter und 18ter Band.) Leipzig, T. O. Weigel, 1854. 1855.

Herr Barthold hat früher schon in seinem Werk über Georg von Frundsberg schätzbare Beiträge zur Geschichte des deutschen Kriegswesens mitgetheilt. Hier gibt er einen Ueberblick über das Ganze von den ältesten Zeiten bis auf die neueste. Die ältere Zeit scheint uns dabei zu sehr berücksichtigt worden zu seyn, der Verfasser hätte sich in Bezug auf sie wohl ein wenig kürzer fassen und dagegen die spätere Zeit vom fünfzehnten Jahrhundert an ausführlicher behandeln dürfen.

Das ältere deutsche Heerwesen verfiel mit der gemeinen Freiheit. Die Gewaltmasse freier Männer war es, die vom dritten bis fünften Jahrhundert nach Christo das römische Reich eroberte. Erst als in den neugegründeten deutschen Staaten das Lehnwesen und der Adel überhand nahmen und die gemeine Freiheit unterdrückt wurde, verfiel das Fußvolk und machte sich allein noch die adelige Reiterei geltend. Aber auch diese mußte unterliegen, sobald das Schießpulver erfunden war. Vergebens verwandelte der Adel seine leichten Panzer in massive Stahlharnische, um den Kugeln zu widerstehen. Das Schießpulver erhob das Fußvolk und die Artillerie und stellte die Cavallerie mehr in Schatten. Daher im fünfzehnten Jahrhundert das Aufkommen der besoldeten Landsknechte und der kunstreichen, namentlich städtischen Artillerie.

Aus den letzten Zeiten der ritterlichen Reichsaufgebote gibt uns der Verfasser Theil II. S. 79 ein lebendiges Bild. „Durch Kaiser Karl i. J. 1360 gegen den ungefügigen Grafen Eberhard von Wirtemberg aufgeboten, sandten Meister und Rath von Straßburg, mit Vollmacht der Schöffen und des ‚Ammanns', 40 gekrönte Helme, jeder zu 12 Pfund Straßburger Pfennige den Monat, mit ganzem Harnisch, Wappenröcken und mustergültigen Hengsten; gesellten einen Priester, ‚fahrende Leute' (Schmidt und Koch und sonstiges Gesinde) bei, liehen ihnen vier Wagen, schenkten zur Steuer auch ein Fuder Weins, befahlen aber dem Hauptmann, unter neuen sehr bündigen Verhaltungsregeln, nirgend vom Kaiser und dem Reichsbanner zu weichen. So gering das Geschwader nach der Mannzahl zu seyn schien, machte es doch einen stattlichen, mit allerlei Gemächlichkeit versehenen Haufen. Jeder der ‚gekrönten Helme' führte drei Hengste mit Reisigen und Schildknechten, die Mannschaft einen berittenen Pfeifer und einen Döber (Tuber, Tober, wohl Trommeler zu Pferd oder Paukêr); dann kam der Pfaff mit dem Schmidt und endlich, auf schwerem Wagengeschirr, der Koch und andere Troß, nicht zu vergessen den Weinvorrath mit nöthigem Geräthe, die Zelte und dergleichen." Das waren noch Ritter ganz nach der alten Art und doch wurden sie schon besoldet.

Das zahlreiche Fußvolk der Landsknechte begründete eine neue Epoche im Kriegswesen nicht nur Deutschlands, sondern Europa's, denn die Franzosen ahmten es bald nach. Die Landsknechte waren eine Art von Nomaden, zogen mit Weib und Kind im Sold der Fürsten oder der Stadt, denen sie gerade dienten, zu Felde, und suchten dann wieder einen andern Dienst. Der Krieg war ihr Handwerk. Uniformen hatten sie noch nicht. Jeder trug sich so phantastisch als möglich, wie es ihm seine Laune eingab und seine Geldmittel erlaubten. Aber im Felde hielten sie Zucht und bildeten furchtbare Sturmcolonnen. „Das äußere Kolorit eines daherziehenden Landsknechtsregiments in seiner ungleichen

mannigfachen Ausrüstung und Bewegung, seiner oft bizarren oder bäurisch-ärmlichen, unzierlichen Kleidung, abgerissen mit ‚schlimmem' Schuhwerk, plumpen Hauben oder Baretten; dann wieder, wenn sie in einer eroberten Stadt einmal ‚Sammet und feines Tuch mit der längsten Elle (dem Spieß) gemessen', aufstaffirt wie Wilde; der ungezwungene regellose Schritt des lärmenden, singenden Haufens, voran der Oberst zu Roß, wie Herr Georg von Frundsberg der Leibesschwere halber wohl auf starkem Maulthiere; umsprungen von seltsam geputzten Trabanten und von bellenden Hunden, die thurm-hohen Fähnlein buntester Art, die Verschiedenheit der Gestalten und Aemter, des Schultheißen, des Freimanns und hinterdrein zwischen einer Unzahl Karren und Wagen, — die Wagenburg, den Schutz der Furcht vor den Hussiten, ersetzen jetzt die langen Spieße — der Schweif von Huren und Buben mit der komisch gespreizten Figur des ehrsamen Hurenweibels und des Rumormeisters; die Weiber beladen mit Kindern, Kochgeschirr und Flaschen, gewährten gewiß das eigenthümlichste Bild, und vergegenwärtigten uns leibhaftig Plutarchs Schilderung von der Fahrt des cimbrischen Volksheeres. Leutselig gönnte Kaiser Maximilian seinen Landsknechten zeitweilige Pracht und entschuldigte sie vor den scheelen Hofjunkern, da er seiner Kriegsgesellen kümmerliches und wechselvolles Leben kannte, ‚die sich die Köpfe davornen zerstoßen mußten, während die Herren dahinten ständen.' Zwar fanden wir schon im 14. Jahrhundert Uniformen städtischer Aufgebote; zumal Nürnbergs gleichförmig rothbewammseten Knechte im Schweizerkriege (1499) gefielen baß dem musternden Kaiser: aber die rasch geworbenen Landsknechte erschienen nur in beliebiger Tracht, wie überhaupt erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei ‚stehenden' Regimentern die Montur ein Erforderniß ward.“ II. 183.

Aus den Landsknechten ging endlich das stehende Militär hervor, Söldner, die beständig unter der Fahne gehalten wurden. Am Ende des 16. Jahrhunderts. Von einem Generalstabe findet sich die erste Spur unter Kaiser Rudolf II. Der niederländische Krieg war allen Parteien eine gute Schule. Aus jener Zeit haben wir noch ein Kriegsbuch (gedruckt 1615) von Johann Jakob von Wallhausen, Hauptmann aus Danzig, der die neuen Waffen und Heereseintheilungen gut charakterisirt. „Bei Betrachtung des ‚Musquetirers' erwähnt W. der verschiedenen Musketenarten, empfiehlt das Kaliber von 10 Kugeln auf das Pfund, und gedenkt vor allem des Fourquets, der Gabel zum Auflegen des Gewehrs, auch, neben dem hölzernen Ladestecken, des eisernen Stämpfers, welchen jeder Korporal mit sich führt; des Bandeliers mit eilf Ladungen in hölzernen Röhren, und sonstigen Zubehörs des Schützen; der Röhre zur Bergung der Lunte, wie des nützlichen Sturmhutes und des drei Fuß langen ‚Hauers', Seitengewehrs. Aber seine Anweisung, ‚zierlich und wirksam die Muskete zu gebrauchen', ist, obgleich die Anwendung der Gabel das Exercitium verwickelter macht, über die Maßen pedantisch und chikanös, und umfaßt nicht weniger als 143 Tempos oder Kommandowörter! Eben so lächerlich weitschweifig ist die Weisung in Gliedern und Reihen zu schießen, aber alles, wie Schachaufgaben, mit Zeichnungen anschaulich gemacht. Etwas kürzer geht es im Gebrauch der Spieße des Doppelsöldners, Pikeniers her, (dem der Kriegsmann die Auszeichnung vor dem Musketier nicht gönnt). Mit vollem Harnisch versehen, mit Armschienen, Ringkragen, Sturmhaube, soll der Doppelsöldner doch nicht so ‚grob' gemustert sein mit Harnischen nach Art der ‚westphälischen Bäuche', daß er ‚einen eigenen Esel zur Fortschleppung seiner Waffen nöthig habe'. Des Pikeniers Abrichtung ist gleichwohl auf 21 Punkte festgesetzt; gegen Fußvolk und Reiterei; nach des Oraniers Vorbild empfiehlt Wallhausen im Fähnlein die Hälfte mit so wirksamer Waffe zu versehen. Acht und vierzig Kommando gehören zur Aufstellung im allgemeinen und zum Marsch; die Lehre von der *Schlachtordnung* und dem viereckten Zuge, wobei noch Rondascher (Träger hoher eiserner Schilde, Setztartschen) vorkommen, ist arithmetisch und geometrisch construirt, und in viele wunderliche, gewiß ganz unpraktische, für das Ergötzen des militärischen Auges allein berechnete Formeln gebracht; überall aber der Oranier das Muster.“ II. 231. „Ueber die Uebung und Abrichtung der ‚Kavallerie' ist unser Schriftsteller ebenso ausführlich und lehrreich; wie er aber schon verstanden hat, in seinem Fähnlein Fußvolk die verschieden Bewehrten als Haufen für sich zu behandeln, stellt sich ihm die Reiterei schon in gleichartigen Regimentern dar, als Lanzenier (Speerreiter mit dem ‚Rennspieße'), Kürisser mit den Fauströhren (Pistolen), Arquebusirer zu Pferd mit dem Bandelierrohre, und als Dragoner zu Pferd mit der ‚Musquete und Pique'; erstere zwei gehören zur schweren, letztere zur leichten Cavallerie. Im Widerspruch mit seinem Lehrmeister nimmt der deutsche Kriegsverständige die Lanzenier in Schutz; sie tragen schon Stiefel mit ungeheuern Sporen, führen die Lanze, (den oben und unten gleich starken Speer mit einem Fähnlein, nicht mehr die Turnierlanze) am Fuße, wie die Uhlanen, sind aber sonst mit schwererer Rüstung versehen, auch mit einer oder zweien Pistolen in der Holfter. Die Kürisser, welche

besonders Georg Basta in seiner Schrift empfohlen, kennen wir bereits; mit ihrem zwecklosen Vorreiten, Pistolenabschießen und ‚Caracoliren‘, ohne viel das Seitengewehr zu Stoß und Hieb anzuwenden. Die Arquebusirer (Hakenbüchsenreiter), ‚Bandelierreiter‘, mit und ohne Vorder- und Hinterstück der Rüstung, ohne Arm- und Beinschienen, mit offener Sturmhaube, tragen am Halse einen ledernen Riemen, mit einer Schleife von Eisen, verschließbar durch eine Feder, um das Rohr hineinzuhängen; ferner Pistolen, ‚Patrontasche‘, ein schneidendes, hauendes Seitengewehr; die Dragonen endlich, halb Musquetier, halb Piquenier, ‚eine lächerliche, aber ihres Orts sehr nützliche Reiterei‘ auf geringen Pferden, ohne Stiefel und Sporen, mit Gamaschen, Sturmhaube und Seitengewehr, halten beim Reiten Zaum und brennende Lunte in der Linken, und dienen um Anschläge, welche durch Cavallerie nicht allein verrichtet werden können, in Ermanglung des Fußvolks auszuführen. Diese Dragonen, fremdartig benannt, aber eine altgermanische Erfindung, schlangen beim Absitzen einer dem Pferde des andern den Zaum über den Hals, so daß die Thiere einer zusammengekuppelten Meute glichen; der Sigambrer und Tenchterer Pferde waren dagegen zum Stillstehen abgerichtet. — Alle diese Regimenter der neuen Cavallerie waren von verschiedener Stärke, selten über tausend Pferde; häufig viel geringer an Zahl, — und in Kornette oder Compagnien getheilt.“ II. 232. Den Namen der Dragoner hat kürzlich Zell in den Denkmälern des badischen Alterthumsvereins 2. von den altrömischen draconarii abgeleitet, welche nach einer ursprünglich skythischen Sitte Drachenbilder als Feldzeichen trugen. Es ist indeß doch sehr zweifelhaft, ob der neue Name der Dragoner, der vor dem siebzehnten Jahrhundert nicht aufkam, sich aus so hohem Alterthum herleiten läßt.

Im dreißigjährigen Kriege schuf Gustav Adolf eine leichtere Artillerie und Bernhard von Weimar zuerst die reitende Artillerie. Gustav machte auch das Fußvolk mobiler. Bei den Kaiserlichen bildeten zuerst die s. g. Kosaken eine leichte Cavallerie, Wallenstein führte die ersten Jäger als leichtes Fußvolk ein (die Holk'schen Jäger). Die spätere Ausbildung des Kriegswesens wird hauptsächlich dem alten Dessauer und dem großen Friedrich verdankt. „Oesterreichs Heerwesen, unter dem Zusammengreifen der überwältigenden Politik Ludwigs XIV. und der letzten Machtentwicklung der Osmannen auf sich selbst angewiesen, und durch den Hofkriegsrathspräsidenten Montecuculi neu organisirt, blieb für das übrige Deutschland das Vorbild, bis des Großen Kurfürsten Kriegsstaat und der preußischen Könige militärische Anstrebungen und Erfolge Brandenburg-Preußen der Nachahmung unabweislicher empfahlen. Beiden kamen die Turennes und Condés zu gute, bei deren freiwillig geworbener oder nach Willkür ausgehobener, in Städten wie die römischen Legionen casernirter Infanterie, die Flinte mit dem Bayonette statt der Pike eingeführt, aber erst spät die Patronen angewendet wurden, und i. J. 1670 die Grenadiercompagnien aufkamen, um bei den vielen Belagerungen, dem neuen ‚Festungskriege‘ Handgranaten zu werfen. Um 1672 sah man in Frankreich auch allgemein die Uniformen, doch noch nicht bei den Generalen; der gemeine Mann in bequem zugeknöptem einfarbigen Rock, trug Schuh und Strümpfe und einen seitwärts aufgeschlagenen Hut, der allmählig die dreispitzige Form überkam; der Offizier die kostbare Perücke. Die französische Reiterei verrieth, nach Aufhebung der Ordonnanzcompagnien (i. J. 1660) noch das Muster der älteren schwerfälligen Cavallerie, selbst an den Musquetons; doch wich der Helm dem Hute mit einem eisernen Reifen, der Küraß dem gesteppten Brustlatze (Plastron). Die raschesten Fortschritte machte die Artillerie in praktischer wie theoretischer Hinsicht, und die Belagerungs- und Vertheidigungskunst. Es entstanden besondere Artillerie- und Bombardier-Regimenter; das Ingenieur- und Kriegsbauwesen erreichte bekanntlich in Ludwigs letzten Kriegen den Gipfel der Meisterschaft für länger als ein volles Jahrhundert.“ — II. 269.

Ueber die neuere Geschichte eilt der Verfasser zu sehr hinweg.

Mythologie.

Briefe an ein junges Mädchen über die griechische und römische Mythologie von Wilhelmine Hildebrandt. Querfurth, Schmid, 1855.

Von einer Lehrerin der Klusemann'schen höheren Töchterschule in Magdeburg mit viel Geist und Geschick geschrieben. Es ist gewiß eine der schwierigsten Aufgaben, dem jungfräulichen Alter eine, wie Jedermann weiß, überaus unzuchtsvolle Mythologie beizubringen und dabei den Anforderungen der Sittlichkeit überhaupt und der modernen Pruderie insbesondere zu genügen. Denn diese Pruderie will den Mädchen nicht einmal mehr das Erlaubte erlauben und übertreibt die Hut der Unschuld in einer Weise, wie sie unsere trefflichen Mütter und Großmütter nicht nöthig fanden. Man sollte

nun meinen, bei so überzarter Rücksicht und Aengstlichkeit könnte man das Studium der classischen Mythologie in Mädchenschulen lieber ganz fallen lassen. Aber, sagt die Welt, das geht nicht an. Unsre gebildeten Töchter müssen sich doch in Antikensammlungen und Gemäldegallerien zurechtzufinden wissen 2c. Ein Mädchen, die gar nichts von den Göttern Griechenlands wüßte, könnte ja nicht gebildet heißen.

Was uns betrifft, so würden wir es für ein so gar großes Unglück nicht halten, wenn auch unsere jungen Mädchen in den Schulen ganz unbekannt blieben mit der Art, wie Danae, wie Leda, wie Antiope, wie Alkmene, wie Io 2c. den Segen des weiland Wolkenversammlers empfangen haben.

Die Verfasserin legt S. 3 von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht das größte Gewicht auf den Umstand, daß unter den Götterliebschaften, die auf den ersten Blick so unanständig, ja selbst bestialisch erscheinen, öfters, ja meistens nur Allegorien verstanden seyen, ganz unschuldige Begriffe von elementaren Verbindungen, Naturerscheinungen 2c. Allein damit ist die Unzucht der classischen Mythologie noch nicht wegdisputirt. Man muß immer wieder fragen: warum denn die Griechen, um so einfache und unschuldige Begriffe auszudrücken, Mythen erfunden haben, die mit dem feinsten Raffinement gerade darauf ausgehen, die Unschuld erröthen zu machen, das sittliche Gefühl zu beleidigen und die Einbildungskraft mit schamlosen Bildern zu erfüllen? Andere Völker, z. B. Perser, Germanen haben für dieselben Begriffe edlere Bilder gewählt. Warum thaten das nicht auch die feingebildeten Griechen? warum gefielen sie sich so sehr im Schmutz?

Wir finden es unpassend, daß die Lehrer der Mythologie die Wahrheit in dieser Beziehung immer nur vertuschen. Sie dürften wohl neben der schönen und reizenden Seite, welche die classischen Dichtungen und Kunstwerke darbieten, auch die unsittliche Seite als solche bezeichnen. Sie könnten wohl, wenn sie die Schönheit der jovischen Stirn an einem antiken Kopf analysiren, daneben sagen, welche niedere Vorstellung dieselben geistreichen und schönheitsbeflissenen Hellenen von ihrem höchsten Gott gehabt, welche Gemeinheiten und Schlechtigkeiten sie ihm zugeschrieben haben. Sie könnten wohl, wenn sie einerseits mit Winkelmann für die schöne Form begeistert sind, andrerseits mit Clemens von Alexandrien, Lactantius, Arnobius 2c. die von jenem schönen Heidenthum unzertrennlich gewesenen Greuel verabscheuen. Die Kirchenschriftsteller, welche das Heidenthum, wie es noch zu ihrer Zeit war, treu nach dem Leben geschildert haben, sind die nothwendige Ergänzung zu den classischen Autoren unter den Heiden selbst. Es ist gewiß ein Fehler, wenn unsrer Jugend auf den Schulen immer nur die homerisch-pindarische Lichtseite der von den Olympiern regierten Welt gezeigt wird, und nicht auch die Nachtseite in jener sittlichen Versumpfung, aus der die Menschheit nur durch das Christenthum erlöst werden konnte.

Literärgeschichte.

Brocchi's Briefe über Dante's göttliche Kommödie. Aus d. Italienischen von V. K. S. Bonn, Henry und Cohen, 1855.

Ein echt italienisches Produkt. Brocchi erreicht im Urtheil bei weitem nicht die Tiefe der deutschen und englischen Kritiker, die über Dante geschrieben haben, faßt weder den religiösen, noch den politischen Charakter des großen Gedichts auf, sondern behandelt es wie ein gewöhnliches poetisches Elaborat und als bloße Fortsetzung des Virgil. Seinem italienischen Patriotismus knüpft sich der in der Völkerwanderung abgerissene Faden antiker Bildung mit Dante, Boccaccio und Petrarca einfach wieder an. Ihm sind die Italiener die Fortsetzer der Römer, Dante ein Nachahmer des Virgil. Nur die Form seines Gedichts interessirt ihn. Deßhalb kann sich Brocchi auch nicht überwinden, einerseits das, was Dante mit Aeschylos gemein hat, als zu überspannt oder eckig zu tadeln, und andrerseits ihm da, wo er in der Form einfacher und geschmeidiger erscheint, Alfieri an die Seite zu stellen. Das kann in der That nur einem modernen Italiener passiren, dem die classische Bildung alles und die christliche nichts ist. Dante und und Alfieri sind himmelweit verschieden.

Nachdem Engländer und Franzosen angefangen haben, dem classischen Zopf zu entsagen und sich ihrer germanischen und christlichen Vorzeit wieder zu rühmen, würden die Italiener wohlthun, ihnen nachzuahmen. Das italienische Mittelalter ist fruchtbarer an Lehren für die modernen Italiener, als das Trugbild der antiken Republik, dem sie thöricht nachhängen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Sonnabend, N° 82. 13. Oktober 1855.

Naturkunde.

Naturgeschichte der Vulcane und der damit in Verbindung stehenden Erscheinungen von Dr. Georg Landgrebe. Zwei Bände. Gotha, Justus Perthes, 1855.

Eine sehr ausgezeichnete Monographie der Vulcane. Nach einer kurzen Einleitung über die Theorien des Vulcanismus geht der Verfasser sogleich zur ausführlichen Beschreibung aller vulcanischen Gruppen und einzelnen Vulcane über, die er hauptsächlich aus Reisebeschreibungen mit großer Umsicht gesammelt hat.

Bekanntlich theilte Leopold von Buch die vulcanischen Krater in Erhebungs- und Eruptionskrater ein, während Lyell und andre die erstere nicht anerkannten. „In Folge eines Stoßes von unten werden die wagerecht abgelagerten Erdschichten aus ihrer Lage gerückt und emporgetrieben, sie werden rings um das Centrum der gemeinsamen Erhebung aufgerichtet und vom Mittelpunkt her aufgerissen, wodurch in der Mitte eine Weitung entsteht. Hierdurch unterscheidet sich das Phänomen von der Entstehungsweise eines brennenden Vulcans, welcher einer Anhäufung der von ihm ausgeworfenen Massen theils seine Bildung, theils sein successiv erfolgendes Wachsthum verdankt. Wenn Berge, deren Umfang und Höhe sehr verschieden ausfallen kann, auf diese Art entstehen, so nennt L. von Buch die in ihrer Mitte sich bildende kesselförmige Vertiefung einen ‚Erhebungskrater'. Werden Inseln auf gleiche Weise erzeugt, so erhalten sie den Namen ‚Erhebungsinseln'. Auf diese Weise wird eine solche kraterähnliche Bildung von dem Krater eines thätigen Vulcans unterschieden, welcher ein ‚Ausbruchskrater' genannt wird." Der uns bekannteste und nächste Vulcan, der Vesuv, ist ein Eruptionskrater, der vom Somma, einem Erhebungskrater, halb umschlossen ist. „Da die Somma die Tuffschichten durchbricht und sie erhebt, so kann sie natürlich als Berg vor der Bildung des Tuffes nicht vorhanden gewesen seyn, doch muß die vulcanische Thätigkeit in dieser Gegend vorher sich schon wirksam gezeigt haben, denn der Tuff des Eremiten-Hügels, so wie die Schichten in den Thälern der Fossa grande und Fossa della Vetrana enthalten zahlreiche Fragmente von Leuzitophyr, der aber in dem Tuffe bei Neapel gar nicht vorkommt. Diese Gesteine mögen daher wohl denjenigen Schichten angehören, welche anfangs im Meere von den vulcanischen Kräften über die Fläche verbreitet und späterhin als Wände des Erhebungskraters aufwärts getrieben wurden. Mit ihnen finden sich, und zwar ebenfalls von Tuff eingeschlossen, die Dolomite und andere Gesteine von früherer Entstehung, welche so reich an den verschiedensten Mineralgattungen sind und den Vesuv in dieser Hinsicht so berühmt gemacht haben. Bei Weitem die meisten derselben finden sich in den vom Tuff umschlossenen und eingehüllten Stücken. Gewöhnlich, aber wie es scheint, ganz irrig, nennt man sie Auswürflinge des Vesuvs, und obgleich man noch nie beobachtet hat, daß der Berg solche Gebilde ausgeschleudert habe, so hilft man sich durch die Annahme, es könne solches in frühern Zeiten geschehen seyn. Sie können aber nicht als Auswürflinge betrachtet werden, wenn man erwägt, daß der fragliche Tuff hinsichtlich seiner Entstehungsweise mit dem von Capua und Neapel gänzlich übereinstimmt und daß er vor der Erhebung der Somma sich über jene Fläche ausgebreitet hat. Die umwickelten Stücke mußten also lange vorher in dieser Gegend vorhanden gewesen seyn, ehe vom Monte Somma und noch weniger vom Vesuv die Rede seyn konnte. Deshalb sind sie auch keine Auswürflinge weder dieses Berges, noch der Somma, sondern wahrscheinlich das Product einer untermeerischen, tief im Erdinnern verborgenen

vulcanischen Kraft." Theil I. Seite 12. Eben so gewiß ist der berühmte Monte Nuovo ein Erhebungskrater. Leopold von Buch rechnet zu denselben auch die s. g. Laguneninseln im stillen Meer, niedere Inseln aus einem runden Korallenriff, welches einen See verschließt, gebildet, sofern die Korallen auf den Rand des untermeerischen Kraters gebaut haben.

Ferner unterscheidet derselbe Central- und Reihenvulcane. In den ersten wirkt eine unterirdische Kraft aus einem Punkt, die letztern liegen über einer unterirdischen Spalte, in der die Kraft linear fortwirkt.

Nun die Beschreibung der einzelnen Gruppen und Lagen, vor allen des Vesuv und Aetna, der europäischen, dann der afrikanischen, asiatischen und amerikanischen Vulcane. Eine vollständige vulkanische Topographie, worunter uns die Schilderungen der prachtvollsten und schrecklichsten Naturscenen begegnen.

Der äußeren Lage nach unterscheiden sich als die höchsten und zugleich zahlreichsten aller Vulcane die aus den mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren hervorbrechen. Daran reihen sich die ebenfalls sehr hohen Vulcane der tieferen Eisregionen in beiden Polarzonen, der Eliasberg, die Vulcane in Island und Kamtschatka im Norden, der Erebus am Südpol. Der Gegensatz des Feuers mit der Kälte und dem Eise ist der grellste. Man denke sich mitten im Wintereise Kamtschatka's den plötzlichen Feuerausbruch z. B. des Vulcan Schischaldinskoi: „Im December 1830, um welche Zeit der Vulcan von Schnee bedeckt und in dichten Nebel gehüllt war, erfolgten von Neuem die fürchterlichsten unterirdischen Detonationen, und als der Nebel sich endlich zerstreut hatte, war auch der Schnee verschwunden und der Berg auf drei Seiten gespalten. Schreckhafte, himmelhohe Flammen stiegen aus diesen Klüften hervor." I. 400. So verwandelte sich auch auf Island einmal ein Eismeer auf den Bergen in ein glühendes Lavameer. — Dann folgen die Vulcane im Meere, in denen Feuer mit dem Wasser kämpft. Denkt man sich den Munaroa auf den Sandwichs-Inseln oder den Pic von Teneriffa, die sich über dem Meer fast zur Höhe des Montblanc (Munaroa 12,693 Fuß, der Pic 11,430 Fuß) erheben, bis an ihren Fuß vom Meere entblößt, so würden das ganz ungeheure Bergspitzen seyn, mit nichts zu vergleichen, als mit den Kraterbergen im Monde. Viele untermeerische Vulcane aber sind noch gar nicht über das Meer hervorgetreten, sondern untermeerische Berge geblieben. — Wieder sehr eigenthümlich ist der Contrast des Vulcans mit einer Sandwüste. So fand Junghuhn auf Java den Vulcan Dasar oder Gunong Tingger. „Aus der Tiefe leuchtet eine Sandfläche hervor, öde, kahl, wüst, alles Pflanzenschmuckes beraubt und dabei so außerordentlich tief und weit, daß sogar Reiter, welche in ihrer Mitte sich bewegen, nur wie schwarze Punkte erscheinen. Mitten aus diesem Sandmeere erhebt sich ein steiler Berg von vollendeter Kegelgestalt, gleich einem Zuckerhute und in lauter schmale Leisten gespalten, an denen sich bis zu einer gewissen Höhe kleine Gebüsche hinanziehen. Ihr schönes Grün bildet mit der öden Sandwüste den lieblichsten Contrast. Noch greller sticht mit ihrem Schmelze die bräunlichweiße Farbe eines zweiten, minder hohen Kegels ab, der sich dem erstern südlich anreiht und dessen äußerer Abhang durch Hunderte geschlängelter Furchen in kleine Joche getheilt ist, die in das Sandmeer hinablaufen." I. 273.

Natürlicherweise wird der Leser durch die Beschreibung der minder bekannten Vulcane am meisten gefesselt. So ist leider von dem schönen Vulcanen Chinas und Japans noch lange nicht genug bekannt. „Fusi-no-yama ist der ansehnlichste, thätigste und interessanteste Vulcan in Japan. Er erscheint in der Gestalt einer ungeheuren, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide, von welcher Kämpfer sagt, daß sie hinsichtlich ihrer Höhe sich nur mit dem Pic von Teneriffa, hinsichtlich ihrer Form und Schönheit mit keinem Berge in der Welt vergleichen lasse. Dazu kommt noch der denkwürdige Umstand, daß er im J. 285 vor Chr. G. plötzlich aus der Erde sich emporgehoben haben soll, in Folge des merkwürdigsten vulcanischen Phänomens, welches man überhaupt aus Japan kennt. Damals bildete ein ungeheurer Einsturz in einer einzigen Nacht den großen See Mitsu-umi oder Biwa-no-umi in der Provinz Oomi. In demselben Moment, wo dieser Einsturz erfolgte, stieg der Fusi aus der Erde empor." I. 355.

In Bezug auf die Kraft und Wirkung wird unterschieden der Zusammenhang der vulcanischen Thätigkeit mit dem Erdbeben und heißen Quellen, die Gas- und Dampfentwicklung, die Feuerausbrüche, der Auswurf von Asche, glühenden Steinen und mannigfacher Lava, die Ausscheidung von Schwefel, Salmiak rc.

Hier nur Einiges über die Verschiedenheit vulcanischer Dämpfe, am interessantesten am südamerikanischen Vulcan Antuco. „Ein sehr bemerkenswerthes Phänomen war die Verschiedenartigkeit der Dämpfe, welche aus dem Krater hervorbrachen und mit großer Regelmäßigkeit aufeinander folgten. Diese waren mit starker Erschütterung des Bodens verbunden. Pöppig beobachtete zwei solcher Explosionen. Eine große Menge blauschwarzen Rauches drang aus den Ritzen im Innern des Kraters hervor und wirbelte mit ziemlicher Gewalt,

wenn auch geräuschlos, empor. Er besaß einen schwefeligen Geruch, sauren Geschmack und reizte stark zum Husten. Dann aber trat plötzliche Verminderung ein und nur einzelne dünne Streifen stiegen aus den größeren Spalten auf. Eine starke Erschütterung folgte, hellweiße, im Sonnenlicht lebhaft erglänzende Strahlen schoßen mit unbeschreiblicher Gewalt aus der Tiefe empor und führten eine Wolke weißer Sandkörner und Lavastücke bis zur Schwere eines Lothes mit sich herauf. Kaum schien sich diese weiße Dampfsäule mehr als einige hundert Fuß hoch zu erheben, allein erschreckend war das Geräusch bei ihrem Austritt und nur mit jenem zu vergleichen, das zwanzigfach weniger gewaltsam aus dem geöffneten Ventile der größten Dampfmaschine hervorbricht. — An einem windstillen Morgen und bei wolkenlosem Himmel stieg der mehr als gewöhnlich weiße Dampf des Vulcanes ruhig bis zu ansehnlicher Höhe empor, und gleichsam durch etwas Schwereres beschränkt, bildete er eine lange, horizontale Schicht, die stets weißer wurde, innerhalb einer Stunde sich sehr vergrößerte und zuletzt den gewöhnlichen Wolken gänzlich glich. Sie trennte sich dann von der unterstützenden Rauchsäule und zog langsam und ungetrennt nach Norden, wo sie bis Nachmittag die einzige blieb. In andern Fällen entstanden 3—4 solcher Wolken, die später zusammenstoßen, bisweilen viele Stunden ruhig stehen blieben, bisweilen durch Luftströmungen fortgetrieben wurden und am Abend mit den aus den Thälern aufsteigenden Nebeln sich vermischten. Alsdann folgt stets ein Regen und der Landmann in Antuco ist davon durch lange Erfahrung so fest überzeugt, daß er den Vulcan für den Erzeuger der Wolken ansieht. Außer den beiden erwähnten, dem Krater des Vulcanes entsteigenden Arten von Dämpfen gibt es noch eine dritte, die aber noch Niemand, wegen der damit verbundenen Gefahr, in der Nähe beobachtet hat. Bei dieser tritt der dunkelschwarze Rauch mit einer so ungeheuren Gewalt aus der Mündung hervor, daß er mit Blitzesschnelle bisweilen mehr als 2000 Fuß emporsteigt. Schon in der Entfernung von zwei Meilen unterscheidet man das Drängen der dicken Massen, welche die Mündung viel zu eng finden, und man kann weithin ihren raschen Flug verfolgen. Indeß tritt diese Erscheinung nur selten ein, und während einer Zeit von 5 Monaten wurde sie nur einmal beobachtet." I. 423.

Nicht weniger selten und eigenthümlich ist das vulcanische Wetterleuchten, gleichfalls in Südamerika: „Dieses Leuchten erscheint um so intensiver, je ruhiger die Natur und je klarer der Himmel. Vidaure (s. dessen Geschichte des Königreiches Chile. Hamburg 1782, deutsche Uebersetzung, S. 14) scheint der erste Schriftsteller zu seyn, welcher dies Phänomen erwähnt. Eben so bemerkt Miers (Travels to Chile and la Plata etc. II.), daß man fast in ganz Chile während heiterer Sommernächte ein Wetterleuchten wahrnehme, aber nirgends Wolken sehe, noch ein vorangehendes oder nachfolgendes Gewitter beobachtet habe. Das Volk bezeichnet diese Eigenschaft eines Vulcans mit dem Ausdrucke: ‚El volcan relampaga'. Meyen fand dieses Leuchten stets um so stärker, je näher er an die Vulcane kam und je klarer die Atmosphäre erschien. Zuerst bemerkte er die Erscheinung an dem Vulcane von Rancagua. Bald nach Sonnenuntergang trat aus dem Krater dieses Berges eine Lichtmasse hervor, welche einem Blitze glich, im nächsten Augenblicke aber wieder verschwand; gleich darauf trat eine Feuermasse hervor, die in die Höhe getrieben wurde und dann wieder in den Schlund zurückfiel. Auch die Bewohner dieser Gegend haben häufig dasselbe Phänomen beobachtet. Meyen fand dieses Leuchten, wenn er sich in einer Ebene befand, niemals mit Geräusch verbunden, wohl aber fast jedesmal auf dem Rücken der Cordillere, wo dies Geräusch der Vulcane entferntem Kanonendonner glich. Was dieser Erscheinung zu Grunde liegt, ist bis jetzt noch nicht ermittelt. Meyen meint zwar, man könne es durch die Detonation des Wasserstoffs mit dem Sauerstoff, angezündet durch die Feuermasse des Vulcans, wohl leidlich erklären, doch bleibe es hierbei sehr auffallend, warum allein die Vulcane von Chile ein solches Leuchten zeigen und sich dadurch von den ihnen so nahe gelegenen peruanischen Feuerbergen, mit denen sie doch unter ganz gleichen Verhältnissen stehen, so deutlich unterscheiden. Der Vulcan von Atacama nämlich scheint der letzte zu seyn, der ein solches Leuchten noch wahrnehmen läßt. Der Vulcan von Arequipa zeigt es nicht mehr." I. 433.

(Schluß folgt.)

Lehrgedicht.

Hausreden. Von Leopold Schefer. Dessau, Katz, 1855.

Eine Fortsetzung des berühmten Laienbreviers, desjenigen Werkes, durch welches Leopold Schefer sich seinem entchristlichten Zeitalter ganz besonders insinuirt hat. In jenem Brevier nämlich stellte er dem Priester

der christlichen Kirche einen Priester der Natur und Menschheit entgegen, wie denn überhaupt seine Religion nur eine Wiederaufwärmung des bekannten Theophilantropismus ist, den Larevellière-Lepaux zur Zeit des Directoriums in Frankreich allgemein einzuführen und an die Stelle des Christenthums zu setzen bemüht war. Der alte englische Deismus in französische Sentimentalität eingetaucht.

Um seine lieben Landsleute zu bestechen, hat sich Leopold Schefer der alten Kotzebue'schen Mittel bedient, jener comédie larmoyante oder des bürgerlichen Familien- und Rührspiels. Die liebe Natur, die liebe Frau, die lieben Kinder, die ganze liebe Familie werden unaufhörlich gepriesen, geherzt und geküßt. Unter dieses an sich unschuldige Gekose und poetische Getändel mischt der Dichter kleine feine Gifte und verräth einen tiefen geheimen Haß gegen das Christenthum und gegen dessen Anweisungen auf das Jenseits. Er will nur das Diesseits gelten lassen. Was Religion sey, sagt er uns S. 430:

> Der reifen Jungfrau ist Religion:
> Sich einen Mann zu nehmen, einen Vater
> Für ihre Kinder, ohne die „kein Weib";
> Dem reifen Jüngling ist Religion:
> Sich eine Frau zu nehmen, eine Mutter
> Für seine Kinder, ohne die „kein Mann".
> Was Menschenleben fördert und verschönt,
> Die Herzen schmückt, die Seelen freudig macht,
> Das Alles ist Religion, ist Andacht,
> Gebet in seiner süßesten Erfüllung.
> Selbst Blumen pflanzen, Acker pflügen, säen
> Und erndten, selbst der Kinder Aepfelpflücken
> Und wonnig Schlafen für den neuen Tag,
> Das neue Werk, das heil'ge Werk, das Leben,
> Das ist gewissenhafte Frömmigkeit,
> Die innigste Verbindung, süß'ste Ehe
> Der ganzen Seele mit dem schönen All!
> Das Leben ahnen, sich dafür begeistern,
> Es überschaun und seiner sich erinnern,
> Ist noch das Leben selber nicht. Das Haus,
> Das Menschenhaus mit Weib und Kindern drin,
> Das ist der einzig unentbehrlichste,
> Der heiligste, der einzig wahre Tempel.

Die Unsterblichkeit, die ewige Seligkeit, das Gottbedürfniß sind vor den Augen des Dichters Thorheiten und Täuschungen. Der Mensch, sagt er S. 307, sey der Gott der Erde und beherrsche das gegenwärtige Leben, das sey ihm genug.

> So soll denn nichts vom Menschen bleiben; nichts
> Von einem Volke; nichts vom menschlichen
> Geschlecht. So ist's der Erd' und seiner würdig.
> Und so geschieht, so mag, so soll's geschehen.
> Und also einsehn, also fühlen, spart
> Unzähl'ge Thränen unverständ'gen Kummers
> Und Grames um uns selbst und unsre Lieben,
> Die wir . . . und uns nicht hoch genug geehrt!
> Das ist des Menschen Größe: rein vergehen
> Und keine Spur von sich auf Erden lassen,
> Kein Angedenken, daß es Jemand schmähe,
> Ihn schmähe, daß er schlecht-vergänglich war!
> Denn Todtenmähler zeigen ihn nur sterblich
> Und elend hingelegt in Staub und Asche,
> Als Staub und Asche. — Heilig ist der Mensch!
> Nicht Andrer Angedenken, noch sein eignes
> Gedenken braucht er! Göttlich ist der Mensch!
> Und Alles ist geringer, als er selbst.

Darum soll der Mensch, bemerkt der Dichter S. 291, sich auch der von der christlichen Weltansicht unzertrennlichen Furcht und Demuth entledigen und keck sich seiner Herrschgewalt bedienen.

> Der gute Wunsch ist gutes Menschenrecht,
> Und nicht Erniedrigung der Himmelsseele
> Ist: Alles wollen, was dem Menschen zusteht
> Mit Recht des Gottes, der den Geist ihm gab.
> Erst Feigheit wär', es nimmermehr zu wollen!
> Und Gottes Muth ist, Alles Gute fordern
> Vom eignen großen menschlichen Geschlecht.

Daher S. 175 das Lob der ewig Unzufriedenen:

> Drum sind die gründlich Unzufriedenen
> Die besten Menschen, sind die guten Seelen,
> Die, großes Glück und hohes Heil im Herzen,
> Für Andre leben, stark-bereit zum Tode.
> Die Unzufriedenen nur werden leben,
> Und immer besser, reicher, edler, schöner!
> Doch die mit Allem dumpf Zufriedenen —
> Stets schlechter lebend, müssen sie verkommen.

Dieser verbissene Ingrimm paßt schlecht zu der sonst durch das ganze Buch zur Schau getragenen Selbstzufriedenheit, und zu dem Grundtext: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Der Dichter in seinem naturpriesterlichen Talar ist kein aufrichtiger Schwärmer, sondern spielt Comödie und maskirt in der Liebe den Haß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 83. 17. Oktober 1855.

Naturkunde.

Naturgeschichte der Vulcane und der damit in Verbindung stehenden Erscheinungen von Dr. Georg Landgrebe. Zwei Bände. Gotha, Justus Perthes, 1855.

(Schluß.)

Zu den schönsten Dampfphänomenen gehört ferner der Ausbruch der kleinen Geyser auf Island. Viel berühmter ist der große Geyser, der eine 28 Fuß im Umfang haltende Wassermasse 100—150 Fuß hoch in die Luft schleudert. Aber der kleine Geyser zeigt schönere Beleuchtungsphänomene. „Das betäubende Zischen und Brausen, mit welchem die kochenden Wasserstrahlen aus dem Mundloch der Quelle hervorbringen und durch das man sehr vernehmbar das Rauschen der durch die Gewalt der Dämpfe zerstäubten, in Regenschauern herabfallenden Wassermasse unterscheibet — die Pracht der unbeschreiblich schönen Regenbogen, welche durch den Reflex der Sonnenstrahlen mit stets wechselnder Intensität in den herabrauschenden Tropfen auf Augenblicke entstehen, um eben so schnell wieder unter den rollenden Dampfmassen zu verschwinden, — die dicht geballten Dampfwolken selbst, welche vom Wasserstrahl emporwirbeln und dem Spiele der launigten Winde preis gegeben, sich scharf gegen den Hintergrund der dunkeln, unheimlichen Bergwände abgrenzen — der mattfarbige Hof endlich, welchen der Beobachter zu Häupten seines schwankenden riesigen Schattens auf diesen Wolken gewahrt, und der nur ihm selbst, nicht aber zugleich seinem Nachbar sichtbar ist — Alles dies gewährt einen überraschenden, großartigen und schwer zu beschreibenden Eindruck (nach Bunsens Beschreibung)." I. 117.

Im zweiten Theile handelt der Verfasser von den Erdbeben, als welche mit den Vulcanen im engsten Zusammenhange stehen. Das Erdbeben ist ein nicht zum Ausbruch gekommener, unterdrückter Vulcan. Der Vulcan ist ein Schlott, durch den die unterirdische Kraft Gas, Flammen, Lava 2c. ausstößt und dadurch einen Abzug bekommt. Daher haben die Erdbeben, wie die Vulcane, eine centrale oder lineare Richtung und die linearen Erdbeben folgen in der Regel der Richtung von Gebirgen. Indem Herr Landgrebe die mannigfachen Vorkommnisse bei Erdbeben nach Rubriken behandelt (und nicht die einzelnen Erdbeben gleich den einzelnen Vulcanen im ersten Theil beschreibt), kommt er auch auf die Einwirkung derselben auf die Thierwelt zu sprechen und gibt darüber einige sehr interessante bisher weniger bekannte Notizen: „Die schädlichen und irrespirabeln Gase und Dämpfe, welche, wie wir vorhin erzählt, bei manchen Erdbeben sich entwickeln, mögen wohl die vornehmste Ursache der Beunruhigung seyn, welche man beim Herannahen der Erderschütterungen bei mehreren Thiergeschlechtern bemerkt. Es gilt dies besonders von denjenigen, welche unterhalb der Erde, in Höhlen und Löchern sich aufhalten. Schon Le Gentil (Nouveau voyage autour du monde, T. 1. p. 172) machte auf seiner indischen Reise die Bemerkung, daß die Ratten und Mäuse, Maulwürfe, Eidechsen und Schlangen einige Zeit vor dem Eintritte der Erdbeben ihre unterirdischen Wohnungen verlassen und unruhig hin und her laufen. Sogar auf Insekten, welche unterhalb der Erde leben, soll sich dieser Einfluß erstrecken. Auch die stumpfsinnigen Saurier werden dadurch afficirt, und A. von Humboldt erwähnt (in seiner Relat. histor. T. 5. p. 57 und neuerdings auch im Kosmos), daß in den Llanos von Venezuela die Alligatoren bei herannahenden Erdbeben ihren sumpfigen Aufenthaltsort verlassen und mit lautem Gebrüll dem trocknen Lande zueilen. Am schönsten hat den Einfluß der Erdbeben

auf die Thiere unstreitig Poli (Memoria sul tremuoto di 26. Luglio 1805) bei der Katastrophe beschrieben, welche um die genannte Zeit in Neapel erfolgte. Auch er bemerkte bei den Insekten, namentlich bei den Ameisen, daß sie schon mehrere Stunden vor dem Erdbeben ihre Löcher verließen, und die geflügelten Ameisen flüchteten sich bei dunkler Nacht in die Zimmer der Häuser. Die Heuschrecken bewegten sich, in großen Schwärmen kriechend, während der Nacht durch Neapel nach der Meeresküste hin. Selbst die Bewohner des Meeres zeigten eine Voremvfindung, denn die Fische schwammen hastig an's Ufer und wurden dort leicht in großer Menge gefangen. Auch die Vögel geriethen in Unruhe, insbesondere verursachten Hühner und Gänse durch lautes Geschrei einen großen Lärm. Eben so sah Caldcleugh (a. a. O.) bei dem heftigen Erdbeben in Chili am 20. Februar im J. 1835 große Schwärme von Seevögeln, welche, wild durcheinander fliegend, von der Küste nach den Cordilleren zogen.“ II. 39. Aus diesen Notizen erkennen wir ein gewisses Gesetz des thierischen Instinktes, wornach er in der Täuschung der Angst das Thier antreibt, bei dem ihm fremden, ja feindlichen Elemente Schutz zu suchen, den Wasservogel auf dem trockenen Felsengebirge, den Fisch auf dem Lande, die Heuschrecke im Wasser. In derselben Angst, wenn auch aus einer andern Ursach, stürzen sich die Wanderratten zu Millionen ins Meer.

Die Spannkraft der unterirdischen Dämpfe oder die Ausdehnungskraft der in der Tiefe liegenden Stoffe offenbart sich theils im Erdbeben, theils in der langsamen kaum merklichen Wirkung, die z. B. das Festland von Schweden allmählich, aber einseitig emporrichtet. Das Aeußerste, was diese Kraft bisher geleistet hat, zeigt sich an der Westküste von Südamerika. „Die neuere Zeit lieferte eins der großartigsten und merkwürdigsten Beispiele von Hebungen des Bodens über das frühere Niveau bei dem furchtbaren Erdbeben, welches im November des J. 1822 die chilenische Küste traf. Am 19. und 20. November jenes Jahres erfolgten daselbst die ersten Erdstöße; sie dauerten bis zum September des folgenden Jahres fort und waren bisweilen so häufig, daß mitunter Tage lang die Stöße in Intervallen von nur fünf Minuten sich wiederholten. Sie schienen von Süd nach Nord sich fortzupflanzen, über den ganzen Küstenstrich von Lima bis Concepcion, auf eine Erstreckung von 300 geogr. Meilen, und verbreiteten sich ostwärts bis zu der mit der Küste parallel laufenden Kette der Cordilleren. Man schätzt den Flächeninhalt des Landes, auf welchem dieses Heben des Bodens stattgefunden hat, auf 100,000 geogr. □ Meilen. Die Höhe, bis zu welcher das Erdreich emporgehoben wurde, wird verschieden angegeben; so viel ist gewiß, daß sie an der Küste geringer, landeinwärts ansehnlicher war. An ersterer soll sie 2—4, eine Meile nach dem Lande hin 5—7, an manchen Stellen sogar 15—20 Fuß betragen haben.“ II. 52.

Eine große Aufmerksamkeit widmet der Verfasser den s. g. pseudovulcanischen Erscheinungen, d. h. den Solfataren, Schlammvulcanen, Luftvulcanen, Gasausströmungen, Bergöl- und Asphaltausbrüchen. Unter den erstern Vulcanen sind am merkwürdigsten die Macalubi. „Die Stelle liegt 5 ital. Meilen im Norden von Girgenti. Daselbst bemerkt man eine in der Mitte etwas vertiefte, ungefähr ½ ital. Meile im Umfange habende, von einem ebenen Thale umgebene und mit Kreidemergel bedeckte Fläche, auf welcher sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleiner, kegelförmiger, nur wenige Fuß hoher, aus grauweißer Thonerde bestehender und oft nur 2—3 Fuß von einander entfernter Erhöhungen befindet, auf deren Spitze man eine umgekehrt trichterförmige Vertiefung wahrnimmt. Aus dieser letztern steigt stets ein schlammiger, zähflüssiger Thonerdeballen auf, der eine Art Kugel bildet und durch die aus dem Innern des Kegels sich entwickelnden Luftarten in die Höhe getrieben wird, hierauf mit einem dumpfen Geräusche zerplatzt und im Zerplatzen aus dem Trichter die schlammige Erde herauswirft, die dann an den Seiten des Kegels herabfließt und sich in den tiefern Stellen des Bodens ansammelt. Nachdem die kleine Explosion erfolgt ist, senkt derjenige Schlamm, welcher nicht über den Rand des Trichters hinausgeschleudert worden ist, sich in den letztern wieder hinab, bis auch er von einer neugebildeten und aufsteigenden Luftblase zuletzt aus dem Trichter weggeschleudert wird. Hin und wieder bleiben auch wohl kleine Wasser- und Schlammtümpfel stehen, aus denen stets Blasen aufsteigen, gleichsam als wenn sie kochten. Fast stets bemerkt man auf diesen Behältern stark riechendes, mehr oder weniger reines Steinöl, welches auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und bisweilen sich so reichlich erzeugt, daß es einen Handelsartikel abgibt.“ II. 96. Auch Stinkstein und Erdpech kommen mit Steinöl verbunden vor. — Die Gase brennen oft, ohne zu entzünden. So die berühmten brennenden Wiesen bei Pietra mala auf den Apenninen, der s. g. Höllengarten bei Barigazzo, die wundervollen Erdfeuer bei Baku (uralte Heiligthümer der Perser und Inder), worüber Eichwald in seinem Reisewerk am ausführlichsten berichtet hat, Gasflammen von ungeheurer Höhe aus dem nackten Boden emporsteigend, ohne zu verletzen. Aehnliche Feuerbrunnen kommen in China

vor. — Unter den Schlammvulcanen sind die von Turbaco die berühmtesten (Humboldt Reise VI. 2. 203), unter den Luftvulcanen, die nur Luft ausströmen, der von Cumacatar. Gegenüber von der Insel Trinidad auf der Tierra Firma kommt neben Schlammvulcanen auch ein sehr mächtiger Asphaltsee vor. In den Gebirgen von Samarcand findet sich in ähnlicher Weise die größte Menge Salmiac.

Woher alle diese Stoffe? „Bezüglich der Frage, welchem Substrat das Gas seinen Ursprung verdanke, kann wohl die Antwort am einfachsten und natürlichsten dahin gegeben werden, daß an solchen Stellen, wo die Erdfeuer zum Vorschein kommen, tief unterhalb der Erdoberfläche Kohlenflötze, mehr oder weniger rein, vorkommen mögen und diese durch den vulcanischen, im Erdinnern seinen Sitz habenden Prozeß einer Art trocknen Destillation unterliegen, und dadurch neben andern Producten auch die beiden gewöhnlichen Kohlenwasserstoffgase entstehen. Sind die Kohlen unrein, z. B. mit Bitumen oder Harzen inprägnirt, so kann durch eben diesen Prozeß, außer den genannten Gasen, auch Erdharz, Asphalt, Naphtha u. dergl. m. entstehen, und es wäre damit auch das so häufige und reichliche Vorkommen der letztgenannten Substanz in diesen Gegenden erklärt." II. 142.

Die Erklärung aber, die der Verfasser von der Gesammterscheinung des Vulcanismus gibt, ist folgende. „Bei dieser Hypothese nimmt man demnach an, daß der Kern der Erde aus einer feurigflüssigen Masse bestehe, und daß derselbe an der Stelle, wo er die Festrinde des Planeten begrenzt, ununterbrochen, jedoch allmählig erstarre, so daß die bereits fest gewordene Schale der Erde stets dicker werde. Der Umstand, daß die meisten flüssigen Körper — denn nur wenige machen davon eine Ausnahme — wenn sie erstarren, eine Verminderung und nicht eine Vergrößerung ihres Volumens erleiden, scheint für den ersten Augenblick hier hindernd im Wege zu stehen; allein man muß hierbei erwägen, daß die bei der Dichtigkeitsveränderung der Körper obwaltenden physikalischen Gesetze im tiefsten Innern der Erde, wohin wir den Vulcanismus setzen, sich anders manifestiren werden, als an der Erdoberfläche. Es ist daher wohl mehr als wahrscheinlich, daß die im Schooße der Erde befindlichen Stoffe wegen des ungeheuren Druckes der auf ihnen lastenden Gebirgsmassen eine ansehnliche Verdichtung erleiden werden, und es kann daher sich leicht ereignen, daß all das feurigflüssige Material, welches an der innern Seite der Erdkruste allmählig in den starren Zustand übergeht, während dieses Vorganges einer Vergrößerung seiner Masse unterworfen ist. Findet dies aber wirklich statt, so muß während dieser langsam erfolgenden Erstarrung eine Capacitätsverminderung der Festrinde der Erde erfolgen, d. h. der von ihr umhüllte und mit dem feurigflüssigen Kern erfüllte Raum wird sich verkleinern. Hierdurch erleidet aber der flüssige Inhalt eine Verstärkung des Druckes und daraus resultirt wieder eine Gegenwirkung gegen die Erdrinde. Die nächste Folge davon ist, daß der durch die Wirkung der Schwerkraft und der Rotation hervorgebrachte Gleichgewichtszustand eine Störung erleidet, und wenn die Gebirgsmassen, welche die Hülle des Erdballs bilden, überall gleich nachgiebig, gleich dick und dabei vollkommen geschlossen wären, so würde sich hierdurch ein Streben kund geben, die Abplattung der Erde an den Polen zu mindern; allein da dieselbe, wie allgemein bekannt, aus sehr verschiedenen Gebirgsarten zusammengesetzt ist, dieselben eine sehr wechselnde Mächtigkeit, dabei auch verschiedene Grade von Widerstandsfähigkeit besitzen, sie auch an vielen Stellen von den Schlöten der Vulcane bereits durchbohrt sind, so wird ein Theil des im vulcanischen Heerde angehäuften flüssigen Materials als Lava bald in diesem, bald in jenem Eruptionscanale nach der Oberfläche hin emporgepreßt, und zwar so lange, bis der Druck der Lavasäule dem im Innern wirkenden Drucke das Gleichgewicht hält. Auf diese Art kann man sich den Ursprung der vulcanischen Eruptionen sehr gut verdeutlichen. Was die Erdbeben und namentlich die über weite Räume sich verbreitenden und mit vulcanischen Eruptionen nicht in Verbindung stehenden betrifft, so lassen sich auch solche aus der Annahme einer im Innern der Erde befindlichen feurigflüssigen Masse, des sogen. Pyriphlegethon, und der Einwirkung anderer Substanzen und Kräfte auf dasselbe erklären." II. 189.

Wie sehr auch diese Annahme gegenwärtig verbreitet und durch die vornehmsten Autoritäten unterstützt ist, vermögen wir sie doch nicht zu theilen und verweisen sie in das Gebiet der trüglichen Hypothesen. Wir kennen mit Gewißheit nur sehr zerstreute und vereinzelte vulcanische Erscheinungen auf der Erdoberfläche und sind nicht gezwungen, eine sehr große Tiefe derselben vorauszusetzen. Es können sporadische Entzündungen in nicht bedeutender Tiefe seyn, hervorgerufen durch die von oben her eindringenden Wasser.

Die zweite Hälfte des zweiten Bandes enthält ein reiches Verzeichniß aller vulcanischen Minerale, nach dem Alphabet. Darunter befinden sich auch viele, die in nicht vulcanischen Gesteinen vorkommen. „Der Alaunstein z. B. findet sich vorzugsweise im vulcanischen Gebirge, besonders da, wo die den Solfataren entsteigenden schwefeligsauren Dämpfe trachytische Gesteine oder solche

Felsmassen durchziehen, welche reich an Feldspath sind. So findet er sich an der Solfatara bei Neapel und an denen auf der Insel Guadeloupe. Alaunstein kann sich aber auch da erzeugen, wo Schwefelkies feldspathhaltigen Gebirgsarten eingesprengt ist und dieser sich auf die Weise zersetzt, daß freie Schwefelsäure und Eisenvitriol entsteht ꝛc." Der Schwefelkies findet sich, obgleich der Schwefel als vulcanisches Product namentlich in Sicilien in ungeheurer Menge vorkommt, doch seltner in vulcanischen, als andern Gebirgen. Hier bleiben noch sehr viele Räthsel übrig. — Die vulcanischen Massen theilt der Verfasser in vier Familien 1) Basalte, 2) Laven, 3) Trachyte, 4) Melaphyre. Zur ersten Familie gehören Olivin, Nephelin, Dolerit, Leuzit, Magneteisen. Die zweite ist außerordentlich mannigfach, läßt sich aber im Allgemeinen nach der Basalt- und Trachyt-Seite hin eintheilen. Die Trachyt-Laven sind leichter und auch lichter, die Basalt-Laven dunkler und schwerer. Wie unter dem Basalt man früher s. g. Trapp, so wird unter Trachyt Porphyr und Dolomit begriffen, woran sich aber auch Obsidian und der poröse Bimsstein reihen. „Bekanntlich bildet der Bimsstein eine leichte, schwammige, mit runden oder verlängerten Zellen erfüllte Masse, welche, obgleich sie leicht zerbricht, dennoch den Stahl und das härteste Glas ritzt. Er besitzt eine fadige Beschaffenheit; die Fäden, welche nach allen Richtungen hin sich verbreiten, glänzen wie Glas, wenn sie dick sind, wie der Bimsstein von der Insel Pantellaria, haben aber einen seidenartigen Schimmer, sobald sie fein ausgesponnen sind. Ihre Farbe ist meist weiß oder grau, geht aber auch ins Gelbe, Braune und Schwarze über. Das spec. Gew. des gepülverten Bimssteins beträgt $2{,}_{19}$—$2{,}_{2}$; in schwammig aufgetriebenen, mit vielen Zellen und Blasen erfüllten Stücken ist er bisweilen so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt. Es kommen mehrere Varietäten von ihm vor, und zwar auf der Insel Lipari eine, wo Bimssteinstreifen mit Obsidianlagen abwechseln. Auf den Ponzainseln hat man eine Stelle bemerkt, woselbst schwarzer Obsidian durch Aufnahme vieler kleiner, lufterfüllter Blasen allmählig in einen leichten, fadigen Bimsstein überging." II. 227. Der Tuff ist ein vulcanisches Product unterm Meer. „Vulcanische Asche bildet sich nicht nur bei Vulcanen, deren Kratere hoch in die Luft sich erheben, sie erzeugt sich eben so bei untermeerischen vulcanischen Ausbrüchen; denn auch diese sind ohne Ausnahme von Aschenregen begleitet und die Ausbrüche von Aschenwolken bilden einen nothwendigen Theil einer jedweden vulcanischen Thätigkeit. Erfolgt eine Eruption unterhalb der Meeresfläche, so kommt die Asche mit dem Gewässer in Berührung, und es entstehen alsdann die sogenannten Tuffmassen, die in horizontalen Bänken sich ablagern und bisweilen auch Meeresgebilde, sowohl pflanzliche als thierische in wohlerhaltenem Zustande umschließen. — Tuffbildungen erfolgten in frühern Entwickelungsperioden der Erde häufiger als jetzt, und zwar aus dem Grunde, weil das damals über die Meeresfläche emporragende Land mehr von inselartiger Beschaffenheit war und sich noch nicht zu continentalen Massen gestaltet hatte, wie heut zu Tage." II. 67. — Was die letzte Familie der Malaphyre betrifft, so ist bemerkenswerth, daß sich zu ihr die ähnlichsten Lager des Kupferregens gesellen.

So gewährt denn das vorliegende Buch, wenn es auch nicht die letzten Räthsel des Vulcanismus zu lösen unternimmt, doch eine sehr klare und reiche Uebersicht über das ganze Gebiet desselben.

Lehrgedicht.

Natur und Geist. Lehrgedicht von Prof. Dr. C. Mayer. Bonn, Marcus, 1855.

Der als Naturforscher rühmlichst bekannte Verfasser trägt hier im Styl des großen Haller, nämlich in Alexandrinen, einen Schatz von Naturerfahrungen vor, z. B.

Unendlich ist Natur im Großen wie im Kleinen,
Sieh' wie das Thieratom ist wundervoll gebaut!
Ein Fühlhaar, Augenpunkt, ein Nervenstrang erscheinen,
Des Norden's Seher hat zuerst dies klar gezeigt.

Die Einen ziehen an den Kiesel um zu nisten,
Die Andern Ocker, Kalk aus Quellen, aus dem Meer,
Es bilden Felsen ja und Riffe an den Küsten
Polythalamien, der Lithozöen Heer.

Auch ihre Eier wohl umher im Winde treiben,
Getragen hoch und weit mit des Aequators Staub,
Doch sind es Knospen auch vom Thier, die keimend bleiben,
Und sprossend fort sind sie dem Zahn der Zeit kein Raub.

Das Wunder hast Du wohl aus Albion vernommen,
Daß der galvan'sche Strom selbst Milben hat erzeugt;
Es sind die Eier blos aus Kieselstaub gekommen,
Wie es vom Räderthier ein Forscher hat gezeigt.

Auch ist der Verfasser, gleich seinem Vorbild Haller, ein frommer Christ und tadelt die Forscher, die in der Natur nicht mehr die Schöpfung Gottes, sondern einen todten Mechanismus sehen. Es ist Schade, daß er seinem tiefen und klaren Gedanken nicht eine ansprechendere Form gegeben hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, № 84. 20. Oktober 1855.

Geldwesen.

Gold und Getreide oder die Lösung der Goldfrage an der Hand der Erfahrung, der Wissenschaft und der Gesetzgebung, von V. Schübler, Bergrath &c. Stuttgart, Paul Neff, 1855.

Die Besorgniß, das Gold könne durch seine Vermehrung, durch die immer zunehmende Ausbeutung der californischen und australischen Goldlager entwerthet werden, wird hier auf eine sehr überzeugende Weise als völlig unbegründet nachgewiesen. „Von besonderer Wichtigkeit ist der entwickelte Grundsatz, daß die jährliche Ausbeute von edlen Metallen als eine Vermehrung des im Weltverkehr vorhandenen Kapitals zu betrachten ist, nicht als eine Vermehrung der Circulationsmittel, welche in keinem Staate über den wirklichen Bedarf ausgedehnt, sondern auf das zulässige Minimum beschränkt werden, weil sie nicht Gegenstand der Spekulation sein können."

Wir erhalten hier eine sehr interessante Uebersicht über die Gewinnung des Goldes in den verschiedenen Welttheilen, namentlich auch über die Betriebskosten, in Vergleichung mit der Gewinnung anderer Metalle. Die Hauptsache ist dem Verfasser aber der Nachweis, daß nicht mehr Gold in Umlauf kommt, als dessen nöthig ist, ohne seinen Werth im mindesten herabzusetzen. Das Gold kommt nämlich nur dahin, wo man den üblichen Werth dafür bezahlt, und so lange es irgendwo seinen alten Werth behält, wird es nirgendwo abgeschätzt werden. Der Verfasser hat auf eine sehr scharfsinnige Weise den Goldverbrauch im Großen in seinem Verhältniß zum Capital und zur Arbeit, wie zum Silber- und Papiergeld insbesondere ins Klare gesetzt.

Hier einige der Hauptgedanken: „Das ganze Volkseinkommen besteht aus dem Werth der Bodenproduction und dem Werth der Gewerbsproduktion und muß den Zinsen aus dem Volksvermögen und der Arbeitsrente der ganzen Bevölkerung entsprechen. — Die Preise sämmtlicher Güter sind an den Verbrauchsorten gleich und nur um die Transportkosten von den Productionskosten an den Ursprungsorten verschieden. — Die entwickelten Grundsätze finden für die Länder, welche die edlen Metalle produciren, gleiche Anwendung. Bei den geringen Transportkosten, welche das Gold verursacht, ist dessen Preis an allen Verbrauchsorten nahezu gleich, und auch die Preise des Silbers sind nur wenig verschieden. — Eine Ueberproduction an Gold ist in dem Ländergebiet von Europa, Amerika und Australien nicht vorhanden, so lange Gold nicht der ausschließliche Ausfuhrartikel ist, sich vielmehr zum Austausch der Produkte von Asien und Afrika, Producte finden, welche die Preise der asiatischen Waaren ebenso wohlfeil oder wohlfeiler stellen. — Das Werthverhältniß ändert sich, wenn ein Nachbarstaat das gesetzliche Werthverhältniß ändert. Die Goldmünzen strömen dahin, wo sie höher gewerthet werden und die Silbermünzen dahin, wo sie höher gewerthet werden, wenn die Ausmünzung unbeschränkt stattfindet. Es ist daher ein gemeinschaftliches Gesetz erforderlich. — Die Menge der Ausbeute ändert den Werth der edlen Metalle nicht, da die jährliche Ausbeute als Zuwachs des ganzen Capitals zu betrachten ist, welches unter alle am Weltverkehr theilnehmenden Völker sich vertheilt. — Die Völker, welche ihre Capitalien gegen Verzinsung ausleihen, beschränken das in Metall circulirende Capital auf ein zuläßiges Minimum. Die große Mehrzahl der Völker sammelt ihre Ersparnisse als Metall an, und eine Entwerthung könnte erst eintreten, wenn ihre angesammelten Schätze so groß würden, daß sie ihre Producte und Güter nicht mehr gegen Gold umzutauschen geneigt wären. Eine solche Ueberfüllung müßte sich zunächst in einer Erhöhung der Preise der asiatischen Producte zeigen, welche seit Jahr-

hunderten nicht stattgefunden hat und nicht zu erwarten steht."

Ohne zu verkennen, daß sich edle Metalle am besten zu Werthmessern eignen, erlaubt sich der Verfasser doch, einmal die Wirkungen in Erwägung zu ziehen, die es haben würde, wenn man das Getreide, etwa den Waizen, zum Werthmesser machte. „Wir können uns ein Ländergebiet denken, in welchem das Getreide als Werthmesser durch Gesetz erklärt ist, und die erforderlichen gesetzlichen Bestimmungen würden sich nach der Analogie des Münzregales ableiten lassen. Wie es in Beziehung auf den Werth der edlen Metalle ganz gleichbedeutend sein würde, ob die edlen Metalle in Form von vollwichtigen Münzen circuliren, oder ob Schatzscheine ausgegeben werden, für welche der volle Metallwerth deponirt wird, so würde dies auch bei Einführung des Getreides als Werthmesser geschehen können. Es müßte nach einem langjährigen Durchschnitt der Preis des Getreides bestimmt werden, es müßten die erforderlichen Vorräthe aufbewahrt werden, damit jeder Fruchtproducent seine Getreide jeder Zeit in Geld verwandeln und jeder Consument seinen Schatzschein in Frucht umsetzen könnte. Würde die Frucht in demselben Preis abgegeben, wie sie bei der Einlieferung bezahlt wird, so hätte die Regierung alle Kosten der Verwaltung und Magazinirung zu tragen, wie dies bei denjenigen Regierungen hinsichtlich der Münzverwaltung der Fall ist, welche die Prägekosten aus der Staatskasse bestreiten. Wir können für unsern Zweck von den großen Kosten, welche eine solche Verwaltung den Regierungen veranlassen würde, ganz absehen, wollen hier aber nur bemerken, daß auf der andern Seite der Vortheil alle Schwankungen in deu Fruchtpreisen zu beseitigen, ein Opfer werth wäre, da bekanntlich die Regierungen häufig in der Lage sind, Fruchtvorräthe auf Staatskosten beizuschaffen in Zeiten, wo Verluste von ungeheuren Summen mit aller Wahrscheinlichkeit in Aussicht stehen, um die allgemeine Noth zu mäßigen. Es mag auch unerörtert bleiben, ob gleiche Preise bei ungünstigen Ernten nicht nachtheilig wirken würden, weil sie den Verbrauch nicht herabstimmen, und ob umgekehrt der Landwirth verlieren würde, wenn er bei armen Erndten aus seinem Product denselben Preis erlöst, wie bei reichen Ernten. Unsere Aufgabe soll nur seyn, zu untersuchen, ob gleiche Fruchtpreise durch Gesetz durchführbar sind, und welche Folgen aus einem solchen Gesetz für die Volkswirthschaft entstehen müßten. Es ist durch die gründlichsten Untersuchungen bekannt, wie die Ergiebigkeit der Ernten auf die Fruchtpreise einwirkt, daß aber im Durchschnitt mehrerer Jahre die Fruchtpreise sich ziemlich gleich bleiben, und erst in längeren Perioden eine bleibende Preissteigerung erfahren. Es ist ferner bekannt, daß die Production Europa's nur sehr wenig von dem Bedarf abweicht, indem die Zufuhren aus anderen Welttheilen gegenüber von dem Verbrauch unbedeutend erscheinen. Wie groß der Vorrath sein müsse, um die aus der Ungleichheit der Ernten entstehenden Preisschwankungen auszugleichen, kann verschieden geschätzt werden, es möchte aber ein Vorrath im Betrag eines Jahresbedarfs vor der Ernte nach allgemeinen Erfahrungen diese Wirkung sehr wahrscheinlich hervorbringen, wenn nicht eine lange Reihe unfruchtbarer Jahre in ganz Europa sich ergeben würde. Eine solche Verminderung der Production würde aber eine Veränderung des Werthmessers nicht nöthig machen, sondern die Wirkung für die Bevölkerung wäre dieselbe, wenn alle übrigen Güter im Preise fallen würden, statt daß bei den gegenwärtigen Verhältnissen, wenn die edlen Metalle als Werthmesser dienen, die Fruchtpreise steigen. Durch das Fallen der Preise sämmtlicher beweglicher und unbeweglicher Güter wäre zugleich das Mittel gegeben, den Bedarf an Frucht aus dem Auslande gegen Austausch von Waaren zu beziehen. Aufgabe des Handels wäre es, wie gegenwärtig, diejenigen Waaren aufzufinden und zu versenden, welche bei der Ausfuhr die beste Rechnung geben."

Von vorzüglicher Erheblichkeit gerade für *unsere* Zeit sind die Bemerkungen des Verfassers über das Papiergeld. Es herrscht gegenwärtig, namentlich in Paris, die Tendenz vor, das Papier so hoch als immer möglich hinaufzuschrauben, wenn dies aber durch allerlei Mittel auf unnatürliche Weise im eignen Staat ermöglicht worden ist, zeigt sich, daß der Werth desselben Papieres in andern Staaten niedriger bleibt und daß dort Silber verlangt wird, wodurch der betreffende Staat in dem Maaß, wie er im Inland das Papiergeld steigert, an das Ausland Silber verliert. Denn auch das Papier ist nur eine Waare und wird nur gekauft, wo sie wohlfeil ist. „Die östreichischen Landesproducte reichen für die Ausgleichung der Handelsbilanz gegenwärtig bei den Ausgaben für die zum Theil im Ausland befindliche Armee nicht hin, es müssen daher andere Waaren zum Verkauf für das Ausland ausgeboten werden und als solche bieten sich in hinreichender Menge östreichische Staatspapiere und industrielle Papiere dar. Sie werden aber nur dann auf der Börse in Wien vortheilhaft gekauft, wenn sie daselbst wohlfeiler zu kaufen sind, als auf den auswärtigen Börsen oder mit andern Worten, wenn der Kurs in Wien niedriger ist, als auf den auswärtigen Börsen. Der Ausländer wird bei diesem Stand der Kurse zum Ankauf östreichischer

Staatspapiere Metall nach Wien senden, wie in der letzten Zeit Metall nach Berlin für preußische und östreichische Staatspapiere gesendet wurde, weil diese auf der Berliner Börse wohlfeiler, als auf der Frankfurter Börse zu kaufen waren. Die Schwierigkeiten der Situation werden von Niemand verkannt werden, aber es handelt sich hier davon, die Grundsätze festzustellen, welche eine Operation zu Herstellung der Bankvaluta beobachten muß, und die bisherigen vergeblichen Bemühungen beweisen hinreichend, daß andere Wege eingeschlagen werden müssen, wie dies nach dem Gang der Operationen der letzten Wochen nun wirklich mit Erfolg geschehen ist." — Der Verfasser knüpft daran noch die praktische Bemerkung, wenn man mehr Gold münzte, wenn mehr Goldmünzen in den Verkehr kämen, so würde dies keineswegs den Werth des Goldes herabdrücken, dagegen sehr wohlthätig gegen den Papierschwindel reagiren.

Aesthetik.

Aesthetik von Johann Jakob Wagner. Nach dessen Vorträgen und handschriftlichem Nachlaß herausg. von Dr. Ph. L. Adam. Ulm, Adam, 1855.

Ein kleines Buch von nur 8 Bogen, worin die Aesthetik nach den Principien der Wagner'schen Philosophie vorgetragen ist. Der Philosoph hat aber, was wir ihm sehr zur Ehre rechnen, auf Zuhörer Bedacht genommen, die nicht blos in einer Theorie befestigt, sondern auch durch anschauliche Beispiele unterrichtet werden wollen. Indem er mit einer allgemeinen Orientirung in den höchsten Kunstansichten beginnt und sodann von der Plastik, Malerei, Musik und Poesie besonders handelt, flicht er in die systematische Erörterung überall interessante Beispiele ein und wirft kritische Schlaglichter in die Gebiete der Kunst und Poesie.

Darunter begegnen uns sehr viele gesunde, geistreiche und frappante Urtheile. Wir wollen nur Einiges hervorheben: „Sey der Inhalt auch noch so anziehend und reich, so ist kein Kunstwerk, kein Gedicht, wo keine Idee, kein Universelles ist. Beispiele dafür: Walter Scott hat viele Vorzüge z. B. der Charakter-, Landschafts-, Zeit-Schilderung. Auch hat er wirklich vielerlei Leute. Aber man sieht nirgends, wozu das Ganze führt, die Leute wissen nicht, was sie thun und doch treiben sie immer. Walter Scott steckt tief in der Prosa. Ebenso sind Pfeffels Fabeln und Langbeins Schwänke äußerst angenehm. Sie sehen aus wie Gedichte und doch sind sie keine Gedichte. Ueberall steckt nur ein Begriff. Sie haben nur das Verdienst einer tiefen aus dem Leben gegriffenen Wahrheit. Dagegen in Don Juan ist tiefe Poesie. Wenn die Oper nicht durch ihre herrliche Musik, so würde sie sich doch durch ihre Dichtung erhalten. Aus Spanien kam sie über Frankreich zu uns; ihr Thema ist eine der tiefsten Ideen, die Vereinigung des Universellen mit dem Individuellen. Man sieht hier eine Individualität mit ungeheurer Kraft diese Aufgabe verfehlen. Das Individuum sucht ihre Lösung in der Ausdehnung, während für das Individuum die Aufgabe besteht, innerhalb der Universalität die Individualität anzunehmen. Don Juan will nirgends wohnen; er mag sagen: ‚kleine Seelen mögen in der kleinen Hütte wohnen.' Nun wird er ein Landstreicher. Der gescheiterte Mensch, der nicht wohnen will, wird ein Vagabund. Er fühlt es verächtlich, von bürgerlichem Erwerb zu leben, und will die Raupe nicht seyn, die am Blatte nagt; so wird er ein Gauner. Nun kann er sich nicht mit den Rechtsverhältnissen vertragen. Er sprengt sie durch Betrug, Prellerei und Verbrechen. Er kommt mit der Justiz in Opposition und hinter den lächerlichen Schafsköpfen von Richtern liegt doch die Idee der rächenden Nemesis. Am Ende erscheint die strafende Nemesis nicht mehr lächerlich im Geiste des Gouverneurs. In der Liebe kennt er nicht das Tiefe, sondern das Vielfache; er ehrt es nicht, sondern er entehrt es. Ueberall bricht er die universelle Schranke. Vergleicht man dagegen die neuesten Opern, so findet man, daß sie bald keinen Inhalt mehr haben. In der Stummen von Portici hat der Bearbeiter nicht einmal mehr den gegebenen Inhalt, die Ideen der mißbrauchten Fürstengewalt, der zertretenen Menschenrechte, der Geschwisterverhältnisse herausgearbeitet, sondern er hat nur noch etwas Gemüthliches erwischt in der Scene, wo Alonso in die Hütte Masaniello's kommt." ꝛc. S. 5. „Während bei Göthe in seinen lyrischen Werken die Verleiblichung ganz sinnlich ist, ist sie bei Schiller sehr unvollständig. Es sind bei ihm nur Bilder, die mit dem Gedanken verglichen werden. Höchste, oft bis ins Gemeine herabsteigende Versinnlichung ist bei Göthe, die mindere, halb abstrakte Versinnlichung bei dem schillernden Schiller. Wenn Göthe anfängt, auf das Gebiet der Wissenschaft überzutreten, wird er ganz lächerlich, wie z. B. im Briefwechsel die Versuche zu Schematen, während Schiller noch halb in der Wissenschaft steckt." S. 8. „In Klopstocks Messias ist christlich religiöser Idealismus und noch dazu aus protestantischer Ansicht. Hier hat die Idee nur einen sehr dünnen Leib, z. B. der Weltversöhner. Für diese Ideen wollen die Leiber

nicht mehr zureichen und passen, daher die halbe Verleiblichung der Idee. v. Sonnenberg wollte in seiner Gemüthskrankheit diesen Idealismus noch weiter treiben und brachte ein Gedicht zu Stande, das die Messiade noch überbieten sollte: Donna Doa, das Weltgericht. Indem der Dichter Welten zusammenschmettern wollte, erlag er beim Minus der Verleiblichung, wobei die Idee fast nackt erschien.“ S. 10.

Zu dem was der Philosoph mit besonderer Vorliebe behandelt hat, gehört unter anderem der Tanz. Er hebt sehr gut die Gesetze des Contrapost hervor und wie die Arme und Hände sich mit dem Spiel der Füße in ein plastisch schönes Gleichgewicht zu setzen haben, worin die Natur selbst schon vorgearbeitet hat „Bei dem Tanze mit dem Shawl wird die Hand auch wieder beschäftigt. Schon die Natur hat beim Gehen die Hand mit interessirt. Der Schritt ist nämlich ein Fortsetzen und Aufheben des Gleichgewichts des Stehens. Die Thiere helfen dem Gehen fortwährend mit dem Kopfe nach, der Mensch mit dem Arme, Mancher sogar so sehr, daß man passend sagt: er rudert mit den Armen. Nun sollen die Arme im Tanz in ästhetische Mitleidenschaft gezogen werden, was bei dem Tanze mit dem Shawl geschieht. Noch mehr müssen in der Pantomime die Hände den Veränderungen in den Gesichtszügen und Stellungen ihre Bestimmtheit geben.“ — Ferner spricht Wagner über die ersten natürlichen Motive des Tanzes. „Die Nationen haben dem Tanz den allgemeinen Inhalt gegeben, von dem sie ihr Leben bewegt fühlen, die Beziehung auf das Geschlechtsverhältniß, und die Verschlingungen der Bahnen darauf bezogen, daß die Liebenden sich finden, sich verlieren, sich wieder finden u. s. w. Jede Nation führt nun ihr Geschlechtsverhältniß im Tanz in der Art durch, wie sie es im Leben aufgefaßt hat. Der Menuet, der aus Spanien durch Frankreich zu uns gekommen ist, drückt das französisch-spanische Geschlechtsverhältniß aus. Es ist die höchste Zierlichkeit der Liebesbewerbung mit der spanischen Grandezza und französischen Feinheit. In unserm deutschen Walzer suchen und verlieren sich die Liebenden nicht erst, sondern es liegt der Moment zu Grunde, wo der Liebende die Braut erobert hat und sich mit ihr um eine gemeinsame Achse dreht und zwar eine doppelte, wie die Planeten um die Sonne, nämlich um die eigene und um den Mittelpunkt des Tanzsaals, in dem eigentlich eine Statue oder Büste stehen sollte.“ Die höchste Aufgabe des Tanzes ist die dramatische. „Da der Tanz die erste Stufe des Subject-Objectivitäts-Spiels — die Mimik hinter sich hat, so kann er diese frühere Stufe in sich aufnehmen und wird dadurch nur um so reicher. Er wird zu einem Tanze, wie ihn das eigentliche Künstlervolk der Griechen hatte. Hier läßt der Tanzschritt mit seinen verwickelten Bahnen, seinen Gebärden und Stellungen ungeheuer viel Menschliches darstellen, ja sogar ganze Geschichten, menschliche Situationen in einer geschichtlichen Reihenfolge. Von diesem mimischen Tanze ist das Ballet ausgegangen und zum Künstlersprunge mit dem Triller von Schritten geworden. Da die Mimik an sich stumm ist und die Füße des Tänzers ebenfalls nicht sprechen, so bleibt der mimische Tanz gleichfalls stumm, und es ist nun zu bestimmen, was von den menschlichen Verhältnissen in der Pantomime dargestellt werden soll. Antwort: das, was für sich verständlich ist, ohne Ton und ohne Wort. Da haben die Neuern manchen Fehlgriff gethan. Die Griechen dagegen haben richtiger die Gränzen der Kunst zu halten gewußt. In dieser Gestalt hat der Tanz seinen reichsten menschlichen Inhalt. Man kann aber auch Tanzbahnen verschlingen, ohne ihnen eine Idee zu geben, wie bei den Arabesken.“ S. 77.

Eine den unermeßlich reichen Gegenstand der Aesthetik erschöpfende Arbeit kann man von einem kleinen Buch von wenigen Bogen nicht verlangen. Es ist nur eine Skizze, aber Wagner hat in einer Zeit anmaßlicher und tyrannischer Autoritäten ein durchaus selbstständiges Urtheil bewahrt und es freisinnig ausgesprochen.

Sprachkunde.

Lautlehrer der Mundart von Rottweil und Umgegend. Von Prof. Lauchert. Rottweil, Druck bei Rothschild, 1854. 4°.

Ein Schulprogramm, auf das wir die Freunde deutscher Sprachforschung hier aufmerksam machen, weil solche Programme nicht in den Buchhandel zu kommen pflegen und wenig bekannt werden. Es enthält einen guten Beitrag zur näheren Kunde der schwäbischen Mundart.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 85. 24. Oktober 1855.

Geschichte.

Schwäbische Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Reichstage. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die entscheidenden Schlußjahre 1528 bis 1531. Zum erstenmal aus den Quellen dargestellt von Karl Theodor Keim. Mit einem Anhang ungedruckter Reformationsbriefe. Tübingen, Fues, 1855.

Ein fleißig ausgearbeitetes und reiches Werk, was jedoch schon viele achtbare Vorgänger hat, weshalb die Bezeichnung auf den Titeln, daß hier zum erstenmal eine quellenmäßige Reformationsgeschichte Schwabens vorliege, doch nicht ganz richtig ist. Sie ist nur reicher und hat andere Quellen benützt, als ihre Vorgängerinnen, aus denen sie gleichwohl nicht alles aufgenommen hat, was zur Sache gehörte, wenn sie ganz vollständig seyn und alle früheren Arbeiten ersetzen wollte.

Schwaben spielte eine überaus wichtige Rolle in der Reformation und griff tief in das Gesammtschicksal derselben ein. Der Verfasser glaubte daher mit Recht, die schwäbische Reformationsgeschichte im Zusammenhange mit der allgemeinen deutschen auffassen und die zu enge spezialgeschichtliche Auffassung vermeiden zu müssen. Die Bedeutung Schwabens für die Reformation beruht hauptsächlich einmal in seiner Mittelstellung zwischen Wittenberg und Zürich, Luther und Zwingli, und sodann in seiner Tendenz, die geistliche Reformation in eine weltliche Revolution hinüberzuspielen. Schon die Adelsrevolution des Franz von Sickingen hatte ihre meisten Anhänger in Schwaben. Der Bauernkrieg war vorzugsweise ein schwäbischer Krieg und auch die Wiedertäufer, die in den Städten so gewaltigen Rumor machten, hatten in Schwaben ihre Vertreter und trieben ihren tollen Unfug eher am Oberrhein als in Westphalen. Die rein kirchliche Bewegung in Sachsen wurde in Schwaben eine politische. Indessen ist die politische Aufregung bekanntlich mit Gewalt unterdrückt worden und so blieb nur der Antheil der vermittelnden Theologen Schwabens an dem Streit zwischen Luther und Zwingli übrig, an dem sich jahrelang die schwäbische Reformationsgeschichte fortspinnt.

Ueber die Einmischung politischer und socialer Bestrebungen in die Reformation äußert sich der Verfasser sehr verständig, indem er das Motiv rechtfertigt, ohne die Art und Weise, wie man losbrach und in der Schwärmerei vorging, entschuldigen zu wollen. „Seit 30 Jahren gährte es im gemeinen Mann wegen der erdrückenden Lasten unter weltlicher und geistlicher Herrschaft, die ihn oft wie das Vieh behandelte, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit wollte er sie beseitigt. Das war noch vor der Reformation. Die Reformation erneuerte diese Gährung. Man darf aber nicht mit Ranke sagen: die Predigt habe diese Regungen nicht erzeugt, sie habe sich selbst von ihnen hinreißen lassen. Im frischen Bewußtseyn der eigenen Würde vor Gott und Menschen, wie es mittelst der durchs Land tönenden Predigt von der solang aus Lehre und Leben geschwundenen christlichen Gleichheit, Brüderlichkeit, von allgemeinem Priesterthum geweckt war, konnten und mußten sich bei Vielen ganz selbstständig die Gedanken und Wünsche eines menschenwürdigeren äußeren Daseyns erzeugen, auch wenn sie bis jetzt gefehlt hatten. Es heißt die Macht eines neuen religiösen Princips läugnen, wenn man seinen Einfluß auch auf die Vorstellungen des sittlichen und socialen Lebens läugnen wollte. Das Christenthum hat gleich in seinen Anfängen auch die socialen Formen der alten Welt umgestürzt. Schon im Beginn der Reformation haben geistvolle Männer, wie Joh. Eberlin, über eine vollkommene Reform auch des

weltlichen Lebens nachgedacht. Auch Luther dachte an Aufhebung der socialen Klassenunterschiede, er dachte an Abschaffung der Wucherzinse und christliche Ordnung des Zinswesens. Durch die religiöse Idee und durch Aufklärung, nicht blos, wie Oberflächliche meinen, durch die vom Religiösen ins Weltliche sich verpflanzende Oppositionssucht war die Welt des Gedankens voll, daß eine Erneuerung des Reichs, eine Neugründung von Recht und Gerechtigkeit gefordert sey. Manche redeten von einem neuen Propheten, den Gott auch nach Luther noch senden müsse. Manche blickten sehnsüchtig ins Land der freigewordenen Eidgenossen. Andere, und zwar Viele, anfangs selbst Melanchthon, wollten im neu geöffneten A. T. die Fundgrube auch für jede weltliche Reform entdecken; die Oppositionsmänner in Sachsen und in Zürich haben früh so gehandelt und den weltlichen Wünschen des Volks nicht blos einen religiösen, sondern selbst schwärmerischen Charakter geschaffen. Das Alles war nun soweit eine tadellose Bewegung, als sie friedliche Mittel für gerechte Wünsche suchte, und des Unterschieds der weltlichen Bestrebungen und des Evangeliumkerns sich bewußt blieb. Aber daran fehlte es nun eben vielfach.“ S. 39.

Als die Schwärmer überwunden waren, hatten die Theologen und die kleinen Stadtregimenter freiere Hand bekommen, eine neue und dauerhafte Ordnung zu gründen. Aber es fehlte in Schwaben an einem Centrum. Der Herzog von Württemberg war auf flüchtigem Fuße und wurde erst im Jahr 1534 restaurirt. In Stuttgart residirte eine östreichische Statthalterschaft. Katholischer Einfluß durchzog das reformirte Land in labyrinthischen Gängen wegen der vielen geistlichen und weltlichen Herrschaften und Städte im schwäbischen Kreise. Die sich zur Reformation bekannt, waren unter sich selber nicht einig. Die Mehrheit neigte mehr zu Zwingli, nur eine Minderheit unter dem berühmten Theologen Brenz zu Luther. Die Nähe der Schweiz und die politischen Sympathien sicherten Zwingli dieses Uebergewicht. Unter dem Druck der damaligen Verhältnisse, nach der Niederlage des Adels und der Bauern und bei der Macht des Hauses Habsburg konnte die extreme Schweizerpartei aber nicht vorschreiten und eine dritte Partei, die der Vermittlung unter Buzer gewann die Oberhand. Der kleine Buzer war überall und nirgends und that das Unglaublichste, um die Lutheraner und Zwinglianer zu vereinbaren. Es kam ihm im Bewußtseyn des guten Zweckes, den er verfolgte, auf die Vermeidung s. g. jesuitischer Mittel durchaus nicht an. Buzer, der die Stirn hatte, den Landgrafen Philipp von Hessen, der noch in rechter ungeschiedener Ehe eine Gemahlin besaß, mit einer zweiten Frau feierlich zu trauen, derselbe Buzer schämte sich nicht, alle Täuschungskünste des menschlichen Verstandes aufzubieten, um die Lutherische und Zwinglische Abendmahlslehre dergestalt wenigstens scheinbar zu identificiren, daß man gar keinen Unterschied mehr merken sollte. Begreiflicherweise mislangen ihm diese wiederholten Bemühungen, denn im Princip Unvereinbares läßt sich nicht zusammenkleistern.

Sehr interessant, besonders in psychologischer Beziehung, erscheint das verschiedenartige Benehmen der städtischen Obrigkeiten und Theologen, je nachdem sie muthig und mit Ueberzeugungskraft vorgingen, oder feig den Umständen nachgaben, oder klug lavirten. Die Geschichte verläuft in einer unaufhörlich schaukelnden Bewegung. Bald schloß man sich an Sachsen, bald an die Schweiz an, bald mied man beide und trachtete nach Selbstständigkeit oder suchte sich mit dem Kaiser abzufinden. Dabei waren nicht immer blos die wirklich kräftigsten und klügsten Männer thätig, sondern es mischten sich auch Fanatiker, Halbwisser, oberflächliche Menschen von großer Anmaßung ein und das kleinstädtische Amt oder das demokratische Bewußtseyn erdreistete gar Manchen, der besser geschwiegen hätte, seine Stimme aufs nachdrücklichste abzugeben. Erscheinungen, wie wir sie in den Jahren 1848 und 1849 wieder erlebt haben. Wir heben als Beispiel die Abschaffung der Messe in Memmingen heraus. „Es war unvorsichtiger Eifer, daß in Memmingen unter solchen Verhältnissen gegen Ende Dezembers 1528 die Messe abgeschafft wurde. Im November 1528 war Ambr. Blarer hier erschienen, zunächst um den Nachtmahlszwiespalt zwischen Zimpr. Schenk und dem lutherischen Georg Gügi zu heben, was ihm, dem durch seine milde Persönlichkeit wie durch das Gemäßigte seiner eigenen Ansichten versöhnlich stimmenden Manne, schon in der Mitte des Monats gelang. Seitdem handelte es sich unter seiner Mitwirkung um thätliche Reform. Dem Beispiel der Seestädte wollte Rath und Bürgerschaft, die von Zimpr. Schenk nun schon lang genug erhitzt war, trotz des schwäbischen Bundes folgen. Auch der Gedanke machte sich geltend, daß man vor der erwarteten großen Reaktionsentfaltung im Reich noch möglichst rasch aufräumen müsse. Blarer selbst, bis vor Kurzem als gelehriger Schüler Melanchthons so sehr Feind aller Neuerung, daß er kaum von seiner Benediktinerkutte und Kappe sich trennen wollte, war seit dem Berner Religionsgespräch (Jan. 1528) von dem ihn sanft und leise bekehrenden Züricher Reformator in Athem und Feuer gebracht worden. Es predigten also Blarer, Schenk, Gügi nach Kräften gegen

die der Einsetzung Christi widrige, seinem Verdienst nachtheilige Messe und vom Beruf weltlicher Obrigkeit, sie hinzulegen. Die sämmtlichen Pfaffen und Mönche von Land und Stadt wurden auf das Rathhaus gerufen, aber unzugänglich den Belehrungen Blarers weigerten sie sich gleichzeitig, die Messe als gottgefällig zu rechtfertigen. Um so rascher entschieden mit dem Versprechen, Leib und Leben daran zu setzen, die für Blarer begeisterten Zünfte, denen die Zurückhaltung des Clerus ein neuer Beweisgrund war für die Abschaffung, die sofort ins Werk gesetzt wurde, auf so lang, bis die Gottgefälligkeit der Messe bewiesen sey, eine Beweisführung, für die übrigens die Unterstützung auswärtiger Gelehrter auf Rathskosten großmüthig zugestanden wurde." S. 84. In einer vor einer Reihe von Jahren erschienenen interessanten kleinen Schrift über die Reformation in Bremen lasen wir etwas Aehnliches oder noch Stärkeres. In Bremen mußten einmal die Bürger, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, über eine der spitzfindigsten Fragen, die menschliche Natur Christi betreffend, über welche zwei Bremer Hauptpastoren sich zankten, Mann für Mann abstimmen und was der Mehreren Hand beliebt, das wurde Dogma. Und solche Leute wollten sich über die von den älteren Concilien festgesetzten Dogmen beschweren! Die mishandelte Geistlichkeit in Memmingen hatte sehr Recht, sich auf gar keinen Streit einzulassen. Denn der bekanntlich sehr beredte Dr. Eck von Ingolstadt, der die Unvorsichtigkeit beging, nach Memmingen zu gehen, wurde dort nur verhöhnt. Man pochte zwar immer auf freie Discussion und lud zu Religionsgesprächen ein, war aber im Voraus entschlossen, dem Andersdenkenden unter keinen Umständen nachzugeben.

Bekanntlich sollte der ärgerliche Streit zwischen Luther und Zwingli auf einem Religionsgespräch in Marburg ausgeglichen werden. Man kennt den Verlauf des theologischen Gezänkes, weniger bekannt sind die geheimen, hauptsächlich von Philipp von Hessen geleiteten Praktiken, von rein politischem Charakter. Luther sollte damals nicht blos zum theologischen, sondern auch zur politischen Ansicht der Schweizer hinübergezogen werden. „Für die politischen Plane, den zweiten Haupttheil der Marburger Besprechungen, war freilich Zwingli, als ihre eigentliche Seele, der unentbehrliche Mann. Schon im August hatte der Bürgermeister Meyer von Basel auf Mittheilung der Straßburger an Zwingli geschrieben: es werde sich in Marburg nicht blos um ein Religionsgespräch handeln, sondern um die wichtigsten Schritte zur Wohlfahrt gemeiner deutscher Nation. Daher kamen die Schweizer und Straßburger in Begleitung von Rathsmännern. Schon auf dem Durchweg in Straßburg wurde der Eintritt dieser Stadt ins Burgerrecht ernstlich besprochen. An den geheimen, Luther verborgenen Unterredungen in Marburg nahm neben dem Landgrafen der wiedereinsetzungslustige und für diese Zwecke seit Herbst 1524 mit Zwingli verbundene Herzog Ulrich Theil, dessen Lobwort für den evangelischen Muth der Reichsstadt Reutlingen an offener Tafel nicht unberechnet war. Man verabredete Unterhandlungen mit Frankreich, Venedig, eine Geheimschrift zur Correspondenz; der Landgraf stellte den Gesandten von Zürich, Basel, Straßburg einen förmlichen Abschied über diese Dinge zu. Rückkehrend hieß Buzer durch Blarer die Constanzer den Straßburgern den Eintritt ins Burgerrecht zubereiten, während Zwingli, von Zürich aus dem Landgrafen dankend und ihm seine göttliche Erwählung zu großen Dingen verkündend (2. November) nun ohne Weiteres die großen, auf Vernichtung des Papstthums und päpstlichen Kaiserthums, auf eine umfassende Städterepublik und ein ihr unirtes evangelisch-hessisches Kaiserthum auslaufenden Plane durch Verhandlungen mit Venedig und mit Frankreich begann, denen er die Mitwirkung des jungen, aber Großes sinnenden Hessen, des scharfblickenden, entschlossenen, ungebeugten Herzogs Ulrich und der süddeutschen Reichsstädte in Aussicht stellte." S. 125.

Der entschiedene Bruch zwischen Luther und Zwingli vereitelte die Vermittlungsversuche und brachte auch die Reformation in Schwaben überhaupt ins Stocken. Zwischen zwei einigen Parteien in der Mitte hätten die Schwaben selbst einig werden können; die Spaltung zwischen den Sachsen und Schweizern spaltete auch sie und hemmte den Fortgang der Neuerungen. Damals stand die Feigheit in der Blüthe. Hier ein Charakterbild: „Eine doppelte Schmach lud an diesen Tagen auf sich die evangelische Stadt Nördlingen. Wie sie selbst Schritt vor Schritt das Evangelium verläugnete, bis sie am 15. in der Person ihres Bürgermeisters Nik. Feßler auch in den schmählichsten Abschied willigen konnte, so war ihr charakterloser und verschrobener Prediger, der eigentliche Ursächer dieser Feigheit und unheilvollen Verwirrung, Theob. Billican, gerade damals, am 13. Oktober auf dem Gipfel seiner Verkehrtheit und seiner Schande angekommen. Aus dem Schwanken zwischen Zwingli und Luther war er schon im Jahr 1527 der alten Kirche wieder näher gerückt. Er redete und predigte vom Dankopfer der Messe, die er in seiner ‚Schlußrede' 1524 eine geschwinde Lästerung Christi genannt, er redete von bischöflicher Kirche und schickte im Sept. 1529 an die noch großentheils altgläubige

Heidelberger Theologen-Facultät, die ihm unmittelbar vorher troß seines persönlichen Erscheinens und seiner beruhigenden Zusicherungen wegen seines Ehestands und Lutheranerrufes das Magisterdiplom abgeschlagen, ein Glaubensbekenntniß ein, in dem er mit wackerer Energie alle reformirten Parteien verdammte und seinen Anschluß an die bischöfliche Kirche aussprach, die er nur durch Geiz und Aberglauben der Priester etwas entstellt fand, während er Luther wegen herrschsüchtiger Zähigkeit und Zwingli wegen Entweihung der Sakramente wegwerfen zu müssen glaubte. Da nun freilich die Theologen-Facultät sich dennoch nicht bemüßigt fand, ihm zu Willen zu seyn, in dessen aalartig gewundenen Erklärungen eines ihrer Häupter nur die Verstocktheit des Ketzers fand, so entsagte er vorläufig diesen Reinigungsversuchen, bewarb sich dafür rasch noch im Herbst 1529 bei den verlästerten Wittenbergern um den Doktorstitel und führte gleichzeitig nach dem Tod seiner ersten Frau eine der reichsten Nördlinger Töchter in sein Haus."

Der interessanteste Charakter jener Zeit ist „das fast listige Männlein, der Buzerlein", dessen Thätigkeit hier sehr genau verfolgt wird. Sie ist aber zu umfangreich, als daß wir hier näher darauf eingehen könnten.

Literärgeschichte.

Die Geschichtschreiber der alten Römer von den frühesten Zeiten bis auf Orosius. Uebersichtlich dargestellt von F. D. Gerlach. Stuttgart, Hoffmann, 1855.

Herr Gerlach betrachtet die alte Literatur unter dem Gesichtspunkt, wornach der griechische und römische Genius Dioscuren sind. Griechen und Römer waren verwandte Völker. Durch die griechischen Colonien in Italien berührte sich griechische Bildung mit dem römischen Volke. Jene war die frühere, die weit überlegene. Die Römer wurden zuerst von Griechen beurtheilt, dann bildeten sie selbst ihr Urtheil nach dem griechischen. Das ist der Schlüssel zur alten Literatur, soweit Griechen über Römer schrieben, oder die Römer eine eigene Literatur ausbildeten. „Die Nothwendigkeit, eine fremde Volksthümlichkeit dem eigenen Bewußtseyn zu verdeutlichen, führt zur Untersuchung und zur Kritik. So mochte anfangs das römische Volksbewußtseyn in sich selbst abgeschlossen sich entwickeln, aber es stand ihm zur Seite als Gegenbild die Auffassung einer fremden Nationalität. Diese getheilte Richtung, die Ueberlieferung im Munde des Volks, durch seinen Glauben genährt und das gesammte öffentliche Leben getragen, und die durch die höhere geistige Entwickelung der Griechen vermittelte Beurtheilung hat den Geist der Prüfung und der Forschung in die frühefte Geschichte hineingetragen. Indem die römische Geschichte ein Theil der griechischen Literatur geworden und gleichzeitig selbstständig vom römischen Standpunkt aus behandelt worden ist, hat dieser Doppelcharakter, wie er einzig dasteht in der geistigen Entwickelung der Völker, der römischen Historiographie das Gepräge einer Allgemeinheit aufgedrückt, wodurch sie nationaler Beschränktheit enthoben, im höheren Grade auf innere und äußere Wahrheit Anspruch machen darf."

Daß die Römer was ihnen fehlte durch griechische Bildung ergänzten, und nicht umgekehrt, hatte seinen Grund nicht etwa nur in der früheren Ausbildung der Griechen, sondern hauptsächlich in der rein praktischen Richtung der Römer, die ihr mächtiges Staatswesen ausbauten. „Es bedurfte daher einer ununterbrochenen Berührung mit dem stammverwandten Volk der Griechen und einer großen Kraftentwicklung nach außen, um bei den Römern die Nothwendigkeit einer höhern geistigen Entwickelung zum tief empfundenen Bedürfniß zu gestalten. So im richtigen Verhältniß zu dem öffentlichen Leben und einer im Italischen Volksleben entschieden ausgesprochenen Neigung zu mimischer und scenischer Darstellung wurde zuerst die dramatische Poesie von Hellas auf römischen Boden verpflanzt, wo sie einer vorausgegangenen Entwickelung der Volkspoesie in der Satyre begegnete; und ihr folgte das Epos um so rascher nach, als es in dem gesteigerten Volksgefühl und dem höhern Selbstbewußtseyn einen Wiederhall gefunden hat. Wenn nun, wie Platon sagt, aus dem Gefühl der Verwunderung der Durst nach Wissen und die Lust zur Forschung hervorgeht, so war die Geschichtschreibung nothwendig die dritte Stufe in der volksthümlichen Entwickelung. Die griechisch geschriebene Geschichte des Fabius Pictor gibt zugleich Zeugniß von der Richtung der Geister, wie von dem Verhältniß der Sprache zu den höher gesteigerten Forderungen der wissenschaftlichen Zeitrichtung. Aber erst in der Urgeschichte des Marcus Procius Cato trat das Römerthum in seiner vollen Entwicklung hervor. Weiterhin haben die politischen Parteikämpfe eine tiefere Auffassung der Charaktere vorbereitet und gleichzeitig mit Alterthumsforschung, Rechtsentwickelung und Beredtsamkeit trat die höhere Aufgabe der geschichtlichen Darstellung immer klarer und deutlicher hervor, bis die republikanische Kunstform in Cäsar, Salustius und Livius ihre Vollendung fand." Leider erhielt sich die römische Literatur nicht lange auf dieser Höhe, indem, wie schon Tacitus klagen mußte, der kaiserliche Despotismus die Geister demoralisirte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **Nº 86.** 27. Oktober 1855.

Reisen.

Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854. Von V. A. Huber. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses, 1855.

Keine gewöhnliche Reisebeschreibung. Der Verfasser bereiste die auf dem Titel genannten Länder nur, um in ihnen die Fortschritte der Arbeiterassociationen zu studieren und berichtet uns auch nur über diese, indem er an allen den Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten vorbeigeht, über die von den gewöhnlichen Touristen unermüdlich geschwatzt wird.

Herr Huber meint es sehr gut mit dem Volk und hat die rechte Wahrheit in Bezug auf dessen Noth und Elend erkannt. Das eben hat ihn genöthigt, sich in vieler Beziehung der hochconservativen Partei in Preußen, zu der er bisher zählte und in andern Beziehungen noch zählt, gegenüberzustellen. Denn diese Hochconservativen verstehen nicht und wollen nicht verstehen, was ihre Pflicht in dieser Zeit wäre. Als ihre Pflicht erkennt Herr Huber nämlich die Sorge für das Volk, die Mitwirkung zum Besten des Volkes. Der Aristokratie (des Güterbesitzes nicht nur, sondern auch der Industrie) stehen allein jene Reichthümer zu Gebote, ohne welche große Etablissements für das Volkswohl nicht gegründet werden können. Das Volk selbst ist zu arm oder geräth, wenn es sich allein selbst helfen soll und will, auf communistische und revolutionäre Abwege. „Ob eine bedeutende Entwicklung proletarischer Associationen ohne aristokratische Leitung überhaupt und in England oder Frankreich möglich ist, brauche ich hier nicht zu untersuchen. Denn erstlich ist daran in Deutschland nicht zu denken. Vorzüge und Fehler unserer arbeitenden Classen vereinigen sich, diese Voraussetzung auszuschließen. Aber auch wenn es materiell möglich wäre, so [illegible] lange nicht so wünschenswerth, als eine Entwick[illegible]eit gemeinsamer Betheiligung. Die Gründe liegen auf der Hand. Eine solche Entwicklung, wo das Proletariat in mühseligen Anstrengungen, in oft mißlungenen, zahlreiche Opfer fordernden Versuchen vergeblich auf die helfende Hand der Aristokratie hoffte und ohne solche Hülfe sich auf ihrem mons sacer anbaute und befestigte, würde eine Verbitterung, einen Trotz erzeugen, der die Kluft zwischen den socialen Classen bis zur äußersten Unversöhnlichkeit vertiefen und erweitern würde. Umgekehrt würde bei einer angemessenen aristokratischen Betheiligung die Association grade das natürliche Gebiet der fruchtbarsten Entwicklung gesunder, sittlicher, wahrhaft conservativer Beziehungen zwischen Proletariat und Aristokratie, eines wahrhaft lebensfähigen und zeitgemäßen Patronats- und Clientelverhältnisses werden. Ja, es ist hier recht eigentlich das Gebiet, wo eine Aristokratie der Zukunft auch für ihre materielle Lebensfähigkeit ihre Wurzeln zu schlagen berufen wäre."

Im Allgemeinen findet Herr Huber, daß die bevorzugten Classen viel zu egoistisch sind und nicht bedenken, wie auch ihr Wohlstand doch nur vom Wohl des Ganzen getragen wird, und welchen Gefahren sie selbst ausgesetzt sind, wenn die Lage der untern Volksschichten unerträglich wird. Die Regierungen können mit Gesetzen hier nicht allein helfen, die Einsicht, der gute Wille und die Geldmittel der Aristokratie müssen dabei seyn. Wie falsch vom guten Willen der Regierungen allein die Frage zuweilen aufgefaßt wird, zeigt der Verfasser an den misrathenen Arbeitercolonien in Holland. Wie viel der gute Wille und die Aufopferungsfähigkeit der Einzelnen oder einzelner Classen im Volk zu leisten vermag, zeigt er an dem Beispiel der barmherzigen Schwestern in Frankreich. „Wir können es uns aber zur Beschämung und Mahnung nicht oft genug vorhalten:

es ist ein großes, daß allein im römisch-katholischen Frankreich über 30,000 christliche Frauen und Jungfrauen sich finden, die ihr ganzes Leben diesen oft so schweren Liebespflichten, der Kranken- und Armenpflege und der Erziehung der Jugend durch unauflösliche Gelübde gewidmet haben."

Die revolutionären Gewaltmittel, mit welchen die nothleidenden Arbeiter in Frankreich sich im Jahr 1848 zu helfen suchten, erwiesen sich als absolut unnatürlich und unausführbar. Daß 120000 Arbeiter, denn so viele hatten sich in den ersten Tagen in Paris gemeldet, nicht auf lange Dauer hin täglich 1½—2 Francs vom Staat erhalten konnten, begreift jeder. Die communistischen Ideale blieben eben so unmögliche Utopien. Nur kleinere Associationen, in denen tüchtige Kräfte vereint wirkten, von der Politik abstrahirt und nur auf die Arbeit gesehen wurde, begannen je mehr und mehr zu gedeihen. Der Verfasser schildert mehrere solcher Associationen in Paris sehr ausführlich, im Ganzen aber gibt es deren nicht so viele wie in England. Mit dem Zunftwesen kann man in der Zeit vorgeschrittener und massenhafter Industrie nicht mehr kommen. Die Association bleibt das alleinige Heilmittel, aber sie muß durch Capital unterstützt werden und das kann nur die Aristokratie herleihen, die es aber nicht thut. Weder in Frankreich, noch England hat sich die Aristokratie am Wohle der arbeitenden Classen betheiligt.

In England fand der Verfasser wie überhaupt eine viel umfangreicher entwickelte Industrie so auch mehr von Politik unabhängigen Associationsgeist unter den Arbeitern. Wir müssen voraussetzen, daß jedem Leser der ungeheure Umfang der Fabrikation in England bekannt ist. In einem einzigen Distrikt der Baumwollenindustrie in der Nähe von York, in welchem zu Anfang des Jahrhunderts nur für 7½ Millionen Pfund Sterling Baumwolle verbraucht wurde, wird jetzt für 80 verbraucht. Die vielen Arme, die für die inländische Industrie unentbehrlich sind, erklären den Mangel an Armen für die englische Armee. Die Zahl der Arbeiter in Eisen, Baumwolle ꝛc. übertrifft weit die der Ackerbauer. Die Arbeiter sind der Mehrheit nach arm, verwahrlost, entsittlicht, dem Branntwein verfallen. Es ist indeß schon viel geschehen und geschieht täglich mehr, um ihre Lage zu verbessern.

Der Verfasser rühmt in dieser Beziehung zuerst die großen Etablissements in Belmont und Saltair, in welchen von Seiten der Besitzer für gesunde Luft der Arbeitsräume, für Erholung der Arbeiter, Unterricht und Frohsinn der Kinder, endlich für das anständige Auskommen der Arbeiter gesorgt und derjenige Geist gepflegt wird, der eine Gesammtheit durchdringen muß, wenn sich der Einzelne zufrieden fühlen soll. Indeß ist die Hauptsache immer noch nicht genügend erreicht, nämlich daß dem Arbeiter überall ein eigener Heerd und ein kleines Feld zum Anbau gewährt werde. Darauf legt ein neuerer Agitator, Taylor, mit Recht das größte Gewicht. Die building societies gehn auf eine Art agrarisches Gesetz aus, d. h. auf eine Vertheilung des Bodens an kleine freie Besitzer im Gegensatz gegen das bisherige System, welches unter großen Grundbesitzern nur arme Pächter kennt. Den building societies hat die Politik schon lange vorgearbeitet durch die Nothwendigkeit, bei den Parlamentswahlen die Zahl der unabhängigen freeholders zu vermehren. Allein es genügte zu diesem Zweck, ein unabhängiges Besitzthum blos auf Zeit zu fingiren. Jetzt handelt es sich um keine politische, sondern um eine sociale Maaßregel. Das Proletariat kann nicht befriedigt, nicht gebessert werden, ohne eignen Heerd und ein kleines Gütchen. Taylor, ein Arbeiter in Birmingham, brachte die Sache im Jahr 1847 in Schwung. „So entstand die große National Freehold Land Society. Als Reaktiosversuch folgte dann später jene conservative Society, der aber eine Menge anderer unter den verschiedensten zum Theil sehr seltsamen Benennungen vorangingen und nachfolgten. So beträgt denn die Gesammtzahl solcher Gesellschaften in England und Wales gegenwärtig über 130 mit einem nominellen Capital von wenigstens 3,600,000 £ und wirklichen Einzahlungen bis zu 900,000 £. Die Zahl der angekauften estates beträgt 310, welche in 19,500 Parcellen ausgethan sind. In London allein sind einige zwanzig solcher Unternehmungen thätig. Darunter hat die bedeutendste, jene National Society, 16,000 Aktien ausgegeben (zu 500,000 £), womit schon 115 estates zu 3000 Acres gekauft und in 5000 Parcellen ausgethan wurden, davon ein Drittel an working men. Die nächsten an Bedeutung sind die Westminster, dann die conservative, dann die church of England Gesellschaften. Unter den übrigen stehen manche auf schwachen Füßen und es fehlt nicht an Schwindelei und Unfug mancher Art, womit die Bedeutung und Berechtigung der Sache an sich nichts gemein hat." Aus einer Rede Taylors lernt man seinen Plan am besten kennen: „Da ist Patrik C . . ., noch vor wenig Jahren der schlechteste Arbeiter in Birmingham und auf dem besten Wege, ein ganzer Lump zu werden. Nun — jetzt hat er ein so schmuckes Häuschen in Franchisestreet, wie man nur eins sehen kann und zeigt einem sein ‚Freeholdschweinchen' und Kohl und Kartoffelland und macht solche Augen dazu! — Und Ihr müßt hinein und ‚seine Alte' sehen,

und wer es hören will, kann es hören: 'Die Königin und Prinz Albert sind nicht halb so gut daran, wie ich und meine alte Polly.' (Lachen und Beifall.) Und solche Beispiele sind unzählige und ich könnte Bücher davon voll schreiben. Aber diese Bewegung hat auch dadurch den wohlthätigsten Einfluß, daß sie gegenseitiges Vertrauen und gute Genossenschaft unter den verschiedenen Classen des Volks erzeugt. Man sieht jetzt bei allen öffentlichen Gelegenheiten Freeholder aus der Classe der Arbeiter, der Shopkeeper, des Mittelstandes herzlich und ohne Zurückhaltung mit einander verkehren, woran früher nicht zu denken war. Es versteht sich aber von selbst, daß wir uns nicht damit begnügen, ein Stück englische Erde zu besitzen, es muß was darauf stehen, und ein Lot haben ohne ein Häuschen darauf, heißt bei uns den Senf ohne das Fleisch essen. (Lachen.) Entweder wir bauen selbst, oder wir verpachten das Grundstück an Andere als Baustelle, und sichern damit unsern Frauen und Kindern die vortheilhafteste Leibrente, statt daß sie früher nach dem Tode des Ernährers ins Armenhaus wandern mußten. Es ist eine Freude zu sehen, wie die Zahl der saubern Cottages zunimmt, deren Eigenthümer Arbeiter sind, die früher in elenden Löchern für theure Miethe wohnten. Da findet man die Namen groß und breit — das thörigtste Zeug: Belvideresottage — Rosecottage — Lilien — Eichen — Stimmcottage (suffrage cottage!); und wenn wir nichts so Absonderliches ersinnen können, so heißt es nach unserm eigenen ehrlichen Namen: Brown-, Smith-, Jones-cottage. Die neuen Straßen heißen entweder nach dem Ziel, wonach wir streben, oder nach den wackern Männern, die uns dazu die helfende Hand gereicht haben: Wahlrechts- (franchise) — Stimmen- (suffrage) — Scholefieldsstraße u. s. w. Ja, Gentlemen, ich selbst, wie Sie mich hier vor sich sehen, bin auf diese Manier verewigt in einer Taylorstraße." ꝛc.

Herr Huber äußert sich auch ausführlich über die zu weit gehenden, oder zu politisch gefärbten mehr oder weniger communistischen Versuche des bekannten Owen, O'Connor ꝛc., die als unerreichbare Utopien oder wegen politischer Unzuträglichkeiten misrathen sind.

Das edle Streben überall anerkennend findet der Verfasser doch in England noch zu wenig Verständniß dessen, was die Kirche bei einer socialen Reform zu leisten hätte, und wie zu wenig Wohlwollen und Theilnahme von Seite einer Aristokratie, welche alle Tugenden des Patriarchalismus geerbt haben sollte. Es ist sehr wahr und gut gesagt, was wir hier S. 123 lesen: „Die Riesenkräfte des Industrialismus entwickelten sich ohne alle Zucht höherer sittlicher oder auch nur politischer Weisheit. Aber auch die grundbesitzende Aristokratie übersah in der Befriedigung ihres eigenen schnöden Mammons- und Weltdienstes durch die Steigerung der Rente, daß sich ihr gegenüber im Industrialismus eine ihr antagonistische Macht erhob, welche ihr über kurz oder lang verderblich werden mußte. Auf dem Gebiet der sogenannten arbeitenden Classen sind die Resultate himmelschreiend verzeichnet in der Entwicklung eines riesenmäßigen Pauperismus und einer communistischen Armentaxe, welche in den letzten dreißig Jahren — abgesehen von der fast eben so großen Summe der Privatalmosen — mindestens 300 Millionen Pfund verschlungen und natürlich nicht dem kranken Organ, sondern dem fressenden Geschwür zu Gute gekommen, dem Brande immer neue Nahrung zugeführt und die Wirkungen, das Gift der socialen Krankheit mehr oder weniger allen Gliedern und Organen des Staats- und Volkslebens mitgetheilt hat. Und die Kirche? Nicht nur, daß mehrere Menschenalter hindurch nichts geschah, um die Mittel und Organe der Seelsorge, der Predigt auch nur einigermaßen nach Verhältniß der steigenden Bevölkerung und Verwilderung zu vermehren, so ließen auch die vorhandenen Kräfte sich, mit wenig Ausnahmen, keinen Augenblick in dem tiefen Schlaf der Verweltlichung, des dürren orthodoxen Formalismus stören. Was aber wäre das Resultat gewesen, wenn die britische Aristokratie ihren Beruf mit wahrhaft aristokratischem Geist begriffen und ihre damaligen materiellen Mittel, ihre damalige Macht und Stellung in Staat, Kirche und Gesellschaft mit aller Energie daran gesetzt hätte, um in dem Owen'schen System das Gift von der Heilkraft, den Weizen von der Spreu zu scheiden, den revolutionairen und antichristlichen Lehren und soweit und so lange er sich damit identificirte, den Mann unbedingt zurückzuweisen — wenn sie den praktischen Kern seines Plans innerer Colonisation mit kräftig aristokratischer Hand an sich gerissen und unter der Zucht, Leitung und Weihe der conservativen Mächte und in organischem Anschluß an den Gesammtorganismus in großartigem Maaßstab ausgeführt hätte? Ohne allen Zweifel könnte England jetzt eine gesunde und auf genossenschaftlichem Besitz begründete Arbeiterbevölkerung in wohlhäbigen Gemeinden über das Land vertheilt haben, statt der entweder schon in Pauperismus versunkenen, oder dahin gravitirenden, oder sonst verwilderten Millionen seines Proletariats, statt seiner Armenbastillen und, mit einem Worte, statt der ganzen socialen Frage, die mehr und mehr finstere Schatten über alle Macht und Herrlichkeit der Inselkönigin wirft."

Was die Reichen in England versäumt haben, das

haben die Armen durch Associationen wenigstens hin und wieder nothdürftig zu ersetzen gesucht. Herr Huber verzeichnet eine Menge, überall aber nur vereinzelt vorkommender Handwerkerassociationen, die ein kleines Capital zusammengeschossen und dasselbe durch gemeinsame Arbeit häufig schon sehr ansehnlich vermehrt haben. „Die meisten dieser Unternehmungen gehörten zu der Classe der sogenannten cooperative stores. Hier handelt es sich darum, durch kleine ratenweise Beiträge oder verhältnißmäßig größere Darlehn das Capital zusammenzubringen, welches dann in einem Kramladen — shop, store — angelegt wurde, dessen Profit nach Abzug aller Kosten (mit Einschluß der Zinsen für die Beiträge und Darlehn) als Dividende unter die Mitglieder vertheilt wurde. — Im Verhältniß zu den stores oder distributive associations — wie man sie als Organe der Vertheilung der Produkte der Industrie in der doktrinairen Sprache nannte — war die Zahl der eigentlich produktiven Associationen nur gering, und unter diesen wieder das Verhältniß der wirklich nachhaltig erfolgreichen noch geringer. Das Verfahren war im Allgemeinen sehr einfach und unterschied sich geschäftlich wenig oder gar nicht von dem der Pariser associations ouvrières. Eine gewisse Anzahl von Schneidern, von Schustern, von Hutmachern, von Tischlern oder was sonst das Gewerbe war, brachte entweder durch Ersparnisse, oder durch kleine Darlehn, oder durch beides, oft kümmerlich genug, so viel Geld zusammen, daß sie eine Werkstatt miethen, Rohmaterial und Werkzeuge anschaffen konnten, um entweder auf Bestellung oder auf Vorrath zu arbeiten. Aus dem Ertrag des Verkaufs wurde dann zunächst der Lohn der Arbeiter, dann die Zinsen etwaniger Darlehn bezahlt und ein etwaniger Ueberschuß als Dividende vertheilt oder zum Betriebskapital geschlagen."

Einmal fand der Verfasser eine Schule und andre zu einer Fabrik gehörigen Lokale unmittelbar unter einer Eisenbahn, in einem Bogen unter derselben angelegt, und knüpft daran die Bemerkung, die Eisenbahndämme dürften auch anderwärts sehr gut geeignet seyn, um kleine Wohnungen darin anzulegen. An das Geräusch werde man bald gewöhnt.

Gerechten und strengen Tadel ergießt der Verfasser über die Lauigkeit, mit welcher die hochconservative Aristokratie in Deutschland wie in England die sociale Frage des Tages ignorirt. „Der frivolen, selbstsüchtigen, in der Welt der Gesellschaft oder des parliamentarischen Treibens aufgehenden Masse nicht zu gedenken, so haben sich auch die bessern mit sehr seltenen Ausnahmen nicht über die Routine individueller oder öffentlicher Wohlthätigkeit erhoben, worin sie denn nach dem Maaße ihrer Mittel neben den christlich oder philantropisch wohlthätigen Industrialisten das Ihrige thun." Herr Huber erinnert an die socialen Leistungen der großen Körperschaften des Mittelalters und fährt fort: „Auch unsere Zeit fordert für den Kampf christlicher Sittigung gegen heidnische oder schlimmere als heidnische Barbarei oder faule Civilisation ähnliche Organe der Kirche und der Aristokratie — und zwar diesseits wie jenseits des Salzwassers, des Rheins und der Alpen. Ohne Theilnahme an diesem Kampfe wird keine Ahnenprobe auf die Länge gelten, und auf diesem Schlachtfelde ‚das Beste' gethan zu haben, wird bei einer Aristokratie der Zukunft statt aller Ahnenprobe gelten."

Chronologie.

Calendarium historico — christianum medii et novi aeri. Chronologische und historische Tabellen zur Berechnung der Urkundendaten sowie zur Bestimmung der christlichen Feste mittlerer und neuerer Zeit. Von A. J. Weidenbach. Regensburg, Manz, 1855. Quer-Folio.

Im Mittelalter rechnete man nach dem schon von Julius Cäsar eingeführten Calender; erst Papst Gregor XIII. führte im Jahre 1582 den verbesserten, mit der wahren astronomischen Zeit übereinstimmenden Calender ein. Die griechische Kirche misbilligte diese nützliche Neuerung und hat bis auf den heutigen Tag den alten unrichtigen Calender beibehalten. Die Protestanten waren zuerst vom Haß gegen die katholische Kirche verblendet genug, um gleichfalls den gregorianischen Calender zu verwerfen, schämten sich jedoch am Ende eines so unvernünftigen Sträubens und nahmen den Calender an. — Ueber beide Calender nun erhält man im vorliegenden sehr brauchbaren Handbuche die genaueste Nachricht. Ferner über die älteren Calendarien, über die Epacten, über die Feste und über die Calenderheiligen, deren alphabetisches Verzeichniß einen großen Theil des Buchs einnimmt. Endlich folgen noch ein Glossarium zum Verständniß der alten Benennungen und technischen Ausdrücke, ein Verzeichniß der Päpste und Kölner Erzbischöfe, der deutschen Kaiser, Könige von Frankreich und England und eine Uebersicht aller Erzbisthümer und Bisthümer der römischen Kirche im 13ten Jahrhundert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, № 87. 31. Oktober 1855.

Geschichte.

Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter. Von Heinrich Flotho. Erster Band. Stuttgart und Hamburg, Rudolf Besser, 1855.

Wie umfassend dieses Werk zu werden verspricht, ersieht man daraus, daß der erste, ziemlich starke Band die Geschichte Kaiser Heinrichs noch nicht weiter führt als bis zum Jahr 1075 (der Kaiser starb im Jahr 1106). Die Einleitung und Jugendgeschichte des Kaisers bis zu seinem zwölften Jahr füllt allein 200 Seiten an. Diese Ausführlichkeit gestattete dem Verfasser, sehr in die Details einzugehen. Er hat die Quellen aufs fleißigste studiert und thut sich nicht mit Unrecht etwas darauf zu Gute. Bekanntlich sind die Quellen über die Periode, die hier in Rede steht, sehr widersprechend, weil parteiisch. Es war eine Zeit des erbittertsten Kampfes zwischen Staat und Kirche. Böse Leidenschaften, egoistische Interessen mischten sich ein. Da wurde gelogen, in Haß und Liebe übertrieben, die geschichtliche Erinnerung verfälscht. Die Aufgabe des Geschichtforschers ist also hier, nicht blos alte Quellen vollständig kennen zu lernen, sondern auch unparteiisch aus den Parteinachrichten die Wahrheit zu ermitteln.

Wir bedauern, dem fleißigen Verfasser das Zeugniß einer solchen unparteiischen Forschung versagen zu müssen. Seine ganze Auffassung der Zeit Heinrichs IV. ist parteiisch für den Kaiser gegen den Papst, für den Staat gegen die Kirche. Er legt überhaupt an jene große Zeit des Mittelalters ausschließlich den kleinen Maaßstab des modernen protestantischen Schul- und Polizeistaates an. Er sagt z. B. S. 116 von der alten Kirche: „Die Weise, in welcher der Allgegenwärtige verehrt ward, erscheint zum größten Theile wie ein trüber und wüster Wahn, in welchem sich die Menschheit fortschleppte. Von der übrigen geistigen Bildung unserer Vorfahren in jener Zeit ist es heutzutage schwer, sich eine deutliche Vorstellung zu machen. Bis zu Kopernikus glaubte man, die Erde wäre der Mittelpunkt der Welt, und die auf diesem Planeten lebenden Menschen wären der wichtigste Theil des Universums. Seit Kopernikus haben wir bescheidener denken gelernt. Seit Kopernikus wissen wir — (oder wir sollten es wenigstens wissen; doch wenige Menschen kümmern sich um solche Dinge) — daß die Erde nicht der Mittelpunkt, sondern nur ein sehr kleines Atom im Universum ist, wie ein Sandkorn im Ocean, oder ein Stäubchen, das in der Luft fliegt. Diese gewaltigen Fortschritte der Civilisation haben unser geistiges Bewußtseyn in solchem Maaße geändert, daß wir uns schwer in den engen Horizont unserer Vorfahren jener Zeit zu versetzen oder ihren gebundenen Sinn zu fassen vermögen.“ S. 116. Das ist der Standpunkt Dinters und Diesterwegs, der sich einbildet, Kopernikus habe an der Grundlage des Christenthums gerüttelt und Humboldts Kosmos ersetze vollständig die abgeschätzte und lächerlich gewordene Bibel. Eine solche Auffassung des Mittelalters ziemt sich nun doch nicht für einen Historiker. Ein Historiker mußte besser wissen und beurtheilen, welche geistige Tiefe, welch sittliche Würde, welche praktische Mission und welche reiche Entfaltung in den Gebieten der Kunst den Glauben und die Kirche des Mittelalters ausgezeichnet haben und von welcher welthistorischen Größe und Bedeutung die Gründung und Fortbildung des Reichs innerhalb der Einen Kirche, der Kirche innerhalb des Einen Reichs gewesen ist, bevor sich beide feindlich entgegensetzten.

Von Gregor VII., der Seele jener Zeit, gibt der Verfasser S. 210 eine sehr einseitige Charakteristik. „Man kann sich des Zweifels nicht erwehren, ob wohl viele Päpste, wenn sie sich da betrachteten im Lateran oder Vatikan, mit allen Gebrechen menschlicher Natur

behaftet, gleich andern Sterblichen, und zum Theil ungeheure Frevler — ob ein Innocenz IV., ein Pius II., ein Alexander VI., ein Julius II. wirklich selbst daran geglaubt haben, sie regierten die Welt an Christi oder Gottes Statt. Selbst in Urban II. war diese Idee nicht lebendig, aber sie war es in Hildebrand. — Die Zeiten sind anders geworden. Die Weltanschauung des Mittelalters ist durch die Naturwissenschaften zum Theil gestürzt. Paul III. ahnte nicht, was er that, da er Kopernikus' Dedikation annahm! Zugleich haben Luther und Calvin der weltlichen Obrigkeit eine andere Stelle angewiesen, als Hildebrand ihr zugestand. Denn nach Hildebrand ist nur die Macht der Priester zum Heil der Seelen von Gott gestiftet; die Macht der weltlichen Fürsten stammt vom Teufel. Alle Menschen, spricht er, sind gleich; und wenn die weltlichen Fürsten sich in blinder Begier und unerträglichem Hochmuth zu Beherrschern ihrer Brüder aufgeworfen, so haben sie das auf Antrieb des Teufels gethan und durch Frevel aller Art durchgesetzt. Nur solche Fürsten sind zum Herrschen berechtigt, welche die Kirche aus freiem Antrieb einsetzt, damit sie in Demuth und aus Liebe zu Gott das Volk regieren." Was Gregor zürnend gegen die Fürsten sagte, war nur bedingt gesagt. Nur solche Fürsten hielt er für vom bösen Princip beherrscht, die aus bösem Eigennutz und aus in das Heidenthum zurückfallender Wildheit der Kirche trotzten. Und hatte er etwa nicht das Recht, die Fürsten zu tadeln? Herr Flotho rühmt, daß Luther und Calvin die Fürsten von der päpstlichen Censur befreit habe. Aber wie die Kirche, so ist das Reich durch diese alleinige Emancipation der Fürstengewalt wie eine edle alte Eiche durch überwucherndes Mistelgesträuch ausgesaugt und aufgezehrt worden.

Der Verfasser tadelt selbst die Fürsten S. 5: „Der Verrath deutscher Fürsten trieb den deutschen Kaiser nach Canossa. Aber man darf nicht glauben, daß sie aus Ehrfurcht vor der Kirche den Befehlen des Papstes gehorchten: es war ihnen nur darum zu thun, die kaiserliche Majestät so weit zu schwächen, daß sie in ihren Herzogthümern und Grafschaften nach Willkühr schalten konnten. Es ist wahr: wie sie auf der einen Seite die armen Bauern mit dem schön klingenden Worte ‚Freiheit' berückten und ihnen zuriefen: ‚ihr trefflichen Sachsen, wir werden für euch und eure Kinder kämpfen, so lange wir leben; werfet das Joch der Sklaverei ab;' — so schrieben sie auf der andern Seite dem Papst, nur auf seinen Befehl hätten sie diese Kriegslast auf sich genommen. Indessen wenn es gewinnbringend schien, kehrten sie sich nicht nur nicht an den Papst und seinen Bannfluch, sondern dieselben deutschen Fürsten, welche angeblich aus Gehorsam gegen den Papst Heinrich IV. seiner Krone beraubten, waren es, welche unter Heinrich V. denselben Papst mitten in seinem Rom schimpflich gefangen nahmen, weil er immer noch jene Forderungen stellte, wie seine Vorgänger unter Heinrich IV. gethan hatten." Das ist alles wahr, aber wenn es wahr ist, wie kommt der Verfasser dazu, die Emancipation der Fürstengewalt von Kirche und Reich seit Luther und Calvin zu preisen? Sind die Fürsten des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts etwa besser gewesen? Hat die Wissenschaft seit Kopernikus, hat die Aufklärung und Philosophie in dem Bestreben der kleinen Territorialherren, auf Kosten der Kirche und des Reichs nur ihr Familieninteresse zu fördern, die geringste Aenderung erwirkt? Herr Flotho wird sogar nicht in Abrede stellen können, daß im 11ten Jahrhundert sich kein Fürst gefunden hat, der so voll Laster gewesen wäre, wie deren zu vielen Dutzenden in der gepriesenen Zeit der Reformation und der Aufklärung regiert haben.

Der Verfasser ist geneigt, bei jeder Gelegenheit den vierten Heinrich zu entschuldigen und was Böses von ihm gesagt wird, für Verleumdung zu erklären, was sich nicht leugnen läßt aber seinen schlechten Erziehern und Rathgebern zuzuschreiben. Die Berechtigung des Papstes, dem ungeheuern Unfug im Reich durch kirchliche Zucht entgegenzuwirken, erkennt er *überall nicht* an. Den Werth der gregorianischen Reform miskennt er durchaus. Die großen Ideen des Reichs und der Kirche, die große Wirklichkeit derselben versteht er nicht. Wie Kaiser, Päpste, große Männer in allen Classen, wie die Völker selbst in ihrem wohlverstandenen Interesse am Bau dieses geistlich-weltlichen Doppelreichs haben arbeiten können, begreift er nicht. Er misbilligt die Kreuzzüge als eigentliche Unvernunft. Er tadelt die Römerzüge, als dem deutschen Nationalinteresse nachtheilig, wobei er zu bemerken vergißt, daß es ja heute noch das allerdringendste Interesse für Deutschland ist, von dem jeder Selbstständigkeit unfähigen Italien wenigstens die Lombardei zu beherrschen. Der Verfasser ist zu einseitig ein Norddeutscher und Protestant, um zu begreifen, daß in Bezug auf Italien das östreichische Interesse das gemeinsame deutsche ist, und daß Karl der Große und Otto der Große keine andere Politik hatten, wie Leopold I., dem Prinz Eugenius, damals mit Hülfe der Preußen, die Lombardei erhielt. Herr Flotho gibt durch sein ganzes Werk hindurch zu erkennen, es wäre am besten gewesen, wenn die Kirche gar nicht aufgekommen wäre, wenn der Staat allein, wie bei den heidnischen Römern und Germanen, die höchste Instanz geblieben wäre. Er rühmt (ohne Beweise) die verhei-

rathete Geistlichkeit, wie sie gewesen sey, bevor Gregor VII. den Cölibat einführte (S. 69). Er würde also am liebsten ganz Deutschland von Rom abgeschlossen haben, etwa mit einer arianischen Staatskirche. Dann wäre gar kein Papstthum, keine Hierarchie zu Stande gekommen. Das mag nun immerhin ein norddeutsch protestantischer Schulmeister, wie Diesterweg, träumen, aber ein Historiker darf an den großen Gang der Dinge, wie er wirklich war, einen so einseitigen und kurzen Maaßstab nicht anlegen.

Auch billigen wir nicht, daß der Verfasser die großen Männer des 11ten Jahrhunderts so gar vornehm von oben herab behandelt, als ob er überaus hoch über ihnen stünde. Wenn auch ein Schüler Rankes, ist er doch nicht berechtigt, z. B. auf den „guten Damiani" als auf einen einfältigen Wundergläubigen und beschränkten Kopf geringschätzig herniederzublinzeln (S. 215). Denn der Cardinal-Bischof von Ostia war ein Mann, vor dem man mehr Respect haben muß.

Reisen.

Aus London (Dissolving Views). Von Emma Niendorf. Berlin, Stage, 1855.

In der That dissolving views, denn die Bilder aus dem Londoner Leben fließen hier unmerklich eines ins andere über in einer ununterbrochenen Folge, das Auge immer aufs neue fesselnd, aber auch überreizend und ermüdend. Die Verfasserin hatte keinen besonderen und ausschließlichen Zweck in England zu verfolgen, wie Herr Huber. Sie kam nur, um alles Merkwürdige zu sehen und von der Weltstadt nach allen ihren Hauptgruppen sich ein recht lebhaftes Bild einzuprägen und dasselbe in ihrem Buch gleichsam zu photographiren. Die ungeheure Perspective von Straßen und Palästen, das Häusermeer, der Duft und Rauch, im Sonnenschein der Silberton auf den nicht mit Ziegeln gedeckten Dächern, die geschmacklose Pracht der Kaufläden, das bunte Menschengewühl, mitten in dem Sausen und Brausen aber der stille Klosterfrieden von Westminster rc., das glauben wir, wenn wir hier lesen, als im klarsten Abbilde vor uns zu sehen. Auch einige schöne Landschaftsbilder aus der Umgegend Londons dienen zur angenehmen Abwechslung.

Dem staunenswürdigen Reichthum Englands fand die Verfasserin doch sehr häufig eine man möchte fast sagen kleinstädtische Geschmacklosigkeit beigesellt. Hier eine Beschreibung der Ladies, wie sie einer Vertagung des Parlamentes anwohnen. „Die Peeresses rauschen vorbei in Wolken von Damast oder Brabanterspitzen; Einige weiß mit Perlen, Andere, zumal die Herzoginnen, mit Brillantdiademen. Manche lassen ihren Schwanennacken bewundern; häufiger haben sie ihre gold- oder silbergestickten Mantillen und Burnus, blau, weiß, Scharlach — so beliebt als Mantel für die Gemahlinnen der Pairs und dem Kostum der Letzteren verwandt — in fast orientalischem Pomp über die Schultern gezogen. Wieder Andere breiten in langen oder viereckigen Tüchern das glänzende Blumengewebe der persischen und indischen Seidenshawls aus, welche an den Hof des Großmoguls mahnen, Kunstwerke der Arachne. Nicht selten wiegen sich feine anmuthige Köpfe, die man aus dem Court Almanacs kennt, oder die uns schon aus den Schönheiten des Keepsakes vertraut dünken, auf schlanken Gestalten. Mit der scheuen Grazie eines jungen Reh's eilen mehrere junge Mädchen hinter der Mutter her. Folgen ein Paar Gluckhennen mit ihren Küchlein. Auch an Pfauen fehlt es nicht, die ihr Rad schlagen. Sprechen wir nicht von Federn! Zu ihrem Mißbrauche gesellt sich noch vollends die hiesige Leidenschaft für Heraldik. Einige Schöne waren selbst gleich wandelnden Wappenschildern. Bei den meisten ließ sich ein geschmackloses Ueberbieten französischer Mode erkennen; Ostentation, Darlegen von Reichthum, kaufmännisch fast — was gut und theuer ist. Kurz etwas barbarisches; entschieden insulanerisch. Besonders grelle Farben, bei deren Zusammenstellung man alle Harmonie vermißt: Wie in ihren Gemälden tritt auch in den Toiletten der brittische Mangel an Farbensinn vor, den die Nation von dem umhängten Grau ihres Nebelhimmels erbt, der ihr zugleich die Feinheit des Auges versagen mag, den zarten Duft und Schmelz der Tinten ihrer Baumgruppen und Fernen aufzufassen. Oft verrieth sich ein mehr theatralisches Auftreten, ein Effort des Repräsentirens, aber wie von schlechten Akteurs. Wenn ein Volk von der Schönheit abgefallen oder verlassen — die auch eine göttliche Gnade ist — wenn nichts Artistisches vorhanden, so merkt man dies auch am Mangel einer gewissen geselligen Grazie. Hier tritt im Allgemeinen etwas Abstoßendes, Plumpes, man möchte sagen zuweilen Rohes heraus. Ein verletzender Hochmuth, der nicht einmal mit Talent, ja selbst nicht mit Geschick producirt ist. Doch wandeln auch, wie Traditionen, einzelne hohe Gestalten mit der edelst einfachen Vornehmheit durch, die schlicht dahin gehen und wirklich in ihrer würdevollen Erscheinung von Gottes Gnaden sind."

Rohe Geschmacklosigkeit bemerkte die Verfasserin besonders in dem Missbrauch des Großen in der Natur

und des Schönen, selbst Heiligen in der Kunst, z. B. am Sydenham-Palast. „Nichts als Essen! darauf geht das Ganze hinaus. Dieses ausposaunte Weltwunder ist nur ein unbändiges Speisehotel. Hier sind wie in voller Auberge: der Boden mit Wachstafent überzogen, Marmortischlein, Braten-Arom, Besteckkleppern zu Füßen von Veroneses drei Königen, Raphaels Transfiguration. Das Heiligste der Kunst Tapete eines Fütterungssaals. Profanation! Ist es nicht gräßlich das Auge so für solche unsterblichen Schöpfungen abzustumpfen, vor ihnen nur Thier zu seyn? Sünden gegen den heiligen Geist. Plötzlich entsteht ein Aufruhr: Kellner eilen einem Gaste nach, der durchbrennen will, Policemen folgen, eine ganze Meute hinter ihm drein. Das stäubt so als Intermezzo vorüber. Nicht bei den Statuen, ‚bei den Viehgern' wie die Wiener sagen würden, ists am gedrängtesten, wo zugleich das Beefsteak florirt. Gerade unter dem magern Anfange zur Weltgemäldegallerie. Zu Füßen der Raphaelcartons, das Bufet: ‚Limonads, creams, jellies, sodowater etc.' Nichts als Essen. Die Küchen sind nicht für den Kristallpalast da, sondern der Kristallpalast für die Küchen."

Mancher Leser wird wünschen, die Verfasserin hätte mit mehr Ruhe bei einzelnen Gemälden verweilt und nicht so viele Bilder flüchtig in einander geschoben; aber sie spiegelt nur in treuem Bilde das sociale Chaos, in dem sie sich bewegte und in dem eben keine Ruhe ist.

Alterthümer.

Denkmale der Kunst und Geschichte, herausg. vom Alterthumsverein für das Großh. Baden durch dessen Director A. von Bayer. I. II. 1854 und 1855. Fol.

Zwei interessante Gaben. Zuerst die Abbildung und Erklärung eines sehr alten steinernen Grabdenkmals der h. Notburga in der Kirche zu Hochhausen am Neckar unfern von Heidelberg. Die Heilige liegt ausgestreckt auf dem Grabstein, in langen jungfräulich fliegenden Haaren mit der Krone und in einem Purpurgewande als Königstochter bezeichnet. Der linke Arm fehlt ihr, in der Rechten hält sie eine Schlange, die im Munde ein heilendes grünes Kraut trägt. Diese Darstellung entspricht genau der Legende, die hier vom Editor, Herrn Feckler, näher erörtert wird. Die Schlange mit dem Heilkraute läßt allerdings die Vermuthung zu, daß sich in der Legende und vielleicht in der Heiligkeit des Orts Erinnerungen an einen älteren heidnischen Cultus eines der Hygieia ähnlichen Wesens erhalten habe; obgleich die Andeutung des Verfassers, als ob unter der Einarmigkeit eine Heilart durch Abnehmung des Armes möchte verstanden worden seyn, zu rationalistisch ist.

Die zweite Abbildung zeigt uns ein römisches Feldzeichen, welches im Jahr 1850 bei Otterschwang unweit von Pfullendorf unter der Erde gefunden wurde. Es ist von Bronze und stellt einen Greifen dar, der hinten in einen Delphin ausgeht (gryphus marinus). Herr Professor Zell erklärt es in umfassender Untersuchung als ein Centurienzeichen aus der Periode nach Hadrian, aus dem dritten oder vierten Jahrhundert. Sofern das Bild in der Nähe des Bodensees gefunden worden sey, meint Herr Zell, könne in dem Fischschwanz neben dem Greifen eine lokale Beziehung liegen auf den doppelten Dienst der Truppen zur See und zu Lande. Inzwischen hatte die Cohorte wohl dasselbe Zeichen schon bevor sie hier in Garnison lag und waren die Feldzeichen überhaupt nach einer allgemeinen Symbolik ausgewählt. Herr Zell macht auch noch darauf aufmerksam, daß der Greif als der mythische Schätzehüter ein passendes Feldzeichen für kriegerische Wächter an den Grenzen des Reichs gewesen sey. Gleichwohl ziehen wir die allgemeine Bedeutung des gryphus marinus oder des Löwenadler mit Delphinschwanz als Sinnbild der Herrschaft über drei Elemente (der Löwe als Herr des Landes, der Adler als Herr der Luft, der Delphin als Herr des Meeres) und hier speciell als Sinnbild der römischen Kaisergewalt über den ganzen Erdkreis jeder andern vor. Die ehernen Feldzeichen waren bei den Römern dasselbe, was bei uns die Standarten.

Das hier in Rede stehende Feldzeichen ist kaum fünf Zoll hoch und breit, also sehr klein und man sollte meinen, es habe nur den Knopf einer fliegenden Fahne gebildet. Es kann also nicht verglichen werden mit den Drachenbildern, die nach Arrians lebendiger Schilderung die Skythen brauchten, um die Feinde zu erschrecken, eine Sitte, welche die Römer von den Skythen entlehnten. Je mehr in der späteren Kaiserzeit die entsprechend großen Schreckbilder der Drachen aufkamen, desto mehr ging auch der Name des Zeichenträgers imaginifer oder imaginarius in den einen draconarius über. Wenn aber Herr Zell den letzgenannten Namen in unsern Dragonern wiedererkennen will, hätte er Belege dafür anführen sollen. Es wäre möglich, daß die auch auf das Militärwesen sich erstreckende Gelehrsamkeit des siebenzehnten Jahrhunderts den Namen der Dragoner hergeleitet hätte von den Draconarii, aber es müßte erst nachgewiesen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels
Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 88. 3. November 1855.

Böhmische Literatur.

1) Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur mit einer reichen Auswahl von Literaturproben, von Joseph Wenzig. Leipzig, Brandstetter, 1855.

Ein kleines Buch von nur 11 Bogen, in dem der reiche Stoff ziemlich zusammengedrängt werden mußte. Die Eintheilung ist gut gewählt, obgleich die Betrachtung der Literatur einer jeden Periode von je einem anderen böhmischen Berge aus etwas gesucht, wie auch der Styl hin und wieder zu pathetisch erscheint.

Vom Wyšherad aus wirft der Verfasser einen Blick in die älteste noch heidnische Literatur Böhmens und gibt eine kurze Analyse des Gedichtes „Libussas Gericht", schon längst bekannt und übersetzt aus der Königinhofer Handschrift, so wie mehrere andere alte Heldenlieder aus derselben Handschrift. Sodann geht er zur Bekehrungszeit über und theilt die einfachen ältesten Kirchenlieder aus der Zeit des h. Cyrillus und Methodius mit, die weniger bekannt sind, im Allgemeinen aber ganz den nämlichen Charakter zeigen wie die altlateinischen und altdeutschen Hymnen. Ein schönes Marienlied, offenbar aus späterer Zeit (S. 30) verbindet ave maris stella und das schöne altdeutsche Lied von der Rose, dem Zweig von Jesse. Diesen geistlichen Liedern schließen sodann wieder Heldenlieder, aber christliche sich an, von dem Sieg des Jaroslaw von Sternberg über die Mongolen, von Jaromir und Udalrich. Hier hätte Herr Wenzig wohl auf einen Umstand aufmerksam machen sollen, der die böhmische Geschichte in ganz eigenthümlicher Weise auszeichnet. Das ist die jahrhundertlange Opposition der Wrssowezen gegen das regierende Haus aus Przemisls Geschlecht. Der Krieg der beiden Rosen in England bietet nicht so schauerlichen Wechsel dar, wie dieser böhmische Familienkrieg, wie wir ihn am besten (wenn auch nicht der historischen Wahrheit, doch der Sage nach) aus Hageks Chronik kennen lernen. In diesem tragischen Kampf tritt etwas so Wildes und Dämonisches hervor, daß wir uns in der That wundern müssen, warum der dankbare Stoff nie von neuern Dichtern aufgenommen worden ist, die sich im Entsetzlichen so wohlgefallen. Wir erlauben uns, hier den Kampf der Wrssowezen nur in Kürze zu skizziren.

An der Spitze der slawischen Einwanderung in Europa standen die beiden Brüder Czech und Lech (von jenem sind die Böhmen Tschechen, von diesem sind die Polen Lechen genannt). Von Czech stammte Krok, der Erbauer Krakaus. Dessen Tochter war die berühmte Seherin Lybussa, die den Bauer Przemisl (oder Primislaw) heirathete. Von diesen beiden stammte nun das Königsgeschlecht, das bis ins 14te Jahrhundert regiert hat. Es gab aber noch einen Nachkommen des Lech von altköniglichem Geblüte in Böhmen, Namens Wrsch. Dieser kam zu Primislaw und bat ihn, auf dem Berg Libin sich eine Burg bauen zu dürfen. Primislaw gestattete es; aber Libussa weissagte, daß ihrem Geschlecht von den Wrssowezen (Nachkommen des Wrsch) großes Unheil drohe. Dies geschah im Anfang des 8ten Jahrhunderts. — Schon am Ende desselben Jahrhunderts erhob sich Krzesomil, des Wrsch Enkel, gegen den Mnata, des Primislaw Enkel und wollte ihm die Krone rauben, unterlag aber und wurde gezwungen, sich selbst mit dem Schwerte zu erstechen. Im Anfang des 9ten Jahrhunderts wurde abermals ein Wrssowez, Namens Rohowiez, der den Brziha, einen treuen Diener und Gesandten des Königs tödtete und den Kopf an seiner Burg aushing, und sich auf den goldenen Stuhl setzte und König seyn wollte, besiegt und gezwungen, sich selbst zu erstechen, unter Mnatas Sohn Wogen. Als er sich an einen Baum aufgehenkt, wiederhallte der Wald

vom Gelächter böser Geister, daher der Ort noch jetzt Smichow heißt (vom Lachen). Ein Nachkomme dieses Rohowiez, Bloborg, schädigte die Anhänger der königlichen Familie, wurde in seiner Burg Wrzesowa belagert und verbrannte sich und all die Seinen mit eigener Hand, 845. Bald darauf bat ein anderer Wrssowez Zlanda, den Krzesomysl, Wogans Sohn, eine neue Burg bauen zu dürfen. Aber eine Wahrsagerin warnte den König vor ihm. Zlanda wurde gefangen und geviertheilt, die Seinen in einem Thurm verbrannt, 850.

Unter Hostiwit, des Krzomysl Enkel, kamen alle Wrssowezen zusammen und verschworen sich, die regierende Familie auszurotten, 887. Gleichwohl blieben sie nachher geraume Zeit im Hintergrunde. Damals wurde Böhmen zum Christenthum bekehrt und kam mit Deutschland in engere Verbindung. Doch scheint es, die Wrssowezen seyen in der altheidnischen Opposition thätig gewesen. Unter Boleslaw II. im Jahr 992 wurde ein vom Volk angebeteter Priester, der böhmische Apostel und Bekehrer Prostiwog von einem Wrssowez Hrabowog ermordet. — Indeß erscheinen die Wrssowezen unter Boleslaw III. als dessen Freunde, Räthe und Begleiter. Von ihnen nach Polen gelockt, wurde der unglückliche Boleslaw daselbst geblendet, 1002. Sein Sohn Jaromir, von ihnen auf die Jagd in dichten Wald verlockt, wurde nackt auf den Boden festgebunden, worauf sie zur Kurzweil über ihn hinwegritten. Dann wollten sie ihn mit Pfeilen erschießen, allein er wurde durch seinen treuen Diener Howora gerettet, der, im Begriff an einen Baum gehenkt zu werden, noch ins Jagdhorn blies und Hülfe herbeirief. Jaromir ließ alle Wrssowezen enthaupten, deren er habhaft werden konnte. Aber der wildeste unter ihnen, Kocham, entkam nach Polen und hetzte sogar Jaromirs Bruder Odalrich zur Empörung auf, indem er demselben vorspiegelte, Jaromir trachte ihm nach dem Leben. Odalrich gab der Verführung nach und ließ seinen unglücklichen Bruder Jaromir blenden. Nun aber war er selbst den Nachstellungen der Wrssowezen ausgesetzt, die einen Pfeil in sein Fenster schoßen, ohne jedoch ihn zu treffen. Dann hetzten sie den Kaiser Conrad gegen ihn auf, der ihn demüthigte, daß er in Kummer starb. Sein Sohn Brzetislaw folgte ihm in der Regierung. Auch ihm trachteten die Wrssowezen nach dem Leben und sogar den armen blinden Jaromir tödteten sie auf dem Nachtstuhl. Aber Brzetislaw bekam den wilden Kocham gefangen, ließ seinen Nabel ausschneiden und an einen Baum nageln und ihn selbst so lange um den Baum treiben, bis ihm alle Gedärme ausgewunden waren, 1037. Die andern Wrssowezen mußten dabei zusehen. Nach einiger Zeit aber verbanden sie sich mit den Polen zu einem Einfall in Böhmen, unterlagen und wurden ihrer 37 gehenkt, Borma an der Spitze, 1050. Brzetislaws zweiter Sohn und Nachfolger Wratislaw schlug dem neuen Haupt der Wrssowezen Bolemir die Hand seiner Schwester ab. Nun erhob dieser neuen Aufruhr, unterlag und wurde der Augen und der Nase beraubt, 1071. — Wratislaws Sohn Brzetislaw II. wurde durch einen neuen Anfall der von den Wrssowezen aufgehetzten Polen beunruhigt und verbannte alle Wrssowezen aus dem Lande, wurde aber hinterlistig durch einen Pfeilschuß des Lotek Wrschowsky ermordet, 1100. Sein Bruder Swatapluk hatte viel vom deutschen Kaiser zu leiden, den die Wrssowezen beständig aufreizten; nachdem er sich aber mit dem Kaiser versöhnt, schwur er allen Wrssowezen den Untergang, nahm sie gefangen und ließ sie, ihre Häupter Mutina und Borzik an der Spitze, zu Prag öffentlich hinrichten. Allgemeinen Jammer erregten die beiden unschuldigen Knaben Mutinas, die bittend nach ihrer Mutter riefen, denen aber der Henker mitleidslos das Herz durchstieß, 1008. Aber einige Wrssowezen entrannen dem Blutbad durch die Flucht und bald darauf wurde Swatapluk von Geschek Wrschowsky im Lager des Kaisers mit einem Pfeil erschossen. — Als aber 1184 Friedrich von Böhmen mit Conrad von Mähren in Fehde lag, boten sich dem ersteren die verbannten Wrssowezen zum Dienst an und er schloß mit Ratibor Wrschowsky einen Bund ewiger Versöhnung und Treue.

Den zweiten Blick wirft Herr Wenzig vom Hradschin herab auf das Zeitalter Karls IV., den man den Vater von Böhmen nannte. Unter den Dichtern dieser Zeit werden sogleich hervorgehoben Ritter Thomas von Stitné und Herr Smil von Pardubic, die sich jedoch nur noch im Lehr- und Spruchgedicht auszeichneten, wie gleichzeitig die deutschen Meistersänger. Wichtiger sind die Chroniken der Zeit.

Der dritte Blick vom Zizkaberg herab gilt der Hussitenzeit. Sie ist reich an theologischer Literatur von Hus, Mies, Rokyzana ꝛc., weniger an Poesie. „Von einer Drang- und Sturmperiode menschlicher Leidenschaft, welche alle Volksklassen durchfiebert, können poetische Werke, wie sie das vorige Zeitalter lieferte, nicht erwartet werden. Doch sind viele schöne Kirchenlieder übrig — markige Kriegs- und Spottlieder, unter den Kriegsliedern das gewöhnliche der Taboriten: ‚Ihr da, die ihr Gottes Krieger' u. s. w., das einem gewissen Bohuslaw von Cechtic zugeschrieben wird — epische Producte, wie das lange Gedicht auf den Sieg bei Aussig und das Fragment einer gereimten Chronik von dem Prager Stadtschreiber Prokop — ferner Passionsspiele.

Der Maitraum, eine lange erotische Dichtung von Hynek von Podebrad, einem Sohne des Königs Georg von Podebrad, nimmt sich in diesem Zeitraum wie ein lachendes Wölklein unter drohenden Gewittermassen aus." In die nächstfolgende Zeit gehören wichtige Chroniken, ferner die Schriften des berühmten Comenius.

Den vierten und letzten Blick wirft der Verfasser vom Belvedere herab auf die Neuzeit. In dieser haben sich vornehmlich kritische Sprach- und Geschichtforscher in Böhmen ausgezeichnet, Dobrowsky, Hanka, Kollar, Palacky, Schafarik rc., über die wir aber hier nur kurze Notizen erhalten. Es wäre vielleicht nicht überflüssig gewesen, wenn Herr Wenzig bei dieser Gelegenheit die Tschechomanie nach ihrer Berechtigung und nach ihrer Anmaßung gewürdigt hätte. Schließlich theilt er Einiges von den neuen böhmischen Dichtern Celakowsky und Jablonsky mit.

Echt eigenthümlich sind nur die alten Zeiten Böhmens gewesen. Schon in der Zeit Karls IV. mischt sich zu viel deutsche Lehrpedanterei und in der hussitischen Zeit zu viel Theologie ein, als daß nicht in der böhmischen Literatur der nationale Grundcharakter mehr und mehr hätte verschwinden müssen. In den wegen ihrer historischen Ungenauigkeit und Fabelhaftigkeit insgemein verachteten Chroniken hat sich noch das Beste jenes nationalen Gepräges in zum Theil wunderbar poetischer Tiefe erhalten.

2) Böhmische Dichtungen aus dem 14ten Jahrhundert. Der neue Rath des Herrn Smil von Produbec nebst dessen übrigen Dichtungen in einer Auswahl seiner Sprüchwörter. Nach dem böhmischen Originaltext zum erstenmal deutsch bearbeitet von Joseph Wenzig. Leipzig, R. Weigel, 1855.

In sehr eleganter Ausgabe. Den Inhalt bilden durchaus Lehrgedichte. Der „neue Rath" stellt uns eine Hofhaltung der Thiere zur Schau, wobei jedes Thier nach seinem Naturell eine Seite des menschlichen Charakters und Lebens vertritt. Alles läuft aber nur auf Belehrung hinaus und ist an eine dramatische Entwicklung wie im Reineke Fuchs nicht zu denken. Ein zweites Lehrgedicht „des Vaters Rath" erinnert an den deutschen Windsbek und ist lediglich eine vom Vater dem Sohne gehaltene Sittenpredigt. Der „Streit des Wassers mit dem Wein" endet sehr nüchtern mit dem Troste, es trinke jeder, was er hat. Die Sprüchwörter würden besser in schlichte Prosa übersetzt seyn, sie sind uns nicht ganz mundgerecht, z. B.

> Kuh, die viel brüllt,
> Von Milch nicht quillt.

So würde kein Bauer sagen, und doch soll es zunächst ein Bauernsprüchwort seyn.

3) Die Legende vom h. Johann von Nepomuk. Eine geschichtliche Abhandlung aus dem Nachlaß von Dr. Otto Abel. Berlin, Hertz, 1855.

In dieser sehr interessanten kleinen Schrift schneidet der in der Blüthe seiner Jahre verstorbene Verfasser den historischen Kern aus der sagenhaften Hülle der Legende vom h. Nepomuk. Vom historischen Johann heißt es hier: „Dieser Johann (oder, wie ihn die böhmischen Chronisten auch nennen, Johanko, Johannek) war der Sohn des Welflin, eines Bürgers von Pomuk. Er selbst trat in den geistlichen Stand und unterschreibt sich schon in einer Urkunde vom 9. Dezember 1372 als Johannes olim Welflini de Pomuk, clericus Pragensis diocesis, imperiali auctoritate notarius publicus. Im Jahr 1380 ist der Notar Pfarrer geworden an der St. Gallikirche in der Altstadt Prag, ist Sekretär und Notar des Erzbischofs; 1381 ward er Doctor des kanonischen Rechts, bald nachher Domherr, erzbischöflicher Generalvikar in geistlichen Sachen und Archidiakonus von Saatz. Seine letzte Urkunde ist vom 3. März 1393. Von dem Leben und Charakter dieses Johannes von Pomuk wissen wir im übrigen nichts; seine amtliche Stellung jedoch, wie der Haß des Königs läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß er ein Hauptwerkzeug oder Rathgeber des Erzbischofs in dessen Streitigkeiten mit Wenzel war. Der König schon längst mit der hohen Geistlichkeit im Hader, war bei der Nachricht von der durch den Erzbischof veranstalteten neuen Kladrauer Abtswahl ganz außer sich vor Wuth. Er stieß die härtesten Schimpfworte und Drohungen aus, als er den Erzbischof und seine Räthe zu Gesicht bekam; dem erzbischöflichen Haushofmeister rief er zu: ‚Mach, daß du fortkommst, sonst laß ich dir auf der Stelle den Kopf herunterschlagen.‘ Den Erzbischof selber, den Probst Wenzel, den erzbischöflichen Official Nikolaus Puchnik und den Vikar Johannes von Pomuk befahl er gefangen zu nehmen und vorläufig ins Kapitelhaus zu bringen; ‚dort werde ich erfahren, wer euch gerathen hat.‘ Sie wurden auf die Folterkammer gebracht; Wenzel soll da selber mit

einer brennenden Fackel Hand angelegt haben. Während nun die Uebrigen durch vollständige Unterwerfung unter des Königs Willen sich retteten, mußte der Generalvikar Johann von Pomuk mit dem Leben büßen, sey es nun weil er standhafter blieb oder weil auf ihn der König seinen grimmigsten Haß geworfen hatte. Er war durch die Folter bereits so zugerichtet, namentlich an der Seite so verbrannt, daß er schwerlich seine Marter lange überlebt hätte: er sollte nun ertränkt werden. Man schleppte ihn auf die Moldaubrücke, steckte ihm ein Holz in den offenen Mund, band die Hände auf den Rücken, die Füße wie zu einem Rade mit dem Kopf zusammen und stürzte ihn so hinab in den Strom. Das geschah am 20. März 1393 Abends neun Uhr. Es sind nicht nur einzelne böhmische Chronisten, die uns den Tod dieses Johann Pomuk berichten, sondern wir haben dafür eine Quelle, die, wenn sie auch als einseitige Parteischrift nicht unbedingte Glaubwürdigkeit haben mag, doch in keinem Fall die Schuld des König Wenzels und das Verdienst des armen Generalvikars schmälert: es ist das die ausführliche, bei dem römischen Stuhl niedergelegte Beschwerdeschrift, in der Erzbischof Johann noch in demselben Jahr 1393 seinen langen Streit mit dem König darstellt und der denn auch die obige Erzählung folgt. Durch sie ist für jede den heiligen Johannes von Nepomuk betreffende Untersuchung eine feste Grundlage gegeben, die auch von der leichtfertigsten Kritik anerkannt werden muß."

Abel sucht nun den Beweis zu führen, daß man diesen Johann zur Grundlage genommen habe, um nach und nach auf ihn eine Menge Züge überzutragen, welche die spätere Legende zu einem Ganzen zusammenfaßt. Die Legende macht bekanntlich den Heiligen zum Beichtvater der Königin Sophie, und läßt ihn den Märtyrertod leiden, weil er dem tyrannischen König nicht sagen wollte, was ihm die Königin gebeichtet habe. Das erklärt Abel etwas kühn durch eine Reminiscenz aus einem ganz entgegengesetzten Lager. Johann Huß nämlich sey Beichtvater gewesen und unvermerkt habe man etwas vom Ruhm dieses Johann auf den andern übergetragen. In der Voraussetzung einer solchen Absichtlichkeit und in der Verachtung der Tradition geht Abel unstreitig zu weit. Er sagt S. 52: „Die katholische Geistlichkeit hatte ein scharfes Auge auf die Zeichen der Zeit und sie verstand es sie zu benützen. Ganz richtig erkannte sie es als ihre vornehmste Aufgabe, den nationalen Sinn der Böhmen wieder mit dem Katholicismus zu versöhnen. Von Hussens erstem Auftreten an hatte die Bewegung einen ausgeprägt czechischen Charakter, durch das unkluge Benehmen des König Sigmunds war das noch gesteigert und das ganze Volk, als nationale, nicht blos religiöse Gemeinschaft, fast künstlich in den schroffsten Gegensatz gegen die übrige Christenheit gebracht worden. Dieses Verhältniß mußte aufhören. Da man nicht mehr daran denken konnte, die kirchlichen Meinungen und Erinnerungen zugleich mit den nationalen aus dem Herzen des böhmischen Volks zu reißen, so kam es darauf an, diese beiden Seiten einer einzigen Geschichte zu trennen, nationale Traditionen mit einem katholischen, katholische mit einem nationalen Gewande zu bekleiden. Man griff zurück in die glänzende Zeit Kaiser Karls IV. und zeigte dem Volk in diesem Fürsten den echten Böhmen und den frommen Katholiken vereinigt. Ihm gegenüber ward König Wenzel, der Pfaffenfeind, um so schwärzer gemahlt."

Man kann der katholischen Partei doch keinen Vorwurf daraus machen, daß sie mit Vorliebe in die vorhussische Zeit zurückblickt, in welcher Böhmen noch durch keinen Religionskrieg zerrüttet gewesen war. Man kann aber auch nicht behaupten wollen, die Legende sey unabhängig von der Tradition im Volk erst später fabricirt worden. Zuletzt kommt es auf den Inhalt der Legende und auf die darin vorherrschende Idee an. Diese ist: man soll Gott mehr gehorchen als den *Menschen*. Der Priester soll lieber den Tod leiden, als das Beichtsiegel brechen. Es ist die Apotheose des Priesterthums in seinem Kampf mit der Staatsgewalt. Da sich der Kultus des h. Nepomuk in einer Zeit ausbildete, in welcher in Oestreich die Kirchen- und Staatsgewalt fast identificirt war, so konnte es damals die Absicht nicht seyn, jenen Gegensatz zwischen Kirche und Staat hervorzuheben, sondern die Legende mußte in dieser Richtung schon vorher durch die Tradition ausgebildet gewesen seyn. Diesen inneren Gegenbeweis hat Abel übersehen, wie er denn auch, zu einseitig von protestantischer Abneigung ausgehend, der Moral der Legende gar den Werth nicht beilegt, den sie in so hohem Grade verdient. Die Macht der Idee, die aus dieser Legende wirkt, ist eine heilige. Die Wahrheit, die sie enthält, rein christlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 89. 7. November 1855.

Zum Kirchenstreite.

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Von Chr. C. J. Bunsen, Geh. Rathe. Erstes Bändchen. Leipzig, Brockhaus, 1855.

Das erste Bändchen enthält eine Philippika gegen den Bischof von Mainz und die römische Hierarchie, das zweite soll eine gleiche gegen Stahl in Berlin und das Extrem des Staatskirchenthums enthalten. Der berühmte Verfasser stellt sich in die Mitte und will die freie Kirche retten durch die Gemeinde. Er sagt, die beiden Extreme, das kirchliche wie das staatliche, hätten mit despotischer Gewalt in die Rechte der Gemeinde eingegriffen. In den ältesten Zeiten der christlichen Kirche wie des germanischen Staates sey die Gemeinde alles gewesen. Erst nachdem der fränkische König, gestützt auf seinen Lehensadel, die Volksfreiheit vernichtet habe, sey es dem h. Bonifacius möglich gewesen, indem er scheinbar dem Uebergewicht der weltlichen Macht ein heilsames Gegengewicht gab und das Volk durch die Kirche vor dem Missbrauch der Staatsgewalt schützte, die dem Königthum aus den Zähnen gerissenen Rechte des Volkes anstatt sie dem Volk, der Gemeinde zurückzugeben, der römischen Hierarchie zu vindiciren. „So wie in geistlichen und geistigen Dingen Absolutismus gegen Absolutismus steht, behält am Ende bei allen edlen Völkern der geistliche Absolutismus immer einen Vorzug vor dem weltlichen. Die weltliche Regierung erscheint ihnen schon übermächtig ohne diese Verbindung, und der Geistlichkeit gegenüber mehr noch als rohe Gewalt. Das christliche Volk, sagt noch vor hundert Jahren Sterne in einer seiner Predigten, ist der wahre Isaschar, ‚welcher zwischen zwei Lasten geht': es wird zu arg geschunden, wenn das Gewicht nur auf einer Seite liegt. Dieses natürliche Volksgefühl zeigte sich auch hier. Es gelingt Bonifacius, die geistlichen Synoden, die Bischöfe und die Metropoliten, und also zuletzt den Papst, zu Erben der christlichen Gemeindefreiheiten zu machen, statt Pipin's und der übrigen Fürsten, welche sich in deren Besitze befanden, oder zu denselben zu gelangen suchten. Auch bei diesem Systeme blieb jedoch das christliche Volk als bischöfliche Gemeinde rechtlos, und die große christliche Gemeinde, der Staat, wurde machtlos und zuletzt auch rechtlos, der Geistlichkeit gegenüber. Natürlich ward die Stellung der Pfarrgeistlichen viel unfreier unter der bischöflichen Macht; aber die Freiheit des geistigen Elements wurde doch behauptet gegenüber der weltlichen Gewalt, welche ebenso raubsüchtig als roh war."

Das ist eine recht geistreiche und auf den ersten Blick gewinnende Art Geschichte zu schreiben. Allein Herr Bunsen hat uns zu sagen vergessen, daß die von den beiden extremen Seiten her ausgeraubte und mishandelte gerechte Mitte zuweilen selbst ungerecht und ein Extrem geworden ist. Die Gemeinde ist nicht beswegen, weil ihr oft Unrecht geschehen ist, selbst gerecht. Sie ist nicht beswegen, weil sie zwischen zwei äußersten Gewalten stand, selbst gemäßigt. In ihr liegen vielmehr und machten sich von jeher geltend die Extreme der Demokratie und Aristokratie, gegen welche sowohl von hierarchischer als von weltlich monarchischer Seite Reactionen oft sogar nothwendig und heilsam gewesen sind. Alle Versuche, und es hat an sehr energischen nicht gefehlt, alle Versuche von der Gemeinde aus die Kirche zu reformiren und zu regieren haben nur zu revolutionären Erschütterungen geführt oder zu den kirchlichen Karikaturen, die sich jetzt im freien Amerika so üppig vorbrängen. Die Gemeinde hat auf die Dauer nie eine über ihr stehende Kirchengewalt entbehren können. Es kann nur die Frage seyn, wie dieselbe am besten zu

organisiren und zu erhalten ist. Und dabei soll man zunächst die Erfahrung fragen. Die älteste, historisch begründete, in der Anerkennung des Volks tief wurzelnde Kirchenautorität hat einen sehr natürlichen und unbestreitbaren Vorzug vor allen neu constituirten oder octroyirten.

Wenn es vollkommen wahr ist, daß Misbräuche hier der hierarchischen, dort der weltlich despotischen Gewalt verderblich auf die Gemeinde gewirkt haben, so ist damit doch noch kein Recht der Gemeinde nachgewiesen, welches ihr Selbsthülfe gestattet, weil sie überhaupt dazu nicht Macht, nicht Vermögen genug hat. Daraus daß einmal in einer Reichsstadt wegen hierarchischen Misbrauchs die katholische Geistlichkeit vertrieben, die katholische Kirche aufgehoben wurde, folgte für die Bürgerschaft noch kein Recht, per majora ein zwischen zwei lutherischen Geistlichen strittiges neues Dogma festzustellen. Das Urrecht der Gemeinde ist, ihre Meinung so oft sie will zu ändern, mit jeder Generation, mit jedem Zeitinteresse eine andere Majorität zu erzielen und deren Beschlüsse zu einer Wahrheit zu machen. Das ist aber auf religiöse Dinge angewandt vom Uebel, für den Kultus höchst bedenklich, für das Dogma Unsinn. Wir ehren die Rechte der Gemeinden gewiß eben so sehr, wie Herr Bunsen und haben sie ganz gewiß öfter vertheidigt, als Er, allein in der Kirchenmacherei erkennen wir ein Recht der Gemeinde nicht, glauben vielmehr, daß wer sie mit diesem Rechte beschenkt, sie nur aufs Eis führt.

Es gibt ein hierarchisches und ein weltlich despotisches Extrem, zwischen dem das passive Volk in der Mitte oft drangsalirt und misbraucht worden ist. Wer wird das leugnen? Aber es gibt auch ein demokratisches und ein weltlich despotisches Extrem, zwischen dem die Kirche, die Gemeinde der Heiligen, eben so arg drangsalirt wird, und gegen deren abwechselnde Uebermacht kein Schutz gefunden werden kann, außer in einer selbstständigen, von der Gemeinde und ihren Launen eben so wie von dem weltlichen Despotismus unabhängigen Kirchengewalt, also in der Hierarchie. Wenn Herr Bunsen mit allem Nachdruck darauf hinweist, daß diese Hierarchie nothwendig immer zur Alleinherrschaft tendire, so sagt er damit nichts, was nicht auch von der weltlichen Staatsgewalt und von der Gemeinde gälte, die er so ausschließlich preist und deren Alleinherrschaft, wenn sie einträte, er selbst bald zu bedauern haben würde.

Ohne Herrn Bunsen im mindesten damit herabsetzen zu wollen, müssen wir doch unsere Meinung dahin aussprechen, daß der Bischof von Mainz einer- und Herr Stahl andrerseits Mächte der Zeit vertreten, die wirklicher und stärker sind, als das von Herrn Bunsen vindicirte Gemeinderecht und Gemeindebewußtseyn.

Was den Bischof von Mainz betrifft, so macht ihm Herr Bunsen seine Rede bei der Bonifaciusjubelfeier zu einem schweren Vorwurf, den wir jedoch nicht im vollen Maaß begründet finden, denn obgleich der Bischof die von der alten Kirche Abgefallenen unliebsam angesehen hat, so kann man ihm doch wahrlich nicht verdenken, daß er auf katholischem Standpunkt, indem er vom h. Bonifacius, dem Apostel der Deutschen und dem Begründer der kirchlichen und nationalen Einheit des deutschen Reichs sprach, die nachher eingetretene Kirchentrennung und Auflösung des Reichs schmerzlich bedauerte.

Auch den badischen Kirchenstreit beurtheilt Herr Bunsen und glaubt, der Staat hätte sich in dieser Frage, gegenüber der Kirche, nicht auf seine eigene ausschließliche Machtvollkommenheit, sondern vielmehr auf die Gemeinde stützen müssen, also zunächst auf die Ständeversammlung, in der doch das Princip der Gemeinde zunächst vertreten werde. Da Herr Bunsen so lange in einer diplomatischen Stellung außerhalb Deutschland verweilt hat, ist ihm dieser Misgriff im Urtheil von denen, welche Land und Leute besser kennen, wohl zu verzeihen. Aber einen Mißgriff im Urtheil darf man es nennen, wenn Jemand einer *badischen Kammer* auch noch das zu leisten aufbürden will, was Herr Bunsen von ihr verlangt, nachdem sie sich seit Rottecks Zeiten im Leisten, Nichtleisten und Ueberleisten wahrhaftig bis zur äußersten Mitleidenswürdigkeit erschöpft hat. „Was wäre nun wohl geschehen, wenn die Regierung einfach den constitutionellen Gang befolgt hätte? Allerdings würde sich bei Erledigung des Streites auf dem gerichtlichen Wege nur noch mehr die Nothwendigkeit eines klaren, redlichen, freisinnigen Gesetzes über die Verhältnisse des Staates zur Kirche ergeben haben, welches an die Stelle der Verordnungen von 1830 und vom März 1853 zu treten hätte. Es scheint also der Regierung nichts übrig zu bleiben, als zu thun, was im Januar 1854 geschehen, vielem Unheil vorgebeugt haben würde. Ich meine die Vorlage eines Gesetzes an die Stände, wodurch die bestehenden Verordnungen im Sinne der wahren gesetzlichen und constitutionellen Freiheit ausgelegt und wo es nöthig nach dem gegenwärtigen Zustande abgeändert wären. Sie wird auf diese Weise Böses mit Gutem vergelten und der Hierarchie mit dem Christenthume entgegentreten, und den Ansprüchen des kanonischen Rechtes die Majestät des staatlichen Rechtes und der bürgerlichen Freiheit entgegen-

halten. Das vorzulegende Gesetz wird sich theils an die in Frankreich und Belgien, theils an die in Preußen bestehende Ordnung anschließen können, mit Berücksichtigung jedoch der Verschiedenheiten in der Gesetzgebung des Landes, und in der mit Rom schon bestehenden Vereinbarung. Jedenfalls würde das Gesetz so freisinnig als möglich seyn und eine Strafclausel enthalten müssen. Je billiger ein Gesetz, desto sicherer ist seine Ausführung gegen Jedermann, auch gegen Erzbischöfe. Es tritt dann in der öffentlichen Meinung das Rechtsgefühl ein, welches sich vor einiger Zeit in den merkwürdigen Worten des sardinischen Offiziers aussprach, der den Erzbischof von Turin zu bewachen hatte. Als dieser ihm bemerkte, die Ausführung des Befehls der Regierung müsse ihm doch sehr schwer werden, antwortete er einfach: ‚Nicht im geringsten; denn wir stehen Alle unter der Majestät des Gesetzes, welches Sie verletzt haben.‘ Ein solches Gefühl der Heiligkeit des vaterländischen Rechtes macht kleinere Regierungen und Staaten mächtiger als manche große.“ Wir sind vom Gegentheil vollkommen überzeugt. Die Spannkraft des badischen Constitutionalismus wird von Herrn Bunsen überschätzt. Zudem scheint er zu vergessen, daß in der überhaupt incompetenten Kammer zwei Drittheil der Mitglieder Katholiken sind.

Im zweiten Bändchen behält sich der Verfasser vor, von demselben Princip der kirchlichen Gemeindefreiheit aus auch die neue Berliner Lehre von Stahl und der Kreuzzeitung zu bekämpfen. Stahls Rede vom 29. März hat ihn tief verletzt. Er findet darin protestantischerseits dieselbe Intoleranz und dieselben Eingriffe in das Gemeinderecht, wie bei dem katholischen Episcopat. Seine näheren Erörterungen wollen wir erwarten.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Rapperswyl. Von Xaver Rückenmann. Mit 2 Ansichten. St. Gallen, Köppel, 1855.

Eine recht gute Spezialgeschichte. Rapperswyl verdankt seinen Ursprung nach der Volkssage einem gar seltsamen Umstande. Der Graf kehrte vom Kreuzzug heim, sein Verwalter kam ihm entgegen und sagte, er habe ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Nur nichts Böses von meiner Frau, erwiederte der Graf. Der Verwalter hatte aber in der That dem Grafen berichten wollen, sein Weib sey ihm untreu gewesen. Jetzt, des Grafen Unwille fürchtend, besann er sich schnell und sagte, die wichtige Sache, die er meine, sey die Erbauung einer neuen Burg an der ausgezeichneten Stelle, wo jetzt Rapperswyl liegt.

Nach dem Aussterben der Grafen von Rapperswyl kam das Städtchen an die Grafen von Homburg und Habsburg und blieb bei Habsburg bis 1354. Zürich hatte immer ein böses Auge auf Rapperswyl, weil diese Stadt und Festung es von Glarus trennte und Habsburgs vorgeschobenes Bollwerk war und weil überhaupt an demselben See die ältere Stadt stets auf das Aufkommen einer jüngeren neidisch ist. Die vom kühnen Bürgermeister Brun aus Zürich vertriebenen Geschlechter rathschlagten zu Rapperswyl mit dem Hause Habsburg zu Zürichs Verderben, aber Brun kam ihnen zuvor (im J. 1350). Durch plötzlichen Ueberfall nahm er die Stadt und zerstörte sie von Grundaus bis auf die letzte Hütte. Die Einwohner wurden nackt und blos in den Schnee hinausgetrieben, denn es war der Tag vor Weihnachten. Nach Beendigung des Krieges wurde die wiederhergestellte Stadt eine freie Reichsstadt, trat im J. 1442 freiwillig wieder unter Oestreich, aber schon 1464 abermals aus dieser Verbindung heraus und blieb seitdem eine freie Stadt im Schutzbündniß zuerst nur mit den vier Waldstetten, dann auch mit Bern, Zürich und Glarus. Im Villmergenkriege wurde die Stadt vergebens von General Werdmüller belagert. In der Periode von 1798—1803 litt Rapperswyl unsäglich durch Einquartierungen und Plünderungen. Durch Napoleon wurde es für immer dem Canton St. Gallen einverleibt.

In dieser kleinen Stadt erhielten sich Jahrhunderte lang die gleichen Sitten und Einrichtungen. Bei schwerer Strafe war jede Aenderung des Schnittes und der Naht an Kleidern verboten. Die städtischen Zünfte hatten das Monopol, kein fremder Handwerker oder Händler durfte hereinbringen, was in der Stadt selbst verfertigt wurde. Die Bürger hatten auch auf dem Markt den Verkauf. Niemand durfte Lebensmittel kaufen, bis die Bürger sich versorgt hatten. Jede Zunft mußte für ihre Angehörigen sorgen; kein Bürger konnte ökonomisch zu Grunde gehen. Dabei wurde weise dafür gesorgt, daß keine Zunft übersetzt, daß vom gleichen Handwerk nie zu viele im Städtchen waren, daß jeder sein Auskommen hatte und strenge Gesetze hüteten die Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit. „Brüderschaften, d. h. Vereine von Mitgliedern der Kirche, welche zur Basis ihres Bestehens besondere religiöse und kirchliche Zwecke, diesem entsprechende Statuten und fromme Uebungen haben, und häufig die edelsten und humansten Tendenzen verfolgten, als: Unterstützung der Armen, Kranken-

pflege, Aufhebung von Feindschaften u. s. w., selbst oft polizeiliche Zwecke realisirten, wie z. B. die Fratres pontifices für die Bequemlichkeit der Reisenden durch Anlegung von Brücken sorgten, wurden in Rapperswyl stets eifrig gepflegt, und man zählte allda eine Reihe solcher Verbrüderungen. Zur Erlösung der von den Türken gefangenen Christen — de mercede redemtionis captivorum — war im Jahre 1687 in Bollingen die Bruderschaft des weißen Scapulier's errichtet worden. Der Magistrat transferirte solche jetzt in die Stadtpfarrkirche, zu welchem Zwecke eine Prozession von Bußkirch über den See nach der Stadt gehalten wurde. Fünf Schiffe waren dazu festlich ausgerüstet. Das erste, von Engeln geleitet und gezogen, hielt in der Mitte den hl. Joseph, an der Spitze einen Schutzengel. Im zweiten ruhte die hl. Maria auf erhöhtem Throne, umgeben von vier Pagen mit Palmzweigen, an der Vorderseite der hl. Mauritius, Kirchenpatron von Bollingen, zwischen zwei Pagen, in derer Rechten der bloße Säbel, in der Linken der Schild. Das dritte schmückten St. Blasius und Felix. Auf dem vierten, dem christlichen Kriegsschiff, waren vornen zwei geharnischte Krieger mit ihren Schlachtschwertern, in der Mitte der Schiffspatron mit Helm, umgeben von 26 Schützen, der Fähndrich erhaben mit rother Standarte, auf der das Kreuz; neben ihnen die Ruderknechte, roth und weiß gekleidet, hinten wieder zwei Harnischmänner mit Trompetern, Trommlern und Pfeifern. Das fünfte Schiff trug die türkische Mannschaft, vornen zwei türkische Bogenschützen, in der Mitte der türkische Schiffspatron, der türkische Cornet mit weiß und grünem Panier, auf dem der halbe Mond; um ihn 26 Bogenschützen, ihre Pfeile gegen die Christen gerichtet, bei Schalmeien und Pauken; die türkischen Ruderknechte, grün und blau gekleidet; hinten standen zwei große arabische Bogenschützen, mit Turban, in deren Mitte der türkische Kaiser in orientalischem Prunke. Auf ein vom Pfarrer von Bußkirch gegebenes Zeichen, der von einem leichten Jagdschiffe aus, das durch fünf Polaken gerudert ward, die Flotille kommandirte, griffen die Schiffe sich an; Kanonendonner und Glockenschall suchen sich zu überbieten. Mit den Kriegsscenen wechseln dann kirchliche Vorstellungen. Man landet und nun schließen sich ferner an: der römische Kaiser zwischen zwei Pagen, der Herzog von Lothringen und der Churfürst von Bayern, der Graf von Rapperswyl, Pilger, Kreuze, Fahnen, Chöre von Jungfrauen mit Blumen bekränzt. Die triumphirende Mutter Gottes wird nun von vier Türken getragen, letztere Alle gefesselt. Zwischen zwei paradirenden Soldatenreihen geht es der Hauptkirche zu. Der Pfarrer von Bollingen, zugleich des Spitals Priester, hält unterm Triumphton blasender Instrumente das Hochamt. Die Kirche verkündet den mit der Stiftungsbulle der Bruderschaft von Rom eingetroffenen Ablaß. Dann folgt ein Schauspiel, welches der Türken Grausamkeit darstellt, und die Befreiung gefangener Christen aus der Sklaverei bei den Ungläubigen. Eine Steuer wird eingesammelt, und am Schlusse vereinigt ein frohes Mahl Zuschauer und Schauspieler in gemeinsamer Fröhlichkeit. Das geschah am 31. Heumonat 1689."

Alles, was der Verfasser von der kleinen Stadt und Republik erzählt, ist gemüthlich und ansprechend. Es ist daher kaum zu begreifen, wie er jene alten Zustände gleichwohl verspotten und die moderne Gesellschaft glücklicher preisen mag. Er spricht nur von „Einrichtungen, die allen Begriffen von vernünftigem Fortschritt widersprechen, von spießbürgerlichem Abschließen" rc. Aber jene Alten waren glücklicher und besser, als die Enkel.

Roman.

Nach Amerika! Ein Volksbuch von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Costenoble. Berlin, Gärtner, 1855. 5—12tes Heft.

Es ist Schade, daß Gerstäcker sich nicht mehr concentrirt. Er kennt Land und Leute und hat eine frische Manier. Gemälde von ihm könnten hohen und bleibenden Werth haben, wenn er sie nicht so flüchtig ins Breite malte. Das vorliegende Werk, wovon je zwei Hefte einen Band ausmachen, das also bereits sechs Bände zählt, ist durch schlechte Lithographien entstellt, hat aber einen reichen Inhalt von treuen Schilderungen aus dem nordamerikanischen Leben, sonderlich aus dem Leben der mannigfachen deutschen Auswanderer. Das Ringen der deutschen Natur mit der Yankeenatur, des verweichlichten Gemüths mit dem verhärteten Kaufmannsverstande, der Verbildung mit der Verwilderung ist hier sehr glücklich aufgefaßt, obgleich der allgemeine Eindruck, der uns davon zurückbleibt, kein erfreulicher ist. Wir möchten den Titel lieber umtaufen: „Nicht nach Amerika!"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 90. 10. November 1855.

Reisen.

Wanderungen durch die Mongolei und Thibet von Huc und Gabet. Deutsch von Adree. Leipzig, Lorck, 1855.

Zwei französische Missionäre unternahmen diese Reise im Jahr 1845, und zwar von China aus. Huc erstattet sehr interessante Berichte über die Mongolen und Thibetaner, ihre Sitten, den Lamaismus 2c., gibt uns aber weniger klare und umfassende Schilderungen des Landes und seiner Natur.

Die Mongolen fand er von den Chinesen sehr verschieden, so sehr, daß er sich nicht wundern würde, wenn die mongolischen Stämme es nochmals versuchten, über China herzufallen. Das Band der Vasallenschaft, welches die mongolischen Fürsten an Peking bindet, ist sehr locker. Im Allgemeinen aber fand Huc die Mongolen viel ehrlicher und unschuldiger, als die durch und durch verderbten und abgefeimten Chinesen. Er beschreibt, wie die chinesische Kultur an den Grenzen der Mongolei erniedrigt und wie entsetzlich die arglosen Bewohner der letztern von den chinesischen Gastwirthen und Kaufleuten betrogen werden.

Die Mongolen sind nicht einig, in viele Stämme unter vielen kleinen und großen Fürsten vertheilt. Sie haben aber noch die Sitte bewahrt, die uns die Geschichtschreiber von Attila und Dschingischans Zeiten erzählen. So werden bei einem königlichen Begräbniß noch immer Menschen geopfert. „Man trägt die Leiche des Herrschers in ein aus Backsteinen aufgeführtes Gebäude, das mit vielen steinernen Bildern ausgeschmückt ist; diese stellen Menschen, Löwen, Elephanten, Tiger und allerlei Gegenstände aus der buddhistischen Mythologie dar. Mit der Leiche, die man in eine ausgemauerte Höhlung beisetzt, welche in der Mitte des Mausoleums sich befindet, begräbt man Gold und Silbermünzen, kostbare Kleider und andere Sachen, deren man in einem andern Leben etwa bedürftig seyn könnte. Bei der Feierlichkeit müssen dann viele Menschen ihr Leben lassen. Man wählt die schönsten Kinder beiderlei Geschlechts aus; sie müssen so viel Quecksilber verschlucken, bis sie daran sterben; dann behalten sie, sagen die Mongolen, ihre frische Gesichtsfarbe und sehen aus als ob sie noch leben. Diese Leichen stellt man dann um den todten Körper des Königs, den sie im Tode wie im Leben bedienen sollen; denn sie halten in den Händen Fächer, Pfeife, das Schnupftabaksfläschchen und andere derartige Dinge, ohne welche ein Tatarenfürst nicht seyn kann. Damit alle diese begrabenen Schätze nicht geraubt werden, hat man ein sinnreiches Mittel erdacht. Man stellt in das Gewölbe eine Art Bogen, der bei der Berührung eine Menge Pfeile zugleich abschleudert. Diese mongolische Höllenmaschine ist derartig angebracht, daß die Pfeile zumal den Menschen treffen, welcher es wagt, die Eingangsthür zu öffnen. Das Abschnellen des ersten Pfeils übt einen Druck, welcher so wirkt, daß der zweite losgeht, der zweite wirkt in derselben Weise auf den dritten und so fort bis zum letzten. Wer also aus Neugier oder Habsucht jene Thür öffnete, würde in demselben Augenblicke von Pfeilen durchbohrt niedersinken. Dergleichen gefährliche Maschinen stehen bei allen Bogenhändlern feil, und die Chinesen kaufen sie manchmal, um damit ihre Wohnungen zu schützen, falls sie längere Zeit vom Haus abwesend seyn müssen.“ S. 65.

Mitten unter den nomadisirenden Mongolen erheben sich prächtige Buddhatempel, denn die Religion des Buddha, der Lamaismus, steht hier im höchsten Flor. Zu seinem Erstaunen fand Huc in einem solchen Tempel ein Buddhabild, dessen Nimbus voll von den schönsten Miniaturen war, die tausend Tugenden des Gottes

darstellend. Er bewunderte diese reizenden Gemälde um so mehr, als die Buddhisten gewöhnlich nicht viel in der Malerei, desto mehr aber in der Sculptur leisten.

Der Verfasser kam auch durch ein Stück der Mandschurei, die fast ganz chinesische Sitten angenommen hat. Hier wächst die berühmte Pflanze Ginseng (Dschinseng), die bei den Chinesen im höchsten Preise steht, weil sie alles heilen und sonderlich gesunkene Kräfte wiederherstellen und das Alter verjüngen soll. Sie wird von speculativen Nordamerikanern auch in ihrer transatlantischen Heimath angebaut und nach China ausgeführt.

Gegen Thibet zu mehren sich die heiligen Orte. In der „blauen Stadt" fand Huc bereits 20000 Mönche. Mit den Tempeln und Klöstern vermehren sich auch die Schaberons oder lebendigen Buddhas, denn jedes große Kloster hat seinen eignen. Der Gott Buddha lebt, nach mongolischer Vorstellung, im heiligen Menschen fort und geht aus einem Körper in den andern über. Aber er kann sich zugleich vervielfältigen und in vielen Schaberons zugleich leben. Der Buddhismus will nicht, wie andre Heiden, nur Götter im Bilde, er will lebendige anbeten. Die Umstände, wie das geschieht, haben etwas Naives und Rührendes, wenigstens für das Volk, denn im Hintergrunde steckt freilich Priesterbetrug. „Die Wahl und Einsetzung der lebenden Buddhas geschieht auf eine eigenthümliche Weise. Das Hinscheiden eines Oberlamas erweckt in seinem Kloster nicht etwa große Trauer, denn Jedermann weiß, daß der Schaberon wieder erscheinen werde. Sein Tod ist nur der Anbeginn eines neuen Daseyns, ein neuer Ring in der unendlichen, ununterbrochenen Kette von Lebenswandelungen; er ist gleichbedeutend mit Wiedergeburt. So lange aber der Heilige gleichsam noch starr oder latent in seiner neuen Verpuppung verharrt, sind alle seine Schüler in unruhiger Bewegung; denn es handelt sich dann um eine sehr wichtige Angelegenheit, nämlich den Ort zu entdecken, wo der abgeschiedene Meister seine Verwandelung bewerkstelligt und wieder ins Leben tritt. Ein Regenbogen ist ein Zeichen, welches der Verstorbene ihnen zukommen läßt, um ihnen bei den Nachforschungen behilflich zu seyn. Sobald jene Lufterscheinung sich zeigt, werden allgemein Gebete hergesagt, in dem seines Buddha beraubten Kloster wird gefastet und gepredigt, und eine auserwählte Schaar zieht aus, um den Tschürtschün zu befragen, das heißt den berühmten Wahrsager und Deuter, welcher Kunde von solchen Dingen hat, die anderen Menschen verborgen sind." Dieser weist gewöhnlich auf Thibet, wo man den Ersehnten finden werde. Zuweilen kündigt ein Säugling in der Wiege selber an, er sey der Gesuchte. Sobald die Kunde angelangt ist, schickt man sich an, den Gott abzuholen. „Dann entsteht große Bewegung in und bei den Zelten, und es werden Vorkehrungen zu der weiten Reise getroffen. Denn fast allemal erscheint der lebende Buddha in Thibet, also in einem fernen nur äußerst schwer zugängigen Lande. Manchmal tritt der Landesherrscher in eigener Person an die Spitze der heiligen Karawane, oder läßt sich durch seinen Sohn oder irgend ein anderes Mitglied seiner Familie vertreten; auch hohe Mandarinen, königliche Minister schließen sich an. Sodann wartet man einen ‚glücklichen Tag' ab, um die Reise anzutreten. Zuweilen ereignet es sich aber trotzdem, daß die heilige Schaar, nachdem sie schon unsägliche Beschwerden in der Wüste erduldet, von den Räubern am Blauen See (Ku-Ku-Noor) überfallen und ausgeplündert wird." Haben sie den göttlichen Knaben gefunden, so wird er nicht gleich anerkannt, sondern muß erst viele Prüfungen bestehen. „Er muß den Namen des Klosters nennen, dessen Oberlama zu seyn er behauptet; man fragt, wie weit entfernt dasselbe liege und wie viele Lamas dort wohnen. Man läßt ihn ferner beantworten, welche Gebräuche und Gewohnheiten der Verstorbene gehabt habe, was für Eigenthümlichkeiten, auch muß er erzählen, unter welchen Umständen er gestorben sey. Zuletzt legt man ihm verschiedene Gebetbücher, Hausgeräth von mancherlei Art, Theebüchsen, Tassen und dergleichen vor. Aus allen diesen Gegenständen muß er diejenigen heraussuchen, deren er sich während seines frühern Lebens bediente." S. 134. Huc hat von dem Verstand und Wissen des jüngsten Knaben so viel Wunderbares von so achtbaren Zeugen vernommen, daß er nicht zweifelt, es walte hier mehr als Priesterbetrug ob, die Knaben seyen wirklich inspirirt; da sie es aber nicht von Gott seyn können, so ist seine Meinung, der Teufel möge im Spiele seyn.

Bekanntlich haben die Mongolen Gebetfahnen, die nur geschwenkt werden dürfen, um dasselbe zu erzielen, als wenn man wirklich gebetet hätte. Huc lernte auch Gebetmühlen und Gebetfässer kennen. „Solch eine Mühle heißt Tschü Kor, d. h. ein Gebet das sich dreht. Dergleichen Tschü Kor findet man an den Ufern der Bäche und Flüsse in großer Menge, und sie beten dann, vom Wasser in Bewegung gesetzt, Tag und Nacht, zu Gunsten dessen der sie errichtete. Auch auf dem Heerd werden dergleichen angebracht; sie sind in Bewegung, um der ganzen Familie Glück zu bringen. Die Buddhisten haben auch ein sehr bequemes Mittel ersonnen, um ihre Wallfahrten und überhaupt ihre Andachtsgebräuche zu vereinfachen. In großen Klosterstädten werden an verschiedenen Stellen große Fässer aufgestellt,

die sich um eine Achse drehen. Sie sind aus starker Pappe verfertigt und enthalten eine unzählige Menge aneinander geleimter Papierbogen, auf welchen in thibetanischen Schriftzeichen die am Ort und in der Umgegend beliebtesten Gebete geschrieben stehen. Wer nun seine Schultern nicht mit einem schweren Pack von Gebetbüchern belasten, oder nicht nach jedem Schritte sich zur Erde werfen und bei Hitze oder Kälte um ein Kloster pilgern, aber doch fromm seyn will, der läßt solch eine Tonne voll Gebete in Bewegung setzen, oder dreht sie selbst. Sie bleibt vermöge einer eigenthümlichen Vorkehrung sehr lange in Bewegung, wenn einmal der Anstoß gegeben worden ist, und während die Maschine für den Frommen betet, kann dieser ganz gemächlich essen, trinken oder schlafen." S. 149.

Eine der sonderbarsten Sitten ist das s. g. Blumenfest, welches besser Butterfest heißen sollte, denn unter Blumen versteht man hier kunstreiche, zum Theil colossale Figuren aus Butter. Sie sollen wirklich Alles übertreffen, was man erwartet. Butterplastiker von Ruf werden von weither bestellt. „Wir hätten es kaum für möglich gehalten, daß es in diesen Wüsteneien unter halbwilden Völkern so ausgezeichnete Künstler geben könne. Was wir seither in den Klöstern an Malern und Bildnern gefunden hatten, war keineswegs ausgezeichnet; jetzt sahen wir wunderbar schöne Sculpturen aus Butter! Diese ‚Blumen' waren von halberhabener Arbeit und von kolossaler Größe. Sie stellten Begebenheiten aus der Geschichte des Buddhismus dar: die Gesichter hatten einen Ausdruck von Wahrheit, der gar nicht getreuer gedacht werden kann. Die Figuren waren voller Leben, die Stellungen natürlich, die Trachten anmuthig und ohne allen Zwang; man konnte auf den ersten Blick erkennen, welche Zeuge und Stoffe der Maler hatte darstellen wollen, namentlich erregte die Nachbildung des Pelzwerkes unsere Bewunderung. Schaffelle, Tigerhäute, Fuchs- und Wolfspelze ꝛc." S. 201.

In der Klosterstadt Kunbum fand Huc einen Wunderbaum. „Der Baum der zehntausend Bilder oder Zeichen schien uns sehr alt zu seyn. Sein Stamm, den drei Männer kaum zu umspannen vermögen, ist nicht höher als acht Fuß; die Aeste steigen nicht empor, sondern breiten sich aus wie ein Federbusch, und sind äußerst buschig belaubt. Manche fallen von selbst ab, weil sie alt und dürr sind. Die Blätter bleiben immer grün; das Holz hat eine röthliche Farbe und einen sehr angenehmen etwas zimmtartigen Geruch. Die Lamas sagten, im Sommer, um den achten Monat, trage der Baum große Blüthen von rother Farbe und außerordentlicher Schönheit; auch wurde uns versichert, daß es keinen andern Baum dieser Art gebe. Vor Allem faßten wir neugierig und scharf die Blätter ins Auge, und wir waren im höchsten Grad erstaunt und betroffen, als wir wirklich auf jedem einzelnen Blatte sehr wohlgebildete thibetanische Schriftcharaktere fanden. Sie sind allemal grün, manchmal dunkler und zuweilen auch heller als das Blatt selbst. Wir dachten an eine Betrügerei der Lamas, konnten aber nicht das geringste von einer solchen entdecken, wiewohl Alles von uns mit der äußersten Sorgsamkeit untersucht wurde. Uns schien es als ob die Charaktere eben so wesentlich zu den Blättern gehören, wie die Adern selbst. Ihre Lage und Stellung ist nicht allemal dieselbe, denn bald sind sie in der Mitte oder an der Spitze des Blattes, bald unten oder an den Seiten; bei den jungen noch ganz zarten Blättern treten sie in Anfängen, noch halb entwickelt, auf. Auch die Rinde des Stammes und der Zweige, die sich in ähnlicher Weise wie bei den Platanen abschält, hat gleichfalls derartige Schriftzeichen. Wenn man ein Stück alter Rinde abhebt, so sieht man auf der darunter befindlichen neuen Rinde die noch unbestimmten Formen der Charaktere, welche schon herauszuwachsen beginnen, und was uns sehr merkwürdig erscheint, sehr oft von denen, welche man auf der alten Rinde bemerkte, verschieden sind. Wir gaben uns alle mögliche Mühe, irgend einen Betrug aufzufinden, aber vergeblich; es hatte mit der Sache seine volle Richtigkeit. Uns trat der Schweiß vor die Stirn. Andere Leute, die geschickter sind als wir, mögen ausreichende Erklärungen über diesen Baum geben, wir können nichts weiter sagen, als was wir gesehen haben." S. 208.

Schade, daß wir von der Geographie des Landes, von den gewiß höchst interessanten Gebirgen, ihren geognostischen Verhältnissen und ihrer Flora so wenig erfahren. Huc schildert nur kurz die Leiden seiner Gebirgsreise. „In den ersten Tagen des Decembers waren wir vor der berühmten Gebirgskette Bayen Kharat, die von Südost nach Nordwest streicht, zwischen dem Hoang Ho und dem Kin scha kiang. Beide Ströme ziehen anfangs parallel zu beiden Seiten des Bayen Kharat und nehmen dann eine entgegengesetzte Richtung, indem der eine gegen Norden, der andere gegen Süden fließt. Beide ziehen durch China von Westen nach Osten, nähern sich je mehr sie der Mündung kommen, und fallen ins Gelbe Meer. Die Stelle, wo wir das Bayen Kharatgebirge überschritten, lag unweit der Quelle des Gelben Stroms; wir hatten sie zur Linken und sie wäre in höchstens zwei Tagen zu erreichen gewesen. Aber wir waren nicht in der Lage, einen solchen Abstecher unternehmen zu können. Vom Fuße bis zum Gipfel

war Alles mit tiefem Schnee bedeckt und man mußte Lawinenstürze besorgen. Das Wasser war still; wir wagten den Uebergang theils zu Pferde, theils zu Fuß; in letzterm Falle klammerten wir uns an den Schweif. Herr Gabet litt entsetzliche Pein.“ S. 245.

Endlich kamen die Reisenden nach Lha Ssa (Lassa) der Hauptstadt von Thibet, der allerheiligsten Stadt der Buddhisten, wo alles wie bei einem großherzoglichen Geburtsfest im badischen Lande in Gelb und Roth strahlte, denn das sind die Farben der Lamaiten. Hier residirt der weltberühmte Tale Lama (Dalai Lama). „Der Palast des Tale Lama verdient seinen über alle Welt verbreiteten Ruhm. Unweit vom nördlichen Theile der Stadt, höchstens eine Viertelstunde von derselben entfernt, erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel mitten in dem weiten Thale, wie eine Insel aus dem See. Er führt den Namen Buddha La, das heißt Buddha-Berg, Gottes-Berg. Auf diesem gewaltigen von der Natur gebauten Sockel haben die Verehrer des Tale Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in demselben residirt die Fleisch gewordene, lebendige Gottheit. Das Gebäude besteht aus einer Vereinigung mehrerer Tempel von verschiedener Größe und Schönheit; jener in der Mitte hat vier Geschosse und ragt über alle anderen empor. Seine Kuppel und die Säulen des Peristyls sind vergoldet. Hier thront der Tale Lama; von diesem hohen Heiligthum übersieht er weit und breit die Gegend, und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Schaaren der Andächtigen, welche aus der Ebene heranziehen und am Fuße des heiligen Berges sich zur Erde werfen.“ S. 256. Aber der Tale Lama genießt eine sehr bedenkliche Ehre. Kurz vor Hucs Ankunft waren drei solche unglückliche junge Götter grausam ermordet und auf die Seite geschafft worden, weil es dem Untergott und Statthalter, dem Bandschan, einem älteren Manne, bequem war, allein fortzuregieren und deshalb die Tale Lamas nie bis zum mündigen Alter leben zu lassen.

Die Frauenzimmer in Lassa fand Huc alle geschwärzt mit einem häßlichen klebrigen Firniß. Die Sitte soll vor einigen hundert Jahren eingeführt worden seyn, um die zahllosen Mönche vor Verführung zu sichern (S. 258).

Thibet soll, wie Huc bemerkt, überaus reich an Gold und Silber seyn, welches man mit leichter Mühe aus dem Gebirge gewinnt. Aber es ist dorthin nicht so gut zu gelangen, wie nach Kalifornien und Neuholland. Huc wurde als Fremder erkannt und arretirt, aber doch gut behandelt und wieder frei gelassen. Die Behörden in Thibet selbst waren viel freundlicher gegen ihn, als die chinesischen, die gegen jeden Fremden Argwohn haben. Da Huc aus Thibet nicht (wie einst der Jesuit Tiefenthaler, der Einzige, dem es bis jetzt geglückt ist) über das Gebirge nach Indien und auch nicht durch die Wüste nach Sibirien kommen konnte, so mußte er den Rückweg nach China antreten und das Gebirge zum zweitenmal übersteigen.

Geschichte und Alterthumskunde.

Mittheilungen des historischen Vereins für Steyermark. Fünftes Heft, mit 2 Tafeln. Grätz, Hesse, 1854.

Man ist in Grätz rührig. Das vorliegende Vereinsheft enthält wieder manches Interessante: altrömische Funde, Steine mit Inschriften, einen großen und schönen bei Cilli aufgefundenen Mosaikboden, Nachrichten über alte Burgen und Schlösser in Steyermark, über einige ältere Dichter des Landes, über das kärnthnerisch-steyermärkische Lehnrecht von 1430, über *Haus- und Hofmarken* von Grätz, Urkunden-Register 2c. Auch von Heinrich Schreiber aus Freiburg im Breisgau findet sich hier ein Aufsatz über keltische Feldzeichen. Der Verfasser hat viele Notizen darüber gesammelt, wie denn überhaupt seine Forschungen überaus dankenswerth sind. Nur sollte er doch endlich eingesehen haben, daß seine Kelten keine Britten sind, und daß es ganz unstatthaft wäre, die brittische Nationalität und Sprache unter dem Keltennamen sogar bis nach Illyrien ausdehnen zu wollen. Unter den Feldzeichen der Kelten stehen die Eberzeichen oben an; daß sie auch bei den Britten vorkommen, entscheidet aber nicht für brittischen Ursprung, denn sie finden sich eben so bei den Germanen. Ueber den Eberkult sagt Herr Schreiber sehr wahr, derselbe sey so sehr Kennzeichen des Heidenthums gewesen, daß die Juden hauptsächlich deshalb und nicht blos aus Sanitätsgründen das Schweinefleisch (als heidnisches Opferessen) verschmäht hätten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, **N° 91.** 14. November 1855.

Literärgeschichte.

Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker von K. Rosenkranz. Königsberg, Bornträger, 1855.

In dieser Uebersicht über die poetische Literatur aller Völker verräth sich eine mannigfache Kenntniß des Aeußeren, der Autoren und ihrer Werke, aber nur ein befangenes und einseitiges Urtheil. Insbesondere fehlt ihm jegliche Verständniß der christlichen Poesie und überhaupt des christlichen Geistes, wie er die Welt nun schon seit 1800 Jahren durchdringt. Der Verfasser verhält sich gegen alles Christliche negativ. Er sieht im Christenthum nur eine Geistesfessel, einen Irrthum, eine schwarze Nacht, aus der erst die Philosophie den rettenden Ausweg zum freien Licht gefunden habe. Deswegen hat er nun auch keinen Sinn für die in der Poesie verherrlichten christlichen Tugenden und läßt nichts gelten, was nicht als unchristlicher, heidnischer Stoicismus oder Epicureismus sich von den christlichen Pflichten emancipirt, zum Egoismus, zum Trotz, zur Schwelgerei in der Selbstliebe und zuletzt zur Selbstvergötterung im Sinne Hegels tendirt hat.

Da übrigens in dem Lande, in welchem der Verfasser Professor ist, noch eine christliche Kirche besteht, so will er sich die Unannehmlichkeit nicht zuziehen, für keinen Christen gehalten zu werden; die falsche Auffassung des Protestantismus aber, die aus denselben Nützlichkeitsgründen schon lange von der Hegel'schen Schule adoptirt ist, muß ihm dazu dienen, seine rein unchristliche Anschauungsweise für eine christliche auszugeben. Er identificirt nämlich mit nobler Dreistigkeit den Protestantismus mit der Philosophie des Fortschritts und der Freiheit. So sagt er S. 661: „Wir bemerken daher, daß wir unter Protestantismus diejenige Religion verstehen, welche die Vernunft der theoretischen und praktischen Freiheit zum Kriterium ihres Glaubens macht. — Aeußerlich angefangen hat der Protestantismus mit einer Kritik der Römisch-katholischen Kirche, die er auf die Auctorität der Bibel stützte. Sobald er aber dadurch seine eigene Existenz begründet und die Berechtigung seiner Anerkennung sich erstritten hatte, mußte die Bibel selbst Gegenstand der Kritik werden. — Der Protestantismus ist von uns früher als diejenige Form des Christenthums bezeichnet worden, welche das Dogma der Trinität durch die Anerkennung des Geistes erst wahrhaft verwirkliche. Im Römischen Katholicismus usurpirt der Papst die Gottmenschheit Christi und der Geist, der in steten Ansätzen durchbrechen möchte, wird als häretisch von der Kirche ausgeschlossen. Im Protestantismus ist der Begriff des Geistes der principielle." Das heißt, in jedem Protestanten steckt der h. Geist, es gibt gar keinen h. Geist, außer im Menschen. „Jeder Christ hat, weil er Christ ist, das priesterliche Amt, die Versöhnung der Menschen mit sich, mit der Welt und mit Gott zu fördern. Der Proceß der Menschwerdung Gottes soll ein in der ganzen Menschheit progressiver werden." Das heißt, die Menschwerdung Christi ist nur eine Allegorie, in der Wirklichkeit ist nicht etwa ein einziger Mensch Gott, sondern die ganze Menschheit. Der Verfasser gesteht ein, daß bei einer solchen Auffassung des Christenthums das äußerliche Kirchenthum allerdings leiden müsse, denn wenn wir alle Gottmenschen sind, brauchen wir die servilen und demüthigen Ceremonien und Redensarten in der Kirche nicht mehr. „Daher, sagt er S. 663, wird die kirchliche Erscheinung des Christenthums innerhalb des Protestantismus sehr unscheinbar, woraus dann pfäffische oder ängstlich gesinnte Gemüther sofort die Besorgniß für den Untergang des Protestantismus selber entnehmen." Indessen, meint er, habe es keine Ge-

fahr, der alte Protestantismus könne immerhin untergehen, der neue, erst zum Bewußtseyn gekommene, wie er ihn verstehe, werde gleichwohl mit dem Fortschritt und der Freiheit Hand in Hand die Welt erobern.

Nur nebenbei sey bemerkt, daß sich der Verfasser auf dem Titel und in der Dedication als Doctor der Theologie ankündigt. Die Leipziger Rationalisten haben ihn dazu gemacht. Die höchste theologische Würde der lutherischen Kirche einem Vertreter des entschiedensten Unglaubens, den Luther mit Keulen würde todt geschlagen haben, zu verleihen, ist trotz allen Beschönigungen eine solche Unnatur, daß man darin doch ein starkes Symptom der „Selbstauflösung des Protestantismus“ nicht verkennen kann.

Hat der Verfasser die gesammte christliche Poesie des Mittelalters von seinem heidnischen Standpunkt aus in keiner Weise zu verstehen und zu würdigen vermocht, so hat ihm die Hegel'sche Selbstvergötterungsbrille, die er nicht mehr von der Nase wegbringt, auch die neuere und neueste poetische Literatur in falschem Lichte gezeigt. Da verschwindet die Unbefangenheit, die heitere Lebenslust, die geniale Grobheit, die empfindsame Wollust, die den Dichtern des vorigen Jahrhunderts so ungesucht gekommen ist, wie sie dieselbe auch naiv genug ausgedrückt haben. In des Verfassers Darstellung wird bei ihnen alles zur Absichtlichkeit, zur philosophischen Spitze. Die Dichter, meint er, seyen blos dagewesen, um seine (wirklich abgeschmackten) philosophischen Voraussetzungen zu beweisen. Damit man nicht glaube, daß wir zu viel sagen und dem Herrn Rosenkranz unrecht thun, lassen wir ihn selber reden S. 663: „Die poetischen Formen sind ziemlich erschöpft, aber die Poesie wird mitten im raffinirtesten Culturleben der Völker wieder ein Factor ihrer Erlösung. Die tiefsten Geheimnisse des ringenden Geistes machen die Poesie zu ihrem Organ. Man nehme die größten Dichter der neueren Zeit, Shakespeare, Milton, Voltaire, Klopstock, Göthe, Byron, so wird man bei ihnen allen die Tendenz finden, die ideale Innerlichkeit des Geistes in ihrer autonomischen Freiheit darzustellen. Shakespeare hat das Selbstbewußtseyn der That bis zur Enthüllung ihrer verborgensten Genesis verfolgt; Milton hat den modernen Satan erschaffen, der sich im Selbstbewußtseyn des unseligen Stolzes seines Abfalls von Gott spiegelt und dies Bewußtseyn als die wahre Hölle weiß; Voltaire hat im Candide den Irrthum verfolgt, das Selbstbewußtseyn der Freiheit durch Entäußerung an den Mechanismus einer präftabilirten Harmonie zu zerstören; Klopstock schwelgt in der selbstbewußten Wonne der Erlösung und ist der erste Dichter, der den Namen der Freiheit schlechthin ausspricht und in ihm den das Ohr lockenden Silberton vernimmt; Göthe hat in seinem Faust die Geschichte des protestantischen Selbstbewußtseyn gegeben, wie es sich vom Glauben skeptisch losreißt, böse wird, sich über sich erhebt und als strebendes Erlösung findet; Byron endlich hat das Mysterium des Selbstbewußtseyns sowohl im Werden des Bösen als im Aufheben der Schuld in seinem Cain und Manfred mit unvergänglichen Zügen gezeichnet. Weil, wie wir früher gesehen haben, das Böse ein freies Product der in ihm ihre Nothwendigkeit selbst vernichtenden Freiheit ist, so wird es innerhalb des Ideals der Freiheit der absolut interessante Gegenstand.“

In dieser kaum erträglichen Weise wird alles, was Dichter producirt haben, falsch ausgelegt, aus dem Gebiet der Poesie heraus in das der Philosophie, der Politik, wohl gar der Nationalökonomie gezogen. Z. B. S. 729: „Göthe erhob sich als Dichter nicht nur, sondern auch als Forscher der Kunst und Wissenschaft, zur äußersten Höhe des humanen Ideals. An productiver Naivetät wie an Breite der Bildung war er allen seinen Zeitgenossen überlegen, allein das nationale Element sank bei ihm wieder. Als rechtem Deutschen war ihm die absolute Synthese der Individualität mit der Universalität die wesentlichste Aufgabe. Seine beiden Hauptgestalten, Wilhelm Meister und Faust, suchen immer eine Beschränkung, um den Bildungsdrang, der sie sonst in's Unermessene und Unbestimmte führt, mit der nächsten Gegenwart verknüpfen zu können. Wilhelm wird Chirurg, Faust wird Kaufmann. Aber in Wilhelms Wanderjahren sehen wir eben die Auswanderung nach Amerika vorbereiten und in Faust sehen wir als Schluß den Welthandel, der der freien Schifffahrt auf dem Ocean bedarf, in der Art hervortreten, daß der Zusammenhang der oceanischen Verbindungen mit der Freiheit der Völker angedeutet wird, weil ohne dieselben die Wechselwirkung in die Ferne und die Auswanderung unmöglich wäre. (K. Rosenkranz: Göthe und seine Werke. Königsberg 1847.) Viel energischer als Göthe war Schiller. Göthe war universeller, Schiller war idealistischer. Göthe war ihm an mannigfaltiger Bildung überlegen und als Künstler, wenn man so sagen darf, von Natur Hellenischer. Schiller war von dem Pathos der selbstgewissen protestantischen Freiheit mit einem polemischen Zorn erfüllt, der ihn erhaben erscheinen ließ. Durch Schönheit zur Freiheit, durch Cultur zur Humanität zu bilden, war ihm sein Ideal. Wär' es nicht so schlimm, mißverstanden zu werden, so könnte man sagen, daß Lessing und Klopstock, Wieland und Herder, Göthe und Schiller, nicht

allein die deutsche Nation wenigstens zu einer Einheit im Geist erhoben, sondern daß sie auch das protestantische Christenthum erst zu einem wahrhaft menschlichen gemacht und es zu einer neuen Religion umgeschaffen haben, in welcher die Intention Christi nicht nur freier, sondern auch tiefer als zuvor erfaßt wurde."

Am Schluß deutet der Verfasser in derselben Weise die Zukunft der Poesie: „Die ganze Erde ist in's Bewußtseyn aufgenommen und die Kinder in den Schulen lernen schon alle Inseln des glückseligen Oceans auswendig, zu denen es sonst noch einen weltschmerzlichen Europamüden locken konnte. Aller Grund und Boden ist in die Hypothenbücher eingetragen. Durch alle Felder und Büsche streift der Gensdarm. Ueberall ziehen die Eisenschienen ihre Furchen und die Zustände der Dörfer werden andere, weil sie sich nicht mehr isoliren können, eine Veränderung, die zunächst, wie Auerbach's Dorfgeschichten zeigen, als Corruption auftritt. Die Dampfbööte verbinden alle Wasserstraßen und gliedern alle Inseln des Meeres in die allgemeine Bewegung ein. Unter den Wellen der Gewässer zieht sich der elektrischmagnetische Drath und über die höchsten Gebirge klettern die Telegraphenstangen und machen das Geschehen zu einem für das Bewußtseyn gleichsam allgegenwärtigen. Die Presse gleicht die Unterschiede im Selbstbewußtseyn des Menschen mehr und mehr aus, so daß der Einzelne, wo er auch hinkomme, zuletzt fast überall dieselben Voraussetzungen machen kann. Die sociale Reform soll uns, wie Gutzkow es ausgedrückt hat, zu Rittern des Geistes machen, aber nicht nur zu Rittern, sondern auch zu Priestern, welche im Gemüth der Menschen die himmlische Seligkeit zur Gegenwart erheben. Die neue im Entstehen begriffene Poesie trägt das Banner des Friedens, aber nicht eines nur bewaffneten oder gar faulen Friedens stumpfer Ruhe und genußsüchtigen Hinlebens, sondern eines Banners des Friedens, der aus der unermüdlichen Arbeit der Befreiung, aus dem fortschreitenden Triumph über alle Schwierigkeiten und Entzweiungen, als die rührige und heitere Humanität selbstbewußter Versöhnung entspringt. Die Freiheit wird Weisheit lernen und als Schönheit erscheinen."

Bis zu solchem Unsinn kann die moderne Philosophie in der Behandlung des Concreten verirren. Von der „im Entstehen begriffenen Poesie" ist in der Wirklichkeit keine Spur vorhanden. Die wenigen Poeten, auf die sich der Verfasser etwa beziehen kann, sind ausgenutzte, blasirte Nachtreter der George Sand, die nicht einmal so viel Männlichkeit übrig haben, wie dieses Weib, denn die Sand hat sich mit einer energischen Wendung von der Emancipation wieder emancipirt. Die „ins Bewußtseyn aufgenommene ganze Erde" wird nicht sofort, wie Herr Rosenkranz meint, von einer emancipirten, durch die „sociale Reform" in aller Weise veredelten und glücklichen Menschheit zu einem Elysium und durch allgemeine Bildung, insbesondere durch die „als Schönheit erscheinende Freiheit" zu einem allgemeinen Helikon werden, sondern der arme Erdball wird nach wie vor von einer unendlichen Majorität von gewöhnlichen, geistig beschränkten Menschen bewohnt bleiben, die ohne kirchliche und staatliche Lenkung gar nicht bestehen können. An dieser Lenkung wird nach wie vor durch eine Minorität von Narren und Schurken von unten wie von oben her viel verdorben werden und es wird immer wieder der kleinen Minimität von geistig und sittlich höher begabten Menschen bedürfen, um die kranke Gesammtheit zu heilen. Was speciell die Poesie anlangt, so werden die Massen niemals außer auf kirchlichem Wege mit derselben durchdrungen werden, die unchristliche Poesie dagegen, die der Verfasser allein im Sinne hat, wird immer nur Liebhaberei des s. g. gebildeten Publikums, also einer Minorität bleiben, in der auch nach wie vor schlechte Moden und Geschmäcke mit einander abwechseln werden. Die Gabe der guten echten Dichtung aber wird, wie von jeher so auch künftig, eine seltene Ausnahme des Genius bleiben. An der ganzen von Herrn Rosenkranz verkündeten Herrlichkeit der künftigen allgemeinen gleichen und untheilbaren Weltbürgerpoesie und an der projectirten Erhebung der Menschen in Masse in das Ritterthum des Geistes ist mithin nichts Wahres, aber auch gar nichts. Der Herr Professor hätte sich schämen sollen, so einfältige Dinge in den Tag hinein zu schreiben. Ritterthum und „Ausgleichung aller Unterschiede im Selbstbewußtseyn der Menschen" stehen sich einander als die schroffsten Gegensätze gegenüber und schließen einander gegenseitig aus. Wo jeder Ritter seyn soll, kann es keine Ritter mehr geben. Der Ritter ist ein ausschließlich aristokratischer Begriff und das nicht allein, sondern er ist auch ein Ausdruck von strenger Pflichtübung, Entsagung und Aufopferung, während das anmaßliche Ritterthum des Geistes im Sinne des Herrn Rosenkranz nur ein maßloses Sichaneignen von s. g. Menschenrechten, die in der Wirklichkeit unmögliche und nur in einem philosophischen Traum fingirte Usurpation aller, nur dem einzelnen Genie möglichen Begabungen und deren Vertheilung an alle Individuen, mithin ein Widerspruch in sich selbst, ein Unsinn ist.

Philosophie.

Darstellung des Hauptinhaltes der Geschichte der Philosophie. Von Prof. Dr. Uschold. Amberg, Pohl, 1855.

Ein kleines Buch von nur acht Bogen, in dem aber die ganze Geschichte der Philosophie von den ältesten Zeiten an bis auf die neueste skizzirt und zu einem klaren Ueberblick gebracht ist. Die Tendenz ist löblich. Der Verfasser scheint uns zwar, wenn er in der Einleitung die Geschichte der Philosophie „den wichtigsten Theil der Geschichte der geistigen Cultur der Menschheit" nennt, zu weit zu gehen, sofern die philosophische Abstraction überhaupt immer erst in Zeiten des Verfalls eintritt und die vorangehenden Schöpfungen des Glaubens, der Poesie, Geschichtschreibung und Naturkunde ungleich fruchtbarer auf die Cultur einwirken, als die immer erst nachhinkende, für das eigentliche Völkerleben durchaus unfruchtbare, ja zerstörende, den Glauben zersetzende, den Geist vom Leichnam sterbender Völker gespenstisch ablösende Philosophie. Die Geschichte der Philosophie ist wichtig, aber nicht das wichtigste in der Culturgeschichte. Im Uebrigen aber hält der Verfasser die richtige Linie zwischen der Berechtigung und Nichtberechtigung der Philosophie ein und tritt der Anmaßung, mit der sie den christlichen Glauben zu unterwühlen versucht hat, entgegen. „Die Ironie, womit die Vertreter der classischen Literatur, die Philologen, welche immer größeren Einfluß gewannen, den leeren Formalismus und die Einseitigkeiten, in welche die spätern Scholastiker sich verloren hatten, angriffen, trug viel dazu bei, daß heidnische Ansichten immer weiter sich verbreiteten und der Widerwille, den man gegen die Form der Scholastik hatte, auf den Inhalt derselben überging. Weil viele der spätern Scholastiker mit Spitzfindigkeiten sich abgaben, entstand nun der Wahn, die wichtigsten Offenbarungswahrheiten, deren Entwicklung die Philosophie des Mittelalters anstrebte, seyen nur Spitzfindigkeiten. Man überschätzte die alte Literatur allmählig in der Art, daß man glaubte, dieselbe könne alle geistigen Bedürfnisse des Menschen vollkommen befriedigen und allein zur wahren Humanität führen. Wie diese Ueberschätzung der Werke der Griechen die Verbreitung einer heidnischen Weltanschauung begünstigte, so leistete die Einseitigkeit, womit Viele die früher minder berücksichtigten Naturwissenschaften behandelten, der Entstehung des Materealismus großen Vorschub. Auf diese Weise entwickelte sich eine dem Geiste des Christenthums entgegengesetzte Denkungsart, welche in der National-Literatur der einzelnen Völker mehr oder minder deutlich sich ausspricht und in Folge der Geltung, welche diese erlangte, selbst bei den niedern Classen der Bevölkerung Eingang fand. Während man anfangs in der Begeisterung für die Alten die vorzüglichsten ihrer philosophischen Systeme in mehr oder minder veränderter Gestalt wieder herstellte und durch Verbindung verschiedener Elemente auch neue Lehrgebäude auf der Grundlage irgend eines griechischen aufführte, welche eben so schnell wieder in Vergessenheit geriethen, als sie entstanden, suchte man später jeder Auctorität sich zu entledigen und den Subjectivismus zur ausschließlichen Geltung zu bringen. Man betrachtete die Vernunft nicht mehr blos als ein zur Erkenntniß der Wahrheit befähigtes Organ, sondern als den Inbegriff aller Wahrheit, so daß man meinte, mit ihr sey die gesammte philosophische Wahrheit gegeben und deshalb den Glauben nur als ein mangelhaftes Fürwahrhalten gelten ließ. Nachdem die neuere Philosophie in Italien, Frankreich und England verschiedene Entwicklungsphasen durchlebt hatte, schlug sie zuletzt ihren bleibenden Sitz in Deutschland auf, wo der Rationalismus auf eine für ächte Wissenschaft, wie für das religiös-sittliche und sociale Leben gleich nachtheilige Weise sich geltend machte." Diese Stelle wird genügen, um darzuthun, auf welchem festen Boden der Verfasser steht.

Wir hoffen, die moderne heidnische Philosophie werde, indem sie den tiefsten Verfall deutscher Nation im vorigen Jahrhundert bezeichnete und wie ein Pilz aus der Verwesung des deutschen Reichs und Volkslebens und Geistes emporschoß, doch eine Wiedergeburt des Volksgeistes nicht ausschließen. Die Scholastik bezeichnete im fünfzehnten Jahrhundert auch nur einen Verfall. Die goldene Zeit des Glaubens war schon vorüber, als die scholastische Sylbenstecherei und Begriffs-Haarspalterei zur Herrschaft gelangte. Und doch war es nur eine Krankheit des deutschen Geistes, noch nicht sein Tod.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1 2/3 Thaler.

Sonnabend, N° 92. 17. November 1855.

Kriegsgeschichte.

1) Der Krieg im Orient, in den Jahren 1853 bis Ende Juli 1855. Eine historisch-kritische Skizze von Georg Klapka. Genf, Lauffer und Comp. Brüssel, Bluff. Paris, Ledoyen, 1855.

Von dem bekannten ungarischen General, der sich durch die tapfere Vertheidigung von Comorn ausgezeichnet hat.

Seine Skizze ist scharf umrissen, klar und interessant, aber auf ungehörige Weise von Haß gegen Oestreich und von exaltirten Hoffnungen für Ungarn, Polen, Italien gefärbt. Man kann der ungarischen Emigration ihre Gefühle immerhin gelten lassen, aber es wäre beinah unhöflich, wenn man ihr nicht so viel Verstand zutrauen würde, um selber einzusehen, eine Zukunft habe sie nicht mehr und ihre Utopien seyen auf trügerischen Sand gebaut. Um so mehr muß man sich wundern, wenn sie uns ihren Unverstand selber aufdrängt. Klapka hält eine Wiedereroberung Polens von Seiten der Westmächte allein und trotz der deutschen Mächte für möglich und knüpft daran frischweg auch eine Unabhängigkeitserklärung der Ungarn, der Wallachen ꝛc.

Abgesehen von diesen Träumereien beurtheilt Klapka die Thatsachen des Krieges seit 1853 durchgängig scharf und richtig. Insbesondere ist seine Charakteristik des Donaufeldzugs lichtvoll. Er zeigt, wie sehr die Interventionen der Feldherren hier durch diplomatische Rückhalte und Contreordres durchkreuzt wurden. Fürst Gortschakow durfte die erste Ueberraschung des Feindes nicht benutzen und mußte müßig stehen bleiben, weil die russische Diplomatie einen hinreichenden Erfolg vom bloßen Schrecken erwartete. Aber auch Omer Pascha durfte seinen ersten Sieg nicht verfolgen, so gern er gewollt hätte, weil es ihm damals noch sogar die westmächtliche Diplomatie verbot. Der Divan wurde gedrängt, die Wiener Vorschläge anzunehmen. Nur der entschlossene Muth, mit welchem die Türken an Rußland dennoch den Krieg erklärten und der große Seesieg der Russen bei Sinope, der die alliirten, schon vor Konstantinopel liegenden Flotten gleichsam ins Angesicht verhöhnte und herausforderte, gab dem Spiel plötzlich eine ernstere Wendung.

Klapka gibt sich viele Mühe, den Verlauf der Dinge so darzustellen, als habe die Besetzung der Moldau und Wallachei durch die Oestreicher den Russen mehr genützt, als den Alliirten. „Die Russen hatten kaum ihren Rückzug aus der Walachei (und zwar, wie sie später selbst eingestanden, aus strategischen Rücksichten und keineswegs in Folge der östreichischen Intervention) begonnen, als auch schon Oestreich in Konstantinopel auf den Abschluß eines Separatvertrages mit der Türkei drang, kraft dessen ihm das ausschließliche Recht der Besetzung der Fürstenthümer eingeräumt wurde. Der Vertrag kam durch die kluge Vermittlung der Diplomatie zu Stande und die erste Folge davon war — daß Oestreich, dem weiteren Vorrücken der türkischen Armee ein Ziel setzend, bald darauf ihren gänzlichen Rückzug über die Donau erzwang. Oestreich hatte seine Absicht erreicht: Die Unmöglichkeit für die Alliirten, den Krieg an der Donau weiter fortzuführen, und die daraus entspringende Nothwendigkeit, sich um einen anderen Kriegsschauplatz, etwas entfernter von den östreichischen Grenzen, umzuschauen. Die Russen ihrer Seits waren nun aber in ihrer Flanke gedeckt, sie hatten nur noch das kleine Stück der unteren Donau von der Pruth-Mündung bis zum Meere zu vertheidigen und konnten daher überlegene Kräfte auf jeden Punkt werfen, wo es die Alliirten für gut fänden, sie zu bedrohen."

Aber auch den Westmächten macht Klapka den Vorwurf, sie hätten nicht die mindeste Anstrengung gemacht,

um Silistria zu retten, und es habe geschienen, als wäre es ihnen sogar angenehm gewesen, wenn der Stolz der Türken durch Niederlagen gedemüthigt worden wäre.

Die Expedition in die Krimm erscheint ihm als eine falsche Maßregel, die zunächst nur dem Interesse Oestreichs gedient habe. Denn je mehr sich die kämpfenden Mächte in der Krimm aufrieben, um so mehr mußte die Stimme Oestreichs ins Gewicht fallen. Rußland selbst hatte in der Krimm seine stärkste Defensivstellung und konnte hier viel weniger gefährdet werden, als auf andern Punkten. Canrobert wird getadelt, daß er nicht wenigstens gleich nach der Schlacht an der Alma Sebastopol, welches damals noch schlecht armirt war, mit Sturm genommen habe, was viel weniger Menschen gekostet haben würde, als die lange Belagerung und das Ueberwintern.

Statt der Krimm-Expedition hätte Klapka die Eroberung Transkaukasiens vorgeschlagen. Was er hierüber sagt, ist mehrfach interessant. Er bemerkt nämlich, die Westmächte hätten hier alles versäumt, was in ihrem Interesse gelegen hätte. Es ist noch nicht sechzig Jahre her, seitdem das christliche Georgien gezwungen worden ist, sich Rußland einverleiben zu lassen. Die christliche Bevölkerung am Kaukasus bedarf des Schutzes christlicher Mächte, würde aber von Anfang an jeden anderen lieber angenommen haben, als den russischen. Allein keine andre christliche Macht hat ihn gewährt. „Die Zahl der christlichen Georgier beträgt nahe eine Million, darunter 60—80,000 waffenfähige Männer. Um dieselben zur Schilderhebung gegen Rußland zu bewegen, mußte ihrem Nationalstolze geschmeichelt und ihnen die Errichtung eines freien, georgisch-christlichen Staates unter dem Schutze der verbündeten Mächte in Aussicht gestellt werden. Sie unterwarfen sich den Russen, wie wir im Eingange dieses Kapitels zeigten, weil sie nicht länger im Stande waren, den Einfällen der Perser, Türken und der Gebirgsbewohner zu widerstehen, die sie mit vollständiger Vernichtung bedrohten. Wenn sie seitdem in ihrem Lande etwas Ruhe und Sicherheit genoßen, so verdankten sie Beides den Russen. Sollten sie diese Güter in unsicherem Kampfe aufs Spiel setzen, so mußte ihnen dafür ein entsprechender Preis in Aussicht gestellt werden. Dieser Preis konnte kein anderer seyn, als ihre Freiheit und nationale Unabhängigkeit. Nur ein solches Zugeständniß entsprach aber auch den Behauptungen der Alliirten: daß der Kampf im Orient dem Fortschritt und dem guten Rechte gelte. Was geschah statt dessen? Das Zelt Selim-Paschas war noch nicht auf georgischem Boden aufgeschlagen und schon durchzogen türkische Streifparteien das Land, um Knaben und Mädchen zu rauben und sie als gute Beute nach Batum oder Trebizonde auf den Sclavenmarkt zu senden. Selbst der Chef des Batumer Armeecorps hielt es nicht unter seiner Würde, sich eine Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe anzueignen, wahrscheinlich in der Absicht, sie später in der Hauptstadt als Bestechungsmittel zu verwenden. Nach einem so musterhaften Auftreten der türkischen Occupationstruppen und solch ehrenwerthem Benehmen ihres Befehlshabers erfolgte die Aufforderung an die Georgier, sich unter türkische Herrschaft zu begeben und als Beweis ihrer neuen Unterthanentreue den Kampf des Halbmondes gegen ihre alten Herren zu unterstützen. Welchen Wiederhall dieser Aufruf unter der so eben von den Türken selbst mißhandelten Bevölkerung finden mußte, läßt sich leicht errathen. Und was thaten die Vertreter der alliirten Mächte in Konstantinopel? Weit entfernt, sich zu Gunsten der Georgier ins Mittel zu legen, war ihre Aufmerksamkeit vielmehr auf die Ereignisse an der Donau gerichtet."

Wenn man die Christen am Kaukasus vernachläßigte, so hätte man, meint Klapka, um so mehr an die muhamedanischen Bergvölker denken sollen, die alle von Haß gegen Rußland glühen, die außerordentlich tapfer und kriegslustig, aber arm sind, und die für englisches Geld ganz andre Armeen stellen würden, als die geworbene Legion auf der Insel Helgoland ist. „Niemand, der die Armuth und die mit ihr im *Verhältniß* stehende Geldgier der Bewohner dieser Gegenden kennt, wird auch nur einen Augenblick zweifeln, daß mit derselben Summe, welche die Erhaltung einer englischen Division erfordert, hier 50,000 Mann zusammengebracht werden konnten." — Klapka glaubt, daß nirgends der Sieg leichter und erheblicher seyn würde, als in Transkaukasien.

Inzwischen denkt wohl Klapka zu wenig daran, daß es für die Westmächte unter Umständen sehr bedenklich werden konnte, sich in den fernen Thalschluchten des Kaukasus zu verlieren, während die russische Macht in ihrem Rücken die Pruthlinie und die Krimm behauptete. Und blieb nicht auch Oestreich in ihrem Rücken? Wie mochte Klapka, der dieser Macht mehr als billig mistraut, zu der asiatischen Expedition rathen? Abgesehen von alledem hat sich Klapka, wie mancher Andre, über den Erfolg der Krimmexpedition getäuscht und zu viel Schatten auf sie geworfen.

Schließlich bringt er seine Plane zur Emancipation Polens, Ungarns, des wallachischen Völkercomplexes ꝛc. zum Vorschein, über die wir kein Wort weiter verlieren wollen. Darin aber hat er ganz Recht, daß er sagt, wenn Rußland aus dem gegenwärtigen Kampfe unver-

kürzt hervorgeht, so wird sich sein Druck auf Europa bald verdoppeln und verdreifachen. „Eine Macht, zu solcher Größe angewachsen wie Rußland, kann durch keine politischen und halben Kriege mehr bezwungen werden. — Möge sich Westeuropa in Acht nehmen — von den Buchten am Kataros an der sturmgepeitschten Adria bis zum Eismeere, vom Obermain und der Elbe bis an den Irtisch breitet sich die ungeheure Masse der Slaven aus. Die Tendenz Rußlands — unter denselben den Gedanken an eine Solidarität ihrer Interessen, an eine gemeinschaftliche Zukunft zur Reife zu bringen — haben wir bereits besprochen. Die Polen allein unter allen Slavenstämmen haben bisher standhaft dieses Ansinnen Rußlands zurückgewiesen. Noch lebt zwischen ihnen und Rußland der alte Haß, noch trennt sie, wie vor einem Jahrhunderte, dieselbe Kluft; noch immer blickt Polen nach dem Westen und hofft von ihm Beistand zur Erfüllung seiner heißesten Wünsche. Aber dieses Vertrauen beginnt nach und nach wankend zu werden, es wird gänzlich schwinden, wenn Europa auch in diesem Kriege wieder dem unglücklichen Volke die Hand zu bieten sich weigert. An Deutschlands Grenzen frißt sich das deutsche Element immer mehr in den alten polnischen Staatskörper ein, von Osten droht die gewaltthätige Russificirung endlich doch den Widerstand zu brechen und Terrain zu gewinnen. Wie nun, wenn die Polen, von allen Seiten verlassen und verrathen, einem Gefühle natürlicher Rache endlich Raum gebend, sich ihren Stammesgenossen nähern und sich mit ihnen aussöhnen, um so wenigstens den Charakter ihrer Abstammung, ihr Slaventhum zu retten? Polen, das jetzt durch seine Lage und die Natur seiner Verhältnisse zur Vormauer des Westens gegen Rußland bestimmt scheint, würde dadurch zum vorgeschobenen Posten, zur Spitze des gesammten Slaventhums werden." In der That ist es lächerlich, eine Verwirklichung der panslavischen Ideen von einer Handvoll Flüchtlinge und republikanischer Schwärmer zu erwarten, während ihre Verwirklichung durch den mächtigen russischen Czaaren so nahe als irgend etwas liegt. Durch den Panslavismus aber und durch die griechisch kirchliche Propaganda ist Niemand ernster bedroht, als Oestreich.

2) Der Krieg gegen Rußland. Politisch-militärisch bearbeitet von W. Rüstow. Mit Plänen und Porträts. Erste bis dritte Lieferung. Zürich, Fr. Schultheß, 1855.

Eine der besten Zusammenstellungen, die bis jetzt erschienen sind. Man kann hier ziemlich vollständig den thatsächlichen Verlauf des Krieges verfolgen und erfreut sich auch des besonnenen und unpartheiischen Urtheils, mit welchem der Verfasser in der Regel die Darstellung der Thatsachen begleitet. Nur ist er zu sehr Militär und zu wenig Diplomat, so daß er zuweilen den Generalen aufbürdet, was nur Schuld der Diplomaten war. Er geht z. B. so weit, in Omer Pascha nichts als einen Charlatan sehen zu wollen, weil er gewisse Gelegenheiten versäumte und die Russen da nicht angriff, wo er es hätte thun sollen. Herr Rüstow hat dabei nicht erwogen, daß Omer Pascha durch ausdrücklichen Befehl aus Constantinopel gehemmt gewesen ist.

Inzwischen macht der kriegskundige Verfasser doch auch zum diplomatischen Theil der Geschichte manche praktische Bemerkung. So wundert er sich S. 107, warum in den vier Garantiepunkten nichts vorkomme, was auch norddeutsche Interessen berühre? „In den vier Garantiepunkten sind allerdings von deutschen Interessen zunächst nur östreichische, allenfalls süddeutsche vertreten. Aber gibt es nicht etwa norddeutsche Interessen genug, die zur Sprache zu bringen gerade jetzt eine günstige Gelegenheit wäre und deren sich anzunehmen Preußen dringende Veranlassung, ja die Pflicht hat? Man erinnert sich recht wohl, daß alle diese Dezemberverbündeten, welche jetzt den Eintritt Preußens in ihre Allianz als eine sich ganz von selbst verstehende Sache behandeln, immer im schönsten Einverständniß mit Rußland und untereinander gearbeitet haben, wenn es darauf ankam, Norddeutschland irgend einen Nachtheil zu bereiten. Das ist aber nur ein Grund mehr, daß Preußen jetzt seine Forderungen im Interesse Norddeutschlands stelle und deren Erfüllung zur Bedingung seines Mitgehens gegen Rußland mache, daß es also die Aufhebung des Sundzolls, die Regelung der Verhältnisse Schleswigs und Holsteins als anerkannter deutscher Staaten, des dänischen Erbrechts mit Rücksicht auf eine Ausschließung Rußlands für alle Zeiten, die Herstellung der deutschen Festung Rendsburg auf dänische Kosten, die Aufhebung der russischen Grenzsperre im Osten Preußens fordere. Hat nicht Frankreich selbst zu verstehen gegeben, daß es Aeußerungen Preußens über seine Wünsche entgegen sehe? Würden die Forderungen Preußens, wenn sie gestellt wären, von den Verbündeten schnöde abgewiesen, Niemand würde dann noch verlangen, daß Preußen mit ihnen auch nur einen Schritt thue rc."

Am ausführlichsten verbreitet sich Herr Rüstow über die Belagerung von Sebastopol, die er überaus streng kritisirt. Ueber die Misgriffe der Engländer sagt er sehr wahr: „Wellington hatte die Engländer niemals anders gebraucht denn als Schlachtsoldaten; er kannte sein Ma-

terial wohl; überall, wo er jemals aufgetreten war, hatte er leichte Truppen für den Sicherheitsdienst, für den kleinen Krieg sich aus Nichtengländern geschaffen, wenn er sie nicht vorfand, so in Indien, auf der pyrenäischen Halbinsel, in den Niederlanden. Er würde auch in diesen Krieg nicht ohne eine Fremdenlegion gegangen seyn, die ihm seine Bulldoggen bewacht, ihnen die Strapatzen des leichten Dienstes und des kleinen Krieges abgenommen hätte. Die Engländer hatten in der langen Reihe von Jahren seit den großen Kontinentalkriegen ihr Heer ganz in der Verfassung bewahrt, in welcher es ihnen zu Ende derselben der eiserne Herzog überlieferte, aber sie hatten dessen Gebrauchsanweisung, sein Recept verloren." — Von Canrobert bemerkt der Verfasser eben so wahr, er wäre früher als für die große Aufgabe unzureichend vom Obercommando in der Krimm entfernt worden, wenn sein Kaiser nicht selber hätte in die Krimm kommen wollen. „So lange der Kaiser von Frankreich von einem Tage zum andern selbst nach der Krimm zu gehen gedachte, sah er indessen den General Canrobert gern an der Spitze des Heeres; derselbe würde auch unter ihm fortcommandirt haben. Er war eine gefügige Natur; man erinnere sich nur des Dankschreibens für das wunderthätige Amulet, welches ihm die Kaiserin Eugenie geschenkt hatte. Ein echter Charakter würde sich nie zu einem solchen Schritte herbeigelassen haben; dergleichen kleine Züge sprechen mehr als lange Geschichten. General Canrobert wäre in des Kaisers Gegenwart sein Werkzeug und doch zugleich geeignet gewesen, im Falle eines Nichterfolges den Sündenbock abzugeben." — Das Mistrauen, welches der Verfasser am Schluß der dritten Lieferung in Pelissier setzt, wird er vielleicht selbst zurückgenommen haben, seitdem Sebastopol gefallen ist.

Sehr gut charakterisirt der Verfasser S. 210 f. die geschickte Art und Weise, wie Rußland seine Freunde und Feinde immer hinzuhalten pflegt, um Zeit zu gewinnen und sich auch im Unglück nichts zu vergeben. Trotz den vielen Niederlagen, welche Rußland in der letzten Zeit erlitten hat, behauptet es immer noch eine überlegene Situation in der Diplomatie und steht nicht in Gefahr, durch weiteres Kriegsunglück daran einzubüßen, denn sehr große Erfolge der Franzosen würden dem Einfluß der deutschen Russenfreunde nur förderlich seyn. Auch die innere Macht Rußlands ist noch nicht gefährdet. Der Verlust an Menschen und Geld läßt sich in einer Reihe von Jahren wieder ersetzen. Selbst wenn Rußland auf die Herrschaft im schwarzen Meere beim nächsten Friedensschluß zu verzichten sich bereit erklärte, würde das kein Aufgeben, sondern nur ein Aufschieben seines orientalischen Eroberungsplans seyn. Die Gelegenheit, den Plan wieder aufzunehmen, muß und wird sich bald finden. Frankreich und England können nicht ewig verbunden bleiben, Conflicte in Westen auch mit Deutschland stehen künftig, wie in allen früheren Jahrhunderten zu erwarten. So wie der Westen Europas mit sich selbst beschäftigt ist, kann Rußland wieder seine Armeen gegen Constantinopel vorschieben. So lange es im Besitz seiner Landmacht bleibt, ist gar nicht daran zu denken, daß es die Unterbindung seiner Lebensadern bis ins Meer sich gefallen lassen werde. So lange es nur noch seine alten Provinzen behauptet, bleibt es eine Großmacht, jeder andern ebenbürtig, und wird immer von neuem wieder trachten, wie in der Ostsee, so im schwarzen Meer „die Schlüssel zu seinem Hause" allein für sich zu behalten. Unter diesem Gesichtspunkte sind die berühmten vier Garantiepunkte der russischen Macht nichts weniger als verderblich, sie können überhaupt nur so lange gelten, als die garantirenden Mächte noch unter sich einig bleiben. Die vier Garantiepunkte sind vier Schlingen, mit denen die Jäger die vier Beine eines Elephanten halten, so lange sie einig zusammenstehen, die aber das große Thier mit Leichtigkeit zerreißt, wenn der eine und andre Jäger die Hand los läßt. Die s. g. materiellen Garantien, von denen man gesprochen hat, durch die Rußland reell verhindert werden soll, jemals wieder an die Eroberung Constantinopels zu denken, sind etwas ganz anderes als die vier Garantiepunkte. Sie bezwecken eine Schwächung der russischen Macht, bis zu welcher hin der Sieger von Sebastopol aber noch einen sehr weiten Weg hat und die überhaupt ohne die Mitwirkung Deutschlands unmöglich ist. Die Passivität Deutschlands gewährt Rußland unermeßlichen Vortheil nicht nur über die Westmächte, denen ohne Deutschlands Mitwirkung das russische Reich so schwer zugänglich ist, sondern auch über Deutschland selbst. Denn nachdem Deutschland jede Gelegenheit versäumt haben wird, sein Interesse gegen Rußland wie in Dänemark, so an den Donaumündungen fest und dauerhaft zu sichern, wird Rußland mächtiger und anspruchsvoller als jemals seine frühere Bevormundung Deutschlands fortsetzen. Glücklich genug, wenn wir nicht zuvor für Rußland die Kastanien aus dem Feuer holen müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1½ Thaler.

Mittwoch, N° 93. 21. November 1855.

Biographie.

Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Von David Friedrich Strauß. Mit dem Bildnisse Frischlins. Frankfurt a. Main. Literarische Anstalt (Rütten), 1856. Groß 8°. S. VIII. und 588.

Nicodemus Frischlin hätte schon längst eine so gründliche Biographie verdient, wie sie hier vorliegt, denn er gehörte ohne Zweifel zu den ausgezeichnetsten Geistern des Schwabenlandes. Zugleich spiegelt sich in seinem Leben und in seinen Schriften die Zeit in fast photographischer Treue und Feinheit ab. Hat er nun aber auch lange auf einen seiner ganz würdigen Biographen warten müssen, so hat er ihn jetzt erhalten. Herr Strauß hat in den Stuttgarter und Tübinger Archiven und Bibliotheken zahl- und inhaltreiche Akten, Briefe, handschriftliche Nachlässe 2c., die über den Charakter und das Leben seines Helden vollen Aufschluß geben, aufgefunden, und eben so scharfsinnig als gewissenhaft ausgebeutet, um uns das Charakterbild des seltenen Mannes vollkommen unbefangen, unpartheiisch, lebenstreu auszumalen.

Hier eine gedrängte Skizze. Die Frischlin stammten aus Diessenhofen im Thurgau, aber schon des Nicodemus Großvater hatte sich, mit einer Württembergerin verheirathet, in Balingen niedergelassen. Sein Vater war hier Diaconus, als Nicodemus im Jahr 1547 geboren wurde. Der talentvolle Knabe bildete sich auf einer der damals erst errichteten protestantischen Klosterschulen und auf der Universität Tübingen, wo ihm im Jahr 1568, also schon in seinem 21sten Jahre, eine außerordentliche Professur der Poesie übertragen wurde. In demselben Jahr nahm er auch schon eine Frau, Margarethe Brenz, deren Großoheim der berühmte Reformator gleiches Namens gewesen war. Frischlin aber trat in die Fußstapfen nicht sowohl der Reformatoren, als der Humanisten. Er war einer der ersten, gelehrtesten und geistreichsten Philologen seiner Zeit, der lateinischen Sprache in Prosa und Versen Meister, wie seine Werke beweisen, Uebersetzer und Commentator vieler Classiker, vor allem ein großer Grammatiker. Daß er aus der damaligen Schulbarbarei zur echten altclassischen Latinität nicht nur, sondern auch zu dem classischen Geiste durchgedrungen sey und in dieser Beziehung die Philologie gereinigt und gehoben habe, wird von seinem Biographen vorzugsweise und mit Recht gerühmt. Er war aber auch ein Dichter und wenn auch hier dem Geschmack der Zeit, dort einer zu sklavischen Nachahmung der classischen Dichter verfallen, doch keineswegs ohne Erfindungsgabe und ein besonders geistreicher Epigrammatist und Satyriker. Es ist unendlich Schade, daß er so wenig deutsch geschrieben, seine Muttersprache so gar nicht ausgebildet hat. Sein Dichtertalent würde dadurch eine andere, gewiß volksthümlichere Richtung erhalten haben. Aber er wuchs auf, wurde groß und ging unter in der unnatürlichen Treibhausluft der Schule. Die deutsche Sprache war zu seiner Zeit auf den gelehrten Schulen dermaßen verpönt, daß die Schüler selbst bei ihren Spielen nur lateinisch reden durften.

Frischlin war ein stattlicher Mann, wovon sein hier als Titelkupfer beigegebenes Porträt freilich nur eine unvollkommene Vorstellung gewährt, denn es zeigt uns eine geistreiche und feurige Natur zu kalt und bedächtig. Seine Lebendigkeit und sein Fleiß, seine unermüdliche Thätigkeit gewannen ihm die Herzen der Studierenden und auch die älteren Professoren schätzten ihn und luden

ihm gern alles auf, wozu sie selbst zu träge waren. So war er bald eine Zierde der Landesuniversität. Der junge Adel drängte sich zu den Füßen des geistreichen Lehrers. Auch gewann er durch wohlangebrachte Carmina die Gunst hoher Herren, des Grafen von Hanau, seines eigenen Landesfürsten, des Herzog Ludwig von Württemberg, sogar der Kaiser Max II. und Rudolfs II., der ihn zum gekrönten Poeten und Pfalzgrafen erhob. Bei der Vermählung des Herzog Ludwig beschrieb er die Hochzeitfeier in den elegantesten lateinischen Versen und wußte jeden der vornehmen Gäste dabei zu nennen und einzeln zu preisen. Auch das Haus Habsburg verherrlichte er in einem längeren Gedicht. Herzog Ludwig liebte ihn sehr und lud ihn oft zu sich.

Aber gerade dieser Glanz, der ihn umgab, erweckte den Neid seiner Tübinger Collegen und sofern damals noch die Universität große Privilegien hatte und der Herzog sich keine Eingriffe in die Autonomie der Facultäten erlaubte, verschworen sich die Mitglieder des collegii bonarum artium, ihn niemals unter sich aufzunehmen, ihn immer in seiner untergeordneten und außerordentlichen Professur zu lassen. Kanzler der Universität war damals jener berüchtigte Jakob Andreä, der die Concordienformel und die gottlose Regel: cujus regio, ejus religio selbdritt durchsetzen half, einer der einflußreichsten theologischen Diplomaten der Zeit, aber pfiffig und herzlos trotz einem Talleyrand. Diesem war das tumultuarische Wesen Frischlins natürlicherweise zuwider. Unter den älteren Lehrern der Universität war aber der als Philologe, besonders durch seine Leistungen für das Griechische berühmte Kraus (Crusius) Frischlins Hauptneider und Todfeind. Frischlin galt mehr bei den Vornehmen, bei der studierenden Jugend, war unendlich geistreicher und beabsichtigte, die Rhetorik und Grammatik umzugestalten. Zudem ließ es Frischlin gelegentlich an Respect fehlen und äußerte sich selbst gegen Studenten geringschätzig über diese oder jene Leistung des Crusius. Was Wunder, daß ihm derselbe nun ewige Feindschaft schwur. „Crusius war um 21 Jahre älter als Frischlin, war dessen Lehrer gewesen, und begann nun in ihm einen Nebenbuhler sowohl seiner akademischen Wirksamkeit als seines auswärtigen Ruhmes zu spüren, der ihm an Arbeitskraft gleich, an Talent überlegen, und dessen ganzes Wesen das Widerspiel des seinigen war. Frischlin von starkem, blutreichem Körper, lebhafter Gesichtsfarbe, der ganze Mann eine ansehnliche stattliche Person, sein Benehmen frei, voll Lachen und Scherz, er sprach so laut auf der Straße, daß, wo man ihn nicht kannte, es Aufsehen erregte; ein Sanguiniker durch und durch, offen, aber auch ruhmredig, schnell aufbrausend, aber auch schnell wieder gut, jetzt gerührt, dann wieder trotzig, von schonungslosem Witz und doch nicht ohne Gutmüthigkeit. Dagegen Crusius mit fahlem Gesicht, ernster Miene, steifer Haltung, gemessenem Gange, salbungsvoller Rede, in seinem Aeußern nicht ohne Ziererei (Dockenmändlin nennt ihn der Andere), sein Temperament schwarzgallig, nicht prahlerisch, aber desto eingebildeter, nicht leicht aufbrausend, aber grollend und nie verzeihend."

Die Besoldung eines außerordentlichen Professors war damals noch viel elender, als heute. Frischlin bekam Kinder und hatte kein Vermögen. In dringender Noth bat er um Aufnahme in die Facultät, um eine bessere Stelle. Der Herzog selbst unterstützte seine Bitte. Aber aus Rücksicht für den letzteren bewilligte ihm die Universität nur auf Zeit eine kleine Zulage, ohne ihn zu befördern. Man warf ihm Trunk und lose Reden vor. Daß er einmal, allzu juvenil, mit einem betrunkenen Studenten heimkehrend, die Fenster in einem herzoglichen Schlosse einwarf, weil man dort seinen besinnungslos umgefallenen Gesellen nicht aufnehmen wollte, schrieb man ihm ins schwarze Register. Der Herzog aber, der selbst gern trank, entzog ihm seine Gnade nicht, ließ vielmehr die Schauspiele, die Frischlin dichtete, aufführen. Das waren im classischen Latein bearbeitete biblische Legendenstoffe und freie Phantasien. Unter den letzteren zeichnete sich Julius redivivus durch seine patriotische, Phasma durch seine strenglutherische Tendenz aus. Da Herr Strauß eine Gesammtausgabe der Werke Frischlins herausgeben will, wollen wir, auf dieselbe wartend, hier die nähere Charakteristik seiner Dichtungen übergehen.

Der Ruhm dieser Stücke, die auch außerhalb Stuttgart aufgeführt wurden, und Frischlins viele Besuche bei Hofe ärgerten seine Tübinger Collegen immer mehr, während er selbst darüber, daß sie ihn nicht beförderten, immer erzürnter wurde. Zufällig schlug der Blitz in einen Pulvervorrath im Tübinger Schloß, was Frischlin in einem schnell angefertigten Gedicht für eine göttliche Strafe erklärte, weil die Tübinger in so vielen Sünden steckten. Das wurde so zu seinem Schaden ausgebeutet, daß sein gnädiger Herzog selbst unzufrieden war und ihn nicht vor sich ließ. In der Angst und im Trotz glaubte er eines Antrags, als Lehrer der katholischen Universität Freiburg im Breisgau aufzutreten, sich rühmen zu müssen, wurde nun aber als schlechter Lutheraner verdächtigt von seiner eigenen dummen Frau, die den größten Lärm davon machte. Er kaufte sich indeß in des Herzogs Gunst wieder durch das schon genannte Schauspiel Phasma ein, dessen erste

Aufführung gerade in diese Periode fällt, und in welchem der Papst, Bischöfe, Mönche und Nonnen, Zwingli, Schwenkfeld, die Wiedertäufer 2c. alle vom Teufel geholt werden, die Lutheraner aber allein als Selige übrigbleiben.

Bald darauf aber bekam es Frischlin mit einem Stande zu thun, der noch mächtiger war, ihm zu schaden, wie die Gelehrten. Es war im Jahr 1578. Zehn Jahre hatte er sich schon mit den Gelehrten herumgebissen, jetzt begann sein Krieg mit dem Adel. Er hatte bei einer lustigen Tafel spitzige Reden gebraucht, die den adeligen Obervogt von Tübingen, Herter von Hertenek, so verdroßen, daß ihm derselbe eine Ohrfeige gab. Aus Rache entwarf nun Frischlin in einer Rede de vita rustica, womit er seine Wintervorlesungen über Virgils Georgica eröffnen wollte, eine eben so geistreiche als wahre Schilderung des damaligen verwilderten Adels im Gegensatz gegen den von ihm seiner noch erhaltenen Tugenden wegen hochbelobten Bauernstand. Der Buchdrucker, dem er die Rede zum Druck gegeben, bekam noch zu rechter Zeit Angst, der Herzog wurde befragt und befahl, alle Exemplare mit Beschlag zu belegen. Frischlin hatte aber schon eine Anzahl vorweg genommen und vertheilt. Der Obervogt und einige andre Adlige, die ihn persönlich haßten, machten nun den Vorfall zu einer Ehrensache des ganzen Standes und die gesammte Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und bei Rhein wurde klagbar vor dem Herzog. Dieser immer wohlwollende und gnädige Herr wies sie ab, Frischlin war aber kaum mehr seines Lebens sicher und mußte sich eine Zeitlang zu Hause halten. Auch erschienen wüthende Schmähschriften gegen Frischlin, worin er als Fröschlin, ein aufgedunsener Pausback, ein quackender Frosch verhöhnt wurde. Die Professoren halfen dem Adel und Frischlin war seiner förmlichen Absetzung ganz nahe, als der Herzog die Partheien zu einer Sühne und den Dichter selbst zu einem Gelöbniß der Ruhe und des Friedens bewog.

Frischlin hatte sich aber in seiner Noth bereits nach auswärtiger Hülfe umgesehen, erhielt einen Ruf als Rector der lutherischen Schule in Laibach und nahm ihn gern an. Der protestantische Adel in Krain ließ sich auch von dem schwäbischen nicht aufhetzen, sondern meinte, wie Herzog Ludwig, dem Dichter müsse erlaubt seyn, die Corruption aller Stände zu schildern, in Krain sey diese Corruption Gott sey Dank fremd. Aber auch hier bekam Frischlin neue Gegner, weil er die elendesten Grammatiken vorfand und an deren Stelle eine bessere setzen wollte. Das ärgerte nicht blos die bisherigen schlechten Lehrer, sondern stieß auch gegen das Privilegium, welches nur gewisse, schon bezeichnete Lehrbücher zuließ. Ueberdies konnte Frischlin, als er erfuhr, Crusius verfolge ihn immer noch auch in der Ferne mit verleumderischen Briefen, sich nicht enthalten, ihm selbst einen wüthenden Brief zu schreiben, den Crusius sogleich als neues corpus delicti zu einer gerichtlichen Klage vor den Gerichten in Krain benutzte. Endlich ließ Frischlin, gegen seine Befugniß, Bücher in Venedig drucken, was seine krainische Behörde ängstigte. Da nun seine Frau aus Heimweh auch noch zu lamentiren anfing, faßte Frischlin den übereilten Entschluß, nach Tübingen zurückzukehren, wo ihn nur Haß erwartete. Der gute Herzog stellte ihn gleich wieder als Professor an, aber die Universität legte ihr Veto ein und ließ ihn nicht zu. Dagegen durfte Frischlin bei der zweiten Vermählung des Herzogs abermals ein langes Lehrgedicht verfertigen und der Herzog ließ seine Grammatik drucken.

Mittlerweile hatte Frischlin eine giftige Personalsatyre gegen Crusius geschleudert, und dieser rächte sich mit einer neuen Criminalklage: Frischlin habe nicht nur früher ehebrecherisch eine Magd geschwängert, sondern auch erst vor kurzem eine andre Magd, um seine Schande mit ihr aus der Welt zu schaffen, durch ein Klystier vergiftet. Frischlins Leben war allerdings nicht rein, aber der Mord nur eine schändliche Erdichtung seiner Feinde. Er rechtfertigte sich und schrieb eine Satyre gegen die Tübinger, die alles bisherige überbot, indem er die unsaubern Privatissima aller ihm feindlichen Familien enthüllte. Er entfernte sich sofort aus dem Lande, kam aber aus Geldmangel wieder und der gnädige Herzog verzieh ihm abermals und ließ sich nur von ihm ein neues bündiges Gelöbniß geben, er wolle von nun an Ruhe halten und niemand mehr angreifen.

Frischlin zog sich unter den Schutz seines Gönners, des Bischofs von Speyer, zurück und ließ hier neue Werke drucken, als Crusius seine Grammatik auf die boshafteste und zugleich frechste Art angriff, denn in diesem Fach war ihm Frischlin notorisch überlegen. Der letztere ließ sich nun verleiten, wie immer, wenn ihn ein Hund anbellte, wieder zu bellen. Das ewige Gezänk brachte ihn um einen Freund nach dem andern. Er versuchte vergebens sein Glück in Prag. Sein Famulus lief ihm hier davon und erkaufte sich die Gunst des Crusius durch die schändlichsten Nachrichten, die er über seinen bisherigen Meister verbreitete. Von Prag zog Frischlin nach Wittenberg, wo er mit einem andern Unglücklichen, dem berühmten Giordano Bruno, zusammentraf, ferner nach Braunschweig, wo er aus Armuth seine Bücher versetzen mußte. Der Herzog Heinrich

Julius von Braunschweig schrieb selbst Comödien und hätte mehr für Frischlin gethan, wenn dieser nicht in immer neuen literarischen Fehden seinen guten Ruf vollends vergeudet hätte. Denn er schrieb zugleich gegen die Tübinger, Wittenberger und Braunschweiger. Er soll bis nach Kopenhagen gekommen seyn, um einen Platz zu suchen, den er doch nicht fand. Endlich wieder nach Speyer zurückgekehrt und mit allen seinen Bitten und Beschwerden, auch wegen Aushändigung des noch in Württemberg bewahrten Vermögens seiner Kinder, von der Heimathsbehörde abgewiesen, schrieb er einen wüthenden Brief voll Schmähungen an die herzoglichen Räthe, in der Meinung, sie handelten eigenmächtig hinter dem Rücken des Herzogs. Das vollendete seinen Ruin. Auf Reclamation seines Herzogs wurde er verhaftet und zuerst auf das Schloß Württemberg, dann Hohenurach gebracht. Der Herzog wollte ihm immer noch wohl und gedachte ihn wieder frei zu lassen und ihm ein entsprechendes Lehramt zu geben, sobald er erst hinreichend mürbe geworden seyn würde, um in sein altes Laster der öffentlichen Zänkerei nicht mehr zurückzufallen. Auch der Commandant des Schlosses behandelte ihn aufs wohlwollendste. Aber von allen Seiten kamen Anforderungen an den Herzog, nochmals von Seite der Ritterschaft, von Braunschweig, den Tübingern, er solle doch ja den „rasenden Poeten" festhalten und für immer zur Ruhe bringen, und man kann dem Herzog nicht verdenken, daß er den Schreier, der seine Güte so oft schon misbraucht und ihm und dem Lande üble Nachreden zugezogen hatte, endlich zum Schweigen bringen wollte. Die Gegenstände des Streites, wenn auch des Streites werth und an sich ehrwürdig, wie die theologische, oder wichtig, wie die humanistischen, hatten durch die üble, grobe und gehässige Form des Streites an Ansehen und Interesse verloren. Vernünftige Leute wollten am Ende von der ekelhaften Polemik nichts mehr hören.

Frischlin selbst kam in der Einsamkeit Hohenurachs, wo er unausgesetzt studierte und schrieb, so weit zu sich, daß er einsah, wie seiner selbst unwürdig sein immerwährendes Gezänk gewesen sey, weshalb er es, echt lutherisch, dem Teufel zuschrieb, der ihn unversehends verführt und berückt habe, weil er, Frischlin, durch seine Schriften dem Teufel auch seinerseits wehe gethan und zur Rache gereizt habe. Herr Strauß meint zwar, das habe Frischlin „nicht ohne Humor" geäußert. Wenn man aber seinen sanguinischen Charakter, seine Bangigkeit und Ungeduld im Kerker, seine Abbitten, dazu sein Lutherthum und den Geist der Zeit überhaupt in Erwägung zieht, so ist man doch geneigt, hier mehr als Humor, nämlich einen bitteren Ernst zu sehen. Doch ist wahr, daß er in seine Abbitten hin und wieder noch eine sarkastische Bemerkung einflocht, die am Ernst derselben zweifeln lassen konnte. Wie er denn überhaupt zu viel schrieb, im Schreiben sich immer zu viel gehen und daher auch von seinen argwöhnischen Feinden sich überall bei irgend einem unbedachten Worte leicht fassen ließ. Das war auch der Grund, warum der Herzog mit Frischlins Entlassung noch zögerte. Er wollte ihn noch aufrichtiger reumüthig haben.

Mit Recht rühmt Herr Strauß die seltene Geisteskraft des Gefangenen. „Wenn wir im Bisherigen über die mancherlei groben Flecken, welche den Charakter unseres Helden entstellen, uns nicht verblendet haben; wenn wir auch sein Talent, das mehr ein rhetorisches und satyrisches, als ein poetisches, mehr eine Gabe der Aneignung und Nachbildung, als der ursprünglichen Hervorbringung war, keineswegs überschätzt haben, so haben wir doch Eines an ihm stets unbedingt loben und bewundern müssen: seine rastlose Thätigkeit und unerschöpfliche Arbeitskraft. Hatten wir während seiner glücklichen Zeit anzuerkennen, daß er unter mancherlei zerstreuenden Verhältnissen und derbem Lebensgenuß dennoch so viel und mehr an geistigen Arbeiten zu Stande brachte, als Andere gleichfalls nicht Unbegabte in stillster wissenschaftlicher Zurückgezogenheit; sahen wir ihn hierauf unter dem Sturm des Adels und zwischen immer neue, nothgedrungene Verantwortungen hinein, seinen Julius redivivus dichten und den Aristophanes übersetzen, später auf einer Winterreise, ohne Bücher, in lärmenden Herbergen, gelehrte Streitschriften ausarbeiten: so scheint es doch, als hätte erst der tiefste Abgrund des Unglücks den höchsten Grad von Arbeitskraft in diesem merkwürdigen Menschen entbinden sollen. In einem Gefängniß, wie wir es beschrieben haben, eng und finster, dumpf und unsauber; bedrängt von Krankheit, Sorgen und Jammer aller Art, hat Frischlin binnen dritthalb Monaten nicht blos ein halbes Hundert Briefe und Bittschriften, die zum Theil umfangreiche Actenstücke sind, in seiner Angelegenheit geschrieben, sondern außerdem die Geistes- und Willensstärke gehabt, erhoben über alles Persönliche, zwei deutsche Komödien aus der biblischen Geschichte und 5 Bücher eines lateinischen Epos, jedes Buch durchschnittlich von 1000 Hexametern, zu dichten."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 94. 24. November 1855.

Biographie.

Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Von David Friedrich Strauß. Mit dem Bildnisse Frischlins. Frankfurt a. Main. Literarische Anstalt (Rütten), 1856. Groß 8°. S. VIII. und 588.

(Schluß.)

Während Frischlin gefangen saß, trieb sich seine Frau mit ihren Kindern im Elend herum und ergab sich einem unerlaubten Wandel, wie sie denn nie weder auf ihren Mann einen sittlich wohlthätigen Einfluß übte, noch auch von diesem empfing. Er war das vom bürgerlichen Sittengesetz emancipirte Genie, sie die von demselben Gesetz emancipirte Gemeinheit.

Im Frühjahr 1589 war Frischlin verhaftet, wahrscheinlich wäre er nach zwei Jahren freigelassen worden, aber seine Ungeduld konnte nicht warten. In der Nacht des 29. November 1590 ließ er sich an seinem zusammengebundenen Leintuch, nachdem er durch den Ofen gekrochen war, an der Mauer seiner Burg hinab, seinem schweren Körper zerriß das leichte Band und am andern Morgen sah man ihn todt auf einem Felsenabhang liegen, „den die Natur zum rosigen Dichtergrabe geschmückt hat," denn er blüht alle Jahre voll wilder Rosen.

Frischlins Weib heirathete noch einen Andern und verkam mit den Kindern ruhmlos. Crusius hielt sich sein eigenes Tagbuch über seinen Streit mit Frischlin und trug alles hinein, was thatsächlich in diesem Streite vorkam und was seine boshafte Seele ihm hinzuzufügen eingab (eine Hauptquelle des vorliegenden Werkes, da dieses mit dem Gift des Hasses geschriebene Buch noch vorhanden ist). Mit heuchlerischer Miene beklagte Crusius seines Feindes Tod, konnte aber kaum aufhören, schadenfrohe Epigramme darauf zu machen, z. B. „böse Hunde steinigt man, diesen bösen Hund hat Gott gesteinigt — oder: die Steine fallen sonst auf den Hund, hier ist der Hund auf den Stein gefallen — oder: dort steinigen Andre den Hund, hier hat der Hund sich selbst gesteinigt — oder: ach, wie tief ist er herabgestürzt, und doch wird er noch viel tiefer, nämlich in die Hölle, stürzen müssen" und so noch Vieles. Zum Schrecken des Crusius aber erschienen noch ungedruckte Schriften des Frischlin nach dessen Tode und nährten seinen Haß, als wenn er immer noch lebe, und ängstigten ihn bis zu seinem eignen Tode.

Das ist nun, im allgemeinsten Umriß, die tragische Geschichte eines deutschen Dichters im sechszehnten Jahrhundert.

Frischlin war nicht das einzige Genie, welches in diesem Jahrhundert der adeligen oder gelehrten Aristokratie zum Opfer fiel. Der Prozeß Frischlin ist nicht einmal so tragisch wie die Prozesse Crell, Henning Brabant, Wullenweber. Auch im literarischen Gezänk und abthuenden Herumziehen gab es noch wildere und karikirtere Genies in Heshusinus und Mörlin und in den Vorbildern der modernen Zerrissenheit Agrippa von Nettesheim und dem Dichter Günther.

Nachdem die alte Kirche durch Verschuldung ihrer üppig gewordenen Häupter ihre sittliche Gewalt über die Gemüther verloren hatte, mußte in den neuen Kirchen der Reformation nothwendig die stellvertretende Autorität theils der weltlichen Patrone (cujus regio, ejus religio), theils der ebenfalls weltlichen, lediglich dem

Staatsinteresse verkauften Consistorien, theils der scholastischen Handwerker, der Professorenclivuen auf den Universitäten mit dem aller Schranken ledigen, durch das Reformationsprincip unbedingt emancipirten Genie, beziehungsweise auch mit dem Eigensinn und der Narrheit Einzelner in Kampf gerathen. Die ungeheure Ausdehnung solcher Einzelkämpfe und ihre Verbissenheit im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert erklärt sich allein aus der Illegitimität und Incompetenz der usurpirten Autoritäten, denen das Genie mit Wissen und Willen sich nicht unterwerfen konnte, und andrerseits aus der neuen Ungebundenheit des Genies, welches selbst, indem es die unberechtigte Autorität verwarf, sich zugleich von der göttlichen losgesagt hatte.

Naturkunde.

Ueber Leben und Stoff. Von Fr. Wilh. Tittmann. Dresden, Höckner, 1855.

In dieser kleinen geistvollen Schrift tritt der Verfasser gegen den Materialismus der jüngsten naturwissenschaftlichen Schule auf und macht auf einige Punkte aufmerksam, die auch von der älteren und mehr neutralen Wissenschaft übersehen worden sind.

Vor allen Dingen führt er die bisherigen Definitionen der Materie ad absurdum. Die Materie soll aus Atomen bestehen, aber ein Atom ist als solches ein Unding, eine materielle Unmöglichkeit und würde allen Gesetzen der Materie widersprechen. Die Materie soll unvergänglich seyn, aber vor unsern Augen verschwindet sie. Die Materie soll aus wenigen Grundstoffen bestehen, die in chemischen Verbindungen alle Körper bilden, aber die Stoffe, welche auf chemischem Wege aus todten Körpern ausgeschieden werden, haben nicht das Leben bewirkt. Mit allen diesen Stoffen hat die Chemie noch niemals einen lebenden Körper wiedererzeugt.

Auch die s. g. Naturkräfte, die sich an und in der Materie äußern, läßt der Verfasser nicht als die erste Ursach in der Natur gelten. Diese Kräfte können nicht eher da seyn, als die Materie, sie können auch nicht die Materie selbst seyn z. B. Leuchten ein Lichtstoff. Und andrerseits gibt es gar keine absolute Materie, in der nicht schon eine Kraft wirkte.

Alle Causalität in der Natur findet der Verfasser im Leben allein, und das Leben gilt ihm nur als ein Wirken des Geistes im Körper. Stoff und Stoffwechsel sind ihm lediglich Produkte des Lebensprozesses und aus dem Geist herausgebildet. Beispiel der Keim des organischen Lebens, ein geistiger Hauch und Trieb, der den Stoff, dessen der ausgebildete Körper bedarf, nicht nach den gewöhnlichen chemischen Gesetzen der Stoffverbindung, sondern denselben gerade entgegen bildet. „Statt daß man die Verwandlung der Stoffe im Lebensprozesse für Wirkung chemischer Kräfte ansieht, ist vielleicht der organische Prozeß das gerade Gegentheil des chemischen, seine Aufhebung. Nach dem Tode des animalischen Körpers tritt sogleich Fäulniß ein als Wirkung der stofflichen Kräfte. Während des Lebens entsteht die Fäulniß nicht: es ist das Leben, was die chemischen Kräfte nicht wirken läßt." Nur der Lebensprozeß erzeugt Stoffe, die vorher nicht vorhanden waren und aus den eigenen chemischen Bestandtheilen des erzeugenden Körpers, sobald er todt ist, nicht wieder hervorgebracht werden. Aus demselben Boden, demselben Wasser, derselben Luft zeitigt der Lebensprozeß in der Pflanze die verschiedenartigsten Harze, Oele, Zucker, Gewürze, Giftstoffe rc., d. h. er schafft sie, denn sie waren vorher nicht da.

Während die Materialisten so weit gehen, das Denken aus mechanischen Bewegungen der *Gehirnfibern* abzuleiten und den Geist zu einem Ergebniß *materieller* Thätigkeiten zu machen, erklärt Herr Tittman vielmehr alle Materie aus dem Geist, als Organ des Geistes.

In einer längern sehr interessanten Untersuchung verwirft der Verfasser die bisherige Erklärung der Töne aus Schallschwingungen und erklärt das eigentliche Wesen des Tons lediglich aus dem Geiste.

Das Endergebniß ist, daß die Materie nichts Ewiges sey, daß sie nicht die absolute Nothwendigkeit und sich selbst Zweck sey, sondern daß sie von Gott aus Nichts geschaffen nur den Zwecken seiner Weisheit diene in einem beschränkten Maaß von Raum und Zeit, und daß sie nichts Absolutes, sondern immer etwas Relatives sey, nirgends für sich, sondern nur in den verschiedenartigsten Beschaffenheiten zu den verschiedensten Zwecken dienend vorkomme.

Wir Menschen selbst aber, zwar in Vergleich mit andern Creaturen unseres Planeten bevorzugt, doch sonst von einer sehr beschränkten Capacität in Bezug auf das Universum und Gott sollten doch nicht in die lächerliche Hoffahrt fallen, unser Wissen für das Höchste zu halten: „Der Materialismus beruht auf der Voraussetzung, daß die Natur nichts habe, was menschlicher Intelligenz unsichtbar sey. Aber im Gegentheil hat die

Natur nichts, dessen Wesen von menschlicher Intelligenz erkannt würde. So gering ist die menschliche Intelligenz, von der Natur wissen wir so wenig, daß leicht unser Wissen zu dem einer nächst höheren Intelligenz sich verhalten möchte, wie das einer Henne zu unserem Wissen. Unsere Erkenntniß der Natur ist beschränkt auf Wahrnehmung der Wirkungen und der Erscheinung in unseren Sinnen: das Wesen der Dinge und der Grund der Wirkungen ist uns überall verborgen: von Substanzen wissen wir nicht, nur von Eigenschaften, von Kräften nicht, nur von Wirkungen. Unsere Wahrnehmung selbst und unser Begriff von dem Sinnlichen ist aber auf unsere fünf Sinne beschränkt, deren Vermögen gewiß nicht alles, vielleicht nur wenig von dem faßt, was die Körperwelt hat. Farben und Gerüche sind Gegenstände unserer Sinne, aber wirkende Kraft, wie die magnetische, ist nicht selbst wahrnehmbar, nur ihre Wirkung ist es. Wir werden von Materiellem umgeben seyn, das wir körperlich nennen würden, wenn wir ein Mittel der Wahrnehmung hätten: unerklärbare Erscheinungen werden ihre Wirkung seyn. Und von der unendlichen Weite des Weltraums, wie gering ist die Tragweite unserer Wahrnehmung! Daß aber an anderer Stelle andere Art der Kräfte und der Bildungen sey, müssen wir schon nach der Verschiedenheit voraussetzen, welche innerhalb unseres Sonnensystems aus der Verschiedenheit der Entfernungen von der Sonne zu folgern ist. So wenig können wir von der Natur erkennen, daß wir nicht einmal auch nur einigermaßen zu ermessen vermögen, wie wenig das ist, was wir wissen: wir vermögen es eben darum nicht, weil es jenseits unseres Horizonts liegt. Die geistige Welt aber, die Welt des Bewußtseyns, ist unserer Erkenntniß so unzugänglich, daß das Bewußtseyn des Menschen sogar das Ich nicht selbst, nach seinem Wesen, mit seinem Bewußtseyn und seinen Functionen erfassen kann, sondern nur das Product der Thätigkeit des Ich, daß nicht das Denken, sondern nur das, was gedacht wird, Gegenstand des Bewußtseyns ist. Wer sich nun klar gemacht hat, wie beschränkt das Bereich der menschlichen Intelligenz ist, der wird keinen Irrthum für größer und für Quelle größerer Irrthümer halten, als diesen, daß unsere Zeit, wie wenn mit der menschlichen Intelligenz der ganze Begriff der Intelligenz sich erfüllte, nicht glauben will, daß in der Natur etwas seyn könne, was unsere Wahrnehmung und unser Verstand nicht erfassen kann, und daß sie deshalb den Grund des Lebens in die Kräfte der Stoffe setzt, weil sie diese zu erkennen glaubt und alles für außernatürlich hält, wovon sie nichts weiß."

Obgleich etwas rhapsodisch vorgetragen, enthalten doch die Sätze des vorliegenden kleinen Buches sehr schätzbare Wahrheiten.

Kunstsammlungen.

Ein Besuch im brittischen Museum. Nebst einigen Mittheilungen über London. In Briefen von Dr. H. Meyer. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1855.

Eine Beschreibung des brittischen Museums, aber kein Katalog aller Einzelheiten, nur ein Ueberblick, wobei nur das Vorzüglichste charakterisirt wird. Zuerst die Towneley-Gallery, voll römischer Statuen, Büsten, Sarkophage, Basreliefs &c. aus der großen Sammlung von Towneley, vermehrt durch die von Hamilton und Payne Knigth. Dann die weltberühmte Sammlung Assyrischer Denkmäler aus Ninive, von Layard entdeckt, herbeigeführt und ausführlich beschrieben. Man sagt, die Regierung habe ihn mit 25000 Pfund Sterling unterstützt. Solche Erwerbungen sind daher auch nur den Engländern möglich. Wie stolz sie darauf sind, erhellt unter Anderem aus der Gunst, die in jüngster Zeit Byrons Sardanapal auf dem Prinzeß-Theater in Oxfordstreet gefunden hat, nachdem „Prinz Albert, Layard und Bunsen für diesen Zweck einen Unternehmer gefunden hatten, der 3000 Pfund auf Decorationen und Costume verwendete. — Im ersten Act sieht man nun den Königspalast auf einer Anhöhe am Ufer des Tigris in seiner ganzen Ausdehnung, wie Layard nach den vorhandenen Theilen ihn als Ganzes herzustellen suchte; im zweiten Akt ist der Thronsaal in schimmernder Pracht vor uns entfaltet, geschmückt durch lange Reihen von Reliefs und durch die oben erwähnten geflügelten Stiere und Löwen. Im letzten Akt, in welchem die verbündeten Meder und Babylonier die Stadt einnehmen, zündet bekanntlich Sardanapal selbst den Palast an und verbrennt sich mit seinen Frauen und Schätzen in demselben; das Gebäude stürzt zusammen und nur ein kleiner Theil bleibt übrig, gerade das Stück, das Layard ausgegraben hat, damit das Auge ein getreues Bild dieser glänzenden Entdeckung erhalte. Es ist wahrhaft prachtvoll, wie diese alte assyrische Trümmerwelt hier zu neuem Leben erwacht und als wohlgeordnetes Ganze nach 2500 Jahren wieder in frischem Glanze vor unsere Seele tritt &c." Herr Meyer fand die Sculpturen, besonders die in der zweiten Seitengallerie von außeror-

dentlicher künstlerischer Vollendung. Hier sind verschiedenartige besiegte Völker in ihren Costumen dargestellt. Würde man sie genauer kennen, wäre viel Dunkel der Geschichte gelichtet.

Den assyrischen Denkmälern folgen die kleinasiatischen im Lycian Room, von Xanthos durch Fellow gesammelt und hergeschafft. Dann die berühmten Elgin marbles im Elgin Room, die bewundernswürdigen Statuen und Basreliefs vom Parthenon in Athen, so oft abgebildet und beschrieben, daß wir hier nichts weiter darüber sagen wollen. Ferner der Phigaleian Saloon mit den nicht minder schönen Basreliefs des Amazonen- und Kentaurenkampfes rc. aus dem Apollotempel zu Philigalia in Arkadien. Endlich die ägyptischen Alterthümer, hier auch in großer Menge vorhanden. So weit die alte Welt. In dem Ethnographical Room sind sodann die Werkzeuge, Waffen, Götzen, Schmucksachen rc. aller möglichen wilden Völker der Erde gesammelt.

Nun erst folgen die kleineren Sachen zuerst im Medal Room eine ungeheure Münzsammlung, die größte in der Welt. Von antiken Münzen allein sollen sich hier über 100,000 Exemplare befinden; eine sehr reiche Sammlung von antiken geschnittenen Steinen, dabei die berühmte Portlandvase. Weiter ein Bronze Room mit Helmen, Waffen rc. der Alten. Dann die ungeheure Sammlung von antiken Vasen, und die der etruskischen Spiegel rc.

Wieder eine besondere Abtheilung bilden die British collection von einheimischen Grabfunden, Waffen, Schmucksachen der alten Britten, Angelsachsen rc. und die große Nationalgallerie der Gemälde, eine der schönsten in der Welt. Ueber die letztere haben Passavant in Frankfurt a. M. und Waagen in Berlin ausführlichere Nachrichten gegeben. — Im Anhang beschreibt der Verfasser die Universität Oxford und macht bei diesem Anlaß die Bemerkung, daß wir in Deutschland gewöhnlich keine rechte Vorstellung von dem englischen Wesen haben. Dort nämlich steht die Schule und Wissenschaft noch immer, wie im Mittelalter, unter der Kirche. „Wenn ein Jüngling die Universität zu Oxford bezieht und eines der 24 College ausgewählt hat, in welches er einzutreten wünscht, so hat er vor der Aufnahme die 39 Artikel der Hochkirche zu beschwören. Auch müssen die Fellows oder Mitglieder des Collegiums, welche theils den Unterricht ertheilen, theils die Studierenden beaufsichtigen, ebensowohl wie die Studenten zwei Mal täglich in der Kapelle dem Gottesdienste beiwohnen. Die Kirche überwacht die Fortschritte der Wissenschaft und der Forschung auf ängstliche Weise, so daß nicht selten große Streitigkeiten zwischen ihren Dienern und zwischen Philosophen und Naturforschern sich erheben. Der Engländer denkt nämlich in diesen Dingen meist ganz anders als der Deutsche; er anerkennt keine Wissenschaft und keine Schule, die sich unabhängig neben die Kirche stellt oder sogar über die Kirche sich zu stellen vermißt. Die deutsche Wissenschaft, welche oft einzelne zur Freigeisterei führt, ist dem Engländer ein Gräuel, gleichsam eine verwilderte Pflanze. Der Engländer beschränkt sich selbst im Maß kirchlicher Freiheit und fühlt den wohlthätigen Einfluß, den diese Beschränkung auf das Volk, auf das Familienleben und auf die Erziehung der Kinder ausübt; dagegen genießt er weit mehr politische Freiheit als andere Völker, und ist stolz auf die alte Verfassung des Landes, die jedem volle Rechtsgleichheit und Schutz gegen Uebermacht der Behörden gewährt. Es fehlte zwar in neuern Zeiten auch nicht an Männern, welchen die Herrschaft der Kirche über die Universitäten des Landes zu drückend und nachtheilig für die Entwickelung der Wissenschaft erschien und welche im Parlament offen aussprachen, daß die englischen Universitäten mehr leisten würden, wenn sie vom Kirchenzwang befreit wären, und wenn ihre Einrichtung dem Vorbilde deutscher Hochschulen näher gebracht würde. Allein die Mitglieder von Oxford und Cambridge und noch viele andere widersetzten sich, wie man erzählt, jeder Reform, und das Parlament beschloß daher im Jahr 1832, eine neue Universität zu London zu stiften, dieselbe nicht unter die Hochkirche zu stellen und den Schwur auf die 39 Glaubensartikel von den Studierenden nicht zu verlangen. Allein sie entspricht den gehegten Erwartungen nicht; denn zu tief ist im Volke der Glaube gewurzelt, die Kirche sey jederzeit das Oberhaupt der Schule und der Wissenschaft. Ja man erzählt, daß junge Männer, die auf der Universität zu London Doktoren der Arzneiwissenschaft oder Advokaten geworden sind, keinen Kredit beim Volke gewinnen und mit großer Mühe Praxis und Amt erlangen können, und daß die Doktoren von Oxford und Cambridge immer vorgezogen werden, weil ersteren nach der öffentlichen Meinung die kirchliche Weihe fehlt.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 95. 28. November 1855.

Reisen.

Reise nach Ostindien über Palästina und Aegypten von 1849—1853. Von K. Graul. Vierter Theil. Leipzig, Dörffling und Franke, 1855.

Man wünscht bei der Lecture dieses ausgezeichneten Reisewerks bisweilen, der Verfasser möchte sich bei minder wichtigen Schilderungen ein wenig kürzer fassen. Auf weniger Bände zurückgeführt würde es kräftiger wirken.

Sein Hauptwerth beruht in einer ausführlichen Schilderung der Tamulen in der Umgegend von Trankebar und der Singhalesen auf der paradiesischen Insel Ceylon, außerdem aber auch in der treuen Darstellung des christlichen Missionswesens in Ostindien.

Um von der Nationalität und Religion der heidnischen Eingebornen zuerst zu handeln, so hebt der Verfasser vor allem den großen Unterschied unter den Urbevölkerungen Indiens hervor. Die von Nordwesten her eingewanderten Arier fanden viele Stämme mit rohem Götzendienst vor, von denen sie wenigstens einen Theil als untergeordnete Kasten der großen Kirche des Bramismus einreihten, die aber auf die Arier reagirten und namentlich in der Sekte des Siwaismus viel von dem alten Dämonen- und Götzenwesen beibehielten. Herr Graul fand bei den Tamulen Zaubertänze nicht anders wie bei den Schamanen im hohen Norden Asiens, offenbar Ueberreste des ältesten rohesten und vorbrahminischen Cultus. Er macht dabei die gute Bemerkung, der Norden bewähre seine überwiegende Kraft und Männlichkeit gegenüber dem weibischeren Süden auch in jenen Zaubergebräuchen: „Mir scheint in dem vorliegenden Falle mehr das afrikanische, als das tartarische Teufelswesen in Betracht zu kommen. In dem letztern tritt eine gewisse Freiheit des Menschengeistes hervor: der Schamane beschwört die Geister mit ruhiger Besonnenheit, wählt sich aus den herzunahenden Schaaren seinen Mann heraus, ringt mit ihm in krankhaften Zuckungen und ertheilt dem Besiegten seine Aufträge. Nicht also in dem südindischen Teufelswesen. Der südindische Teufelstänzer überwindet den Dämon nicht, sondern wird von ihm besessen, und obgleich die Vorbereitungen darauf hin, — tolle, betäubende Musik, stark aufregendes Getränk, grause Selbstzerfleischung, gieriges Hinunterschlürfen des eignen, so wie des Opferblutes, — in ihrem Anfange von der menschlichen Freiheit ausgehen, so geht doch dieselbe im Verlaufe der sinneverwirrenden Ceremonie stufenmäßig zu Grunde, und endet, — zwar nicht mit Verlust der Sprache und Bewegung schlechthin, — aber wohl mit Verlust des Selbstbewußtseyns und der Selbstbestimmung, wie man meint, an den besitzenden Dämon; zu allerletzt bleibt auch nicht ein Fünkchen Erinnerung an die in diesem Zustande dem befragenden Zuschauer mitgetheilten Orakel. Dieses unfreie Wesen des südindischen Teufeldienstes ist wesentlich afrikanisch. Ob dasselbe aber durch ein vorwaltend afrikanisches Element der indischen Urbevölkerung geschichtlich vermittelt ist, oder ob dieselbe sengende Sonne und das in gleichem Maße kochende Blut die gleiche Erscheinung hier und dort zu Stande gebracht hat, das lasse ich hier unerörtert.“ S. 128.

Der Brahmaismus selbst, dem alten Götzendienst geistig und sittlich übergeordnet, ist vielfach entartet, nach den drei Hauptgöttern in drei Sekten gespalten und dann wieder zweifach durch die Dschainas und Buddhisten reformirt worden. Das Volk der Tamulen selbst hält der Verfasser für verwandt mit den Stämmen von Turan im Norden, wie sie denn auch immer noch ein halbnomadisches Leben führen. Manche Sitte des häuslichen Lebens bei ihnen zeugt noch von tatarischer Roheit, die sonst dem feinen und reinlichen Brahmais-

mus fremd ist. Die Kaste der Kaufleute (Vanicher) hat folgenden Gebrauch bei Verlobungen: „Die Frauen lassen sich auf kleinen Matten im Innern des Hauses nieder, und die Männer draußen in der Verandah. Hier nun müssen Braut und Bräutigam über Leibeskraft essen, — und da die Kornarten, aus denen das Zweck-Essen zusammengesetzt ist, alle blähender Natur sind, so erfolgt zuletzt eine Scene, die sich nicht füglich beschreiben läßt. Erfolgt sie aber nicht oder doch nicht in dem gehörigen Maaße, so ist das ein Zeichen von so übler Vorbedeutung, daß die Verwandten sich einhellig erheben und sprechen: Wir können deinem Sohne das Mädchen nicht geben. Geht dagegen alles nach Wunsch, so legt man dem glücklichen Bräutigam zehn bis vierzig Von (jeder zu zwölf guten Groschen) in die Hand; damit muß er vier bis fünf Monate hinaus auf den Handel gehen und sein Handelsmeisterstück machen, dessen Werth nach dem Betrag der klingenden Münze beurtheilt wird, die er, außer dem Kapitale und nach Abzug der Zehrungskosten, mit nach Hause bringt.“ S. 169.

Daß unter einem solchen Volk der christliche Missionär einen schlimmen Stand hat, wird Niemand bezweifeln. „Der Brahmanismus der Gegenwart bietet in der That wenig Ideen, an die der christliche Missionar mit entschiedenem Vortheil anknüpfen kann, und dazu kommt der böse Umstand, daß die brahmanische Aftertheologie die wichtigsten christlichen Ausdrücke vorweg in Beschlag genommen hat. Sprichst du zu dem brahmanischen Hindu von der heiligen Dreieinigkeit, gleich schwebt ihm seine unheilige Dreigestalt vor; sprichst du von der Menschwerdung des Herrn, so fällt ihm die abentheuerliche Menschwerdung seiner Götter ein; sprichst du von der Sünde, so denkt er etwa an eine unterlassene Ceremonie; sprichst du von der Buße, so steht ihm ein brahmanischer Selbstreiniger vor Augen; sprichst du von Wiedergeburt, so schauderts ihn, denn das ist ihm ja das Uebel aller Uebel, wie er's versteht, noch einmal wieder geboren zu werden, — vielleicht in der Gestalt eines unsaubern Thieres“ rc. S. 143. Gleichwohl steht den Missionären jenes alte eingefleischte Heidenthum weniger im Wege, als die Corruption des Volks. „Ich will mit dem Allen weiter nichts sagen, als daß Kaste und Brahmanenthum nicht die Uebel aller Uebel sind, obschon sie die Fortschritte des Christenthums nach innen und nach außen vielfach erschweren. Ich finde den Hauptsitz des Uebels in der bodenlosen Entsittlichung des ganzen Volkes.“ S. 211. Deshalb hat bisher der christliche Europäer weit weniger an den heidnischen Eingebornen gebessert, als verschlimmert. Herr Graul sagt wiederholt, die Inder nähmen von den Europäern leicht neue Laster, nicht aber neue Tugenden an. Nur die, welche von den Europäern Nutzen ziehen, bekehren sich aber nur aus Nützlichkeitsgründen und bleiben weit entfernt, dadurch wahre Christen zu werden. Eine der schlimmsten Racen sollen die christlichen Mischlinge seyn, Nachkommen von europäischen Männern mit indischen Frauen. Ein amerikanischer Missionär Taylor, der früher hier mit seiner Frau vortrefflich gewirkt, kam einmal zufällig zurück, besuchte das Grab seiner Frau und fand es mit Oel gesalbet und Lichter davor brennen, als Gegenstand eines heidnischen Cultus. So nimmt bei dem Volk auch die Sympathie zu christlichen Personen unvermerkt die heidnische Form an. Uebrigens hält Herr Graul die Missionsfrauen im Ganzen nicht für geeignet, die Bekehrung der Heiden zu befördern. Sie müssen aus Gründen des Anstandes, wie der climatischen Bedingungen stets als vornehme Ladies reisen. Die Missionäre erscheinen insofern auch blos als Lords, als Herren des Landes, nicht als Apostel.

Von der Insel Ceylon kann der Verfasser nicht ohne Begeisterung und Entzücken sprechen. Sie ist ein wahres Paradies. Aber die Volkszustände entsprechen der Schönheit des Landes nicht. Obgleich uns das uralte indische Heldengedicht Ramajana belehrt, Wischnu habe unter dem Namen Rama das Reich der bösen Dämonen auf Ceylon erobert, und seitdem der Buddhaismus die Insel zum zweitenmal eroberte, so herrscht der alte rohe Dämonencultus doch immer noch vor. „Der Teufelsdienst ist auch heut zu Tage noch die eigentliche Volksreligion, und ich habe sogar behaupten hören, daß er eher im Zu-, als im Abnehmen begriffen sey. Seine eigentliche Burg lag bisher im Süden; ‚aufmerksame Beobachter‘ wollen die zunehmende Entartung der dortigen Bevölkerung an Leib und Seele geradezu auf die Häufigkeit der nächtlichen Orgien zurückführen, in denen sich der Teufelsdienst vollendet. Jene nächtlichen Orgien bilden gewöhnlich den Schluß der sogenannten Teufelstänze, die wie fast alle Ceremonien des Dämonenthums in der Nacht vorgenommen werden. Man sammelt sich etwa unter den Aesten eines mächtigen Baumes. Die Trommel läßt sich hören: nach dem Schalle derselben tanzt der Yakadura oder Teufelspriester, eine Fackel in der Hand und hohle Metallringe am ganzen Leibe. Seine Begungen werden immer rascher, seine Gebärden gräßlicher, sein langes Haar wilder, seine Augen stierer. Geheimnißvoll nähert er sich der Person, der dieser ganze Hokuspokus frommen soll. Er gebietet ihr vielleicht auch selbst zu tanzen, niederzuknien, zu laufen, stehen zu bleiben, aus Leibeskräften zu schreien u. s. w. u. s. w. Solche und ähnliche fieberhafte Aufregungen

sind, auch wenn sie nie in zuchtlose Auftritte auslliefen, auf Leib und Seele wohlthätig einzuwirken natürlich nicht geeignet. Mit Teufelsceremonien aber ist das ganze Leben der Singhalesen durchflochten und durchwachsen; Krankheiten besonders, deren Ursache nicht klar zu Tage liegt oder deren Entfernung auf dem gewöhnlichen Wege nicht gelingen will, treiben die Leute zu dem Yakadura mit seinem geheimnißvollen Hokuspokus" S. 277.

Der auf der Insel officiell herrschende Buddhaismus ist dem Christenthum feindseliger als der Brahmanismus. Der Buddhist führt alles auf das Nichts zurück und ist unbeschreiblich öden und leeren Herzens, so daß hier eine Blasirtheit in weit colossalerem Maaßstabe vorliegt, als irgend in unserer europamüden Literatur. Obgleich die Engländer schon lange auf Ceylon herrschen und die Insel von Missionären wimmelt, und noch viel länger vorher die Holländer Herren der Insel waren, so fand Herr Graul doch nur 2135 evangelische Christen unter den Eingebornen, und diese wurden noch dazu mit dem Spottnamen „Regierungschristen" gebrandmarkt, weil ihre Bekehrung lediglich Nützlichkeitsgründe hatte und aus Gewinnsucht und Servilismus gegen die Regierung hervorgeht.

Kaum haben wir mit Erstaunen das geringe Ergebniß der unter dem Schutz der Regierung stehenden evangelischen Missionen gelesen, so staunen wir noch mehr, indem wir auf S. 286 auf einmal, ohne es vorher geahnt zu haben, die Notiz finden, daß die von der Regierung nicht begünstigten katholischen Missionen mehr als 200,000 Eingeborne bekehrt haben. Im Jahr 1717, als die Holländer sich der Insel bemächtigten, waren schon 70000 Seelen zum katholischen Glauben bekehrt worden. Die Holländer ließen ihren ganzen Fanatismus gegen die katholischen Priester aus, und doch hat die Zahl der Katholiken unter diesem Druck, wie später unter der englischen Herrschaft immer zugenommen. Die „Regierungschristen" gehen haufenweise zum Katholicismus über, seit die Engländer es nicht mehr hindern. Herr Graul erklärt die Sache einfach aus dem „mehr sinnlichen Charakter des katholischen Gottesdienstes", der den Heiden mehr zusage, will aber doch die Erfolge der katholischen Missionäre „zum Theil ihrem opferfähigen Eifer mit Freuden zu Gute schreiben", und er verfehlt nicht (S. 287) bei diesem Anlaß wieder auf das „Wohlleben der Frauen und Kinder protestantischer Sendboten" hinzuweisen.

Eine Gefahr andrer Art droht den Missionen von Seite der weißen Bevölkerung, die sich nach und nach der Colonialregierung gegenüber unabhängiger benimmt und Opposition macht. Welches schlimme Beispiel für die Eingebornen, wenn sie Zeugen sind, mit welcher Ungenirtheit die weltliche Autorität bekämpft und in den Koth gezogen wird.

Gedichte.

William Cullen Bryant's Gedichte, deutsch von Alexander Neidhardt. Stuttgart, Metzler, 1855.

Wir haben hier einen nordamerikanischen Dichter vor uns, der die Dinge in der alten Welt ungefähr so ansieht, wie einst Byron in seinem Childe Harold. Nur daß er nicht wie Byron auch gegen sein eigenes Vaterland zu Felde zieht, sondern daselbe überall (selbst mit Uebertreibung) preist. Im Allgemeinen hebt er die Freiheit des republikanischen Amerika stolz hervor gegenüber der Tyrannei und Sklaverei in der übrigen Welt und weiß für das alte Europa auch keine bessere Zukunft als die nordamerikanische, wenn es je sich noch verjüngte.

Europa ist 'nes strengen Schicksal's Beut',
  In Fesseln windend sich; — 'ne schwere Kraft
Kettet zur Erd' das ringende noch heut';
  Doch es ist stark — und wenn es auf sich rafft,
  Wirft es zu Boden sie; — der Ketten Haft,
Zum Staub sie niedertretend, es zerbricht;
  Noch ärndten wird es, wenn es treu geschafft, —
Noch wird es schauen beßrer Tage Licht —
Und der Befreiung Stund' naht — doch sie ist noch nicht.

Doch du, mein theures Land! wirst nimmer fall'n,
  Als mit den Kindern; deine Zärtlichkeit
Und Mutterlieb', — dein Segen, fließend All'n,
  Sind deine Bande; deine Gränzen weit
  Sind Meer und Luft, in welchen du, umreiht
Von tapfern Söhnen, treu ergeben dir,
  Der Feinde lachst. — Wer drum will je die Zeit
Ermessen deiner Kraft und künden mir,
Wie lang beglückt und frei soll'n Menschen leben hier?

In diesem Sinn nun beklagt der Dichter (ganz so wie Lord Byron) die Unterdrückung der Griechen und besingt das Blutbad von Chios. Er theilt aber nicht blos den Schmerz der alten Völker, die um ihren Ruhm gekommen, sondern ist billig genug, auch den von seinen eigenen Landsleuten mishandelten Negern und Indianern eine Thräne des Mitleides zu weihen. So in der Ballade vom afrikanischen Häuptling.

Der Häuptling focht umsonst so kühn, —
 Gefangen war er hie;
Doch Stolz sprach noch aus jeder Mien',
 Den Unglück dämpfet nie.
Auf seiner Brust die tiefe Schramm'
 Sagt, wie er treu und brav;
Ein Fürst war er in seinem Stamm' —
 Nie konnt' er seyn ein Sclav'.

Der Kriegerhäuptling weint' und sprach:
 „Schneid' ab die Locken mir!"
Und jede schwere Locke lag
 Gleich vor dem Sieger hier;
Dick waren sie und kraus und lang,
 Und aus dem schwarzen Haar
Glänzt' manche schwere, goldne Spang',
 Die drin verborgen war.

„Nun sätt'ge deinen Blick am Gold,
 Für schlimmste Noth bewahrt —
Nimm's — du hast's ungezählt gewollt —
 Und sprich: die Freiheit harrt;
Nimm es: — mein Weib den langen Tag
 Am Cocosbaume klagt; —
Mein Kind verläßt sein Spiel und ach!
 Umsonst nach mir es fragt!"

„Ich nehm' dein Gold; doch mächtig schlang
 Und fest die Kette ich;
Ich denk', dein Weib soll harren lang
 Am Cocosbaum auf dich."
Todschmerz den Krieger da erfaßt
 Und schüttelt die Gestalt, —
Der Stolz in seinem Blick erblaßt
 Und Furcht durchschau'rt ihn kalt.

Sein Hirn verrückt, — gebrochen's He —
 Sein Auge wild, — mit Macht
Jetzt schüttelt er der Kette Erz
 Und weint und fleht und lacht.
Doch lang nicht trug er's grause Band —
 Kaum schloß der Tag sich heut,
Da legten sie auf der Wüste Sand
 Ihn, der H y ä n e Beut'.

Von ähnlicher Art sind „des Indianermädchens Klage", „der Indianer am Begräbnißplatz seiner Väter" &c.

Heiterer sind die Naturschilderungen von Bach und Hügel, vom Ufer des Hudson:

Thau, Schattenkühle rings, — dazu
Des jungen Tages tiefe Ruh —
Von düstern Felsen 's Bett bewacht,
Glänzt dort des Hudson stolze Macht,
Kaum kräuselnd, wenn ein Tropfen fällt
Vom Strauchwerk, das umsäumt ihn hält —
Und über die klare Tiefe hin
Der Sabbathglocke Klänge zieh'n.

Hin und wieder regt sich auch die Liebe, die in der Kaufmannsatmosphäre da drüben kaum gedeihen zu können scheint. Einige Lieder auf Landmädchen sind in der Manier des Schotten Burns gedichtet, z. B.

O Schönste der Landmädchen du,
Geboren in des Haines Ruh,
Sein grün Gezweig, des Himmels Schein
Sahst in der Kindheit du allein.

Dein Spiel, dein Wandern, als du Kind,
War allzeit in dem Waldgewind',
Und all des Ortes Schönheit liegt
Im Herzen dir und Angesicht &c.

Ein anderes:

Unschuldig Kind — schneeweiße Blüth' —
Ein passend Paar, wenn Jugend glüht!
O daß sich stets nur Rein mit Rein
Und Holdes sich mit Holdem ein'!

Weiß, wie der Kelch, der kaum sich erschloß,
Ist auch dein Herz und fleckenlos;
Von Leidenschaft und Schuld und Schmerz
Zeigt keine Spur noch dieses Herz.

Am besten sagen uns die Lieder zu, in denen das freie Leben des Jägers in der Prairie gepriesen wird. Hier ist wahre Natur, wie sie auch schon von Cooper treu geschildert wurde.

Freiheit ist dies! die reine Luft
 Hat nie getrübt des Dorfes Rauch;
Und den sie trägt, der süße Duft,
 Ist jungfräulicher Haide Hauch.
Mit Büchs und Roß und ja mit ihr,
 Die ließ die Welt allein um mich,
Bau' ich die Hütt', wo Waldes Thier
 Springt froh und leicht — und frei bin ich!

In dieser schönen Wildniß steht
 Kein Gränzpfahl auf der Haide Grün;
So weit der Hauch des Himmels weht
 Und Himmelslicht scheint, zieh' ich hin &c.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 97. 5. Dezember 1855.

Länder- und Völkerkunde.

Transkaukasia. Andeutungen über die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Reiseerinnerungen rc. von August Freiherrn von Harthausen. Erster Theil, mit einem Titelkupfer, 2 Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus, 1856.

Bekanntlich hat der Freiherr von Harthausen das umfassendste und beste Werk über Rußland, wo er längere Zeit verweilte, geschrieben. Das vorliegende Werk ist als ein Nachtrag zu jenem größeren zu betrachten, indem es vorzugsweise von der südlichsten Provinz des russischen Reiches handelt. Er selbst weilte in dieser Provinz und machte vielfache Excursionen in derselben.

Die Völker, die hier beisammen wohnen, sind sehr verschieden. Nur zwei derselben zeichnen sich aus und haben eine höhere welthistorische Bedeutung, einmal die heroischen Tscherkessen im Kaukasus, sodann die patriarchalischen und feingeistigen Armenier im Süden am Ararat. Dagegen sind die übrigen Reste christlicher Bevölkerungen in Mingrelien, Imeretien, Grusien in einem tiefen sittlichen Verfall, die Türken und Perser Barbaren, die Russen nicht viel mehr, oder noch etwas Schlimmeres, nämlich Barbaren mit dem Scheine der Civilisation überfirnißt. Die Russen haben zur wahren sittlichen und geistigen Hebung der ihnen im Süden des Kaukasus unterworfenen Völker eben so wenig gethan, wie vormals die muhamedanischen Eroberer und Herren, vielmehr hat ihre Beamtenwirthschaft noch verderblicher gewirkt. In Eriwan z. B. hörte der Verfasser bitter klagen, unter der persischen Satrapenwirthschaft sey die Stadt viel besser weggekommen, als jetzt unter russischem Gouvernement, das ihr dreimal mehr an Steuern abpresse, ungerechnet die täglichen Leistungen in Fuhren, Einquartierungen rc. Die russischen Gouverneure hausen völlig wie die Paschas. Nicht einmal der armenische Patriarch darf unmittelbar mit dem Kaiser verkehren. Seine Briefe müssen dem Gouverneur und dessen Kanzlei vorgelegt werden. Der jeweilige Gouverneur sucht, so lange er regiert, so viel als möglich zusammenzuscharren wie die Proconsuln der alten römischen Provinzen. Man hat vorgeschlagen, die Militär- und Civilverwaltung zu trennen, wodurch eine Besserung zu hoffen wäre. Allein das gleicht fast einer Satyre, denn nichts ist gewisser, als daß, wenn die russischen Provinzen statt eines Gouverneurs zwei bekämen, sie auch um das Doppelte würden geschunden werden. „Es war zuerst der tapfere und edle General Fürst Zizianow, der, wie ich meine, im Perserkriege blieb, welcher mit großer Energie es aussprach, man müsse die Civilverwaltung von der Militärverwaltung trennen, sonst würden immer die größten Misbräuche herrschen. Wäre z. B. ein Militär untern Ranges zugleich Civilchef, so könne er den Anforderungen seines Obersten doch nie widerstehen. Die Militärchefs hätten sich unter Andern die Gewalt der Chane in den mohammedanischen Landstrichen arrogirt, allein das habe den Druck unendlich vermehrt. Die Chane waren erblich, sie dachten auf die Zukunft, drückten also aus Interesse weniger, diese aber benutzen den Moment! Auch der Feldmarschall Paskiewitsch berichtete in diesem Sinne. Zwei Senatoren wurden von Petersburg zur Untersuchung hingeschickt und fanden die größten Misstände. Da ward dann Baron v. Hahn hingeschickt, und es ist oben erzählt, wie Alles mislang und es beim Alten blieb. Es war zu süß für die administrirenden Militärs, über Millionen ohne Rechnung disponiren zu können. Die Folgen aber sind traurig genug, das fruchtbare Grusien schreitet in der Cultur des Bodens trotz des lieben Friedens nicht vorwärts, der Bauer baut nur so viel Korn, als er zur Nahrung braucht, denn baut

er mehr, so wird es ihm weggenommen, ja er muß es noch selbst für seine Peiniger verfahren! Daher wird dort trotz des Bodenreichthums die Armee durch Zufuhr aus Rußland ernährt!"

Es ist kaum begreiflich, wie man solchen Thatsachen gegenüber noch immer vorgeben und behaupten mag, Rußland habe eine Mission im Orient, es müsse Christenthum und Civilisation dem Orient vermitteln. Das ist eine eben so colossale Lüge, als wenn man vorgibt, die lakirte Barbarei habe eine christlich conservative Mission im Occident.

Herr von Harthausen schildert uns zuerst die Tscherkessen, deren untadelhaftes Heldenthum sich mit dem für das christliche Gefühl unerträglichen Mädchenhandel befleckt. Inzwischen wird hier darauf aufmerksam gemacht, daß die schönen Tscherkessinnen nie öffentlich als Sklavinnen verkauft werden, sondern daß sie stets insgeheim und um große Summen an vornehme Herren gelangen, deren Gemahlinnen sie in der Regel werden. Die Mädchen selbst kennen kein höheres Glück, als auf solche Weise verhandelt zu werden. Der Verfasser erzählt von Mädchen, die unterwegs von den Russen befreit wurden, die aber gar nicht frei seyn wollten, sondern inständig baten, man solle sie doch nach Constantinopel bringen, um dort verkauft zu werden.

Dann charakterisirt der Verfasser die kleinen christlichen Völker, unter vormals selbstständigen, jetzt durch Rußland mediatisirten Fürsten, Mingrelier, Imeretier, Grusier. Es sind schöne, aber schlechte Leute. Unter langem Druck alter und neuer Tyrannei haben sie sich alle Laster sklavischer Völker angewöhnt und sind voller Arglist bei tiefster Sittenverderbniß. „Ich lernte an den Orten, die ich passirte, überall die russischen Beamten und Offiziere kennen. Alle sprachen sich einstimmig dahin aus, daß das hiesige Volk, besonders die Imeretier, bodenlos sittlich deprавirt, daß es grenzenlos diebisch, betrügerisch, lügnerisch, zänkisch sey. Man wirft ihnen vor, daß sie, als das russische Gouvernement vor Jahren eine Art Kataster, um das Eigenthum zu constatiren, angelegt, eine Menge falscher Documente geschmiedet, falsche Zeugen gestellt, wodurch große Ungerechtigkeiten im Besitz sanctionirt wurden. (Es ist aber dadurch doch seitdem eine gewisse Sicherheit im Besitz eingetreten und der Proceßsucht Schranken gesetzt.) Auch der französische Haushofmeister des Dadian behauptete dies. Und doch ist es eins der schönsten Völker der Erde, mit edelm, ausdrucksvollem, geistvollem Aeußern! Ich kann unmöglich glauben, daß dies ganz im Allgemeinen wahr sey; wo es ist, ist das Volk gewiß nur verdorben, nicht ursprünglich schlecht, und gewiß sind die obern Schichten und die Versunkenheit der Kirche Schuld daran."

In Tiflis, der Hauptstadt Transkaukasiens, fand der Verfasser eine sehr ehrenvolle Aufnahme und hatte Gelegenheit, sich über alles zu unterrichten. Die größten Dienste aber leistete ihm ein gemeiner Mann von der würtembergischen Colonie. „Dieser war ein wahres Original! Peter Neu war als junger Bursche mit seinen Verwandten und Landsleuten aus dem Würtembergischen ausgewandert, und hatte sich als Colonist mit ihnen zuerst bei Odessa, dann später in einem neu angelegten Colonistendorfe nahe bei Tiflis angesiedelt. Allein Peter hatte eine unruhige Seele, er trieb sich in einem großen Theile von Asien herum, kam nach Kleinasien, später nach Persien, ward Dolmetscher des Kronprinzen Abbas Mirza, machte acht Jahre lang dessen Züge mit und kehrte erst nach dessen Tode zu seinen Landsleuten zurück. Peter war ein unbezahlbarer Schatz für mich, er war ein wahres Sprachgenie, er kannte ein Dutzend europäischer und asiatischer Sprachen, Deutsch, Französisch, Russisch, Tscherkessisch, Türkisch, Armenisch, Grusinisch, Persisch, Kurdisch etc. Er hatte ein ungeheures Gedächtniß und lernte spielend in sechs Wochen sich in einer ihm bisher fremden Sprache geläufig ausdrücken. Dabei hatte er eine große poetische Auffassungsgabe, er besaß daher einen unerschöpflichen Schatz von Märchen, Volkssagen und Volkslieder aller der Länder, die er durchzogen hatte."

Wir müssen hier vieles übergehen, was der aufmerksame Reisende über die Alterthümer des Landes, vorchristliche, christliche, morgen- und abendländische aufgezeichnet hat. Es ist bekannt, daß abendländisches Wesen eine Zeitlang durch die Genuesen hier eindrang, von denen noch viele Denkmäler übrig sind. Herr von Harthausen macht die praktische Bemerkung, man solle endlich das Daguerrotyp auf die Erforschung der alten Denkmäler im Orient verwenden, die bequemste und sicherste Weise, dieselben und namentlich auch ihre Inschriften zu copiren.

Die meiste Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser dem Land und Volk von Armenien. Hier ist die eigentliche Mitte zwischen Asien, Europa und Afrika, ein welthistorischer Centralpunkt. Hier auf dem Berg Ararat soll sich Noahs Arche niedergelassen haben. Die Armenier selbst behaupten, hier sey auch das Paradies gewesen. „Der feuerspeiende Ararat ist das Flammenschwert des Engels gewesen, welches den Eingang desselben, Adam und seiner Nachkommenschaft gegenüber, bewahrte. Die Sündfluth löschte das Flammenschwert des Ararat und zerstörte den Garten Eden, aber eben deshalb mußte Noah auf dem Ararat landen, und mußte das Menschengeschlecht zum zweitenmale von diesem Punkte ausgehen.

Hier erblickte Noah den Regenbogen der Versöhnung, hier fand er einen Rest der edlen Früchte des Paradieses, den Weinstock, und verpflanzte ihn auf unsere Erde. Darum gab der heilige Gregor der neugebauten Kirche den Namen von dem Herabkommen des Erlösers, was Edschmiazin bedeutet." Das ist der Sitz des Patriarchen von Armenien.

Das Volk ist sich seines heiligen Ursprungs bewußt und hat unter dem Druck fremder Tyrannei und oft wiederholter Zerstörung seiner Städte und Dörfer doch seinen alten Geistes- und Sittenadel bewahrt. Die alten Patriarchen scheinen hier unter den Armeniern (keineswegs mehr unter den mit dem Fluch getroffenen Kindern Israel) fortzuleben. „So lange die Häupter der Familie, Vater oder Mutter, leben, lebt stets die ganze Familie ungetrennt und ohne irgend eine Vermögensscheidung zusammen im unbedingten Gehorsam gegen das Haupt. Es ist nicht selten, daß bei einem 80jährigen Patriarchen drei Generationen zusammensitzen und leben, vier bis fünf verheirathete Söhne von 50—60 Jahren, dann noch Enkel von 30 Jahren und deren Kinder. Keine Absonderung des Vermögens, kein Glied kann etwas für sich erwerben, es erwirbt nur für das Ganze! Es gibt auf solche Weise Gehöfte, auf denen Familien 40 bis 50 Köpfe stark leben. Selbst Brüder trennen sich nur sehr ungern; gewöhnlich tritt nach dem Tode der Aeltern der älteste Sohn an die Spitze der Familie, und dann ganz mit dem Rechte des Vaters. Erst bei den Enkeln beginnen die Theilungen. In einer solchen Familie sehen die Glieder derselben Generation, also sämmtliche Enkel aus den verschiedenen Ehen, sämmtliche Urenkel sich untereinander als Geschwister an, nennen sich auch so untereinander und wenn sie von einander sprechen. Unter diesen ‚Geschwistern' herrscht die allergrößte Vertraulichkeit und geschwisterliche Liebe, aber auch nie etwas Anderes, die große Sittenreinheit bewahrt davor. Allein die religiösen Satzungen befestigen hierbei die nationalen Sitten und Anschauungen. Die armenische Religion verbietet namentlich die Ehe bis zum siebenten Grade der Blutsabstammung hindurch." S. 199. Die jungen Frauen aus fremden Familien, die in solche patriarchalische Verhältnisse eintreten, können keine Störung in dieselbe bringen, dafür ist durch eine strenge Sitte gesorgt. „Die jungen Mädchen gehen unverschleiert, im bloßen Kopf, wohin sie wollen, die jungen Männer dürfen sich offen um ihre Liebe bewerben, und die Ehen, auf Liebesbündnisse begründet, sind häufig. Aber anders ist es mit der jungen Frau! Das Ja! vor dem Traualtare ist vorläufig das letzte Wort, was man von ihr hört! Von da erscheint sie überall, selbst im Hause, tief verhüllt, besonders den untern Theil des Gesichts, den Mund, ganz verdeckt, selbst die Augen hinter dem Schleier. Niemals erblickt man sie auf der Straße, selbst in die Kirche geht sie nur zweimal im Jahr, Ostern und Weihnachten, unter dichtem Schleier; tritt ein fremder Mann ins Haus oder den Garten, so versteckt sie sich augenblicklich. Mit Niemanden darf sie nur ein Wort sprechen, mit dem eignen Vater und Bruder nicht! Nur mit dem Manne spricht sie, wenn sie mit ihm allein ist! Mit allen Uebrigen im Hause darf sie sich nur durch Pantomime verständlich machen. In diesem durch die Sitte gebotenen Stummseyn beharrt sie, bis sie das erste Kind geboren. Von da an wird sie wieder allmählig emancipirt, sie spricht mit dem neugeborenen Kinde, dann ist die Mutter ihres Mannes die Erste, mit der sie spricht, nach einiger Zeit darf sie mit ihrer eigenen Mutter sprechen, dann kommt die Reihe an die Schwester ihres Mannes, dann auch an ihre Schwestern. Mit den jungen Mädchen des Hauses beginnt dann ihr Gespräch, aber Alles nur sehr leise, flüsternd, daß es keiner der Männer hört! Erst nach sechs und mehr Jahren ist sie völlig emancipirt und ihre Erziehung vollendet, doch ist es nicht schicklich, daß sie je mit fremden Männern spräche oder daß diese sie unverschleiert sähen." S. 200. So wird es den jungen Frauen unmöglich, etwa unter einander zu klatschen oder zu zanken und dadurch den Frieden des Hauses zu stören. Wird die junge Frau alt, wird sie die Hausmutter und überlebt sie den Mann, dann ist sie das Haupt der ganzen großen Familie und wird als solches geehrt.

Den Patriarchen von Armenien, Narses, traf der Verfasser nicht in Edschmiadzin, wohl aber in St. Petersburg, wohin derselbe gereist war, einen ehrwürdigen und sehr verständigen Greis. Von ihm erfuhr er viel über die armenische Kirche. Dieselbe hat sich sowohl von der griechischen, als römischen unabhängig erhalten, stimmt übrigens im Dogma und namentlich auch im Mariencultus sehr mit der letzteren überein und erkennt auch dem Papst in Rom den Vorsitz in den Concilien zu, nur daß er ihm in andern Beziehungen sich und die Patriarchen von Jerusalem, Aetiopien, Constantinopel und Alexandrien gleichstellt. Das Haupthinderniß der Vereinigung liegt in der Nationalität und Sprache. Die Armenier wollen ihre nationale Kirchensprache nicht der lateinischen zum Opfer bringen. Aber ebensowenig wollen sie Griechen werden.

Inzwischen spricht der Verfasser die Hoffnung aus, die abendländische Theologie werde bald in die orientalische eindringen und sie neu beleben. Ja er geht S. 60 so weit, die Vermuthung auszusprechen, wenn erst wieder Geist in die orientalische Kirche gedrungen sey, so werde sie den Vorrang über die occidentale gewinnen. „Ich für

meine Person neige mich immer entschieden zu der Meinung, daß, wenn es der orientalischen Kirche gelingen wird, auf der Basis der Gleichberechtigung und der Annahme des Centrum unitatis, sich mit der occidentalischen auszusöhnen und zu vereinigen, der Scepter der Cultur, des staatlichen Lebens und somit der Weltherrschaft von den westlichen auf die östlichen Völker übergehen wird. Denn die westlichen Völker beginnen an Ueberbildung und Verbildung zu kränkeln, die Bande des Familien- und Gemeindelebens lockern sich und lösen sich auf. Bei den östlichen Völkern sind aber gerade diese letztern noch von einer Frische und Naturkraft (wie ich dies unter Anderm in meinem Buche über Rußland nachgewiesen), daß sie eine große, reiche und lange Zukunft versprechen." Wir sind von der Wiedererhebungsfähigkeit der orientalischen Kirche nicht lebhafter überzeugt, als von der Wiedergeburtsfähigkeit der germanischen und romanischen Race, wenn dieselben auch jetzt kränkeln und viele ihre Bande sich lockern. In beiden Fällen aber schreiben wir der Kirche vorzugsweise die Kraft zu, eine Wiedergeburt, eine Wiederbelebung des alten Geistes und der alten Kraft zu bewirken.

Indem der Verfasser bei den Armeniern eine viel stärkere und lebendiger ausgeprägte Marienverehrung fand, als bei den Griechen, macht er eine interessante Bemerkung über die welthistorische Bedeutung dieses Cultus überhaupt S. 308: „In allen Ländern der katholischen Christenheit (sowohl in denen der occidentalischen Kirche als bei den Völkern der orientalischen Kirche, wenn sie auch nicht mit Rom verbunden) ist es überall Volksglauben, ist es tiefste religiöse Ueberzeugung, daß der Madonnendienst, die Anrufung, die Fürbitte der Mutter Gottes dem Einzelnen, den Familien wie den Völkern einen ganz besondern, ja sichtbaren und anerkannten Segen bringe. Dem Einzelnen irdisches Glück bei allen Unternehmungen, dem Familienleben die Einigkeit der Liebe in demselben, den Gemeinden, Ländern, Völkern aber als erwählte Patronin Einigkeit, Glück und Ruhm im Allgemeinen. Unsere nüchterne Zeit lächelt darüber, daß die Spanier die Madonna als den Generalissimus ihrer Kriegsmacht anerkennen und doch ist es nur eine einfache Bekundung des Glaubens des ganzen christlichen Mittelalters, wie ja denn auch der größte thatenreichste Ritterorden, der der Deutschen Ritter, seine Grundlage und seinen Ruhm in dem Namen Mariana suchte und das Panier der Maria in jedes Gefecht vorantrug. Wer kann ohne Schauer der Ehrfurcht und Rührung das kolossale Marienbild mit dem Weltheiland auf dem Arme außen an der Kirche des Hochmeisterschlosses in Marienburg in Preußen sehen, unter dessen Aegide dieser großartige Orden ein Land eroberte, es dem Christenthum zuführte, es im Innern bewunderungswürdig organisirte, welches später die Grundlage einer mächtigen Monarchie geworden. Der Madonnendienst ist die mächtigste tief organische Grundlage der geistigen und materiellen Erziehung, des höhern Volkslebens, ja des ganzen politischen Lebens der europäischen Völker geworden. Er ist das Grundprincip der germanischen, romanischen und slawischen Poesie, der Romantik und des Ritterthums. Es ist einer weltgeschichtlichen Beachtung werth, daß gerade die Völker, bei denen im Mittelalter vorzugsweise der Madonnendienst in der Poesie, dem Cultus und der innern Gesinnung und Hingebung sich ausbildete, auch sich als besonders kräftig, kriegerisch und eroberungssüchtig nach Außen zeigten. Unverkennbar ist der Mariendienst die eigentliche und tiefste Grundlage der wahren modernen Gesittung, der erst durch das Christenthum sich entwickelnden höhern und im jetzigen socialen Leben gleich berechtigten Stellung der Frauen. Er ist die Grundlage der alle europäische Völker belebenden romantischen Verehrung des weiblichen Geschlechts, und hieraus ist ja unstreitig hervorgegangen und beruht noch jetzt das Uebergewicht Europas oder wenigstens der europäischen Völker und ihrer Colonien." Die griechische Kirche ist kälter gegen die h. Jungfrau und darum fehlte dem byzantinischen Reich die Ritterlichkeit, die ihm allein Erfolge gegen den Islam hätte sichern können. Unter den griechischen Christen hängen nur die Russen an der Madonna und deshalb sind die Russen bisher auch ein immer vorschreitendes und eroberndes Volk gewesen. — Aber die ketzerischen Engländer, die keine h. Jungfrau verehren und doch die Herrn der halben Welt geworden sind? So frägt sich der Verfasser selbst. Indeß hat er nicht Unrecht, wenn er annimmt, daß die englische Frauenehre und das damit zusammenhängende gentile und ritterliche Wesen des englischen Volks im Grunde doch nur auf der mittelalterlichen Romantik beruhe. Der Verfasser schließt seine begeisterte Rede mit der gewiß sehr wahren Bemerkung, der Mariencultus werde der Schlüssel werden, der die orientalischen Hareme öffnen und wodurch die Frauenwelt des Orients zur Menschenwürde zurückgeführt und eine künftige christliche Ordnung daselbst in Familien- und Gemeindeleben werde begründet werden. Das ist weit wahrscheinlicher, als eine Bekehrung durch englische oder nordamerikanische Missionen.

Im Anhang, wie auch zerstreut mitten im Text, finden sich viele poetische Volkssagen, auf die wir diejenigen unsrer Leser besonders aufmerksam machen wollen, die sich theils an Poesie gern erfreuen, theils in der Sage den Spuren der Geschichte nachgehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 98. 8. Dezember 1855.

Kunstgeschichte.

Die deutsche Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen von Wilhelm Wackernagel. Leipzig, S. Hirzel, 1855.

Nicht umfang-, aber gehaltreich. Auf 180 Seiten eine Geschichte der deutschen Glasmalerei in äußerst klarer Uebersicht.

Buntes Glas hatte man schon lange im Alterthum und auch in Deutschland zu Schmucksachen gebraucht. Unsre Heidengräber liefern dessen in Menge. Zu Fenstern wurde es jedoch erst im 8ten Jahrhundert und zwar zuerst in Bayern angewandt. Das berühmte Kloster Tegernsee in Oberbayern war damals gewissermaßen das Vorbild dessen, was heute München ist, ein Centralpunkt edler Kunstbestrebungen. „Nach Deutschland weisen die frühesten Zeugnisse über den Gebrauch der Glasmalerei und stempeln dieselbe, bis ein anderes Volk besser begründeten Anspruch macht, zu einer deutschen Erfindung. Nach Deutschland, nach Bayern nämlich, wo die schon frühzeitig geschehene Einführung des Christenthums mochte geholfen haben, daß die Kunstbildung der römischen Niederlassungen weniger unterbrochen in das Mittelalter hinübergeleitet ward, und hier in Bayern wiederum nach Tegernsee, dem im J. 756 gegründeten Benedictinerkloster. Wir haben noch den Brief, mit welchem Abt Goßbert, der von 982 bis 1001 die Inful trug, einem Grafen Arnold für die gemalten neuen Fenster seiner Kirche Dank sagt. ‚Mit Recht,‘ heißt es in demselben, ‚bitten wir Gott für euch, der ihr unsern Ort mit solchen Verehrungen erhöhet habt, wie uns weder aus den Zeiten der Vorfahren kund geworden, noch wir selbst zu sehen hoffen durften. Die Fenster unserer Kirche sind bis jetzt mit alten Tüchern geschlossen gewesen: in euren glückseligen Zeiten hat zuerst die goldhaarige Sonne den Boden durch das bunte Glas von Gemälden angestrahlt, und die Herzen aller Beschauenden, die unter einander staunen über die Mannigfaltigkeit des ungewohnten Kunstwerkes, durchdringt vielfache Freude‘ u. s. f. Es hat aber, wie auch noch aus dem Brief ersehen wird, der Graf von Zöglingen des beschenkten Klosters selbst die Arbeit ausführen, er hat dieselben erst eigens dafür unterrichten lassen: ein Beweis, daß die Kunst zur Zeit noch eine neue gewesen und überhaupt erst damals aufgekommen sey. Denn sonst stand gerad in all solchen Dingen Tegernsee mit fruchtbarster Rührigkeit voran. Unter demselben Abt schon lebte da Fromund, anderweit als ein fleißiger und vielbegabter Dichter bekannt, uns hier von Bedeutung durch eine Anweisung für Metallgießer, und schon unter Bernger, von 1003 bis 1012 dem Nachfolger Goßberts, finden wir in Tegernsee eine Glashütte, die für den Bischof von Freisingen und eine Aebtissin Bestellungen in Fenstern ausführt. Außerdem Nachrichten von allerhand Schmuck, denn eben jener Goßbert und dieser Bernger und auch noch im eilften Jahrhundert die Aebte Ellenger und Eberhard II. mit Gemälden, mit Wand- und Fußbodenmosaik, mit schönen Fenstern an die Kirche gewendet, und von Brüdern und Leuten des Klosters, die mit ihrer kunstreichen Hand dabei gedient haben.“ Hier in Tegernsee hat sich auch noch das Buch diversarum artium schedula eines gewissen Theophilus vorgefunden, eine Anweisung zu allen Künsten.

Weiter beweist der Verfasser, die Kunst der Glasmalerei sey von Deutschland nach Frankreich und Italien, von Frankreich nach England verpflanzt worden, aber Deutschland sey immer die Heimath dieser Kunst geblieben, von hier aus seyen Werke oder ihre Meister selbst ins Ausland gefordert worden.

In der Zeit des romanischen Baustyls hatten die Glasfenster mehr nur den Charakter von Teppichen und

Mosaiken, sofern in früheren Zeiten bunte mosaikartig gezeichnete Teppiche waren vor die Fenster gehängt worden. Von der Steinmosaik bis zum Zusammensetzen von bunten Gläsern war nur ein Schritt. Mit dem gothischen oder deutschen Baustyle erweiterten und erhöhten sich die Fenster bedeutend und gaben Raum zu größeren Gemälden. Für die Höhe der Fenster eignete sich ganz vorzüglich die Darstellung des Crucifixes, ferner der Wurzel Jesse mit dem Stammbaume des Heilands. Je mehr große Fenster eine Kirche hatte, um so mehr war man aufgefordert, die biblischen Geschichten oder Heiligengeschichten darauf im Zusammenhang darzustellen. So sind in den Glasfenstern des großen Mutterklosters der Franciscaner die Geschichte des Heilandes und des h. Franciscus einander gegenübergestellt. Die s. g. biblia pauperum, die bildliche Darstellung der biblischen Geschichte für solche, die nicht lesen konnten, kehrte öfter in Glasfenstern wieder.

Je mehr die Kunst sich ausbildete, desto mehr mußte sie nach zwei Seiten hin tendiren, einmal nach der höchsten Farbenpracht, sodann nach der vollendetsten Zeichnung. In der ersten Richtung wollte Kaiser Karl IV. das Aeußerste leisten und ließ wirklich in seinem böhmischen Lieblingsschlosse Karlstein Fenster aus bunten Edelsteinen zusammensetzen, deren Farbentiefe und Glanz alles Glas übertraf. In der zweiten Richtung erlangte die Kunst erst ihre Vollendung in der Periode des Johann von Eyk. Mit der Oelmalerei zugleich wurde nämlich die neue Schmelzfarbe erfunden, so daß man auf breiten Glasflächen malen konnte und nicht mehr blos kleine bunte Glasstücke musivisch zusammenzusetzen brauchte. Seitdem verloren auch die Figuren den musivischen oder Teppichcharakter und traten mehr plastisch aus dem Fenster hervor.

Zugleich ging aber auch die Kunst aus der geistlichen Hand in die bürgerliche über und wurde nicht mehr auf Kirchen allein, sondern auf Paläste, Burgen, bürgerliche Wohnungen in Wappenschildern und schon ins Classische streifenden Allegorien angewandt. Endlich kam die Reformation, der Bildersturm und die Kirchen wurden ihrer kostbaren Glasgemälde größtentheils durch Barbarenhände wieder beraubt. „Der reformatorische Bildersturm in all seiner gewitterartigen Heftigkeit und die Rohheit der Soldatesca im dreißigjährigen Kriege, beide haben gegen den Schmuck der Kirchenfenster nicht so gewüthet wie die Aufklärung; sie, die doch eine Art Berechtigung zum Zerstören hatten, haben des Meisten nur verschont, damit ein kalter Fanatismus ihrer protestantischen und katholischen Enkel es zerstöre: denn diese gemalten Scheiben, sagte man z. B. in Freiburg, macheten sehr finster, schwer und dumm. Es ist mir erzählt worden, daß man aus eben solcher Ansicht hier zu Basel die ehemaligen Glasgemälde des Münsters um den bloßen Ersatz durch farbloses Glas dahingegeben habe: höher glaubte man sie nicht werthen zu dürfen."

Erst im Anfang unseres Jahrhunderts wurde die ganz verloren gegangene Kunst der Glasmalerei wieder entdeckt und allmählig von neuem ausgebildet. Der Verfasser glaubt den Nürnberger Sigismund Frank als den eigentlichen Wiederbegründer anerkennen zu müssen, dessen Hauptwerke seit 1827 die Fenster des Regensburger Doms schmücken.

In Basel selbst soll der restaurirte Münster auch wieder mit Glasmalereien versehen werden und reiche Spenden sind dafür eingegangen. Der Verfasser hat dazu anfeuern helfen durch das vorliegende Buch, das er in Vorlesungen zu Basel mündlich vorgetragen. Ist das aber nicht ein Rückfall in katholisirende Pracht, kirchlichen Sinnenzauber und das, was die Reformirten von Anfang an verwarfen und so viel an ihnen war zu ecrasiren getrachtet haben? Diese Frage wirft der Verfasser S. 109 auf und beantwortet sie in Folgendem: „Glücklicher Weise jedoch und recht um darzuthun, daß zwischen der wahren Kunst und einer auch strengeren Kirchlichkeit keine feindselige Entzweiung besteht, wird die angedeutete Gefährdung unsers evangelischen Gottesdienstes *alle* vermieden, sobald die kirchliche Glasmalerei nur den Grundsätzen der Kunst zu genügen sucht und deshalb dem sich anschließt und sich selbst bescheidend unterwirft, was baulich gegeben und baulich maßgebend ist." Wir wissen nicht, ob strenge Reformirte das genügend finden werden, begrüßen aber unsrerseits die Restauration der kirchlichen Kunst mit Freude.

Missionssache.

Blicke in das Arbeitsfeld der innern Mission während der Jahre 1853 und 1854. Als zweiter Bericht des Centralausschusses für innere Mission. Hamburg, Druckerei des rauhen Hauses, 1855.

Man ersieht mit Genugthuung aus diesem Bericht, daß seit Wichern die erste Anregung zur innern Mission gab, viel und mancherlei für dieselbe geschehen ist. Es versteht sich von selbst, daß hier nur ein langsames Vorgehen zu erwarten war. In Bevölkerungen, bei denen die s. g. Bildung unter dem Schutz des Staates seit einem ganzen Jahrhundert systematisch alle christlichen

Gesinnungen ausgerottet hatte, konnte nicht plötzlich eine opferfähige christliche Begeisterung wieder Herr werden. Das wäre zu viel verlangt gewesen.

Der Centralausschuß für innere Mission, dessen Präsident Herr Bethmann-Hollweg ist, steht in Verbindung mit den jährlichen Kirchentagen, mit geistlichen Collegien der verschiedenen protestantischen Länder und mit vielen freien Vereinen, die am Schluß des Berichts verzeichnet sind, deren Anzahl indeß hundert noch nicht übersteigt. Aus der großen Provinz Schlesien z. B., welche zwei Millionen Seelen zählt, sind nur fünf Vereine, vier nur von sehr kleinen Orten verzeichnet. Allein ist noch nicht viel Terrain erobert, so ist doch der christliche Geist sichtbar überall im Vorschreiten. Der Bericht, dessen Verfasser der Sekretair des Ausschusses, Herr Dr. Biernatzki ist, bemerkt zur Sonntagsfeier: „Während auf der einen Seite kaum ein Verein für innere Mission gefunden wird, der nicht in irgend welcher Weise durch Zeugniß und That, wehrend oder bauend an der Wiederherstellung der Sonntagsfeier sich betheiligt hätte, finden wir auf der andern innerhalb bestimmter Stände und für bestimmte Stände ein Streben zu demselben Ziele: wir sehen die amtliche Thätigkeit der Geistlichen auf dies Ziel hinwirken; wir sehen gottesdienstliche und sociale Ordnungen in gleichem Sinne neu entstehen; wir sehen die vergessenen Bestimmungen der Gesetzgebung verschiedener deutscher Länder wieder in Kraft treten und neue Gesetze geschaffen. Obrigkeiten kehren zurück zu ihrem Berufe, Schirmer göttlicher Institutionen zu seyn, oder werden von den Bitten der Unterthanen, der Gemeinden dahin zurückgerufen. Die amtlichen Vertreter der Gemeinden und Kirchenbehörden erheben ihre Stimmen und stellen sich mahnend und fürsorgend hin, den Tag des Herrn wieder zu Ehren zu bringen ꝛc."

Für die Rettungshäuser nach dem Muster des rauhen Hauses in Hamburg, worin verwahrloste Kinder aufgenommen werden, ist sehr viel geschehen. Seit dem Wittenberger Tage sind deren über 100 neu entstanden.

Sehr rühmlich und vielversprechend sind die Jünglingsvereine und Gesellenherbergen, s. g. Pilgerhäuser. Der Grundgedanke ist, das zerrissene Band der bürgerlichen Corporationen und Zünfte durch die Kirche wieder anzuknüpfen und in christlichen Vereinen und christlichen Herbergen den jungen Gesellen zu gewähren, was ihnen zugleich leiblich und geistig Noth thut. In Demmin haben die Zunftgenossen freiwillig die alte Weise hergestellt. „Zünfte, in ihren Vertretern vom Evangelio erfaßt, kehrten unter der Führung ihres Seelsorgers, mit Hintansetzung aller noch so nahe liegender zeitlicher Vortheile, als Zünfte wieder zurück zur Wahrung und Heilighaltung des göttlichen Gesetzes; und also zurückgreifend in ihren ursprünglichen Beruf der Handhabung christlicher Zucht und Sitte im Handwerkerstande, führten sie in freiem Gehorsam durch, was jedes bürgerliche Gesetz meist vergeblich anstrebt, ja führen viel mehr und viel Höheres durch, und suchen mit den Wurzeln ihrer Existenz sich wieder in den Boden hinein zu festigen, aus dem sie erwachsen sind, in den Mutterboden der Kirche. Welchen Segen das verheißt für die christliche Neubelebung der Zünfte, und mit ihnen der Meisterhäuser, des Gesellenstandes, der Lehrlinge, ja für das ganze Gemeinde- und Gemeinwesen jenes Ortes, das ist zum Theil schon in sehr merkbaren Zeichen hervorgetreten und wird um so mehr hervortreten, je mehr jene Bewegung Dauer erhält und die neu erschlossenen Formen brüderschaftlichen Handwerkerthums mit dem Gehalte des Evangeliums erfüllt und durch ihn verjüngt werden. In ähnlicher Weise wie in Demmin sind, durch jenen Vorgang und durch die Aufforderung ihres Pfarrers veranlaßt, auch in dem ostpreußischen Städtchen Goldapp die Obermeister der verschiedenen Gewerke zusammengetreten, um gleichfalls mit ihrer Zunftordnung in die Schranken des göttlichen Gebotes wieder einzutreten, und auch hier ist in dem abnehmenden Wirthshausbesuche eine heilsame Frucht dieser Rückkehr alsbald an den Tag getreten. In anderer Weise trat in dem preußischen Städtchen Mühlhausen (an der Ostbahn) der erwachende kirchliche Sinn der Zünfte hervor. Dort mußte die Kirche renovirt werden, und es fehlte an Mitteln. Der Geistliche wandte sich an die Zünfte, und vier derselben beschloßen sofort einstimmig, die Kronleuchter ihrer Chöre herzustellen; mit nicht geringen Kosten wurde der Beschluß sogleich ausgeführt; eine fünfte Zunft gab dem Geistlichen den Auftrag, für ihr Chor gleichfalls einen schönen Kronleuchter kommen zu lassen und die Kosten auf ihre Zunftkasse anzuweisen. In einer folgenden Convocation der Zünfte wurde die weitere Renovirung der Chöre einstimmig beschlossen, zum anregenden Beispiel für die Landgemeinde und verschiedener Glieder der Stadtgemeinde, die sich beeiferten, ihr Gotteshaus in würdigem Schmucke herzustellen."

Das erinnert ganz an die Art und Weise, wie in den Reichsstädten des Mittelalters die großen Dome erbaut worden sind allein durch das Zusammenwirken frommer und einig handelnder Bürger. Noch stehen diese Dome, aber verwahrlost, verwittert und die auf Kosten des christlich deutschen Bürgerthums reich gewordenen Juden fahren naserümpfend mitten durch das christliche Proletariat an ihnen vorüber.

Von besonderer Wichtigkeit für die Mission ist die Wiederchristlichmachung der Volksschule, nachdem die Diesterweg-Dinter'sche Partei in den Schullehrerseminarien der weiland Altenstein'schen Periode so unsäglich viel geschadet und den alten Glauben im Volk systematisch unterwühlt hat. „Christliche Schullehrerseminare sind mit den Rettungshäusern in organische Verbindung getreten." Das ist ganz gut. Wir haben indeß gegen alle Schullehrerseminare ein Aber, auch gegen die christlichen. Durch die gemeinsame Abrichtung in Staatsschulen werden die jungen Leute immer viel zu hoch geschraubt und taugen nicht mehr für die einfachen Bedürfnisse der dörflichen Jugend. Für christliche Erziehung dieser Dorfjugend ist ein so ungeheurer Apparat, wie er in den Seminaren gehäuft wird, lediglich nicht nöthig. Wir werden nicht eher an die Heilung der Staatsgewalt von den Irrthümern des philosophischen Jahrhunderts glauben, als bis der Wahn, es müsse und könne eine „höhere Volkserziehung" geben, gänzlich in seiner Absurdität erkannt seyn wird. Bis jetzt laboriren die Kultministerien meistens noch an derselben Illusion, wie die socialistischen Weltverbesserer, und wollen immer noch dem Volk Arzneien eingeben, die es nicht braucht.

Um die Mission in frischer Wirksamkeit zu erhalten, scheint man sich keiner tauglicheren Werkzeuge bedienen zu können, als junger, kräftiger, begeisterter Candidaten. Auch in der alten Kirche ist vornehmlich bei der jungen Priesterschaft der heilige Eifer zu suchen. Allein der Bericht bemerkt in Bezug auf die Mission auf protestantischem Gebiet: „es fehlt überhaupt an Candidaten. Während 10 Jahren, bis zum Jahre 1851, ist, um nur von Preußen zu reden, die Zahl der Theologie Studierenden von 962 auf 576 gesunken; die Zahl derer, welche die Wahlfähigkeit erlangt haben, von 282 auf 154; die Zahl der Ordinirten von 202 (nachdem 1843 ihrer nur 153 gewesen) auf 185. Während dessen ist aber Bedürfniß und Nachfrage nach Arbeitern in immer steigendem Maße gewachsen. Erst in den letzten Jahren fängt dieses Misverhältniß an sich auszugleichen, wird aber, zumal in einigen Landestheilen, noch immer sehr drückend gespürt. So in der rheinischen Kirche, deren achte Provinzialsynode (vgl. Protokoll p. 40) über diesen Mangel schmerzliche und um so lautere Klage erhebt, ‚da die Kräfte der Candidaten immer mehr im Dienste der Kirche für die innere Mission, für die in der Diaspora wohnenden Evangelischen u. s. w. angewendet worden.' Während in Preußen auf 6 Millionen Katholiken 900 Theologie Studierende kommen, kommen auf die mehr als 10 Millionen Evangelischen nur 600, d. h. auf 17000 Einer! Was hat es geholfen, daß schon auf der rheinischen Provinzialsynode von 1847 beschlossen wurde: ‚keine Gemeinde solle, wo möglich, mehr als 2000 Seelen umfassen?' Man weist (vgl. a. a. O. p. 117) auf das Gesetz der holländischen Staatskirche, nach welchem jede Gemeinde, sobald ihre Seelenzahl über 5000 steigt, in zwei Parochien getheilt werden soll. Aber nicht um Beschlüsse handelt es sich, sondern zuletzt um Menschen und immer wieder um Menschen."

Wir beklagen nicht die Schwäche der guten Anfänge, wir wundern uns vielmehr, daß nach so gründlicher Verderbniß nur soviel wieder geleistet werden konnte.

Streitschrift.

Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung. Sendschreiben an Schleiden von Dr. Michelis. Münster, Theissing, 1855.

Ein ruhiges und höfliches Wort der Entgegnung an den berühmten Botaniker in Jena, sofern der letztere, wie wir früher schon auch in diesen Blättern bedauert haben, sich denen anschließt, die vom Standpunkt der Naturwissenschaft aus den christlichen Glauben bekämpfen. Herr Michelis macht in der Kürze, die einer Flugschrift geboten ist, hinreichend schlagende Gründe zu Gunsten des Glaubens geltend und prophezeiht der Naturwissenschaft ganz einfach, sie werde entweder im gröbsten Materialismus untergehen, oder sich mit dem allein wahren christlichen Glauben wieder ins Vernehmen setzen müssen. Da von einem Untergang der Naturwissenschaft nicht die Rede seyn kann, so bleibt auch nur der letztere Weg übrig. Die Naturwissenschaft ist nur künstlich mit dem christlichen Glauben in Widerspruch gesetzt worden. Der Materialismus ist nicht nur irreligiös, er ist auch unwissenschaftlich. Er stößt nicht nur gegen die Offenbarung, gegen das sittliche Gefühl und Gewissen, sondern auch gegen die Natur selbst an, deren Thatsachen als Schöpfungen nirgends den Schöpfer verleugnen. Er vergesellschaftet sich aber nothwendigerweise mit dem gesammten Wahnsinn der modernen Gottentfremdung, kann in der Reihe der übrigen Negationen nicht fehlen und wird mit ihnen wieder gehen, wie er gekommen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Mittwoch, N° 99. 12. Dezember 1855.

Länder- und Völkerkunde.

Wanderungen durch das chinesische Reich von Huc und Gabet. Leipzig, Lorck, 1855.

Ausführlicher Auszug aus dem französischen Original. Huc und Gabet wanderten als Lazaristenmönche heimlich durch China nach Thibet (über ihren Aufenthalt daselbst vgl. unsre Blätter 1855 Nr. 90) und wurden durch die chinesischen Grenzbehörden „auf dem Schub" wieder zurückgebracht nach Canton und ihren französischen Landsleuten überliefert. Sofern aber kurz vorher eine französische Gesandtschaft mit dem Kaiser von China einen Handelsvertrag abgeschlossen und dabei auch Schonung der Christen im chinesischen Reich ausbedungen hatte, wurden die beiden Mönche nicht, wie es noch wenige Jahre vorher geschehen war, mishandelt oder gar hingerichtet, sondern man transportirte sie blos heim, aber unter allen möglichen Ehrenbezeugungen. Nie ist man wohl besser auf dem Schub gefahren. Die Transportirten wurden als Mandarinen „erster Klasse" behandelt, überall in den Regierungspalästen beherbergt und fürstlich beköstigt. Der Zwang der Reise hinderte sie zwar, Land und Leute näher kennen zu lernen, allein das war schon früher geschehen. Sie hatten sich schon seit 14 Jahren in China aufgehalten. Ueberdies lernten sie auf der Rückreise die Classe der Mandarinen, von denen sie stets umgeben waren, genauer kennen, während sie früher, als sie sich heimlich in China aufhielten, mehr mit dem gemeinen Volk bekannt geworden waren. Die Geldgier, Arglist und Verschlagenheit dieser chinesischen Beamten wird aus unzähligen Thatsachen bewiesen. Wie in Rußland die Beamten bei jeder Gelegenheit dem Kaiser mehr aufrechnen, als sie brauchen, so machen es auch die in China. Das Recht ist feil, Bestechung neutralisirt alle Gesetze. Nach alter Sitte gibt es in China keine erbliche Aristokratie, jeder Knabe, auch von den ärmsten Eltern, wird zu den höchsten Staatsämtern fähig allein durch sein Talent. Mandarin (Beamter) kann Niemand werden, der nicht ein gelehrtes Staatsexamen gut bestanden hat. Aber die Söhne des Reichen, wenn sie noch so dumm sind, werden Mandarinen, weil sie von den Examinatoren durch Bestechung die günstigsten Zeugnisse erkaufen. Eine Menge Menschen leben von dem Gewerbe der verfälschten Prüfungen, indem sie an einem entfernten Ort, wo man den Examinanden nicht persönlich kennt, dessen Person fingiren und unter seinem Namen ein glänzendes Examen machen. Je strenger und berechneter die Gesetze sind, desto mehr wird das Raffinement ihrer Umgehung gesteigert. In der chinesischen Staatsdienerpragmatik sind alle Fälle vorgesehen und wird z. B. die Anstellung jedes überflüssigen und unnützen Beamten, die Empfehlung jedes Unfähigen rc. mit harten Strafen bedroht, aber List und Trug machen alle diese Gesetze illusorisch. Auf der andern Seite weiß sich aber auch das Volk gelegentlich durch Ausübung des Lynchgesetzes zu helfen.

Unter dem vielen Merkwürdigen, was das vorliegende Buch enthält, heben wir nur einiges Wenige hervor: „Ein starker Bisamgeruch, welcher China und den Chinesen eigenthümlich ist, duftete von allen Seiten her auf uns ein. Wer viel in fremden Ländern gereist ist, bemerkt leicht, daß alle Völker einen eigenthümlichen Geruch haben. Man unterscheidet vermöge der Geruchsnerven sehr deutlich die Ausdünstung der Neger, der Malayen, der Chinesen, Mongolen, Thibetaner, Hindu und Araber. Auch das Land, der Boden, welchen diese verschiedenen Völker bewohnen, verbreitet analoge Ausdünstungen, die Einem namentlich frühmorgens auffallen, wenn man die Gassen der Städte oder das Feld durchwandert. Man spürt sie namentlich

in der ersten Zeit, wenn man noch nicht lange im Lande ist, auf die Dauer gewöhnt man sich daran und bemerkt sie späterhin gar nicht mehr. Die Chinesen ihrerseits finden, daß die Europäer eine eigenthümliche Ausdünstung haben, die aber, wie sie sagen, nicht so stark ist als wie bei anderen Völkern, mit denen sie in Berührung kommen. Als wir heimlich durch China wanderten, hat uns kein Mensch erkannt, wohl aber witterten uns die Hunde, bellten hinter uns her, und wußten wohl daß wir Ausländer waren. Unser Aeußeres war völlig chinesisch, aber der Geruch sagte den Thieren, daß wir nicht zum großen Volke der Mitte gehörten." S. 9.

In den Städten fanden unsere Reisenden seltsame Triumphbögen zu Ehren von Wittwen oder alten Jungfern aufgerichtet, die ihr Leben der entsagenden Tugend gewidmet. In Ning Po bestand eine ganze Straße aus solchen Bögen.

Nichts fällt in China mehr auf, als die allgemein im Volk verbreitete Bildung. Jedermann kann lesen und schreiben. Aber man leidet auch an allen Lastern der Bildung. Die Corruption ist ungeheuer und neben dem Raffinement der Opiumesser geht ein anderes in sexualer Beziehung einher, das nicht weniger entnervend wirkt. Die Blasirtheit erzeugt einen unheilbaren sittlichen Stumpfsinn. An dem, was man Herzlosigkeit nennt, übertrifft der gebildete Chinese den rohesten Wilden. Hier einige Beispiele. „In China ist der Doctor zugleich Apotheker, er verkauft dem Kranken die Mittel, welche er ihm verschreibt. Begreiflicherweise verordnet er gern solche Arzeneien, bei welchen für ihn am meisten zu verdienen ist. Aber die Chinesen haben ein echt chinesisches Mittel ausfindig gemacht, die Habsucht des Apotheker-Doctors in gebührende Schranken zu verweisen. Zunächst wird zwischen dem Arzte und dem Kranken über den Kostenpreis der verordneten Mittel lebhaft hin und her verhandelt; dabei redet die Familie ein Wort mit, sie verlangt einfache, recht wohlfeile Mittel und streicht auch wohl einige Medicamente vom Recepte weg, um nicht so viel ausgeben zu müssen. Sie meint, das könne gerade nicht schaden, und wenn die Genesung auch langsamer von statten gehe, so müsse man eben Geduld haben. Nach längerm oder kürzerm Verhandeln versteht sich dann der Doctor dazu, daß der Apotheker das Recept um so und so viel wohlfeiler geben werde, denn bliebe er hartnäckig, so nähme der Kranke einen andern Arzt, der schon mit sich handeln lassen würde. Nicht selten ereignen sich Dinge, die einem Europäer geradezu unbegreiflich vorkommen, sie sind aber ungemein bezeichnend für den chinesischen Charakter. Wenn der Doctor auf das Bestimmteste erklärt hat, daß die Heilung unmöglich sey, falls der Kranke nicht so und so lange das vorgeschriebene Recept gebrauche, dann tritt die Familie in Berathung und erwägt in Gegenwart des Kranken, ob man diesen nicht lieber sterben lassen solle. Er sey ja ohnehin schon hoch bejahrt oder seine Krankheit lasse doch keine große Hoffnung aufkommen; da sey es denn wohl am besten, daß man dem Dinge seinen Lauf lasse und das Geld spare. Nicht selten erklärt der Kranke selber, es sey besser, die Medicin nicht zu kaufen und lieber einen hübscheren Sarg anzuschaffen; denn sterben müsse jeder Mensch über kurz oder lang doch einmal, und es komme nicht darauf an, ob er einige Tage oder Wochen länger lebe, die Hauptsache bleibe allemal, daß man nicht unnützerweise Geld ausgebe und sich anständig begraben lasse. Deshalb schickt man den Doctor fort und läßt den Sargfabrikanten rufen, um sich mit ihm über den Preis zu einigen." S. 178.

Aus dem Bericht des Missionär Delaplace wird weiter mitgetheilt, was sich auf die in China überaus häufigen Ermordungen neugeborner Kinder bezieht, deren Auferziehung den Eltern zu viel kosten würde. Daran knüpft sich ein furchtbarer Aberglauben: „Die Heiden in Ho nan glauben an die Seelenwanderung. Jeder Mensch hat drei Huen. Ein Huen ist etwa *soviel als* ein Geist, ein Genius oder eine Lebenskraft. Beim Ableben eines Menschen wandert ein Huen in einen Körper über, ein zweiter bleibt in der Familie, er ist gleichsam Hausgenius; ein dritter läßt sich auf dem Grabe nieder, und als eine Art von Opfer werden diesem letztern Papierstückchen verbrannt. Zu Ehren des Familienhuen, der zwischen den Schriftzeichen der Ahnentafel seinen Platz hat, verbrennt man Hiang, das heißt wohlriechende Stäbchen, auch veranstaltet man seinetwegen einen Leichenschmaus, und was dergleichen mehr ist. Dann sind die Huen besänftigt und versöhnt. Das Alles gilt aber nur für die Leichen Erwachsener. Für ein gestorbenes Kind kann man keine Ahnentafel aufstellen, auch darf man ihnen keinen Cultus erweisen, denn ihr Huen gilt noch nicht für vollständig. Nichts destoweniger ist er aber einmal vorhanden und in seinem noch nicht völlig entwickelten Zustande weit mehr zu fürchten als der Huen eines Erwachsenen. Ehre kann man ihm nicht anthun, man fürchtet aber seinen Zorn, den man um jeden Preis unschädlich machen will. Dabei geht man echt chinesisch zu Werke; man versucht nämlich den Huen zu überlisten. Man stellt die Sache so an, daß der Huen, wenn er von dem todtkranken Kinde entweicht, die Familie des Verstorbenen gar nicht

mehr kennt. Man nimmt das kranke Kind, wirft es ins Wasser, oder setzt es aus, oder begräbt es an einem abgelegenen Orte. Die Huen sind sehr erbittert, daß man ihnen keinen Cultus widmet, aber sie lassen es den Fischern oder den Thieren des Feldes entgelten und die Familie ist gerettet. Wer ein Kind aussetzen oder ertränken will, geht nie in gerader Linie, sondern bald im Zickzack, bald vorwärts, bald rückwärts, nach Osten und nach Westen, kurzum in die Kreuz und Quere, damit der Huen in einem solchen Labyrinthe sich nicht zurecht finden könne, falls ihn die Lust anwandelt, in das Haus der Familie zurückzukehren. Im Obigen liegt der eigentliche Grund, weshalb so viele Kinder elendiglich hingemordet werden. Im verflossenen Juni schlug, eine halbe Stunde Wegs von meinem Wohnorte entfernt, ein Bauer sein krankes Kind mit der Axt todt. Er besorgte, daß der Huen desselben in ein anderes Kind einziehen könne und dasselbe dann gleichfalls werde sterben müssen. Es kam also darauf an, den Huen dermaßen zu quälen, daß ihm alle Lust verging, noch ferner in diesem Hause zu verweilen. Andere verüben ähnliche Grausamkeiten aus ganz verschiedenem Beweggrunde. Der Huen ist ein bösartiger Geist und er muß die Menschen quälen und peinigen. Stirbt ein neugeborenes Kind, so findet der Huen keine Zeit, an demselben *seine* Barbarei auszulassen. So lange noch ein Lebenshauch in dem Kinde ist, muß man den Huen zu begütigen suchen; sobald dieses gelingt, läßt er seine Bosheit fahren. Man muß das Kind in Stücke zerhauen und dabei zweierlei wohl beobachten. Erstens muß das Kind in drei Stücke zerhackt werden; das erstere besteht aus Kopf und Brust, das zweite aus Rumpf und Hinterschenkeln, das dritte aus Beinen und Füßen. Zweitens ist es nothwendig, daß Vater oder Mutter eigenhändig diese Operationen vornehmen. Was ich hier sage, das ist leidige Wahrheit, und es gelingt nur selten, eine solche Missethat zu verhüten, weil die Eltern sie insgeheim abmachen. Ich will noch eine andere Abscheulichkeit enthüllen. Einem wohlhabenden Chinesen gebar seine Frau erst ein Mädchen und dann wieder ein Mädchen. Er wollte aber wissen, ob sie demnächst einen Knaben bekommen würde. Zu diesem Behufe nimmt er ein Tscha dse, das heißt ein Messer, mit welchem man Häckſel schneidet, macht dasselbe am Boden fest, legt den Hals seiner jüngsten Tochter auf die Schneide, drückt mit aller Kraft und sieht dabei genau zu, wie das Blut herausfließt, denn daraus erkennt er, ob er auf Erfüllung seines Wunsches zu rechnen habe oder nicht. Läuft nämlich das Blut langsam am Tscha dse hinab, so taugt es nicht, und man darf auch ferner nur auf Mädchen rechnen. Sprudelt es dagegen etwas und spritzen namentlich einige Tropfen auf die Kniee des Kindes, dann ist Lebenskraft vorhanden und man hat Aussicht auf die Geburt eines Knaben." S. 330.

Frägt man, was die christliche Bekehrung bisher gegen solche Gräuel zu erwirken im Stande gewesen ist, so läuft es auf wenig hinaus. China hat eine Bevölkerung von 361 Millionen Seelen. Die Zahl der Christen darunter ist gering; sie sind zerstreut und trotz der neuesten Toleranzedikte im Innern des Reichs noch verfolgt. Was die Rebellen für Christenthum ausgeben, ist nur eine Karrikatur davon und jedenfalls nur ein Aushängeschild.

Das weibliche Geschlecht ist in China am übelsten dran. Von Geburt an wird es verfolgt, unzählige neugeborne Mädchen werden auf die Gasse hinausgeworfen, weil die Eltern zu geizig oder zu arm sind, um sie erziehen zu können. Nur in einigen Provinzen, wo die Mädchen öffentlich arbeiten dürfen, werden sie als zinstragende Kapitale mehr geschont. Im übrigen China müssen sie aber in den Häusern verschlossen bleiben und müßig gehen. Sie fallen aus der elterlichen Tyrannei in die des Mannes und haben keinerlei Recht oder Freiheit. Ein Mandarin äußerte gegen die Reisenden seine größte Verwunderung, wie sie ihren christlichen Bekehrungseifer auch auf die Weiber anwenden möchten, da ja die Weiber „keine Seele" hätten. Eine chinesische Schriftstellerin, Pan sui pan, hat ein berühmtes Werk für Frauen geschrieben, worin sie denselben einschärft, sie seyen nichts, als Werkzeuge, Mittel, Sklavinnen und die allerhöchste Demuth und Passivität sey ihre Pflicht. „Die Frauen sind im himmlischen Reiche dermaßen unglücklich, daß gegenüber den Leiden, welche sie in diesem Leben zu erdulden haben, die Hoffnung auf ein Jenseits emporkeimt. Hienieden finden sie keinen Trost. Das Christenthum kennen sie nicht, sie halten mit Inbrunst an der Seelenwanderung fest. Die Secte der Enthaltsamen greift in den südlichen Provinzen immer mehr um sich. Die zu derselben gehörenden Frauen legen das Gelübde ab, niemals Fleisch oder Fisch zu essen, überhaupt nie etwas zu genießen, das lebendig war; sie nehmen nur Pflanzenkost zu sich. Ihrer Annahme zufolge wandert ihre Seele in einen andern Körper über; eine Frau nun, welche das Gelübde der Enthaltsamkeit streng befolgt hat, wird bei der Verwandelung nicht wieder weiblich, sondern hat das Glück männlich zu werden. Diese Schwesterschaften veranstalten zu bestimmten Zeiten im Jahre Wallfahrten nach gewissen Pagoden, und wir sind ihnen auf solchen Pilgerzügen oft begegnet.

Es jammert Einen, wenn man sieht, wie diese Frauen mit ihren kleinen Ziegenfüßen am Stabe einhertrippeln und weite Reisen unternehmen, um nur zukünftig nicht wieder als Frauen auf die Welt zu kommen!" S. 276.

Fast alle Jahre wird irgend eine Provinz des ungeheuern Reichs von Hungersnoth befallen in Folge von Ueberschwemmungen oder von Dürre. Dann geben die Menschen massenhaft zu Grunde. An Unterstützung denkt Niemand. Die Regierung hat kein Interesse, sich um Erhaltung einer Bevölkerung zu bemühen, die ohnehin schon zu groß ist. Die Reichen denken ebenso und sind froh, wenn das Proletariat durch den Tod decimirt wird. Armenanstalten und Armenvereine fehlen daher gänzlich. Dagegen fehlt es nicht an Associationen unter den Bettlern, Dieben und Räubern selbst.

Noch einige Curiosa. Der in Frankreich abgeschätzte Schild der drei bourbonischen Lilien prangt durch ganz China. Es ist nämlich das Zeichen aller Tabakshändler, weil sie ursprünglich den Tabak unter französischer Etikette bekamen. — Wenn es in einer Stadt in China gebrannt hat, wird der Schutt weggeräumt und altem Herkommen gemäß auf den Platz gebracht, wo der Brand ausbrach. Das Gesetz will durch diese Maßregel den Hausbesitzer strafen, durch dessen Fahrlässigkeit das Unglück entstand, er muß ohnehin alle Kosten tragen, welche durch das Fortschaffen jener Schuttmassen entstehen. Man trifft in den Städten sehr oft dergleichen Brandschutt. — Wenn ein Mandarin als Präfect einer Stadt gut gewaltet und die Liebe der Einwohner erlangt hat, schenken sie ihm beim Abschied ein Paar neue Stiefeln, bitten sich dafür die alten aus und hängen sie zum ehrenden Andenken über das Stadtthor. — Wandernde Kaufleute haben ihre Waaren auf Karren, die sie selber ziehen. Einer zieht vorn, der andere schiebt hinten. Bei gutem Wind aber spannen sie ein Segel auf. — Segel werden auch auf Häusern aufgespannt, d. h. auf solchen, die sich auf den s. g. schwimmenden Inseln oder größern Flötzen befinden, auf denen Gärten und ganze Aecker angelegt sind. — Die Chinesinnen pflegen sich mit dem Ballspiel zu ergötzen, indem sie eine große Kunst besitzen sollen, den im Kreise geworfenen Ball mit den Sohlen ihrer kleinen Füße aufzufangen und zurückzuwerfen (S. 383).

Einiges hat sich der Reisende aufbinden lassen, z. B. daß die Katzen als Uhren dienen, sofern die Pupille im Auge der Katze sich nach dem Sonnenstand richte und in der Mittagsstunde beim höchsten Sonnenstand am kleinsten sei. Wenn die Katze (grade so wie der Mensch selbst) in die Sonne sieht, so zieht sich die Pupille zusammen. Wenn man aber die Katze vom Licht abdreht und ihr, auch in der Mittagstunde, im Schatten ins Auge sieht, so wird man die Pupille auch wieder weit offen finden.

Volkssagen.

Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von Dr. H. Pröhle. Aschersleben, Fokke, 1856.

Wieder eine ziemlich reiche Sammlung, in der die meisten bekannten Sagen von Zwergen, weißen Frauen, Schlüsseljungfrauen, Schätzen, den Glücksblumen, gespenstischen Gesellschaften, vom wilden Jäger, von der Teufelsmauer, von den Venedigern, von der Weibertreue ꝛc. sich wiederholen. Gar manche Sage erscheint hier in merkwürdiger Variante oder wird neues hinzugefügt. Andere sind ganz neu.

Hier einige Beispiele. Bekannt ist der Volksglaube, die guten dem Hause oder den Feldern Segen bringenden Zwerge ziehen fort, wenn man sie ablohnen will. Herr Pröhle berichtet uns nun, im Harz sage man noch sprichwörtlich, wenn Jemand bald aus dem Dienst treten soll, „der bekommt bald ein Paar Schuhe." — In vielen Gegenden glaubt man, ein Berg in der Nähe sey voll Wasser und dereinst werde die Sündfluth daraus hervortreten, die wie durch einen Zauber zurückgehalten werde. Sehr eigenthümlich ist nun eine Auffassung in Quedlinburg. Hier nämlich soll das wilde Wasser im Münzenberg verschlossen seyn durch das Brautbett einer Prinzessin, das allein im Stande war, den gefährlichen Brunnen zu verstopfen.

Schauerlich ist folgende Sage: „Eine vornehme Dame zu Wernigerode hatte zwei uneheliche Kinder. Diese setzte sie aus und die Stadt Wernigerode nahm die Kinder in das Waisenhaus, welches dann abbrannte und an dessen Stelle jetzt das Haus des Kaufmanns Ludwig Meyer steht. Zu der Zeit aber war eine große Theurung, den Waisenkindern wurde das Brod sehr knapp zugereicht. Da erhielten die beiden Kinder einst gemeinsam ein Brod und darum schlugen sie sich einander todt. Die Mutter hatte die Kinder immer beobachtet, aber, um sich nicht zu verrathen, trotz ihres Reichthums nicht gewagt, ihnen beizuspringen. Als sie den Mord erfuhr, grämte sie sich zu Tode, und soll noch immer in dem alten Waisenhause, das früher ein altes Kloster gewesen seyn soll, gespukt haben. Auch das Blut der beiden Knaben soll in dem alten Waisenhause immer noch zu sehen gewesen seyn." S. 65.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, N° 100. 15. Dezember 1855.

Alte Geschichte.

Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13ten bis zum 5ten Jahrhundert vor Christus. Von Jakob Kruger. Frankfurt a. M., Brönner, 1856.

Wir können die allzu scharfen Ausfälle gegen Ottfried Müller in der Vorrede und einiges Unsichere und Unklare im Text als Nebensache übersehen, da die Hauptsache uns sehr befriedigt hat und uns ein bedeutender Gewinn für die Alterthumskunde zu seyn scheint.

Herr Kruger hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß in dem berühmten Schach-Nameh des Firdusi die älteste Geschichte Assyriens enthalten sey, wodurch in die anderweitigen persischen, biblischen und classischen Nachrichten über die assyrischen, babylonischen und medischen Dinge erst volle Klarheit kommt. In jenem Schach-Nameh stehen keine Fabeln, sondern es ist Geschichte im Gewande der Dichtung. Das große Epos handelt auch nicht von Helden eines Volksstammes, sondern es gewährt uns den Ueberblick über die Geschichte eines großen Reichs, eines orientalischen Kaiserthums mit Vasallenstaaten, ähnlich dem spätern deutschen Kaiserthum des Abendlandes. Das orientalische Urreich ist gegründet worden in den fruchtbaren Flußgebieten des Euphrat und Tigris zuerst als babylonisches Reich. Dann überwog durch Hinzutritt kräftiger Nordvölker der Norden des Reichs und erhielt dasselbe einen neuen Centralpunkt in Ninive als assyrisches Reich. Nach gewissen Reactionen im Westen (Vergehen der Aegypter und trojanischer Krieg) überwog der Osten und das Reich bekam den medischen Namen. Endlich ging vom Osten aus der persischen Provinz mit der neuen Lichtlehre des Zoroaster ein neues Herrschergeschlecht hervor und das Reich wurde persisch. Vor dieser Katastrophe hatten die verschiedenen Oberherren des Reichs in den unterworfenen Provinzen Vasallenfürsten in ziemlicher Unabhängigkeit bestehen lassen. Erst die Perserkönige führten mit der neuen Lichtkirche auch ein neues Staatssystem, das der unumschränkten Monarchie und Satrapenwirthschaft ein. Es war aber immer nur dasselbe vorderasiatische große Reich geblieben von Anfang an, nur wechselnd in dem schwankenden Uebergewicht bald des babylonischen Südens, bald des assyrischen Nordens, bald des medischen und persischen Ostens. Auf dieses Reich allein bezieht sich nun die persische Ueberlieferung im Schach-Nameh. Es ist eine fortlaufende Reichsgeschichte bis zur Verherrlichung der letzten, specifisch persischen Dynastie. Die früheren Könige in Schach-Nameh sind nicht Perser, sondern Assyrer, Babylonier, Meder, und die großen Vasallenfürsten gehören den verschiedenen Provinzen an. Eben so ist unter Turan, welches im Schach-Nameh den Hauptgegensatz gegen Iran (das Reich im weiteren Sinne oder den östlichen Theil desselben im engeren Sinne) bildet, das Land der Türken und Tataren, der Nomaden, weiland der Skythen gemeint und wird dadurch der Hauptunterschied zwischen kriegerischen und noch barbarischen Hirtenvölkern einer- und civilisirten Ackerbauern andrerseits bezeichnet.

Die Auffassung ist ohne Zweifel vollkommen richtig, die einzig den geographischen Verhältnissen und allen anderweitigen historischen Nachrichten angemessene.

Wie das Gangesthal und Nilthal und das Thal des gelben Flusses in China, so wurde auch das Thal des Euphrat und Tigris ein Ursitz der Cultur, der religiösen und Staatsbildung. Seine Fruchtbarkeit begünstigte den Ackerbau, die Niederlassung, die Anhäufung vieler Menschen. Es war aber befähigter, als irgend ein anderes älteres Culturland, großartige Wechsel in sich zu entwickeln und welthistorische Fortschritte zu bedingen, da hier die Gegensätze viel mannigfaltiger

waren, als z. B. am Nil. Das vorderasiatische Reich lag in der Mitte zwischen Nord und Süd, Ost und West, die alle sehr charakteristische Verschiedenheiten darboten. „Sowie Ostasien, Afrika und Europa durch Iran, Arabien und Kleinasien (mit Armenien) ihre Vertretung in Westasien finden, so auch im Herzen desselben die gewaltigen Stromebenen Indiens durch das Doppelgebiet des Euphrat und Tigris. Gegen den Süden tritt dasselbe in schroffen Gegensatz durch seine wunderbare Fruchtbarkeit, welche selbst geringen Fleiß mit hohem Ertrage belohnt, gegen den gebirgigen Norden aber als eine fast wagerechte weite Alluvialebene. Während sich ringsum das Hirtenleben selbst bis auf den heutigen Tag erhalten hat, war hier seit den ältesten Zeiten ein Hauptsitz des Ackerbau's und der Cultur überhaupt."

Die Schwankungen im Reich gleichen sehr denen des spätern abendländisch-deutschen Reichs. Der Schwerpunkt des Reiches wurde nämlich nicht nur bald hier-, bald dorthin verlegt, so daß z. B. der Wechsel der babylonisch-assyrisch-medischen Herrschaft sich verhält wie der Wechsel der karlingischen, sächsischen, schwäbischen Kaiserdynastie; sondern je nachdem kraftvolle oder schwache Kaiser regierten, traten auch in jenem orientalischen, wie im abendländischen Reich die Vasallen mehr dienend und gehorsam in den Hintergrund, oder mehr unabhängig und rebellisch oder als Vormünder der schwachen Kaiser in den Vordergrund. Daher im Schach-Nameh die Vasallengeschlechter sich oft verhalten wie die Karlinger zu den Merowingern, oder wie Heinrich der Löwe zum Barbarossa. Obgleich in dem Schach-Nameh (etwa wie in den wundervollen abendländischen Gedichten von den vier Haimonskindern, von Olger Danske, Lother und Maller rc.) das Vasallenthum auf Kosten des Kaiserthums verherrlicht wird und der Held an moralischem Werth hoch über dem Kaiser, seinem Herrn steht, so geht doch auch durch jenes persische Epos immer noch die Anerkennung des Reichs als eines solchen. Der persische Vasall wirft sich nur kraft seines Genies und überwiegenden Werthes selbst zum Kaiser auf. Dieses Verhältniß, das auch in der griechischen Heraklee wiederkehrt, ist gewissermaßen das erste und letzte, das einzige poetische Motiv des Schach-Nameh.

Was uns am meisten interessiren muß, sind die Beziehungen jenes großen Culturreichs zum Westen. Herr Kruger erkennt in dem Tyrannen Zohak das zeitweise Uebergewicht des ägyptischen Einflusses und der ägyptischen Herrschaft von Südwesten her, wogegen der Osten des Reichs kräftig reagirte und wodurch das Aufkommen der östlichen (medischen) Dynastie bedingt war. Ferner erkennt der Verfasser in den Turaniern die von den Griechen s. g. Skythen, Saken, Massageten, darunter vielleicht Vorfahren der Deutschen. Endlich aber wirft der Verfasser neues Licht auf das Verhältniß des großen Ostreichs zu Syrien, Kleinasien (Lydien und Phrygien) und Griechenland.

Es hätte einer so heftigen Sprache gegen Ottfried Müller nicht bedurft, um sich bei allen vorurtheilslosen Lesern Eingang zu verschaffen, wenn hier gesagt wird, Griechenland sey ursprünglich von Assyrien wie von Aegypten her wesentlich influirt, zum Theil colonisirt worden. Das liegt in der Natur der Dinge und die Lieblingsphrase so vieler deutscher Philologen, Hellas habe alle seine Bildung aus eigenem Geist allein geschöpft, ist den Thatsachen assyrischer und ägyptischer Cultur gegenüber unhaltbar. Herr Kruger geht nun aber so weit, zu behaupten, Griechenland habe in früherer Zeit selbst zum großen Reiche gehört. Nachdem die ägyptische Macht gebrochen war, fiel Kleinasien in der Meder Gewalt und: „Nicht nur Kleinasien, sondern auch Syrien, Griechenland, ja selbst Italien bildeten nach deutlichen Spuren hellenischer Ueberlieferung im dreizehnten Jahrhundert v. Chr., genau zu der Zeit, von welcher wir sprechen, Theile eines Reiches, dessen Hauptsitz übereinstimmend mit den persischen Berichten in Lydien war und zwar am Berge Sipylos ganz in der Nähe von Sardes. Es ist dies das Reich des Tantalos und seines Sohnes Pelops, von welchem im zweiten Glied Agamemnon und Menelaos stammten. Es ist bekannt, daß nach den gewichtvollsten Zeugnissen die ersteren Kleinasiaten gewesen sind. Bei Thukydides (I, 13) heißt Pelops im Allgemeinen ein Asiate, bei Diodor (IV, 74) ein Paphlagonier, bei Herodot (VII, 8. 11) ein Phrygier. Homer, Pindar, Apollodor dagegen und die meisten und gewichtvollsten anderen Schriftsteller versetzen den Tantalos und seine Kinder Pelops und Niobe an den lydischen Berg Sipylos, westlich von Sardes. Jene Widersprüche lösen sich einfach dahin, daß Tantalos als Beherrscher von ganz Kleinasien auch Phrygien und Paphlagonien zu seinem Reich zählte, in Lydien aber seinen Hauptsitz hatte. — Es ergibt sich aber aus einem anderen Sagenkreis, daß schon vorher Hellas Lehensland von Lydien gewesen und durch jene Uebersiedlung des Pelops nur unter die unmittelbare Herrschaft seiner Familie gerieth. In den Sagen von Herakles, Eurystheus und Omphale prägt sich ein solches Lehensverhältniß am entschiedensten aus. — Als die Assyrier Vorderasien erobert und das hier bestandene lydische Großreich zertrümmert hatten, trachteten sie auch, die europäischen Provinzen desselben ihrer

Herrschaft zu unterwerfen und so die Macht der Pelopiden gänzlich zu vernichten. Zu diesem Behuf gründeten sie in Vorderasien eine Hauptstadt Troja und befestigten sie. Schon vom alten Ninos meldet Ktesias ausdrücklich, daß er Troas erobert hatte und ein Blick auf die Karte genügt, um die hohe Wichtigkeit dieser zwischen das Marmorameer und den Archipellagus eingeschobenen Halbinsel für eine auf Eroberung ausgehende asiatische Macht zu erkennen. Ihr Besitz sichert die Herrschaft über den Hellespont und in Folge dessen über den Bosporus und schneidet so das schwarze Meer von Archipellagus ab. Daß die Perser dies später nicht beachteten und benützten, war ein großer Fehler, lag aber zum Theil in der Natur ihres Reiches, das mehr auf Centralisirung gegründet war. Anders das Reich, dessen Geschichte wir hier erforschen. Alle eroberten Länder standen nur unter assyrischer Oberhoheit und handelten gleich den Herzogthümern und Marken unseres deutschen Reiches mit einer gewissen Selbstständigkeit; ihre erblichen Könige und Herzöge waren entweder von den Besiegern in ihrem Besitz belassen oder von ihnen eingesetzt worden. So war es auch mit Troja. Der Krieg, welchen dasselbe vor der Eroberung gegen die Danaer führte, ist wohl ein trojanischer, in weiterer Beziehung aber ein assyrischer Krieg, da die Könige von Troja als assyrische Vasallen und sozusagen Markgrafen handelten. Dies wird uns ausdrücklich bezeugt von Plato. In seinem Dialog über die Gesetze spricht der große Philosoph von der Einnahme des Peloponneses durch die Dorier unter den drei Herakliden Temenos, Kresphontes und Aristodemos. Hieran knüpft er folgende Mittheilung: ‚Es ist ziemlich klar, daß sie (die Herakliden) glaubten, diese ihre Unternehmung werde nicht allein dem Peloponnes ein geeigneter Beistand seyn, sondern auch allen Hellenen, wenn ein Barbar sie beeinträchtige, gleich wie die Umwohner von Ilion damals, vertrauend auf die durch Ninos gegründete Macht der Assyrier, keck den Krieg gegen Ilion erregten. Denn noch war der Rest des äußeren Ansehens bei jenem Reiche nicht unbedeutend (im Jahr 1100 v. Chr.). Ganz sowie wir den großen König fürchteten, so schreckte auch die damaligen (Griechen) jene compakte Macht. Denn eine große Schuld hatten sie durch die zweite Eroberung Ilions auf sich geladen, indem dasselbe ein Theil jenes Reiches gewesen war. — Als ein Stützpunkt assyrischer Macht gegen die Meere und Meerlande Europa's, ein wahres assyrisches Sebastopol, stand Ilion da. Von hier aus führten sie einen Räuberkrieg gegen Hellas, der an Gewaltsamkeit das aus Sanheribs Inschriften bekannte Verfahren noch überbieten mochte. Diese Räubereien erstreckten sich besonders auf Menschen, weil Sklaven, besonders weibliche, in der Urzeit die geschätztesten Waaren gewesen. All diese Raubzüge hat nun die griechische Sage verkörpert in dem einen des Paris und der Entführung der Hellena. Jetzt, wo ganz Hellas sah, daß Niemand mehr sicher war, seitdem dem Bruder des mächtigsten ihrer Fürsten aus dem gewaltigen Pelopidenstamm die Gemahlin aus dem eignen Hause weggeraubt worden, mußte das Bewußtseyn der gemeinsamen Gefahr, der Wunsch, mit einem Schlag all dieser Quälereien und der steten Furcht vor Assyriens Uebermacht entledigt zu seyn, alle Fürsten und Stämme zu jenem großen Zuge gegen die Zwingburg in Troas einigen. Darum sehen wir auch die thessalischen Fürsten, vor Allen Achilleus, eine so hervorragende Rolle spielen, weil Thessalien den Angriffen des assyrischen Reiches zunächst ausgesetzt war.“

Der Verfasser fügt culturgeschichtliche Bemerkungen hinzu. Die Streitwagen vor Troja sind ganz assyrisch. Troja war der Sitz hoher Civilisation, gegen Paris und Hektor erscheint Achill nur als Barbar.

Weniger ausführlich behandelt, aber gewiß nicht von geringerem Interesse erscheint das Verhältniß der Assyrier zu den skythischen Völkerschaften. Als nämlich die Meder Assyrien unterwarfen, stützten sich die letztern auf ihre nordischen Nachbarn und daher der Einfall der Skythen unter Kyaxares zum Schutz Assyriens gegen Medien. Spuren uralter Verbindung mit dem Ostreich finden sich auch in den Dämmerungen der deutschen Sage. Es ist der Mühe werth, diese Spuren weiter zu verfolgen. Besonders fällt die Uebereinstimmung mehrerer specifisch persischer Sagen mit deutschen auf. Die Perser aber treten mit einer neuen Religion und Staatsverfassung in die Weltgeschichte ein. Die Motive dazu lagen nahe, da das alte Reich durch alte Mittel nicht mehr haltbar schien. Aber woher kam die neue Lichtreligion? Sie hängt offenbar mit der kaiserlichen Idee und mit der Erhaltung der Reichseinheit wesentlich zusammen. Daher das Vordringen der neuen Idee und Macht gegen die Skythen und Vorderasien unter Kyros, gegen Aegypten unter Kambyses und dann wieder die Reaction der Skythen gegen Darius, der Griechen gegen Xerxes, endlich des ganzen Occidents unter dem großen Alexander gegen den letzten Darius und die Unterdrückung der Lichtreligion durch eine Restauration des Götzendienstes. Alexander war nicht Träger der Cultur, als er die Lichtreligion unterdrückte und alle von Kyros und Kambyses gestürzten alten, großentheils unsittlichen Culte wieder einführte.

Mit der Lichtreligion des Zoroaster in den letzten Dynastien schließt das alte Ostreich wunderbar ab. Es ist eine Entwicklung in diesem Reich wie zu einer prachtvollen Blüthe, die aber plötzlich und für immer abgebrochen wird. Die Lichtreligion war noch nicht hinreichend, noch nicht geistig geläutert genug und nicht von einem Kaiserthrone, sondern nur aus einem niedern Stalle sollte das wahre Licht ausgehen. Nicht Staatsreligion sollte der wahre Glaube seyn von dem, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. So stellt uns denn die Geschichte des großen Weltreichs in Vorderasien eine reiche Entwicklung der Menschheit auf einer Vorstufe der Weltgeschichte dar, in all seiner Lebensfülle den Keim des Todes in sich tragend.

Gewiß aber ist, daß für das vorchristliche Alterthum dieses Reich, viel älter und größer und tiefer in die Geschicke der drei alten Welttheile eingreifend, als das kleine Hellas, auch eine Beachtung verdient, die ihm von Seite exclusiver Gräkomanen bisher nicht zu Theil geworden ist. Und deshalb begrüßen wir die schöne Arbeit des Herrn Kruger mit Freuden.

Epische Dichtkunst.

Toldi. Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen des Johann Arany im Versmaaß des Originals übersetzt von Moritz Kolbenheyer. Pesth, Heckenast, 1855.

Nach einem älteren Gedicht des Ilosvai aus dem 16ten Jahrhundert, was wieder auf der Volkssage zu beruhen scheint. Toldi ist ein jüngerer Bruder, der von dem älteren gehaßt und verfolgt, ungeheure Thaten vollbringt, ein ungarischer Herkules oder Sigurd. Der neue Dichter hat ihn gut aufgefaßt.

Wie wenn in der Herbstnacht Hirtenfeuer glühen,
Auf der weiten Heide rings die Flammen sprühen:
So das Bild von Toldi Miklos seh' ich ragen,
Leuchtend aus der Vorzeit nachtbedeckten Tagen.

Und mir däucht, ich sähe die Gestalt, die lange,
Wie sie schwingt in Schlachten mörderisch die Stange;
Und mir däucht, ich hörte seine Donnerstimme,
Daß es dröhnt, als spräche Gott in seinem Grimme.

Das war, traun, wo Männer nöthig sind, der rechte,
Einer, den man heute kaum zu Stande brächte;
Würde neulebt er unter euch gerathen,
Gaukelei wohl schältet ihr des Mannes Thaten.

Seinen Kolben trügen schwerlich euer Dreie,
Und ihr würdet schaudern Alle nach der Reihe,
Säh't ihr Speer und Schleuder, die er sich erkoren,
Und an seinen Stiefeln die gewalt'gen Sporen.

Nach vielen Thaten und Gefahren überwindet der junge Held einen böhmischen Kämpfer und kommt dadurch in die hohe Gnade seines Königs, wird Ritter und nimmt die gute alte Mutter von dem bösen Bruder weg.

Also liebt die Mutter heiß der Heldenjunge,
Nie erfaßt ihn andre Lieb' mit gleichem Schwunge,
Wenig Freude bot ihm holder Frauen Nähe
Und er beugte nimmer sich dem Joch der Ehe.

Ein gewalt'ger Ritter ist aus ihm geworden,
Gleich wie Aehren mäht' er hin der Feinde Horden,
Treu war er dem König, schirmte Land und Leute,
Wunder von ihm melden Chroniken noch heute.

Fürchterlich, verderblich war sein Zorn dem Feinde,
Doch das Hemd vom Leibe lieh er hin dem Freunde,
Gab es keinen Krieg im Lande oder draußen,
Liebt' mit Spießgesellen fröhlich er zu schmausen.

Geld und Feld, das ließ er nicht zurück im Sterben,
Auch nicht händelsücht'ge Kinder oder Erben:
Doch was besser ist, als hunderttausend Rinder,
Ewig bleibt sein Ruhm für Kind und Kindeskinder.

Unverkennbar liegt dieser Dichtung etwas Volksmäßiges zu Grunde und wir erkennen sie in ihrem wahren Werthe und unterscheiden sie von dem koketten und deutschfeindlichen Magyarenthum, was sich in den letzten Jahrzehnten so oft in der Poesie vorgedrängt, ja in Wien selbst zu einer gewissen Mo[illegible]ng gebracht hat. Die Nachsicht, um nicht zu sagen Imbecilität, mit welcher die Wiener in der Metternich'schen Periode sich von enragirten Ungarn deutschfresserische Husarenlieder haben vorgeigen lassen, bereitete die berüchtigten Octobertage des Jahres 1848 vor, in denen Wien von Kossuths Agenten dominirt war. Die Wiener hätten besser gethan, mit mehr deutschem Nationalstolz die magyarische Zudringlichkeit abzuweisen. Man hätte nicht gleich alle dergleichen ins Deutsche zu übersetzen und als Modeartikel zu verschlingen gebraucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Mittwoch, N° 101. 19. Dezember 1855.

Gemeindewesen.

Die Gesetze über Niederlassung und Verehelichung in den verschiedenen deutschen Staaten nebst Kritik und Vorschlägen von E. Schübler, Rechtconsulent. Stuttgart, J. B. Müller, 1855.

Eine Zusammenstellung aller jetzt bestehenden Gesetze in den deutschen Bundesstaaten, den auf dem Titel bezeichneten Gegenstand betreffend, woraus sich ergibt, daß dieselbe Sache bei den Stämmen derselben Nation doch noch sehr verschieden behandelt wird. „Um eine Uebersicht über diese verschiedenen Bestimmungen zu erhalten, hat man sie einzutheilen in solche, welche den Lehren Say's oder Smith's folgend, diese Fragen durch die persönliche Freiheit der Einzelnen zu lösen versuchten und von der Ansicht ausgingen, bei vollkommener Freiheit und Aufhebung aller Hindernisse werde sich das Wohl der Einzelnen und des Ganzen von selbst am Besten ausgleichen. Dieser Ansicht folgte am längsten die preußische Regierung von dem Jahre 1808 an mit ihren Gesetzen, welche sogar den Armen und den aus Strafanstalten Entlassenen die Verheirathung und Niederlassung auf eine sonst ganz ungewöhnliche und dem Gemeindeverband bedenkliche Weise erleichterten, soweit nicht die Städteordnungen Schranken setzten, bis zum Jahr 1842, 1845 und 1849, wo mehrere Beschränkungen eingeführt wurden, weniger lang und ausdauernd der größere Theil der deutschen Staaten; Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Kurhessen von 1807 an bis zur Vertreibung der fremden Herrschaft; Bayern seit 1808, Nassau seit 1816 gingen in dieser Richtung eine Zeitlang ohne äußere Nöthigung. Die bedeutenden Beschränkungen, welche alle diese Staaten wieder einzuführen genöthigt waren, Preußen seit 1845, 1849 und 1850, Nassau seit 1848, Bayern seit 1834, Kurhessen seit 1816, Braunschweig seit 1821, zeigen, daß dieser Weg nicht der sicher zum guten Ziele führende war. Einen ganz entgegengesetzten Weg, aber im Erfolg noch weniger glücklich, schlugen mehrere südwestliche deutsche Staaten, Württemberg, Baden, theilweise Hessen-Darmstadt ein, welche die Ordnung nicht durch das Gehenlassen der persönlichen Freiheit, sondern durch allgemeine genaue Normen für die Gemeinden und Staatsbehörden und durch erhöhte Thätigkeit der Regierungsbehörden zu erreichen hofften. Bezeichnend für diese bureaukratisch gouvernementale Richtung ist besonders die Art der auf diesem Wege zu Stande gekommenen Bestimmungen.“ Der Verfasser setzt nun weiter auseinander, mit welchem außerordentlichen Scharfsinn die Bureaukratie alle möglichen Fälle vorausgesehen und gegen alles vorgesorgt zu haben vermeinte, während die Natur und Wirklichkeit immer wieder unter ihren Paragraphen durchschlüpfte. — „Eine dritte Richtung verfolgten die Staaten, welche die Ordnung dieser Verhältnisse weder der persönlichen Freiheit der Einzelnen, noch den allgemeinen Gesetzen der Staatsbehörden, sondern vorzugsweise der Autonomie der Gemeinden, dem Ermessen der Lokalbehörden anvertrauten. Diese Richtung verfolgten am consequentesten Oestreich, Sachsen, Bayern seit 1828—1834 nach mißlungenen Versuchen auf anderem Wege. Dahin gehören auch die Gesetze der freien Stadt Frankfurt, ebenso nach der Rückkehr von andern Gesetzen Hannover, Braunschweig, Kurhessen, Sachsen-Weimar, Nassau. Auf diesem Weg vermeidet man die Nachtheile des negirenden Atomismus, den Preußen versuchte, und die noch größeren der süddeutschen Staaten, der bureaukratischen Abstraktionen. Damit findet man den Weg, die Willkür des Einzelnen den Rücksichten für das Ganze unterzuordnen und doch diesen allgemeinen Rücksichten eine lebendige, nach jedem Ort und in jeder Zeit leicht zu ändernde Gestalt zu geben.

Auf diesem Weg erreicht man zunächst den Vortheil, durch wenige Bestimmungen zum Ziele zu kommen. Während das Bürgerrechtsgesetz des Großherzogthums Baden von 1851 mit seinen 88 Paragraphen, mit dem Einführungsgesetz und den Vollziehungsverordnungen ein ganzes Buch ausfüllt, das Bürgerrechtsgesetz Württembergs 80 Paragraphen hat und das abgesonderte neue Verehelichungsgesetz 18 und der Uebersiedlungs-Entwurf wieder 18 solche Abschnitte hat, daher noch größeren Raum einnimmt, reicht man in Bayern mit 9 Paragraphen aus, sind in den übrigen Staaten, welche dem Ermessen der Lokalbehörden größeres Vertrauen schenken, in Sachsen, den thüringischen Staaten, in Nassau, Hannover, Oestreich, die nöthigen Bestimmungen gar nicht in abgesonderten Gesetzen, sondern in einigen Sätzen der Gemeindeordnungen zu finden."

Der Verfasser entscheidet sich für die eben bezeichnete dritte Richtung und beweist aus der Statistik deren Vorzüge: „Die größte Zunahme der Bevölkerung zeigten bei den Zählungen von den Jahren 1834—1851 gerade die Länder, welche bei den Niederlassungen den Ortsbehörden die Willkür der Einzelnen mehr unterordneten, während man in den Ländern, welche die Niederlassung und Verehelichung mehr begünstigten, geringere Zunahme oder gar Abnahme der Bevölkerung gefunden hat."

Wo die Niederlassung und Verehelichung erleichtert ist, „zeigen sich zwar überall Wirkungen der größern Freiheit, welche wohlthätige zu seyn schienen und den Beobachter zu täuschen im Stande sind. Es werden eine Menge Ehen geschlossen, die sonst unterblieben, und es werden zu der ersten Einrichtung der neuen Familien eine Menge kleiner Kapitalien verwendet und in Umlauf gesetzt, welche sonst in den Banken, Sparkassen oder als Anlehen in den Händen größerer Unternehmer geblieben wären. Eine Menge Handwerker bekommen durch die vielen Niederlassungen und Verheirathungen Verdienst und Nahrung, besonders alle, welche mit Aussteuergegenständen zu thun haben. Vorzüglich steigen aber die Preise der Häuser und der Güterparcellen. Es steigert sich dadurch das in den Häusern und Parcellen liegende Kapital und erhöht sich für die Kapitalisten die Gelegenheit, Geld scheinbar sicher und um gute Zinse anzulegen, so daß sich bei dieser Freiheit viele Klassen der Bevölkerung, insbesondere viele kleine Handwerker, kleine Gutsbesitzer, Taglöhner wohl befinden und auch die Kapitalisten zufrieden sind, selbst die Regierungen von der günstigen Lage des Landes sprechen können mit Hinweisung auf die mit jedem Jahre gestiegene Höhe der Summe der Häuserwerthe und der gegen Verpfändung von Grundstücken angeliehenen Kapitalien, wie das noch im Jahr 1845 in Württemberg und Baden geschah. Doch sind die Häuser, welche Landwirthe und Gewerbtreibende besitzen, nur Lasten, nicht Nutzen bringende Vermögenstheile, Lasten, die um so mehr drücken, je mehr in Folge der vielen Niederlassungen die Werthe derselben steigen. Auch sind die Kapitalien, welche nur Kapitalisten den Landwirthen leihen, die nicht von Unternehmern in die Geschäfte verwendet werden, nur Schulden, nicht Vermögen der Producenten. Es zeigt daher die steigende Menge der angeliehenen Kapitalien und die Steigerung der Häuserwerthe, welche mehr als im Verhältniß zu den übrigen Werthen zunimmt, nicht eine Vermehrung des Wohlstandes, sondern die Unterwühlung, eine bedenkliche Zersetzung desselben an. Bald zeigt sich auch die Kehrseite dieser Wirkungen der neuen Freiheit. In den Städten, auch oft auf dem Lande, wächst in Folge derselben vorzugsweise die Zahl der kleinen Handwerker, der Detailhändler, der Wirthe weit über das örtliche Bedürfniß und ganz unverhältnißmäßig über die Zahl der größeren Gewerbe und der großen, mit höherer Capacität betriebenen Landwirthschaften, während doch die Zahl der meisten kleinen Gewerbe, ebenso der Taglöhner und der Zwergwirthe, wenn nicht zugleich auch die großen Gewerbe und Wirthschaften sich vermehren, eine genau gezogene Größe hat, bei deren Ueberschreitung große Verluste und Nothstände *entstehen*, die nicht genug noch beachtet sind. Wenn zu 40 Meistern eines Geschäfts, dessen genügende Zahl durchaus vom örtlichen Bedürfniß abhängt, nur noch ein Meister dazu kommt über die Zahl derer, welche hinreichen, so vermindert sich der Nutzen der ältern Meister nicht etwa nur um den 41sten Theil, sondern wegen des nun eintretenden Mangels an Arbeit und Absatz bald um den fünften Theil, oft sogar um den vierten und den dritten Theil. Wegen der Gefahr dieser Verluste und wegen des gänzlichen Mangels an Schutz gegen Uebersetzung vermindert sich zugleich der Werth der Meisterrechte und der damit verbundenen Einrichtungen oft schon, ehe die Uebersetzung eingetreten ist, bald um die Hälfte und noch mehr. Von dieser Verminderung der Preise haben die Konsumenten nur am Anfang Vortheil. Bald vermindert sich auch mit dem Preis der Waare ihre Güte und werden die Konsumenten, besonders der kleinen Städte, genöthigt, wenn sie bessere Waaren und Arbeiten wollen, sich an Kaufleute und Handwerker größerer Art mit Aufwand von Mühe und Kosten zu wenden. Auf ähnliche Weise sinkt in den Dorfgemeinden mit der Ueberfüllung durch Taglöhner oder kleine Landwirthe, die zugleich Taglohnarbeiten suchen müssen, der Preis der

Löhne und bald auch die Güte der Leistung, so daß die großen Landwirthe über den Mangel an guten Knechten und Dienstboten klagen, während die Mehrzahl der Taglöhner über geringen Lohn und Verdienstlosigkeit sich beschwert. — Es treten dann Erscheinungen hervor, wie man sie in Württemberg und Baden häufig sieht, eine entsetzliche Entwerthung der früher so unnatürlich hoch im Werth gestiegenen Wohnungen und Parcellen, die massenhafte Auswanderung, großer Verlust an Menschenleben durch frühzeitiges Dahinsterben vernachläßigter Kinder, unermeßliche Verluste an Kapitalien in Ganten und eine furchtbare Anhäufung des Proletariats. Die große Vermehrung der Bevölkerung, welche zehn bis zwanzig Jahre dauerte, macht einer noch schnelleren Abnahme derselben Platz. Eine ganz entgegengesetzte Entwicklung bemerkt man in den Ländern, welche den Magistraten bei den Niederlassungen gering bemittelter Personen das örtliche Bedürfniß zu berücksichtigen gestatten. Die Bevölkerung schreitet anfangs weniger schnell voran, wie man das in Bayern und in Sachsen früher beobachtete. Aber dabei bleibt Wohlhabenheit und Solidität bei den Gewerben und Taglöhnern, und es sammeln sich durch die Beschränkung der Niederlassungen nach und nach viele Geld- und Menschenkräfte, welche den Unternehmern größerer Geschäfte zufließen und die Entwicklung derselben begünstigen." Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie vielen Einfluß die Uebervölkerung und Noth auch auf die politische Stimmung übt und wie unzuverläßig in der Regel die neuen Bürger sind, die auf das Landesgesetz trotzend, sich in alte Gemeinden eindrängen.

Er hätte auch noch eines Krebsschadens gedenken sollen, den unser Landgebiet hauptsächlich den erleichterten Niederlassungsgesetzen verdankt, nämlich der Landjuden, die sich überall einnisten, um, ohne selbst irgend eine nützliche Arbeit zu verrichten, bei behaglichem Faullenzen und Umherreisen einzig durch Ueberlistung und unter der anfänglichen Form von Hülfleistung schließlich erreichten Aussaugung und Zugrundrichtung des christlichen und im Schweiß seines Angesichts arbeitenden Bauern sich bereichern. Sich dieses Geschmeiß vom Leibe zu halten müßte nothwendigerweise christlichen Gemeinden eben so gesetzlich erlaubt seyn, als die Anwendung von Mitteln gegen den Mäusefraß.

Indem der Verfasser, wie bemerkt, sich für die dritte der drei charakterisirten Richtungen entschieden hat, bezeichnet er die Punkte, die er in die künftigen Gesetzgebungen aufgenommen wünscht. Die Niederlassungs- und Verehelichungsbewilligung soll künftig von s. g. Gewerberäthen abhängen, die in jeder Gemeinde aus den selbstständigen in Innungen gegliederten Bürgern zu wählen sind. Solche Gewerberäthe allein können in jeder besondern Gemeinde ermessen, welche Gewerbe noch nicht übersetzt, welche Gattung Leute zur Niederlassung noch zuläßig, ja vielleicht erwünscht sind, und welche nicht. Sehr mit Recht stellt er die Gemeinde Kornthal, die einzige, die im Königreich Württemberg privilegirt ist, keine neuen Bürger sich vom Staat aufdrängen zu lassen, als ein Muster von Wohlstand, Ordnung, Sittlichkeit und Frieden dar, wo denn auch die Bevölkerung durch neue, von der Gemeinde gutgeheißene Ansiedlungen in ungleich höherem Maaß zugenommen hat, als irgend anderswo, ohne eine Spur von Proletariat zu erzeugen. Wir empfehlen die kleine Schrift namentlich norddeutschen Lesern, denen Kornthal wohl am wenigsten bekannt seyn dürfte und denen es doch interessant seyn muß, das Nähere über eine evangelische Gemeinde zu erfahren, die bis jetzt factisch die bestorganisirte und glücklichste in der Welt ist.

Gedichte.

Lyrische Gedichte von Moriz Graf zu Bentheim-Tecklenburg. Zum Besten eines Krankenhauses. Zweites Bändchen. Würzburg, Verlag des polytechnischen Vereins, 1856.

Aus diesen Dichtungen spricht uns eine Gemüthlichkeit an, die des Lesers Herz gewinnen muß. Deshalb sind es auch grade die subjectivsten, persönlichsten Gedichte, die uns hier wohlgefallen, was an andern Dichtern, aus denen weniger Gemüth als Berechnung und Selbstbeliebäugelung redet, uns am wenigsten zusagt. In einer Reihe von Sonetten z. B. schildert der jetzt dem Alter näher rückende Dichter seinen Lebenslauf in würdiger, unbefangener, rührender Weise.

Da ich zur Welt kam, donnerten Kanonen
In Stadt und Land hinaus die frohe Kunde,
Führwahr ein ernster Gruß aus eh'rnem Munde,
Doch um mich blühten Rosen, Anemonen.

Die Windeln zierten fein gestickte Kronen,
Goldstoff und Seide eiferten im Bunde,
Zu schmücken meines Lebens erste Stunde,
Die ernst bewachten Aerzte und Matronen.

Rasch kam man mit dem Horoscop zu Stande,
Hell schimmerten Trophäen in der Ferne,
Ich sollt' Soldat, ja selbst Feldmarschall werden.

Wie liebten Alle mich im kleinen Lande,
Wie lächelten so lieblich mir die Sterne,
Als ich begann den ernsten Lauf auf Erden!

Kaum sieben Jahre alt wurde der Dichter diesen glänzenden Verhältnissen und der Heimath entrissen. Während der Befreiungskriege, die er, obgleich noch kaum zum Jüngling erwachsen, mitzukämpfen glühte, fiel er in eine lange schwere Krankheit. Nachher ergab er sich dem Landleben.

Drei Jahre mußt' zu Haus ich viel verwalten
Den Hühnerhof, die Tauben und den Garten,
Aus dem die Schelme stets die Körner scharrten,
D'rob sich des braven Gärtner Fäuste ballten!

Doch wußt' ich oft sein Zürnen abzuhalten,
Denn ich verstand es klüglich abzukarten:
Sah ich ihn lauernd auf die Diebe warten,
Wies ich ein Gläschen Wein von fern' dem Alten.

Rasch floh die Zeit dahin; die lange Weile,
Ich kannt' sie nicht, bei Blumen, Hühnern, Tauben,
Und bei des Ritterthumes stolzem Walten.

Mit dem Studieren zeigt' ich keine Eile,
Doch tief versenkt' ich mich in stillen Lauben
In der Romantik leuchtende Gestalten.

Eine Zeitlang trat er in kurfürstlich hessische Militärdienste und schildert gemüthlich, wie auch er sich habe pudern und einen Zopf anhängen müssen. Abermals in eine lange schwere Krankheit fallend, war er von den Aerzten schon aufgegeben und der Sarg schon bestellt, als ein fremder Geistlicher zu ihm eintrat, ihn tröstete und ihm ein langes Leben verhieß. Dreißig Jahre später sah er diesen Geistlichen, der als Missionär in ferne Welttheile gegangen war, als Greis frisch und gesund wieder. Eine Zeitlang machte unser Graf auch das Hofleben mit, wurde aber, wie er in seinen Sonetten sagt, durch ein Misverständniß wieder davon weggetrieben, erlebte großen Verdruß, faßte sich aber wieder, wurde ein glücklicher Ehemann und Vater und preist, Gott dankend, das Glück seines Alters.

Gleich Blumenbeeten ist mein Pfad geschmücket,
Und dankbar ist mein Blick zu Gott gewendet,
Der einen Engel mir herabgesendet,
Und mich mit Kindern hat so reich beglücket.

Was auf der Seele klare Eb'ne drücket,
Durch Liebe wird es sorglich abgewendet;
Doch was mein Glück hienieden mir vollendet,
Es ist ein Kleinod, das mich hoch entzücket:

Die treue Gattin ist's, voll Gottvertrauen,
Sie, die so fromm die Kinder mir erziehet,
Tief fühlend hilft den Armen, Kranken, Müden.

Beruhigt kann ich in die Zukunft schauen;
Wenn auch Gewölk den Horizont umziehet,
Rein, es bedroht nicht solchen innern Frieden.

In den übrigen Gedichten, worunter auch Romanzen, begegnet uns durchweg edle Einfachheit und eine würdige Sprache. Als eines der schönsten Gedichte wollen wir noch den Gruß an Westphalen, des Dichters Heimath, hervorheben.

Seyd mir gegrüßt, ihr Auen,
Gleich Gärten hold zu schauen,
Ihr meiner Kindheit Land;
Seyd mir gegrüßt, ihr Flächen,
Durchströmt von Silberbächen,
Am Ems- und Lippestrand.

Euch grüß' ich, Waldesschatten,
Dich grünen Pfühl der Matten,
So zart wie Liebeswort;
Euch, Nachtigallenlieder,
Sanft hallend auf und nieder
Im duft'gen Rosenhort.

Seht, wie die gold'nen Aehren
Das reiche Land verklären,
Wie Gottes Segen lacht;
O sehet hell ihn leuchten
Im Glanz der thauesfeuchten,
Lichtgrünen Wiesenpracht.

Hell läuten Heerdeglocken
Gleich seligem Frohlocken
Im kräutervollen Land,
Und Jagdhornklänge wallen
Aus grünen Waldeshallen
Herab vom Bergesrand.

Westphalens reiche Gauen
Verschönen edle Frauen,
So lilienrein und zart;
Als Beispiel gilt ihr Leben,
Ich darf es kühn erheben,
Ein Urbild deutscher Art.

Dort wirkt der Glaube heiter,
Als sich're Himmelsleiter,
Versüßend Gram und Schmerz;
Zu ihm, dem Stern von Oben,
Bleibt allerwärts erhoben
Des biedern Volkes Herz.

O mächtig zieht im Innern
Ein friedliches Erinnern
Dorthin mein Herz zurück,
Wo mir, so fern von Leiden,
Erglänzten gold'ne Zeiten,
Der Kindheit selig Glück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 102.** 22. Dezember 1855.

Kirchengeschichte.

Studien über die Kirchenväter von J. P. Charpentier, Prof. in Paris. Aus d. Franz. von Prof. Dr. Bittner. Mainz, Kupferberg, 1855.

Ein vortrefflich geschriebenes Werk, in welchem nicht nur die Kirchenväter auf geistreiche Weise, jeder in seiner Eigenthümlichkeit, charakterisirt sind, sondern auch auf die Entwicklung und die Zustände der Kirche in den ersten Jahrhunderten überhaupt ein klares Licht fällt. „Unter der allgemeinen Benennung der Kirchenväter versteht man die Apologeten, Doctoren und eigentlich sogenannten Väter, drei verschiedene Benennungen, welche die drei ersten und wichtigsten Jahrhunderte der Kirche bezeichnen und umfassen. Anfangs bekämpft die Kirche den Paganismus und antwortet auf seine Angriffe: dies ist die Zeit der Apologeten; darauf lehrt und erklärt sie die Glaubenslehre: das ist die Zeit der Doctoren: endlich siegreich und befestigt, constituirt sie auf bestimmte Art ihre Disciplin und Hierarchie: das ist das besondere Werk der Väter, der großen Genies der griechischen wie der lateinischen Kirche.“ Das ist der erste orientirende Gesichtspunkt.

Bevor die Charakteristik der Apologeten beginnt, schildert der Verfasser die Zustände des alten Rom in seinen letzten heidnischen Stadien. Es ist durchaus nothwendig, sich diese Zustände klar zu machen, da in unsern Tagen noch immer so viele Schulmänner und Poeten für das antike Leben schwärmen und die Kirchenväter, welche die Altäre der classischen Götter gestürzt haben, so ziemlich mit den Vandalen in eine Classe werfen. Unter dem Firniß der schönen Künste war die classische Welt bis ins tiefste Herz verdorben und verfault, ein wahrer Sodomsapfel, außen goldener und rosiger Schein, inwendig Asche. Weiche Wollust und sophistische Entschuldigung, epikuräische Rechtfertigung derselben war der Grundzug des griechischen; harte Wollust in colossaler Frechheit mit viehischer Freßgier und Grausamkeit verbunden der Grundzug des römischen Lebens geworden. Jene bürgerliche Freiheit, die heute noch den Gräkomanen als Ideal vorschwebt, war längst verschwunden. Die antike Welt kannte nur noch Militärdespoten, ihre Günstlinge und Satrapen, die sich unermeßlich bereicherten, und alles übrige waren Sklaven, Proletariat, entsittlicht, entnervt, daher eine leichte Beute der noch kraftvollen nordischen Barbaren. Der Glaube an die alten Götter war längst hinweggespottet von den Dichtern; um nun einigermaßen das religiöse Bedürfniß zu befriedigen, holte man aus dem Orient und Aegypten fremde Mysterien herbei, aber auch in ihr Dunkel schlich bald die allmächtige Wollust ein und es gab eigentlich nur noch einen Cultus, unter tausend verschiedenen Namen immer nur den von Lampsacus. Der Schleier der Grazie, mit dem in der Blüthezeit der Kunst die Bestialität noch bedeckt gewesen, war längst zerrissen. Es war unmöglich, den Schein des Heiligen und Edeln zu bewahren, nachdem schon von Homer an den Göttern so anrüchige Dinge nachgesagt worden waren, daß edle und keusche Menschen vor den ewigen Göttern nur erröthen konnten. Bei Terenz entschuldigt sich ein junger Wüstling ganz naiv: ei, warum soll ich denn nicht thun dürfen, was die Götter selber thun?

Das Heidenthum war unfähig, der Macht des Christenthums zu widerstehen, weil es ganz unwürdig war, allein es schöpfte doch noch eine zähe Kraft aus der Thierheit und Bosheit der Menschen, denen in ihren heidnischen Wollüsten so lange wohl gewesen war, und wehrte sich daher sehr hartnäckig. Gar interessant erscheinen insbesondere die Versuche kluger und feinsinniger Heiden, das Heidenthum, dessen Verdorbenheit in den alten Formen sie eingestanden, in neuen Formen zu

regeneriren. Das geschah durch eine großartige Concentrirung des Polytheismus auf einen einfacheren Naturcultus z. B. auf den der orientalischen Lichtlehre ziemlich ähnlichen Sonnencultus unter Kaiser Julian, auf die Mysterien des Mythras und Orpheus, des Serapis und der Isis ꝛc. Oder aber es geschah, indem das Heidenthum christliche Formen borgte, indem angebliche Propheten, Göttersöhne und Religionsstifter mit einem halbchristlichen Heiligenschein neben dem Christenthum irgend eine Mysterienlehre begründen wollten, wie Simon Magus, Apollonius von Thyana, Mani und später Muhamed.

Es ist merkwürdig, daß die ersten Apologeten des Christenthums aus Afrika hervorgingen, wie auch grade dort die ersten heftigen Angriffe von Seiten der Heiden auf die jungen Christengemeinden begannen. Der Verfasser macht die Bemerkung, das alte Karthago habe sich gleichsam am alten Rom gerächt, indem hauptsächlich von hier aus das Heidenthum in Rom gestürzt worden sey. Das stolze Rom hatte anfangs die Christen verachtet, sie sogar mit den Juden verwechselt, dann sie verfolgt, aber es nicht der Mühe werth gefunden, sich gründlicher mit ihrer Lehre zu beschäftigen. Zuerst in Afrika schrieben Fronton und Apulejus gegen das Christenthum. Sie fanden aber in demselben Afrika überlegene Gegner an Minutius Felix und Tertullian.

Minutius Felix ist der erste in der Reihe der hier ausführlich geschilderten Apologeten. Sein Werk „Octavius“ hat die Form einer Unterredung dreier Freunde. „Die drei Freunde lassen sich nieder an der Brustwehr, welche die Bäder vor dem Andrange der Meereswogen schützt. Im Hintergrunde haben sie die Stadt Ostia und die Aussicht auf das unendliche Meer. In dieser Umgebung beginnen sie eine feierliche Unterhaltung. Scheint nicht Ostia zu dergleichen frommen Betrachtungen gleichsam vorherbestimmt? Es ist auffallend und beachtenswerth, wie die christlichen Schriftsteller, so oft sie ihre Unterhaltungen in ein Gemälde der sichtbaren Natur einrahmen, die Aussicht auf den Ocean und die melancholische Einsamkeit seiner Ufer wählen:

Pontum aspectabant flentes.

So läßt der heilige Justinus am Ufer des Meeres sein Zusammentreffen mit dem Greise geschehen, mit welchem er sich unterhält, und der ihn zu dem neuen Glauben bekehrt. Entspricht vielleicht die tiefe Ruhe des Oceans und seine Unendlichkeit allein der Idee des Unendlichen, der Erhabenheit und der Ausdehnung der Hoffnungen, welche das Christenthum gewährt?“

Noch ungleich großartiger erscheint Tertullian, dessen feuriger Geist Blitz auf Blitz in das heidnische Rom schleudert, ein christlicher Hannibal, siegreicher als der heidnische. „Die Angriffe des Tertullian gegen das Heidenthum sind viel kühner und unmittelbarer, als die des Minutius Felix. Bei Minutius beherrscht die philosophische Frage die politische; die Götter sind da zwar angegriffen, aber die Kaiser noch respectirt; Minutius verwundet das Heidenthum, Tertullian gibt ihm den Todesstoß. Es gab Etwas, was Rom ebenso und vielleicht noch mehr als die Götter verehrte, und dies war das Gesetz, die Gesetzlichkeit. Tertullian respectirt auch dieses nicht mehr. Er ließ die Götter und das Gesetz bei Seite und stellte die eigentliche Frage in den Vordergrund: ‚Lassen wir, ruft er aus, ‚die eitlen Vorwände fallen; unser ganzes Verbrechen besteht darin, daß wir die Kaiser nicht anbeten!‘ — Das ist fürwahr vom heidnischen Standpunkte aus ein Verbrechen, da er die Kaiser der göttlichen Majestät beraubt, welche man ihnen unrechtmäßiger Weise verliehen; er macht sie zu Fürsten, aber welche, wie alle übrigen Menschen, unter der Hand Gottes stehen. Es war das in Wahrheit ein kühner Angriff. Tertullian streift damit an die Empörung; er hat das begriffen und erhebt sie deswegen in demselben Augenblicke als Fürsten, nachdem er sie als Götter gestürzt hat.“ Die Idee eines biblischen Königs, der da thut, was Gott wohlgefällt und dem dafür das glaubige Volk auch treuen Gehorsam leistet um Gottes willen, war ganz geeignet, den Kaisern zu gefallen und endlich die Bekehrung Constantins herbeizuführen, denn das heidnische Kaiserthum stand auf viel unsichrerem Boden. „Das war das große Uebel der heidnischen Monarchie, daß die Unterwürfigkeit von der Knechtschaft, die Unabhängigkeit von der Empörung unzertrennlich war. Die Kaiser waren nicht so grausam, trotzdem daß sie gefürchtet waren; sie fühlten selbst den Schrecken, den sie einflößten, wie Tacitus sagt: Pavebant terrebantque. Das Evangelium erst machte dieser peinlichen Alternation ein Ende. Es gab dem Gehorsam sittlichen Werth, indem es der Macht Sicherheit verlieh; es verband die Achtung vor den Menschen mit der Gottesfurcht.“ — Nicht minder tief griff Tertullian in das öffentliche Leben ein durch seine berühmten Schriften über die Schauspiele und über die weiblichen Trachten.

Der h. Cyprian war gleichfalls ein Karthager und hatte schon mit Häresie zu kämpfen. Sein milder Charakter macht neben dem feuervollen Tertullian einen äußerst erfreulichen und gewinnenden Eindruck. „Während der Verfolgung hatten nicht alle Christen dieselbe Festigkeit gezeigt; einige waren schwach gewesen bei dem bloßen Anblicke, andere bei den ersten Angriffen der

Henker; andere hatten den Idolen Weihrauch geopfert, thurificati; andere hatten den Glauben verläugnet und darüber von den heidnischen Magistraten ein Certificat erhalten, libellatici. Welches Verfahren soll nun gegen solche schwachen oder abtrünnigen Christen inne gehalten werden? Cyprian neigte zur Milde; er nahm die Partei der menschlichen Schwäche und stellte neben die nothwendige Strenge und gesetzmäßige Sühnung die Barmherzigkeit der Kirche. Anders dachten Novatus und Novatianus." Mit außerordentlicher Feinheit und geistiger Ueberlegenheit verfocht Cyprian das große Interesse der Kircheneinheit, und empfahl die Schonung und Pflege der Schwachen. Seine schöne Schrift über das Almosen hängt genau mit seiner Polemik gegen die strengen Novatianer zusammen. Er verlangt von der Kirche eine Mütterlichkeit, welche die Schwachen an Geist nicht minder zu berücksichtigen habe, wie die leiblich Armen und Kranken. Diese mütterliche und pädagogische Mission der Kirche ist freilich eine Protestation gegen die Gleichberechtigung aller Gemeindeglieder, gegen das allgemeine Priesterthum und gegen jegliche Anwendung der Demokratie auf kirchliche Dinge. Deshalb hat in den neuern demokratischen Jahrhunderten jene schöne und wahrhaft humane Mission so sehr gelitten und lange Zeit sogar den Glauben an sich selbst verloren. Der h. Cyprian daher thäte unsrer Zeit ganz besonders Noth.

Noch ein Afrikaner, Arnobius, zeigt uns ein minder erfreuliches Charakterbild. Arnobius stand nämlich nicht im christlichen Adel hoch über dem Heidenthum, sondern haßte es mit einem überchristlichen und darum unchristlichen Eifer. Auch gefiel er sich mehr im Tadel des Gegners, als in der Darlegung des eignen Werthes und fiel in Schwulst und Uebertreibung.

Auch noch ein Afrikaner, trat Lactantius als christlicher Cicero auf, mit großer Redekunst, aber mehr Dialectiker als Prophet, mehr Moralist als Christ.

Nun tritt der erste Gallier in die Reihe, Hilarius, mit einer energischen Vertheidigung der Trinität gegen den damals aufkommenden Arianismus. Ein andrer Gallier aber, der in Trier gebürtige h. Ambrosius übertraf ihn noch weit an Feuer, Umsicht und Kraft. Er verhält sich zu ihm etwa wie Tertullian zu Minutius Felix. Wie Tertullian den heidnischen Kaiser der christlichen Idee unterwarf, so Ambrosius den christlichen Kaiser der Kirche selbst. Mit seinem Schlagwort: „der Kaiser ist in der Kirche, nicht über der Kirche" legte er den Grundstein der Hierarchie. Der große Kaiser Theodosius beugte sich vor ihm ganz in dem Sinn, wie später die fränkischen Könige und deutschen Kaiser. Zugleich gab Ambrosius den Priestern eine Gesetzgebung der Pflichten und erhob die christliche Jungfräulichkeit zu dem Range, den sie seitdem behauptet hat.

Den h. Hieronymus charakterisirt Charpentier hauptsächlich als Beichtvater und Seelsorger, als den Vater, in welchem die priesterliche Bemühung um die einzelnen Seelen am meisten überwogen habe. Eine subjective, pietistische Sentimentalität ist hier die Grundlage. „Das Leben und die Schriften des heiligen Hieronymus bilden bei ihrer Mannichfaltigkeit doch ein Ganzes, welches zwar nicht im ersten Augenblicke hervortritt. In Bethlehem wie in Rom, in seinen Briefen wie in seinen Abhandlungen über verschiedene Streitfragen verfolgt Hieronymus dasselbe Ziel, nämlich die Leitung der Seelen. Seine Reisen wie seine Studien beziehen sich darauf. In der Tiefe der Wüste, in der Einsamkeit der Klöster, in Rom inmitten seiner Kämpfe ist sein beständiger Gedanke, in das christliche Gemüth eine Regel einzuprägen, welche die Seele leiten kann; in ihr ein Licht anzuzünden, welches ihr inmitten der Finsterniß und im Verfalle der alten Welt leuchten sollte. Hieronymus besitzt im hohen Grade die Wissenschaft der Seelen. Die Lebendigkeit seiner Jugend, erhalten und endlich gemäßigt, ist in eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit von zärtlicher und pathetischer Gefühle umgewandelt. In seinem Herzen hat er das Geheimniß des Andern gefunden; daraus ist die überfließende Quelle des christlichen Spiritualismus geflossen: fromme Zartheit, keusches Geheimniß, heilige Scrupeln, welche den Grund eines neuen Lebens bilden. Aus seiner Seele ergießen sich unaufhörlich diese reichen Bilder, diese sich immer entsprechenden Wendungen, diese Bewegungen, die eben so viele lebhafte wie ungestüme Witzworte sind, alles Eigenschaften, die dem Styl des Hieronymus einen Zauber und fortwährende Ueberraschung geben. Seine glänzende Phantasie, seine aufwallenden Leidenschaften, obzwar gebändigt, seine zu der profanen Literatur schlecht bekämpfte Liebe, der Contrast der Abtödtung seines Lebens und dem Feuer seines Naturells: alles gibt dem Gedanken des heiligen Hieronymus eine eigenthümliche und hinreißende Beweglichkeit."

Aufs herrlichste contrastirt mit dieser zarten, reizbaren und in gewissem Sinn weiblichen Natur der durchaus männliche h. Augustinus. „Die Stadt Gottes (Civitas Dei) ist das berühmteste und herrlichste Werk des heiligen Augustinus. Er selbst belehrt uns über die Gelegenheit, welche ihn zur Abfassung desselben veranlaßte: ‚Als Rom von den Gothen unter der Anführung ihres Königs Alarich erobert und geplündert wurde, warfen die Heiden die Schuld dieses Unglücks auf die christliche Religion und nahmen daraus einen

Vorwand, den wahren Gott zu lästern. Mich von dem Eifer des Herrn für sein Haus erfüllt fühlend, beschloß ich, sie durch dieses Werk zu widerlegen.'" Der Heilige zeigt nun, wie alle Städte und Staaten der heidnischen Welt, alle bisherigen großen Weltmonarchien vergehen müßten vor dem wahren Gottesstaate. „Man fühlte es deutlich: die Stadt Gottes des heiligen Augustinus ist die Leichenrede für die alte Welt und zugleich die offene Ankündigung der neuen Welt; die Kirche Jesu Christi ist diese himmlische Stadt. Rom, das Rom des Cäsar ist nicht mehr; aber in dem Augenblicke, wo es untergeht, erscheint ein neues Rom und mit ihm eine neue Weltherrschaft. — Augustinus ist der letzte und größte der Kirchenväter. Ein tiefer Metaphysiker, ein pathetischer und populärer Redner, ein unüberwindlicher Theologe, ein unermüdlicher Polemiker, ein origineller Historiker hat er alle Probleme der Philosophie untersucht, die Regeln der christlichen Moral festgestellt, die Häresie bekämpft, das Dogma wie die Disciplin mit der höchsten Autorität aufrecht erhalten; allen seinen Arbeiten hat er das Siegel seines Genie und seines Glaubens aufgedrückt und über die Trümmer des Heidenthums die neue Stadt, die Kirche, aufgerichtet."

Die Betrachtung wird nun auf Nebenpartien gezogen, zuerst auf Pelagius und seine Rechtfertigungslehre, die der menschlichen Eitelkeit auch heute wieder so sehr schmeichelt. Sodann auf die ersten christlichen Geschichtschreiber, Orosius, der zum erstenmal die Idee des Fortschritts in die Weltgeschichtschreibung eintrug, und Salvianus, der erste, der den bisher s. g. Barbaren den Vorzug vor den Römern und Griechen einräumte, weil sie nicht nur reiner und unschuldiger geblieben, sondern auch der christlichen Kirche zu einer Stütze dienten theils gegen die Nachwirkung der antiken Corruption, theils gegen den Cäsaropapismus in Byzanz. Weiter wirft der Verfasser einen Blick auf die beginnende Literatur der christlichen Legende, Hymnologie und Poesie überhaupt, auf den Dichter Prudentius 2c.

In dem Charakterbild Gregors des Großen zeigt Charpentier den Uebergriff des Papstthums gegenüber dem weltlichen Kaiserthum. Mit ihm begann die Trennung und Unabhängigkeit der römischen Kirche von der griechischen. Im griechischen Staatskirchenthum verkümmerte die Kirche und verlor allen Geist, nur in der Freiheit gedieh die Kirche des Abendlandes.

Charpentier geht nun von den römischen Kirchenvätern zu den griechischen über, bei denen im Allgemeinen nicht so viel Energie, praktische Entschiedenheit und Tendenz zur Einheit hervortritt, weil die Macht der Kaiser auf der einen Seite und die Nachwirkung der Philosophie und der die Phantasie beherrschenden Künste auf der andern hier die Kirche und ihre Geister viel mehr bedrängte und verwirrte. Die mächtigsten Häresien, die Gnosis, der Manichäismus kamen in den Centralpunkten der althellenischen und halborientalischen Bildung auf. Man muß fast zweifeln, ob das Christenthum in Griechenland ohne Rom allein im Stande gewesen wäre, sich seiner zahllosen, großen und kleinen, offenbaren und geheimen Feinde zu erwehren. Man lernt die römische Kirche erst verstehen und respectiren, wenn man die griechische mit ihr vergleicht.

Um unsre Anzeige nicht zu weit auszudehnen, verzeichnen wir nur kurz die griechischen Väter, die hier der Reihe nach von Charpentier, wie oben die römischen, charakterisirt werden: Ignatius, Hermas der Visionär, Justinus und Tatianus mit ihren Streitschriften gegen die heidnische Philosophie, Irenäus und der hochgelehrte Clemens von Alexandrien mit den ihrigen gegen die Häretiker, Origenes, Eusebius. Bei weitem das meiste Interesse erregt der h. Athanasius durch seinen Sieg über den Arianismus. Das war der größte Moment in der griechischen Kirchengeschichte. Neben Athanasius glänzen ferner Gregor von Nazianz, der berühmte Gegner des abtrünnigen Kaiser Julian und der h. Basilius, Stifter des griechischen Mönchthums. Es ist bemerkenswerth, daß dieser fromme Basilius den Klöstern die Pflege der heidnischen Dichter empfahl, als eines Blumengartens, aus dem die christliche Biene immerhin Honig ziehen könne. Dieser Ansicht verdankt man die Erhaltung der Classiker in immer wiederholten Abschriften. Allein Basilius dachte wohl nicht daran, daß der christliche Geist nicht immer stark genug bleiben würde, um nicht wieder vom heidnischen, den man in den Büchern pflegte, überwältigt werden zu können. Nachdem der Verfasser noch von dem apokalyptischen Ephräm und von Gregor von Nyssa gehandelt, gibt er uns wieder ein ausführlicheres und sehr anziehendes Charakterbild in dem h. Johannes Chrysostomus, dem größten Redner der griechischen Welt. Zum Schluß noch Einiges über die griechische Hymnologie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1²/₃ Thaler.

Mittwoch, N° 103. 26. Dezember 1855.

Geschichte.

Lehrbuch der Universalgeschichte von Dr. Heinrich Leo. Vierter Band. Das Revolutionszeitalter bis zu Ende des Feldzugs Napoleons nach Rußland. Dritte, umgearbeitete Auflage. Halle, Anton, 1856.

Daß eine dritte Auflage dieses Buches nöthig geworden ist, beweist, wie viele Leser es angesprochen hat. Leo ist nicht nur ein ausgezeichneter Geschichtschreiber, sondern hat bei Abfassung des vorliegenden Werks noch einen andern Vorzug, den des wärmsten Patriotismus und sittlichen Gefühls bewährt. Gegenüber der Blasirtheit so vieler neueren Historiker, die einen Werth darein zu setzen scheinen, eine Brusthöhle, aus welcher das Herz ausgeschnitten ist, zur Schau zu tragen, thut Leo's natürliche und belebte Schreibart überaus wohl.

Wenn seine Indignation über die Teufeleien in der französischen Revolution nicht selten einen kraftvollen und unumwundenen Ausdruck wählt, der die Demokratie unsrer Tage schwer beleidigt und zugleich der froschkalten Schule, welcher Zurückhaltung und feiner Ausdruck über alles geht, anstößig erscheint, so kann man ihm doch keineswegs einen blinden Haß zum Vorwurf machen. Er ist gerecht gegen die großen Charaktere der Revolution, z. B. Danton, und spendet auch der königlichen Partei keineswegs ein unbedachtes Lob. Sein Urtheil über den König selbst ist sehr streng. „Hätte der König eine Ahnung gehabt, daß es später mit noch weit unzureichenderen Mitteln doch werde dazu kommen müssen, daß er zum Widerstande das Aeußerste versuchte (wie denn am Hofe wirklich Leute genug waren, die diese Einsicht hatten), so würde er es doch wohl auf einen Bürgerkrieg damals schon haben ankommen lassen. Ein solcher würde, wenn er mit Einsicht und Energie in die Hand genommen worden wäre, der ganzen Angelegenheit nothwendig eine andere Wendung gegeben haben. Das alte Frankreich und die alte Stellung der Regierung und der Stände würde freilich auch in dieser Weise niemand haben erhalten können, denn sie war haltlos und durch und durch Lüge geworden, aber was sich gebildet hätte, wäre doch Ergebniß des unmittelbaren Lebens und der in ihm thätigen persönlichen Kräfte, keinesfalls so sehr das Kind abstractes Denkens einerseits und pöbelhafter Eingriffe andrerseits geworden, wie wir demnächst den französischen Staat sich gestalten sehen. Der König konnte sich aber zu dem Gedanken eines Bürgerkrieges nicht entschließen, weil er sich nie als von Gott zum Träger allgemeiner Interessen bestimmten König, sondern immer nur als einen mit außerordentlicher Macht ausgestatteten einzelnen Menschen fühlte und deshalb den Gedanken nicht ertragen konnte, daß seinetwegen Blut vergossen werden sollte. Es fehlte ihm mit einem Worte die innere Majestät, für die allerdings, wenn es ihre Erhaltung gilt, auch Ströme Blutes vergossen werden sollen. Aus diesem Gefühle ging auch, als bald nachher das Volk seinerseits den blutigen Kampf begann, fortwährend die Schwäche des Königes hervor, der auf allen Punkten, wo er energisch angegriffen ward, nachgab; lieber seine treuen Diener preisgab und der Wuth des Pöbels opferte, als sich ein Herz gegen diesen faßte und ein einzigesmal energisch und mit seiner ganzen Person in den angebotenen Kampf eintrat — und so ist es ein tragisches und empörendes Schauspiel zugleich zu sehen, wie der Muth und die Einsicht der Personen in des Königs Umgebung, welche wußten, was der König der Majestät schuldig sey, fortwährend in der Hoffnung, der König werde endlich sich einmal als König fühlen, die Reste der treuen Unterthanen nachher zu Anstrengungen gegen die Revolution forttrieb, und wie diese dann jedesmal vom Könige im Stich gelassen, schmählig

aufgeopfert und partieenweise fruchtlos dem Tode preisgegeben werden — man kann insofern sagen, daß das Blut dieser fruchtlos geopferten Getreuen gegen den König zum Himmel geschrieen, daß das scheußliche Verbrechen der Hinrichtung des Königes doch nach einer anderen Seite der Betrachtung ein fast nothwendiges Resultat der wirklich heillosen und unwürdigen Weise war, mit welcher der König die ihm von Gott anvertraute Gewalt handhabte."

Man hat Leo seine entschiedene Abneigung gegen die s. g. Ehrenmänner der französischen Revolution vorgeworfen, z. B. die gegen Lafayette. Allein er hat doch Recht, den Privatcharakter vom öffentlichen zu trennen und einen großen Theil der Schuld an der eingerissenen Anarchie jenen wohlmeinenden und rechtschaffenen, aber in Theorien verrannten, eitlen und gegen Widersacher hin und wieder doch auch erbosten und intriganten Constitutionellen und Girondins zuzuwälzen, sofern sie blind alles Alte niderrissen, ohne zu sehen, was nachher kommen würde. Wenn nun, wie nicht zu leugnen ist, mit solchen unfähigen und eigentlich philiströsen Schwärmern immer und immer wieder eine Art von Götzendienst getrieben wird und neben ihnen weder eine Einsicht noch eine Tugend im politischen Leben gelten soll, so ist es allerdings Zeit, solche privilegirten Lorbeerträger etwas strenger zu beurtheilen und ihr Verdienst auf seinen reellen Werth zu reduciren. Lafayette's erster Fehler war, daß er aus Neid gegen Mirabeau dessen Pläne zur Rettung der Monarchie stets durchkreuzte und vereitelte, und dadurch nur den Jacobinern in die Hände arbeitete. Vgl. die Ausführungen auf S. 401. Nur damit Mirabau nicht wieder gewählt werden und mit seiner mächtigen Stimme die Versammlung beherrschen könne, wurde der tolle Beschluß durchgesetzt, kein einziges Mitglied der bisherigen constituirenden Nationalversammlung dürfe in den neuen legislativen Körper übergehen. Nun kamen neue Leute und mit ihnen neue Interessen, neue Eitelkeiten; der Abgrund der Revolution, statt geschlossen werden zu können, wurde jetzt erst recht aufgethan.

Mit Recht bemerkt Leo, Lafayette hätte nicht den Oberbefehl der Nationalgarde, Bailly nicht die Mairie übernehmen oder behalten sollen, wenn sie doch zu schwach waren und blieben, um Ordnung und Gesetz zu handhaben. Die scheußlichen Ermordungen Ferrons und Berthiers geschahen unter ihren Augen, und sie thaten nichts dagegen und blieben in ihren Aemtern. „Wie tief muß doch die elendeste Eitelkeit in Bailly's und Lafayette's Herzen gesessen haben! Unter pomphaften Phrasen hatten sie Stellen übernommen, die ihnen, wie die Phrase lautete, das Vertrauen des Volkes übertrug, und nun zeigte sich, daß dieses Vertrauen so elend oder ihr Verstand so schwach war, daß sie selbst solche Verbrechen, wie Berthiers Mord, nicht zu hindern vermochten — und dennoch behielten diese Stellen für sie einen Reiz! und dennoch erklärte Lafayette, als er am anderen Tage zum Schein die Farce aufführte, daß er, empört über die Vorgänge des 22ten Juli seine Stelle niederlegen wolle, seinen Freunden unter der Hand im voraus, daß er das nur zum Scheine thue, daß sie in ihn dringen möchten, damit er in seiner Stellung bleiben könne. So niedrig hätte Washington nie gehandelt! Sein frommes Herz hätte sich von so satanischem Wesen mit Jammer und Entsetzen abgekehrt. Washingtons Affe aber wußte nur, wie alle Affen, die Aeußerlichkeiten dessen, den er nachahmte, karikirt zu copiren." S. 331. Die Constitutionellen überhaupt theilten mehr oder weniger diese Schuld. Um dem König Concessionen abzudringen, beförderten sie die Revolution, die sie dann nicht mehr im Zaume halten konnten. Ihre Schwäche verrieth sich schon bei der ersten Gründung des Jacobinerclubs. Schon in Versailles war der Club Breton entstanden. „Der drohende Angriff auf die geistlichen Güter hatte inzwischen Sieyes in die Reihe der gemäßigten Bestandtheile des Clubs geworfen und ihn zum Führer derselben gemacht. Er hatte den Plan, den Club neu und mit Ausschließung der *heftigeren* Bestandtheile umzugestalten. Der Plan transpirirte aber, und dies ward der Grund, weshalb gerade die heftigeren Elemente auf raschere Reorganisation drangen, ehe Sieyes's Intrigue reif geworden. Ein Deputirter aus der Freigrafschaft, Gourdan, miethete deshalb das Refectorium des Jacobinerklosters für jährlich 200 Livres. Es lag da, wo jetzt der Markt St. Honoré entstanden ist. Eine hinreichende Anzahl alter Stühle und Tische ward auch sofort gemiethet und in den ersten Tagen des November ward der Club neu eröffnet. Es kamen das erstemal nur 100 Deputirte als Mitglieder des Clubs zusammen; natürlich vorzugsweise die heftigeren, deren Partei diese Reorganisation in die Hand genommen hatte. Aber sofort schien es den gemäßigteren, daß sie einen wichtigen Theil ihres Einflusses weggäben, und am zweiten Versammlungstage kamen auch sie. Es war dieselbe falsche Politik, die so oft revolutionäre Bildungen stark gemacht hat, daß man zutritt um Maß halten zu helfen, durch den Zutritt der Sache Wichtigkeit gibt, und dann das Maß doch nicht halten machen kann, sondern mit fortgerissen wird." S. 418.

Während über das ganze Werk Leo's große Klarheit verbreitet ist, rückt die Beleuchtung doch einzelnen Par-

thien auffallend näher. Die Behandlung ist insofern ungleich. Die aufsteigende Bewegung der Revolution ist mit weit mehr Ausführlichkeit geschildert, wie die absteigende, die Revolution selbst weit mehr, als das napoleonische Kaiserreich. Einzelheiten, z. B. das Leben Mirabeau's, der Halsbandprozeß, die Flucht der königlichen Familie nach Varenne, der 10. August und die Septembermorde, die öffentliche Abschaffung des Christenthums und Einführung des Vernunftcultus ꝛc. treten so lebendig hervor, wie Schilderungen in einem Romane. Andere Parthien sind auffallend kurz gehalten. Allein das Band des Zusammenhangs wird dadurch nie gelockert und mit wahrer historischer Kunst verfolgt Leo die dissolving views der Revolution, das Vorschieben immer eines neuen Bildes vor das andere, ehe jenes noch ganz abgeblaßt ist. In der übersichtlichen Auffassung der Gesammtentwicklung der Revolution, so wie in der scharfen Charakteristik der Parteien und Parteihäupter ist das Buch sehr zu loben.

In der Beschreibung der wahnsinnigen und ekelhaften Scenen im Convent und Jakobinerklub bei Abschaffung der Religion ꝛc. war es dem Geschichtschreiber wohl gestattet, die Feder in Sarkasmus zu tauchen. Aber er unterschätzt die Revolutionäre deßhalb nicht. Er weiß ihre Energie recht wohl zu würdigen. „In den Kampf aber mit den Engländern in Toulon, mit den Royalisten in der Vendée und in Lyon; mit Preußen und Reichsarmee an den Grenzen von Elsaß und Lothringen; mit Oestreichern, Niederländern und Engländern in den Departements des Norden; mit Spaniern in den Departements des Süden; mit Sardiniern in Savoyen und in der Grafschaft Nizza — in diesem Riesenkampfe mit den umgebenden Feinden, als nun auch die Furcht vor einem Schicksale, wie Marat es gehabt, dessen Genossen ergriffen und über alles ruhige menschliche Empfinden hinausgetrieben hatte, faßte der Berg in der Verzweiflung den Vorsatz, lieber ganz Frankreich in Asche zu legen (de bruler la France) — und Alles mit grauenhaftem Schrecken niederzuschlagen, als zu weichen. Als 44,000 Revolutionscomités von Frankreich und an der Spitze aller der Wohlfahrtsausschuß waren in fieberhafter Thätigkeit und jeder Franzose fühlte, daß er mitgehen müsse in dieser Bewegung, oder daß auch ihm der Tod drohe auf allen Seiten. Nun führte aber auch Danton durch seinen Einfluß auf den Wohlfahrtsausschuß und auf den Convent, um das gemeine Volk ganz an den neuen Zustand der Dinge zu fesseln, einen Versammlungssold ein, wie in der ochlokratischen Zeit in Athen: — wöchentlich sollte jede Section zwei Sitzungen halten, an welcher jeder Bürger Theil zu nehmen und jeder, der es bedurfte, für seine Theilnahme 4 Franken zu empfangen hätte. Wer diesen zwei Sitzungen beiwohnte, hatte 8 Franken, das war die Hälfte dessen, was er überhaupt die Woche über brauchte. Natürlich ward die Ausgabe auf Kosten der wohlhabenden Bürger bestritten, und das war leicht; denn am 23. August hatte der Wohlfahrtsausschuß das Decret erlassen: ganz Frankreich, das Leben und die Habe aller seiner Einwohner, sey zur Disposition des Conventes und seiner Behörden, also auch des Wohlfahrtsausschusses selbst gestellt. Barrère hatte die Erklärung aufgesetzt; in begeisterter Rede erklärte er: ganz Frankreich sei eine einzige belagerte Stadt, welche unbedingt den Befehlen des Commandanten, des Conventes, zu gehorchen habe.“ S. 736.

In den letzten Parthien des Buches, in der Geschichte Napoleons und seiner großen Kriege in Deutschland, begegnen wir einer merkwürdigen Kritik der Göthe'schen Wahlverwandtschaften. Es ist nämlich auch Leo aufgefallen, daß dieses berühmte Buch gerade in den Jahren der tiefsten nationalen Schmach Deutschlands entstanden ist. Es erschien zum erstenmal gedruckt im Jahr 1809. In denselben Tagen, in denen die edeln Tiroler Deutschlands Ehre so todesmuthig retteten, gab der große Dichter in Weimar jene berüchtigte Apologie des Ehebruchs heraus, ein todtgeborenes Kind kaltberechneter Sünde, ähnlich jenen Ekelgeburten, die man früher dem „eiskalten“ Verkehr der Hexen mit dem Teufel zuschrieb. Leo sagt, in diesem Buche habe die „Bewußtseynszustände“, habe der schlechte Geist der Zeit culminirt, von da ab habe sich ein besserer zu regen angefangen. „Um diese Bewußtseynszustände zu fassen, richten wir unsere Blicke auf ein Werk, welches wenige Jahre nach dem preußischen Kriege im Drucke erschien, welches also in der Zeit, bei welcher wir stehen, entstanden ist und die die deutsche höhere Gesellschaft jener Zeit mit unvergleichlicher Objectivität porträtirt, auf Göthe's Wahlverwandtschaften. Dieses Werk, in dem sich Göthe ein Denkmal gesetzt hat als Meister der Sprache und des Ausdrucks; als gruppirender, alle Verhältnisse des Kunstwerkes messender Künstler, als reicher Dichter, wie unsere Alten sagten, als Schuf, als schaffender Geist, obwohl auf einem an Motiven armen Raume, dieses Werk, eines der größesten Göthe's, ist zugleich für die Nation eine Schmachsäule zu ewigem Andenken. Betrachten wir das Leben, was sich in dieser Dichtung dargestellt, so findet man das treueste Abbild der geistigen Atmosphäre, in der sich in jener Zeit der größeste Theil der vornehmeren deutschen Welt bewegte. Für die Nation kein Herz, für nationale Freiheit und

Würde kein Sinn und an den Staat so wenig Gedanke als möglich. Der Staat hatte in Deutschland seine sittliche Würde verloren. Er erhielt überall die geistige Hauptdirection vom Auslande, hatte keine selbstständigen Ehren und gewährte keinen Trost. Die Folge war, daß ihn diejenigen, die die Mittel hatten, sich ihr Privatleben auszuschmücken, nur ansahen als einen ziemlich gleichgiltigen Rahmen, an den man sein Herz so wenig als möglich zu hängen habe; der doch gut sey, in wiefern er im Wesentlichen Ruhe und Ordnung erhalte und das aufrecht, was man damals Gesittung zu nennen anfing, damit die Leute, die täglich ein Desert verzehrten, in Sicherheit ihre Mandeln bei einem Glase Wein knacken könnten. Auch zeigte sich die allgemeine Staatsordnung noch dadurch wohlthuend, daß es durch sie möglich ward, ausgezeichnetere Stellungen in der Gesellschaft zu gewinnen, Geheimerath zu werden oder Oberst. In dieser Weise figurirte etwa noch der Staat in den Rheinbundstaaten Deutschlands — es war mit Einem Worte die Sattheit des Todes in die öffentlichen Verhältnisse eingekehrt, und mit dieser Physiognomie etwa blicken einen die Beziehungen an, welche jener Roman beiläufig auf allgemeinere Verhältnisse nimmt. Geistige Lebensmotive sind in der Beziehung zu Volk und Vaterland in jenem Romane gar keine, und das war das Bild im Ganzen der höheren Gesellschaft, so weit sie ihre Bildung dem vorigen Jahrhunderte verdankt hatte. Diese höhere Gesellschaft hatte vor der französischen Revolution für ganz allgemeine Interessen der Humanität geschwärmt und sich den nationalen entfremdet, die Nationalität als eine hemmende Schranke für ein angeblich Höheres, für ein allgemein Menschliches fassen lernen, also als ein hinderndes Vorurtheil. Der Gang der französischen Revolution hatte nüchtern werden lassen aus jenem Champagnerrausche allgemein menschlicher Ideale; nun war man in verdrießlicher Stimmung zu allem Politischen, suchte sich das Privatleben so genießlich als möglich zu machen, und schaute mit altkluger Gleichgiltigkeit dem Einsturze aller alten Formen des nationalen Lebens zu. Diese altkluge Gleichgiltigkeit, diese Sattheit des Todes, sie spiegelt sich auf jeder Seite der Wahlverwandtschaften."

(Schluß folgt.)

Biographie.

Egidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber. Von Jakob Vogel. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1856.

Mit dem Bildniß Tschudis. Wer kennt nicht die schöne Schweizerchronik Tschudis, die Hauptquelle, aus der Schiller seinen Wilhelm Tell geschöpft hat! Mit Recht rühmen sich die Schweizer dieses Nationalwerkes. Tschudi hat in der Schweizer Mundart im sechszehnten Jahrhundert bereits ein ungleich schöner stylisirtes Werk geschrieben, als irgend Einer zwei Jahrhunderte nach ihm. Naivetät und Kraft, volksthümliche Einfachheit, besonnene pragmatische Darstellung und Nationalstolz sprechen uns hier mit dem Hauch ächter Genialität an. Bei Tschudi ist eben so viel Natur, wie bei Johannes Müller Unnatur. Bei Tschudi eben so viel Schweizertreue und republikanische Würde, wie bei Johannes Müller nur Berechnung, Falschheit und Speichelleckerei in zehnerlei Fürstendienst.

Tschudi war ein sehr angesehener Staats- und Volksmann, Obervogt, Mitglied der Tagsatzungen rc. mitten in den Stürmen der Reformation ein Haupt der katholischen Partei, aber zu treu eidgenössisch, um nicht vor dem Bruderkriege zu warnen und Frieden zu predigen. Er hatte Reisen gemacht und stand mit den Gelehrten und Staatsmännern ringumher in Verbindung, weshalb er auch so reiche Quellen und Urkunden für seine Chronik zusammenbrachte. Er starb 1572.

Die sorgfältig zusammengetragene Biographie verdient den Dank aller Geschichtsfreunde. Inzwischen hätte der Verfasser nicht nöthig gehabt, so viel Galle über Kopp auszuschütten, der bekanntlich schon vor Jahren die den Wilhelm Tell und das Grütli betreffende Erzählung Tschudis als unhistorisch nachgewiesen hat. Diese kritische Forschung, die manches Sagenhafte aus der wahren Geschichte ausscheidet, vermag doch nimmer die Berechtigung der Schweizer zu Gründung ihrer Eidgenossenschaft anzutasten. Die Schweizer, ob sie mehr oder weniger in den Herrendienst gekommen waren, griffen doch nur zur Verfassung freier alemannischer Gaugenossen zurück, die ihr ursprüngliches Recht war. Im Norden haben Ostfriesen und Dithmarschen ganz das Nämliche gethan. Das alte Volksrecht war durch die Ausdehnung dynastischer Vorrechte theils wirklich untergegangen, theils beschränkt, theils beanstandet. Der schwache Bauer unterlag, der starke warf die übermüthigen Herren zum Lande hinaus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Wolfgang Menzels

Literaturblatt.

Dieses Blatt erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend. Man abonnirt durch die Postämter beim K. Württ. Hauptpostamt Stuttgart oder durch die Buchhandlungen bei Herrn Paul Neff daselbst halbjährlich in Süddeutschland mit fl. 3., in Norddeutschland mit 1⅔ Thaler.

Sonnabend, **N° 104.** 29. Dezember 1855.

Geschichte.

Lehrbuch der Universalgeschichte von Dr. Heinrich Leo. Vierter Band. Das Revolutionszeitalter bis zu Ende des Feldzugs Napoleons nach Rußland. Dritte, umgearbeitete Auflage. Halle, Anton, 1856.

(Schluß.)

„In diesem geistlosen, verödeten Zustande treffen wir sie in Deutschland in den Jahren 1806 bis 1812 als völlige Geisteswüste — die Erhaltung und Fortpflanzung ihrer Bestimmung ruhte damals auf einzelnen Häuptern, Häuptern, die auf die Haltung des gesellschaftlichen Lebens im Ganzen von geringem Einflusse waren. — In diesem Zustande treffen wir die Kirche wieder in den Wahlverwandtschaften. Von religiösen Aeußerlichkeiten ist darin viel die Rede; von der Art und Weise, wie sich die Menschen die Dinge dieser Welt zurecht zu legen hätten, um sie leidlich behaglich führen zu können; — auch ein Kapellchen wird gemalt und eine Leiche mit Kränzchen hineingelegt und ein Köfferchen mit Weiberkrimskrams und sentimentalen Liebeserinnerungen — aber vom Glauben, von einem ursprünglich und aus dem Verständnisse der Menschenseele mit Gott aufsprudelnden Lebensquell, davon ist nirgends die Rede — die zehn Gebote, die heilige Gestaltung der Ehe durch die Kirche werden, um zum Gegenstande der Discussion zu dienen, in Frage gestellt — aber in der Hauptsache steht Alles genau in demselben Verhältnisse, wie unter Tiberius in Rom; denn für alle Verwickelungen des Lebens gibt es nur den Tod oder die Resignation altkluger Verständigkeit d. h. auch den Tod, aber bei lebendigem Leibe, als Lösung. Wo sich wenigstens in der Leidenschaft, wie in der Liebe Eduards und Ottiliens noch eine Ader unmittelbares Lebens regt, wird sie in ihrer Bedeutung den Naturmächten zur Seite gestellt und durch chemische Affinitäten erklärt — kurz! es ist auch hier die Sattheit des Todes, die in der Kirche wohnt, und nicht ein Funke lebendiges Glaubens. Vom Glück d. h. von dem Genügen, welches sich die Altklugheit schafft, ist fast auf jeder Seite die Rede; nirgends aber von der Seligkeit d. h. von dem Genügen, was in der lebendigen Gewißheit Gottes liegt. Ein altkluger Mensch, wie jener Mittler, das ist der eigentliche Priester; altkluge Leute wie der Major und die Baronin das sind die wahren Katechumenen dieser klassischen Gemeinde — die Sattheit des Todes in allen."

So weit der vornehme Dichter, der das Volk verachtete. Dem hält Leo das Bild der tapfern und getreuen Tiroler des Jahres 1809 entgegen und schließt: „So wie Tirol in den Krieg hineingezogen, dann bald von Oestreich seinen eignen Kräften überlassen war, sahen wir auch sich das Wesen des deutschen Volksheeres, des alten Heerbannes in herrlichster, glänzendster Weise entwickeln, und schon oben mußten wir der Aehnlichkeit mit dem Kampfe im Teutoburger Walde gedenken — mehr als einmal sahen wir gewissermaßen die Geister der Ahnen, wie aus tausendjährigem Verschlusse, in den Bergen hervorbringen und die flatternden Fahnen der Landesfreiheit und des alten Rechts auf den Firsten und in den Schluchten des Gebirges schwingen. Hofer selbst und seine Genossen, Haspinger, Speckbacher und wie sie alle hießen, sie waren uns wie Gestalten aus einer abgeschiedenen, aus einer Jugendzeit begegnet — das alte Reich war gestorben und begraben, aber, wie der Psalmist von dem Manne sagt, der auf Gottes Wegen wandelt, er werde nicht allein seyn vor seinen Feinden im Thore, kräftige Söhne, die Stütze seines Rechts, würden an seinem Tische sitzen — so waren die Söhne des Reiches auf gewesen und hatten die Ehre des hingeschiedenen Erzeugers, die Ehre des deutschen

Namens, mit ihrem Blute vertheidigt, im Unterliegen selbst wiedergewonnen und besiegelt. Und wie wir den alten Heerban, die Kraft des Volksheeres, im Tirol plötzlich wieder mitten in moderner Umgebung, und auch gegen die Waffen der modernen Zeit wieder mächtig, erstehen sahen, so haben wir auch das alte deutsche Rittergefolge wieder gesehen, ursprünglich, kräftig, wie Cäsar und Tacitus nur irgend es beschreiben können. Der deutsche, von seinem Erbe rechtlos vertriebene Fürstensohn, der Herzog Wilhelm hatte die grollenden Recken um sich gesammelt, die gleich ihm vor der Tyrannenruthe des schnöden Fremdlings gewichen waren; er war mit ihnen in das Haus seiner Väter eingezogen, und wenn auch noch nicht im Stande gewesen, festen Fuß daselbst zu fassen, hatte er doch diese alte Weise des Volkes, das Reckenleben edler Deutscher, von Neuem belebt. Da wird es uns deutlich, daß die Noth ganzer Völker, so lange der alte Gott in ihnen noch nicht ganz aus dem Gedächtnisse geschwunden, ein wunderbares Werkzeug ist seiner segnenden Hand. Sie ist von Zeit zu Zeit nothwendig, ,um alle eigenthümlichen Gesinnungen und Bildungen und Richtungen zu prüfen, die sich vorher in dem Uebermuthe ruhigeres, geschützteres Daseyns entwickelten, — sie ist von Zeit zu Zeit nothwendig, um die leeren Sonderbarkeiten, die abgestorbenen, hindernden Bestandtheile auszuscheiden, und die echte, reine, aus sich selbst lebende Eigenthümlichkeit wieder zu bewähren, zu stärken, in das Recht ihrer herrschenden Stellung einzuweisen. Da verblassen und verbleichen alle angelernten Manieren und der ursprüngliche Charakter bricht mit neuer Kraft aus den Geburtswehen wie ein neugebornes Kind hervor, damit sich das Leben des Volkes verjünge und einen neuen Anlauf nehme zu unverwüstlichem Daseyn. Erkennen wir das Glück, einem Volke anzugehören wie das deutsche ist — einem Volke, was mit tapferem, keuschem Sinne zuerst sein Land in Besitz genommen und es in jeder kommenden Noth und Verwirrung so behauptet hat, weil es immer wieder flüchten konnte zu dem tapferen, keuschen Sinne der Ahnen! — erkennen wir das Glück, einem Volke anzugehören, welches ein wahrer, ein geborener Adelsmann ist unter den Völkern dieser Erde! — erkennen wir dies Glück und benedeien das Andenken der Vorfahren, die das Land mit ihrem Blute getränkt, um es uns und bei seiner alten Art zu erhalten! Möge uns nie etwas entsetzlicher erscheinen als das Unglück, das sittliche Unglück und der Fluch, der die Generation treffen müßte, die einmal das reine Erbe der Väter schmachvoll im Stiche gelassen! — Auch die Väter allerdings haben gesündigt, wie ja auch der Gerechte täglich sündigt siebenmal — aber noch hat unser Volk aus jeder schmachvollen Lage sich wieder erhoben — und aus der schmachvollsten am glanzvollsten."

Sittengeschichte.

Sitten und Bräuche, Lieder, Sprüchwörter und Räthsel des Eifler Volkes nebst einem Idiotikon. Von J. H. Schmitz. Trier, Lintz, 1856.

Eine sehr schätzbare Sammlung. Die Eifel ist eines von den wenigen deutschen Ländern, die noch nicht ganz von der Kultur aufgeleckt sind, wo noch viel gutes und treffliches Alte sich erhalten hat. Dahin rechnen wir vornehmlich die Gebräuche, die sich auf das Verhältniß der beiden Geschlechter beziehen, die zum Theil sehr alten und seltsamen Mailehen, Brautkronen 2c.

„An der Ahr und in der Umgegend, wie auch in Blankenheim, versammeln sich am Vorabende des ersten Maies alle Bursche des Dorfes, welche eine Innung bilden, der ein gewählter Schultheiße, Schöffen und Schreiber vorstehen, zum Mailehen. Der Schultheiß bietet unter der Linde oder vor der *Kirchthüre sämmtliche* Mädchen aus. Er ruft die einzelnen Mädchen des Dorfes mit Namen und schlägt jedes Einzelne dem Meistbietenden zu. Der Ansteigerer hat das Recht, mit dem ersteigerten Mädchen während des Frühlings und Sommers zu tanzen und bei allen Gelegenheiten als ihr Bevorzugter zu gelten. Der Schultheiß hat beim Ansteigern die Vorhand und beginnt mit seinem angesteigerten Mädchen stets den Tanz. Die Mädchen, welche bei der Versteigerung keine Liebhaber gefunden haben, bilden den ‚Bündel' oder die ‚Rummel', und werden gewöhnlich in Bausch und Bogen von einem Burschen angesteigert, der dann bei ihnen dieselben Rechte hat, wie jeder Einzelne bei seinem Mailehen. Die aus der Versteigerung zusammengebrachten Gelder werden an den Kirchweihtagen oder bei sonstigen Festlichkeiten gemeinschaftlich verzehrt. Nach der Versteigerung beeilt sich jeder Bursche, seinem ‚Mailehen' oder seiner ‚Maifrau' einen schönen Maien an den Giebel oder auf das Dach ihrer Wohnung zu stecken, wogegen Jene dessen Hut für den Tanz mit bunten Bändern und Blumen schmückt. Die Mädchenversteigerung war, wie wir später hören werden, in der Eifel allgemein üblich, obgleich sie nicht allerwärts weder zu derselben Zeit noch unter demselben Namen stattfand. Kommt im Laufe des Jahres ein

Mädchen zum Falle und zeigt es sich, daß sie schon beim Maifeste ihr Kränzlein eingebüßt hatte, so wird die Dorflinde „gescheuert', d. h. der Rasen oder das Pflaster um dieselbe aufgebrochen und erneuert. Ueberhaupt wird beim Mailehen auf's Strengste auf Ordnung und Sittlichkeit gesehen. In Brohl, am Rhein, in Meckendorf, Adendorf u. a. O. ist das angesteigerte Mädchen nicht nur verpflichtet, ausschließlich nur mit seinem Ansteigerer zu tanzen, sondern sich auch nur mit ihm allerwärts zu unterhalten, und zwar so lange, bis man Blüthen an den dicken Bohnen im Freien sieht. Eigene Hüter (Schützen) sind beauftragt, diesfallsige Uebertretungen zur Anzeige zu bringen, welche dann streng bestraft werden. — In Neuerburg (Kr. Wittlich) wurde jedes Jahr eins der Mädchen zur „Königin' erwählt und dasselbe erhielt die Brautkrone in Verwahrung, welche alle unbescholtenen Bräute trugen. — Heirathet ein Bursche nicht seine frühere Geliebte, sondern ein anderes Mädchen, so stellen die Bursche Jener des Nachts einen ‚Strohmann' auf das Dach, und im umgekehrten Falle erhält Jener ein ‚Strohmädel'. An Stelle des Strohmannes und Strohmädel tritt auch häufig das ‚Körben'. Man nimmt einen Korb, dem der Boden entnommen ist, und die Bursche ziehen das Mädchen, und die Mädchen den jungen Mann, dem sein Brautstück entgangen ist, durch denselben, indem sie ihm den Korb über den Kopf stecken. Endlich auch ist es üblich in dem angegebenen Falle ‚Kaf (Spreu) zu streuen' und zwar von dem Hause des betreffenden Burschen bis zu dem des betreffenden Mädchens." So seltsam diese alten Bräuche erscheinen, kann man doch nicht leugnen, sie waren und sind eine gute Bürgschaft für Zucht und Treue in der ländlichen Bevölkerung. Sie sind viel besser und schöner, als was die moderne „Bildung und Freiheit für alle" zuwege gebracht hat. Sie sind der Jugend selbst angenehm, von poetischem Reiz erfüllt, und zeigen, wie einfach und mit welcher Weisheit die älteren Gesetzgeber und Ordner menschlicher Sitten verfahren sind, und wie unsre ganze moderne Staats- und Societätswissenschaft mit all ihrer Anmaßung weit hinter jener guten alten Praxis zurückgeblieben ist. Mit welcher zarten und leisen Hand bewegte vor Alters „das Herkommen" und „der Glauben" die Massen und hielt die willig Gehorchenden in guter Ordnung; mit welchem Embarras dagegen und Geschrei, mit welcher Weitschweifigkeit und Gewaltthätigkeit muß der moderne Polizeistaat seine Leute in Zucht halten.

Die das Gemüth ansprechenden altkirchlichen und sittlichen Gebräuche, welche zu zerstören seit dem vorigen Jahrhundert der aufgeklärte Despotismus und die rationalistische Schulmeisterei gewetteifert haben, sind durch nichts als gemüthlose Polizeivorschriften und langweilige Moralpredigten ersetzt worden, die man umgeht, wie man kann, oder über die man lacht. Es ist keine heilige Gewöhnung an das sittlich Reine und Schöne, kein inniger Glaube, keine ungezwungene Hingebung, kein poetischer Sinn mehr da. Diesen Zauber des Schönen, der über dem Volke schwebte und wie ein guter Geist die in der Tiefe schlummernden Dämonen gebannt hielt, hat das vielgepriesene philosophische Jahrhundert vernichtet, ohne zu ahnen, wie frevelhaft und verhängnißvoll, wie böse und dumm das gehandelt war.

Von besonderem Interesse sind ferner die Kinderspiele und zahlreichen Kinderreime. Auch erhalten wir einige gute Beiträge zu den Schildbürgergeschichten, z. B.: „Die Kirche zu W. war für die Gemeinde zu klein, deshalb versammelten sich die Schöffenräthe und berathschlagten, wie man selbe am wohlfeilsten und schnellsten erweitern könnte. Ein hochweises Mitglied des Rathes machte den Vorschlag, man sollte die Einwohner der Gemeinde ins Innere der Kirche führen, an die Seitenmauern stellen und selbe durch Drücken (Deihen) ausrücken lassen; so müsse die Kirche nothwendig nach Belieben erweitert werden können. Der Vorschlag fand allgemein Beifall und das Werk schien dem Rathe um so leichter und sicherer ausführbar, wenn noch rings um die Kirche Leintücher mit Erbsen bestreut gelegt würden. Es kostet, sagte man, nur einen Ruck, und die Seitenmauern stehen auf den Erbsen, und dann geht es mit der größten Leichtigkeit. Hierauf säumte man nicht mehr, Hand an's Werk zu legen. Alsbald war die Kirche rings mit Tüchern und Erbsen umlegt. Hierauf führte der Ortsvorsteher die Gemeinde in dieselbe und hieß sie kräftig an's Werk gehen. Eine Weile darnach begab derselbe sich hinaus, um zu sehen, wie weit die Mauern bereits hinausgerückt seyen. Da kam ein Fremder, welcher sich über das zu vollführende Werk erkundigte, und nachdem er darüber Aufschluß erhalten, äußerte er, dasselbe werde sonder Zweifel gelingen. Der Ortsvorsteher begab sich hierauf wieder in die Kirche zurück und sprach zur Aufmunterung:

‚Jongen deit, deit! Jongen deit! ät göt dar.
An d' Hän gespaut on gedäul, ät mächt föch.'

Unterdessen nahm der Fremde die Tücher mit den Erbsen auf und mit sich fort. Als nun nach einer Weile der Ortsvorsteher wieder herauskam, um zu sehen, wie weit das Werk vorangeschritten sey, und keine Tücher und Erbsen mehr erblickte, zweifelte er nicht mehr daran,

daß die Seitenmauern bereits darauf ständen und das Werk nun vollbracht sey, und voll Freude rief er die Gemeinde heraus und Alle sprachen frohlockend: ‚Aet hot söch gemagd, Jongen, ät hot söch gemagd.‘ Und fortan war die Kirche hinreichend räumlich und Alt und Jung damit zufrieden. — In den C . . . er Wiesen hatten die Maulwürfe seit einiger Zeit wacker gewühlt. Die Sache wurde dem Stadtrathe berichtet und derselbe setzte sogleich eine ansehnliche Belohnung für Jeden aus, welcher ihm einen Maulwurf lebendig auslieferte. Nicht lange stand es an, und ein lebendiger Maulwurf wurde eingehändigt. Der Stadtrath berathschlagte hierauf, wie man den Wühler, welcher so viel Unheil in den Wiesen angerichtet, zur Abschreckung aller übrigen bestrafen möge. Ein weises Rathsmitglied schlug vor, man möge ein Loch in die Erde machen und den Maulwurf darin lebendig begraben. Alle Rathsherrn stimmten dem bei, und sofort ward diese Strafe an dem Verbrecher vollzogen.“

Auch in den Sprüchwörtern und im Idiotikon tritt viel Eigenthümliches hervor.

Wenn man so viel Anziehendes und für die Sittengeschichte Werthvolles in der Eifel findet, wie steht es denn im Hundsrück aus? wird der nicht auch bald einen Sammler finden? Und Lothringen?

Novelle.

Die Frau Pfarrerin. Ein Lebensbild von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer, 1855.

Das letzte Werk des zu früh verstorbenen Jeremias Gotthelf, aber eines seiner besten. Es enthält (auf nur 57 Seiten) die Lebensgeschichte einer einfachen Pfarrersfrau. Sie war die einzige Tochter eines Kaufmanns und heirathete einen kleinen gutmüthigen, aber beschränkten Pfarrer. Sie selbst war eine sehr einfache, bescheidene, schüchterne Natur. Sie verlor Vater und Gatten bald, hatte keine Kinder und lebte noch eine Zeitlang als stille Wittwe, bis auch sie plötzlich starb. Das alles ist so gewöhnlich, beziehungsweise so schwächlich, daß es gar kein Interesse zu gewähren verspricht. Aber das Bild ist mit einer solchen Meisterschaft ausgemalt, daß wir nur mit Entzücken dabei verweilen können, wie vor dem Werk eines großen niederländischen Meisters. Die Erzählung der Wittwe von ihrer Jugend, von ihrem kleinen Vicar, von ihrem Ehestand ist von reizender Bescheidenheit und Naivetät und die Geschichte ihres stillen Endes rührend. „Eines Morgens, als eben die Sonne ihr Stübchen vergoldete, schied sie leise, ohne schweren Athemzug; blos das Vögeli, das auf ihrem Kopfe saß, merkte ihr Scheiden, flatterte ängstlich um ihren Kopf herum, setzte sich auf ihre Achsel, schlug, so laut es konnte, seine Triller, pickte dann und zerrte, als ob es sie wecken wolle, und als es sie nicht wecken konnte, setzte es sich trübselig auf's Hauptkissen, flatterte von Zeit zu Zeit über sie hin, setzte sich, wenn es sie immer so still und unbeweglich sah, wieder an's alte Ort, sträubte schon Nachmittags sein Gefieder, und als man es mit Sonnenuntergang wie üblich z'Sädel tragen wollte, war es schon für immer z'Sädel gegangen, todt lag es auf ihrer Achsel, wo es im Leben so viel gesessen war, es war seiner guten Herrin nachgegangen, ihre Liebe zu missen vermochte es nicht einen Tag lang. So innig hängt wohl selten der Mensch am Menschen, man vermißt einander wohl, aber selten werden die Herzen blutig gerissen, geschweige daß sie sterben. Nun, eine Lücke riß ihr Verlust auch in mein Leben, wie ich sie selten empfunden, und worüber mein Vetter sich nicht wenig ärgerte. Er könne nicht begreifen, was mir da sollte zu Herzen gehen, sagte er, wir seyen ja gar nicht verwandt, nicht einmal von der nämlichen Gesellschaft, nicht manchen Monat daure unsere Bekanntschaft, und da sey es ein Nöthlichthun, das nicht natürlich sey, sondern affektirt, unnatürlich, sentimental, die Herren von der Waisencommission fänden es auch so und hätten sich sehr aufgehalten darüber. Beim Mangel an allen Verwandten nahm Niemand von ihrem Tode Notiz als die Herren von der Waisencomission, sie füllten auch die Kutsche, die hinter ihrem Sarge herfuhr. Ihr Scheiden machte also keinen Lärm auf Erden, ging ganz stille vorüber. Desto größere Freude wird im Himmel gewesen seyn bei den Engeln, die schon lange sie kannten und liebten, als sie zu ihnen kam, mit ihnen den Herrn zu loben und zu preisen, wie es nur die reinen Seelen vermögen.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel. — Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.



